Geschichte

der

Teutschen

von

Heinrich Luden.

Dritter Band.

Luden
Geschichte
d. Teutschen
3

Höchstes hast Du vollbracht, mein Volk, Schmachvolles erduldet:
Stets Dir selber nur gleich hast Du das Schönste bewahrt.
Wirst Du dereinst Dich Deiner bewußt: . . . . .

(Ende 1813.)

Jena.
Friedrich Luden.
1843.

g. d. D.
40 G braun

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Sechszehntes Buch.

Seite

1. Der Reichstag zu Camba. Wahl des Franken Konrad zum Könige der Teutschen 1
2. Die ersten fünfzehn Monate von Konrad's II Regierung . 6
3. Konrad II in Italien. Seine Krönung als Kaiser . . . 11
4. Streit zwischen dem Kaiser und seinem Stiefsohn Ernst von Schwaben 15
5. Kriege mit Polen und Ungarn. Ausgang des Herzogs Ernst von Schwaben 18
6. Abkommen mit Polen, Ungarn, Böhmen. Unterwerfung der Liutizen. Vereinigung Burgund's mit dem teutschen Reiche 22
7. Teutschland's und Italien's Zustände 28
8. Konrad II zum zweiten Mal in Italien. Sein Tod . . 35
9. Heinrich III. Seine Stellung, seine Zwecke. Der Feudal-Adel 42
10. Böhmen's Unterwerfung. Krieg mit Ungarn 49
11. Heinrich's III Bemühungen um den Frieden im teutschen Reich. Ungarn ein Lehen des teutschen Reiches . . 54
12. Ereignisse in Italien und in Rom seit der Rückkehr Konrad's II aus diesem Lande 59

Siebenzehntes Buch.

1. Heinrich III in Italien. Besetzung des päpstlichen Stuhles durch den Kaiser 65
2. Heinrich's III Waltung im Reiche. Neue und wiederholte Besetzung des apostolischen Stuhles durch den Kaiser . 68

Seite
3. Leo IX und Hildebrand 75
4. Kriege mit den Ungarn. Heinrich's III veränderte Stellung im Reiche 81
5. Die Verhältnisse der Sachsen. Adelbert, Erzbischof von Bremen 85
6. Zustände im untern Italien. Tod des Papstes Leo IX . 92
7. Heinrich's III neue Fahrt nach Italien. Sein Tod . . 97
8. Der Kaiserin Agnes vormundschaftliche Verwaltung des Reiches 101
9. Zwist zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht. Päpstliches Decret über die Papstwahl 107
10. Fortgang des Zwistes. Herzog Robert Guiscard Vassall des päpstlichen Stuhles 112
11. Offener Bruch zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht, der Kirche und dem Reiche 115
12. Die Kaiserin Agnes ihres Sohns und der Verwaltung des Reiches beraubt 119

Achtzehntes Buch.

1. Die nächsten Folgen der That von Kaiserswerth . . . 123
2. Fürstenversammlung in Tribur. Adelbert's Sturz. Alexander II einziger Papst 129
3. Glücklicher Aufstand der nördlichen Slaven. Neue Wirrnisse im Reich 135
4. Heinrich's IV Ehesache. Zehntstreit in Thüringen . . 138
5. Heinrich IV und Otto von Nordheim 142
6. Adelbert's Tod. Hanno von Neuem erster Rath des Königes 147
7. Hanno's Entfernung. Heinrich's IV Willkührlichkeit und Glück 151
8. Der Papst Gregor VII 155
9. Die Empörung der Sachsen 160
10. Heuchlerische Unterhandlungen 166
11. Friede mit den Sachsen. Die Zerstörung der Harzburg . 173

Neunzehntes Buch.

1. Unglück der Stadt Cöln. Das Verbot der Priesterehe . 179
2. Wirkungen des Verbotes der Priesterehe. Verbot der Investitur 186

Seite

3. Heinrich's IV Sieg über die Sachsen und Thüringer bei Hohenburg 190
4. Unterwerfung der Sachsen 194
5. Erste Feindseligkeiten zwischen Gregor VII und Heinrich IV . 201
6. Absetzung des Papstes Gregor VII durch Heinrich IV und die Synode von Worms 208
7. Absetzung Heinrich's IV durch Gregor VII 214
8. Neuer Aufstand der Sachsen und Thüringer. Heinrich's IV neue Noth 217
9. Fürstenversammlung zu Tribur. Unterwerfung Heinrich's IV unter die Beschlüsse derselben 223
10. Die Tage von Canossa. Aussöhnung Heinrich's IV mit Gregor VII 229
11. Heinrich's IV Verlegenheit in Italien. Neue Trennung zwischen ihm und Gregor VII 233
12. Wahl Rudolf's von Schwaben zum Gegenkönig. Heinrich's IV Rückkehr nach Teutschland. Anfang des Krieges zwischen ihm und Rudolf 235

Zwanzigstes Buch.

1. Fortgang des Krieges zwischen Heinrich IV und Rudolf . 241
2. Neue Absetzung und Verdammung Heinrich's IV; neue Absetzung und Verdammung Gregor's VII. Die Schlacht an der Elster 249
3. Heinrich IV nach Italien. Der Gegenkönig Hermann . . 254
4. Heinrich IV in Rom und Rückkehr nach Teutschland. Verwüstung Rom's durch die Normannen 257
5. Heinrich's IV neues Ansehen in Teutschland. Tod Gregor's VII 261
6. Heinrich's IV neue Verlegenheiten 266
7. Heinrich IV abermals in Italien 273
8. Die Kreuzzüge 281
9. Heinrich's IV Rückkehr nach Teutschland. Heinrich (V) Heinrich's IV Sohn als Nachfolger im Reich anerkannt . 289
10. Händel zwischen Heinrich IV und dem Papste Paschal II. Abfall des Königes Heinrich V von seinem Vater . 292
11. Heinrich IV in der Gefangenschaft seines Sohnes . . 300
12. Heinrich's IV Rettung und Tod 308

Einundzwanzigſtes Buch.

Seite

1. Heinrich V. Das Reich. Der Papſt Paſchal II . . . 313
2. Heinrich's V kriegeriſche Heerfahrten gegen die benachbarten Völker 318
3. Heinrich V in Italien. Sein Vertrag mit Paſchal II . . 322
4. Der Papſt Paſchal Heinrich's V Gefangener . . . 327
5. Heinrich's V Krönung als Kaiſer. Sein Streit mit der Kirche. Bannfluch 330
6. Heinrich's V raſche Strenge. Seine Vermählung. Die Schlacht am Welfesholze 337
7. Des Kaiſers Heinrich V Verlaſſenheit und Noth in Teutſchland. Fahrt nach Italien 343
8. Heinrich V in Italien 348
9. Wirrungen in Teutſchland. Des Kaiſers Rückkehr. Wahl Calixt' II 355
10. Vergebliche Friedensverhandlungen zwiſchen Heinrich V und Calixt II 360
11. Friedensſchluß zwiſchen Heinrich V und Calixt II. Calixtiniſches Concordat 365
12. Heinrich's V letzte Jahre und Tod. Das Reich beim Ausſterben des fränkiſchen Hauſes 376

Zweiundzwanzigſtes Buch.

1. Wahl und Krönung des Sachſen Lothar 385
2. Lothar's erſte Jahre. Anfang des Streites mit den Hohenſtaufen. Konrad von Hohenſtaufen Gegenkönig . . . 390
3. Zwiefache Papſtwahl. Mißhelligkeiten zwiſchen dem Könige Lothar und dem von ihm anerkannten Papſt Innocenz II 399
4. Anerkennung der Hoheit des teutſchen Reiches von den Dänen und den benachbarten ſlaviſchen Völkern. Lothar's Fahrt nach Rom. Kaiſerkrönung 405
5. Lothar's Stellung nach ſeiner Rückkunft aus Italien. Unterwerfung der Hohenſtaufen 412
6. Des Kaiſers Lothar zweite Fahrt nach Italien. Sein Tod . 418
7. Erhebung des Hohenſtaufen Konrad zum Könige der Teutſchen 424
8. Krieg zwiſchen dem Könige Konrad III und dem Herzoge Heinrich von Bayern und Sachſen. Tod des Herzoges 428

Seite

9. Trügerisches Abkommen zwischen dem Könige Konrad und dem jungen Herzoge Heinrich (dem Löwen) von Sachsen . 434
10. Händel der Päpste mit den Römern. Mißtrauen Eugen's III und Konrad's III wider einander 442
11. Ein neuer großer Kreuzzug. Konrad III und viele Teutsche empfangen das Kreuz 448
12. Rüstung. Trennung der Kreuzfahrer. Aufbruch. Heinrich's (des Löwen) erster Auftritt 455
13. Kreuzzug der Sachsen und Dänen gegen slavische Völker . 462

Dreiundzwanzigstes Buch.

1. Friedrich's I Thronbesteigung und erste Stellung. Hoftag zu Merseburg 473
2. Verwickelung der Verhältnisse Friedrich's I 480
3. Friedrich's I erste Fahrt nach Italien 486
4. Friedrich's I Kaiserkrönung. Verbrennung des Ketzers Arnold von Brescia 492
5. Des Kaisers rascher und gefährlicher Rückzug 499
6. Des Kaisers Friedrich Verfahren in Teutschland zur Herstellung der Ruhe und Ordnung 503
7. Heinrich's des Löwen Wesen, Weise und Verfahren . . 510
8. Heerfahrt nach Polen. Zwist zwischen dem Kaiser und dem Papste 521
9. Der Kaiser in Italien. Mailand's Unterwerfung . . 530
10. Friedrich's I Anordnungen in Italien 540

Vierundzwanzigstes Buch.

1. Verurtheilung Mailand's durch Rechtsgelehrte in Bologna . 550
2. Belagerung und Zerstörung der Stadt Crema . . . 555
3. Zwiespaltige Papstwahl. Alexander III und Victor IV. Des Kaisers Entscheidung für Victor 558
4. Rückkehr Heinrich's des Löwen und anderer Fürsten nach Teutschland. Bannfluch und Widerspänstigkeit gegen den Kaiser 567
5. Mailand's Belagerung, Unterwerfung, Zerstörung . . 573
6. Heinrich's des Löwen Eroberung und Waltung in Sachsen und Bayern 580

Seite

7. Unterwerfung der italiänischen Städte. Flucht des Papstes Alexander nach Frankreich. Zusammenkunft des Kaisers mit dem Könige der Franzosen 585
8. Zerstörung der Stadt Mainz durch Friedrich I. Unterwerfung der Obotriten durch Heinrich den Löwen . . 594
9. Mißhandlung der Italiäner. Friedrich I zum dritten Mal in Italien 601
10. Heinrich's des Löwen neue Fahrt gegen die Obotriten. Unruhen und Kämpfe im südlichen Teutschland . . . 609

Sechszehntes Buch.

1.

Der Reichstag zu Camba.
Wahl des Franken Konrad zum Könige der Teutschen.

Durch den Untergang der ächten Karolinger hatte sich die alte Sehnsucht der Teutschen nach Vereinigung zu dem Gedanken, daß alle teutschen Völker ein einiges untheilbares Reich bilden müßten, gesteigert. In diesem Gedanken hatte der Franke Konrad, um die bedrohte Ehre seines Volks aufrecht zu erhalten, das ostfränkische Reich vergeblich her zu stellen gesucht. Da hatte er auf den Einen Mann hingewiesen, der im Stande zu sein schien für alle teutschen Völker ein gemeinsames Vaterland zu begründen: auf Heinrich den Sachsen. Heinrich hatte das Vertrauen des sterbenden Königes glänzend gerechtfertigt; aber auch er war dem Schicksal erlegen, ehe er sein Werk zu vollenden vermocht hatte. Seinem Sohn, Otto I, hätte Größeres gelingen mögen, wenn derselbe auf seinem Wege fortgewandelt wäre; Otto aber, an Statt König aller Teutschen zu bleiben, hatte nach dem Kaiserthume gestrebt, an Statt für Teutschland die ganze Küste zweier Meere im Norden zu gewinnen, die teutschen Völker sich selbst überlassend, Teutschland's Macht zu Italien's Unterwerfung verschwendet. Dadurch hatte er für sich einen glänzenden Namen, für das teutsche Reich einen blendenden Ruhm erworben: aber für sein Vaterland, für sein Volk war sein Streben hindernd und hemmend geworden. Unter seinem Sohn und seinem Enkel war die Saat, die er ausgesäet, üppig aufgegangen: das Reich hatte seine Macht, der

Thron seine Würde, die Krone ihren Glanz verloren. Endlich hatte Heinrich II, durch eine schleicherische Benutzung der Umstände zum Reiche gelangt, sich eine Krone bittweise zusammen gelesen, die auf seinem Haupte niemals Achtung, niemals Ehrfurcht gebot.

Nach Heinrich's Tode trafen die größern weltlichen Fürsten Anstalten sich ohne König zu behelfen: sie suchten nur ihre eigenen Häuser groß zu machen, und für dieses Streben war die Aufgelös'theit des Reiches förderlich. Die Geistlichen dagegen bedurften eines Königes. Der Reichthum der Kirche war unermeßlich, aber der Neid der Weltlichen nicht geringer, und bei der zerstückelten Lage des Kirchengutes waren die Geistlichen ohne einen König außer Stande den Männern vom Schwerte Widerstand zu leisten. Der Mann jedoch, den sie zum Throne verlangten, durfte kein mächtiger Fürst sein, auf daß derselbe ihrer nicht weniger bedürfte als sie seiner.

Unter den weltlichen Fürsten war Niemand durch große Thaten der Mann des ganzen Volkes; die meisten waren nur in dem Lande bekannt, dem sie vorstanden. Auch gab es im eigentlichen Teutschland nur zwei große Herzoge, die sich wegen ihrer Macht für berechtigt halten konnten, Anspruch auf den Thron zu machen: Bernhard in Sachsen und Heinrich in Bayern. Bernhard aber stand in so schwierigen Verhältnissen zu den slavischen Völkern, daß er die Krone zu behaupten nicht hoffen konnte; Heinrich hatte viele große Vassallen gegen sich und keinen Sohn. Allen übrigen Fürsten, Markgrafen und Grafen stand des Markgrafen Ekkehard Schicksal warnend vor Augen. Die Geistlichen hatten daher keine weltliche Macht zu fürchten.

Die Kleinodien des Reiches befanden sich in der Hand der Kaiserin Kunigunde. Die Kaiserin hing mit ganzer Seele der Kirche an. Zwei ihrer Brüder waren geistliche Fürsten. Auch der letzte männliche Nachkomme Heinrich's I, Brun, ein Bruder des verstorbenen Kaisers, war Bischof von Augsburg. Diesem lag noch ein alter Groll auf dem Herzen, den er durch den neuen König zu befriedigen wünschte. Durch die Stiftung des Bisthumes Bamberg hatte Heinrich II ihrem

Hause bedeutende Erbgüter entzogen: darüber aufgebracht hegte Brun den Wunsch, das Werk desselben zu zerstören. Er glaubte, ein unbegüterter König würde, wenn er ihm die Aussicht auf die bambergischen Güter eröffnete, sein Streben befördern. Der Bischof Werinhar von Straßburg stand bei den Weltlichen in großem Ansehen, da ihm gelungen war, das Königreich Arelat an das teutsche Reich zu bringen. Auch Poppo, Erzbischof von Trier, galt viel wegen der Vormundschaft über seinen Neffen, den Herzog Ernst von Schwaben. In ähnlicher Weise hatten andere Bischöfe in andern Ländern ihre geistlichen Hände in weltlichen Dingen. Ueberdieß hatten die Geistlichen vor den Weltlichen den Vorzug höherer Bildung, die größere Leichtigkeit des Verkehrs und der Verständigung unter einander voraus. Endlich sah Teutschland in dieser Zeit eine Reihe tüchtiger Männer unter den Fürsten der Kirche, wie die Erzbischöfe Aribo von Mainz und Piligrin von Cöln. Also trafen viele Umstände zusammen, welche den Geistlichen die Entscheidung bei der Wahl eines Königes sicherten.

Sogleich nach Heinrich's Tode wurden rasche und mannichfaltige Unterhandlungen gepflogen. Die Kaiserin Kunigunde und ihre Brüder leiteten diesen Verkehr. Bald ward ein allgemeiner Reichstag ausgeschrieben, und schon in der achten Woche nach des Kaisers Ableben zu Camba am Rhein eröffnet. Aus allen teutschen Völkern zogen die Fürsten und Herren, von ihren Lehnleuten umgeben, heran. Die aus Sachsen, Franken, Bayern und Schwaben lagerten sich am rechten Ufer des Stromes, die aus Ober- und Nieder-Lotharingien auf dem linken. Die Fürsten beriethen sich in Camba. Alles war schon von den geistlichen Fürsten festgestellt: um den Schein einer freien Wahl zu erhalten, sollten zwei Männer in Vorschlag gebracht werden, der Eine durch Aribo, der Andere durch Piligrin. Beide Männer hiessen Konrad; man unterschied sie durch den Beinamen des ältern und des jüngern. Sie waren Vettern, Söhne zweier Brüder, Enkel des Herzogs Otto von Kärnthen, Urenkel des Herzoges Konrad von Lotharingien, des Helden vom Lechfelde. Des ältern Konrad Vater war der Graf Heinrich oder Hetzel.

Er selbst hatte kein Reichsamt und war weder mächtig noch reich. Beweise von Tapferkeit hatte er gegeben, aber weder ausgezeichnete noch rühmliche: nur an Fehden teutscher Fürsten wider einander hatte er Theil genommen. Auch war er gegen die Satzungen der Kirche mit Gisela, der Wittwe des Herzogs Ernst I von Schwaben, eine Vermählung eingegangen; dadurch hatte er den Zorn des Kaisers Heinrich auf sich gezogen, sehr vielen Menschen Anstoß gegeben. Endlich hatte er sich nicht durch Kenntnisse und Bildung hervorgethan; fortan hat er Geist, Scharfsinn und Witz, eine edele Gesinnung, Wohlwollen und Thätigkeit bewiesen, aber vor dem Tage zu Camba sind keine Beweise von diesen Eigenschaften und Tugenden zu finden. Dennoch boten ehrwürdige Männer, wie die Bischöfe Aribo von Mainz, Eberhard von Bamberg und Heima von Constanz Alles auf, um diesen Konrad zum Reiche zu bringen. Vielleicht werfen die Verhältnisse des jüngern Konrad einiges Licht auf dieses Bestreben.

Der Vater des jüngern Konrad war der Herzog Konrad von Kärnthen, seine Mutter Mathilde eine Schwester der Gemahlin Konrad's des ältern. Diese Mathilde war in zweiter Ehe vermählt mit dem Herzoge Friedrich von Ober-Lotharingien, und Friedrich förderte auf alle Weise seinen Stiefsohn. Konrad selbst wird Herzog in Franken genannt, nicht weil er ein Reichsamt verwaltete, sondern wegen seiner großen Besitzungen. Von seinen Eigenschaften und Tugenden ist vor dem Tage zu Camba kaum irgend Etwas bekannt geworden. Die Geistlichen aber hielten ihn wegen seiner Macht und seiner Verbindungen für gefährlich. Wenn der Erzbischof Piligrin von Cöln und die übrigen Bischöfe in Lotharingien ihn dennoch begünstigten, so ist dieses wohl nur aus Furcht vor den Herzogen in Lotharingien geschehen. Den ältern Konrad aber mögen die Geistlichen auserkohren haben, weil er mit dem jüngern zu Einem Hause gehörte und weil sie aus den Verhältnissen dieses Hauses die Hoffnung schöpften, der jüngere Konrad werde am Leichtesten vor seinem Vetter und Freunde zurücktreten.

Während der Verhandlungen zu Camba trat der ältere Konrad zu dem jüngern: „Es ist ein großer Augenblick.

Weder dir noch mir ist die höchste Ehre zugedacht: Gott hat unserm Geschlechte die Geneigtheit der teutschen Völker zugewendet. Durch Eintracht können wir unser Haus groß und glänzend machen; durch Zwietracht würden wir es entwürdigen. Mein Entschluß ist gefaßt: wenn das Volk dich zum König und Herrn begehrt, so werde ich dir sogleich meine Huldigung darbringen; wenn hingegen Gott seinen Blick auf mich gerichtet hat, so erwarte ich von dir dasselbe." Der jüngere Konrad versprach. Da gab der ältere seinem Nebenbuhler einen Kuß. Dieser Kuß war ein verabredetes Zeichen. Der Erzbischof Aribo erhob sogleich seine Stimme für Konrad den ältern. Die meisten Bischöfe folgten seinem Beispiele. Da trat der jüngere Konrad hervor, sein Versprechen zu erfüllen; die meisten Fürsten und die versammelte Menge begrüßten den ältern als König und Herrn; die Kaiserin Kunigunde legte dem neuen Könige die Zeichen der königlichen Würde zu Füßen. Der Herzog Friedrich von Lotharingien und der Erzbischof Piligrin von Cöln verliessen zwar die Versammlung, kehrten aber bald, als sie sich besprochen hatten, zu der Versammlung zurück um den älteren Konrad auch als ihren König und Herrn an zu erkennen; ja der Erzbischof Piligrin, als hätte er Etwas wieder gut zu machen, bat den neuen König, daß er ihm verstatten möge, die Königin Gisela in der Kirche von Cöln zu weihen.

Am vierten Tage nach der Eröffnung der Versammlung, am Achten September's 1024, begab sich der König Konrad II von den Fürsten des Reichs und allem Volke begleitet nach Mainz. Hier stellte ihm der Erzbischof Aribo in ernster Rede seine hohe Bestimmung, seine großen Pflichten vor: „Gott fordert Großes von Dir: das Größte ist, daß Du dem Vaterlande den Frieden sicherst und im Vaterlande die Gerechtigkeit wahrst." Während seiner Rede salbte der Erzbischof den Gewählten und weihete ihn zum Könige der Teutschen.

Auf solche Weise gelangte Konrad II zum Throne. Spätere Zeiten haben ihn im gelehrten Irrthume den Salier genannt, das Haus, das er gründete, das salische. Gewiß ist nur: Konrad war ein Franke; die Krone kam durch ihn von

Männern sächsisches Stammes zu Männern fränkisches Stammes. Da nun jenes Haus, das Heinrich I gegründet hatte, das sächsische genannt zu werden pflegt, so wird das Haus, das in Konrad zum Reiche kam, mit Recht durch den Namen des fränkischen Hauses unterschieden.

2.

Die ersten fünfzehn Monate von Konrad's II Regierung.

Der neue König Konrad II unternahm eine Reise durch das Reich. Er begab sich zuerst nach Cöln: daselbst erhielt die Königin Gisela von Piligrin dem Erzbischofe die Einsegnung, durch welche der Fleck, der auf des Königs Ehe lag, ausgetilgt wurde. Hierauf ging Konrad nach Aachen, setzte sich auf den Stuhl Karl's des Großen, den „Erzthron des gesammten Reichs", und bewährte in Anordnungen und Entscheidungen eine große Klugheit. Den Geistlichen machte er mancherlei Zugeständnisse, den weltlichen Vasallen bewilligte er die Erblichkeit der Lehen, die schon in ihrem Besitze waren. Gegen Alle bewies er sich mild, freundlich, geistreich im Gespräch und Umgang. So gewann er die Herzen vieler Menschen; aber die Herzoge Goselo und Friedrich in Lotharingien gewann er nicht.

Die Sachsen machten ihm Sorge. Durch den Ruhm Heinrich's I, durch den Glanz Otto's des Großen war der alte Haß dieses Volkes gegen den fränkischen Namen ausgetilgt. Da aber jetzt die Krone abermals von den Sachsen an die Franken gekommen war, mochte der alte Groll aus der Furcht vor Kränkungen für ihren hundertjährigen Stolz leicht wieder emporschiessen. Der neue König berief alle sächsischen Fürsten und Herren zum Weihnachtsfeste nach Minden. Es gelang ihm sie allzumal zu gewinnen. Er bestätigte die alten grausamen Gesetze zur Befestigung des Herrnthumes der Adelinge und der Kirche; die Sachsen leisteten ihm sämmtlich den Eid der Treue. Im Frühlinge, 1025, begab er sich nach dem südlichen Teutschland, und auch in Bayern und

Alemannien wußte er sein königliches Ansehen zu befestigen. Inzwischen zogen Italien und Burgund seine Aufmerksamkeit auf sich.

In Italien tobte die Zwietracht ununterbrochen weiter. Auf die Nachricht von Heinrich's II Tode war es in Pavia zu einem neuen Ausbruche gekommen. Die Einwohner hatten vor 20 Jahren den Palast des Königs in Flammen gesetzt; 9 Jahre später waren sie gezwungen worden einen neuen schönern kaiserlichen Palast zur Büßung ihres Frevels mitten in der Stadt zu erbauen. Dieser Palast war ihnen ein mahnendes Denkmal ihrer Schmach und Dienstbarkeit gewesen; um dasselbe hatten sich Grimm und Groll festgeschlungen, an demselben eine höhere Gesinnung emporgewunden. Ueberhaupt hatte sich in den italischen Städten seit zwei Menschenaltern ein bürgerlicher Geist erhoben, der nach der Befreiung vom Drucke des Lehnwesens rang und strebte. Das ungeheuere Unglück, das in dieser Zeit über Italien gekommen war, hatte die Empfindung der Menschen geschärft, ihren Verstand gewetzt, die Bewohner der Städte, aus dem alten Schlafe gerissen, zum Gefühl ihrer selbst gebracht. Pavia am Gräßlichsten mißhandelt empfand am Tiefsten. Daher erhoben sich die Einwohner und zerstörten den neuen königlichen Palast von Grund aus.

Viele Italiäner freueten sich dieser That; Viele zitterten vor der Rache. Den Wunsch, der Herrschaft der Fremden ein Ende zu machen, das Aussterben des königlichen Hauses zu benutzen, theilten Alle. Selbst die Fürsten, die es mit den Teutschen gehalten hatten, fanden es schmachvoll, einen König an zu erkennen, den ein fremdes Volk ohne ihnen nur eine Anzeige zu machen erwählt hatte. Aber Niemand hatte Vertrauen zu dem eigenen Volke; Niemand glaubte, ein italischer Fürst werde alle Italiäner um einen vaterländischen Thron zu versammeln vermögen. Einige Fürsten beschlossen sich dem Könige der Franzosen in die Arme zu werfen. Sie baten den König Robert, Italien's Krone an zu nehmen, wenigstens seinem Sohne Hugo die Annahme zu verstatten. Andere strebten entgegen, lähmten die französische Partei ohne selbst zur Einigkeit zu gelangen.

Der Erzbischof Heribert von Mailand, der unter den Anhängern der Teutschen am Höchsten stand, entschloß sich nach Teutschland zu gehen, um den König Konrad zu einer Heerfahrt über die Alpen zu bewegen. Viele Bischöfe und auch weltliche Herren folgten seinem Beispiele. Darüber geriethen die Einwohner von Pavia in Schrecken: sie sandten gleichfalls Abgeordnete an den König. Konrad II empfing den Erzbischof, die Bischöfe und Vasallen zu Constanz: sie leisteten den Eid der Treue und stellten Geisseln; Heribert versprach, den König sogleich bei seiner Ankunft in Italien als König von Lombardien zu krönen; Konrad versprach dagegen eine baldige Heerfahrt über die Alpen. Anders wurden die Abgeordneten aus Pavia empfangen. Konrad fuhr sie hart an. Die erschrockenen Männer suchten die Stadt zu entschuldigen: „Wir sind unserm Kaiser bis zu seinem Tode treu gewesen; alsdann haben wir freilich ein Haus zerstört, aber nicht das Haus des Königes; denn wir hatten keinen König.“ Konrad erwiderte: „Das Haus des Königes habt ihr nicht zerstört, aber das königliche Haus. Der König war gestorben, das Reich war geblieben. Es war ein öffentliches Gebäude, nicht euer Eigenthum. Wer fremdes Gut angreift, der ist dem Könige verfallen.“

Aber Konrad war außer Stande seine Drohung geltend zu machen. Er befand sich auf einem Kriegszug nach Burgund. Der König Rudolf III nämlich und die Vasallen des Landes hatten allerdings den Kaiser Heinrich II als künftigen König in Burgund anerkannt; Heinrich aber, ein Sohn von Rudolf's ältester Schwester Gisela, war kinderlos gestorben, und Rudolf saß noch unthätig auf seinem Thron. Auf den Thron des teutschen Reiches war ein Mann anderes Stamms, anderes Geschlechts erhoben worden. Also entstand die Frage: ob Rudolf seine Krone als Oheim seinem Neffen und nächsten Erben, oder ob er sie als König dem Könige der Teutschen überlassen habe? Im ersten Falle war Heinrich's II anerkannter Erbanspruch zunächst auf den Grafen Odo von der Champagne, den Sohn von Rudolf's zweiter Schwester Bertha, übergegangen, und weiter auf den jungen Herzog Ernst II von Schwaben, den Enkel von Rudolf's dritter Schwester Gerberg,

den Sohn der Königin Gisela aus ihrer Ehe mit dem Herzog Ernst I von Schwaben. Im zweiten Falle hatte Heinrich's Nachfolger im teutschen Reiche Konrad II ein gutes Recht auf die burgundische Krone. Der König Rudolf, von seinen Vasallen gedrängt, behauptete, er habe als Oheim seinem Neffen das Reich Burgund versprochen; der Vertrag sei daher durch Heinrich's Tod aufgelöst; die Vasallen erklärten, sie würden nicht dulden, daß ein fremder König die Krone ihres Reiches wie ein herrnloses Gut an sich risse. Zugleich nahmen Odo von der Champagne und Ernst von Schwaben ihr Erbrecht in Anspruch. Konrad II behauptete dagegen, der Vertrag zwischen Rudolf und Heinrich sei ein Vertrag zwischen dem burgundischen und dem teutschen Reiche gewesen; also gebühre ihm die Nachfolge in Burgund. Um die Richtigkeit seiner Behauptung zu beweisen, hatte er die kriegerische Fahrt unternommen, auf welcher er sich jetzt in Constanz befand. Zu derselben waren vorzugsweise die Vasallen Alemannien's aufgerufen, des Landes, dessen Herzog ein Erbrecht auf Burgund in Anspruch nahm. Das verdroß den jungen Herzog Ernst, Konrad's Stiefsohn, auf das Tiefste: es war der Anfang eines Zwistes, der sich in der Folge jammervoll verwickelt hat.

Der König unterwarf Basel, ein Bollwerk des burgundischen Reichs. Aber eine doppelte Verlegenheit hinderte ihn, das rasch Angefangene rasch zu vollenden: es fehlte ihm an Geld, und an der andern Seite des Reiches drohte eine bedenkliche Gefahr. Dem Geldmangel minderte er durch die Ketzerei der Simonie. Der bischöfliche Stuhl in Basel stand seit drei Monaten leer; Ulrich, ein reicher Geistlicher von vornehmer Herkunft, bot dem König eine große Summe, wenn er ihm den Sitz ertheilen wollte: Konrad nahm das Geld, Ulrich wurde Bischof. Die Gefahr hingegen war nicht so leicht zu entfernen. Boleslav, der Fürst der Polen, hatte alle slavischen Länder östlich von der Oder bezwungen und überall das Kreuz aufgerichtet; in den letzten Jahren hatte er mit dem Großfürsten Jaroslav von Rußland mannichfaltige Kämpfe siegreich bestanden. Stolz auf seine Siege legte er nach Heinrich's II Tode die Zeichen der königlichen Würde an,

ſagte ſich von dem Namen des Königes der Teutſchen völlig los und betrieb große Rüſtungen. Konrad II traf daher die nöthigen Anſtalten zur Sicherung der Stadt Baſel, eilte nach Sachſen, bereitete ſich zu einem Kriege gegen die Polen vor. Aber zum Kriege kam es nicht. Boleslav wurde plötzlich aus dem Leben hinweggeriſſen, und mit ihm ſtürzten ſeine hochfliegenden Entwürfe zuſammen. Sein Sohn und Nachfolger, Mjesko II, ein wüſter Lüſtling, ſah die Auflöſung der Welt, die ſein Vater geordnet hatte, ohne ſie zu bemerken. Die unterdrückten Völker erhoben ſich; ſein Bruder Otto erregte wider ihn einen gräuelvollen Kampf. Wenn daher Konrad jetzt die Macht der Teutſchen wider die Polen vereinigt hätte, ſo würde ihm leicht geworden ſein, die Gränzen des Reiches gegen die Polen willkührlich erweitert feſt zu ſetzen. Aber Konrad's Geiſt war nach dem Süden gerichtet. Auch waren neue Verwickelungen entſtanden, die er ſchnell entwirren mußte, wenn ſie nicht unauflöslich werden ſollten.

Robert, der König der Franzoſen, hatte die italiſche Krone abgelehnt, bald auch ſeinem Sohne Hugo die Annahme derſelben unterſagt. Als aber Konrad II Burgund verließ um die öſtliche Gränze des Reiches gegen die Polen zu ſchützen: da verſuchte die franzöſiſche Partei in Italien einen andern Weg. Sie bot das Reich Italien und die Kaiſerkrone dem Sohne des reichen Grafen Wilhelm von Poitiers, Herzoges von Aquitanien, an. Wilhelm genehmigte das Anerbieten für ſeinen Sohn gleiches Namens unter der Bedingung, daß geiſtliche und weltliche Herren in Italien einſtimmig ſein ſollten. Die Abgeordneten verſicherten dieſe Einſtimmigkeit. Alſo ſuchte Wilhelm Alles in Bewegung zu ſetzen; dem Könige Robert bot er Geld, damit er die Herzoge in Lotharingien in ihrer Feindſchaft gegen Konrad erhalten, ſelbſt mit einem Einfall in dieſes Land drohen möchte; dem ſchlauen und habſüchtigen Biſchof Leo von Vercelli, ſeinem Freunde, verſprach er große Belohnungen, wenn er die Sache ſeines Sohnes fördern, im Beſondern den Erzbiſchof Heribert zu gewinnen ſuchen wollte; der Graf Odo von der Champagne war ſein Schwager und durfte kaum angeregt werden ſich gegen Konrad zu erklären; auch Ernſt von Schwaben war leicht

gegen seinen Stiefvater auf zu reizen; auf die Burgundier endlich durfte er mit Zuversicht rechnen.

Aber der Entwurf scheiterte an Wilhelm's Besonnenheit, an der Italiäner Treulosigkeit, an Konrad's Glück und Entschlossenheit. Der Herzog begab sich selbst nach Italien: er fand nur Zwietracht und Parteiung, Hader und Haß, Selbstsucht, Habgierde und wüste Wünsche. Diese Zustände erregten in ihm einen solchen Widerwillen, daß er Italien mit dem Entschlusse verließ sich mit dieser Sache in keiner Weise zu befassen. Konrad dagegen eilte, sobald er vor den Polen sicher war, gegen das Ende des Jahres nach Lotharingien. Die Herzoge dieses Landes erschraken bei seiner unerwarteten Ankunft. Der Bischof Gerard von Cambray aber stellte sich als Vermittler auf. Er führte die Herzoge zum Weihnachtsfeste nach Aachen zu dem Könige: die Herzoge gelobten von Neuem Treue und Ergebenheit; Konrad nahm das Gelöbniß mit Freundlichkeit an. Und so hatte das Netz, mit welchem man den König zu umspinnen gesucht, einen solchen Riß bekommen, daß er wohl glauben durfte, in Teutschland selbst habe er von seinen Feinden Nichts mehr zu befürchten. Erst vor fünfzehn Monaten war ihm das Reich gleichsam zugeworfen; seitdem hatte er Glück auf Glück, Erfolg auf Erfolg gehabt. Er scheint zu dem Gedanken gekommen zu sein, daß ihm Nichts unerreichbar sein würde, was er zu gewinnen den Willen habe.

3.

Konrad II in Italien. Seine Krönung als Kaiser.

Konrad beschloß schnell eine Heerfahrt nach Italien zu unternehmen: diese Unternehmung schien, wenn sie gelang, auch über das Schicksal des burgundischen Reichs entscheiden zu müssen. Um die Mitte des Monates Februar, 1026, versammelten sich die aufgerufenen Fürsten, größtes Theiles Bischöfe vom Rhein, aus Lotharingien und Alemannien, zu Augsburg. Daselbst erschien auch der Herzog Ernst von Schwaben. Gisela trat zwischen ihrem Gemahl und ihrem Sohn um eine

Aussöhnung zu bewirken; sie erreichte, obwohl nicht ohne Mühe, ihren Zweck. Der König gab dem Herzoge gegen Recht und Gewohnheit die Abtei Kempten zu Lehen; Ernst versprach den Feinden des Königs überall entgegen zu wirken. Hierauf trat Konrad die Fahrt an. Ernst begleitete ihn über die Alpen, ward aber alsdann zur Vertheidigung des Vaterlandes zurückgesendet. Der König zog über Verona gegen Pavia. Die Einwohner dieser Stadt erboten sich einen neuen königlichen Palast außerhalb der Mauern zu erbauen. Konrad verlangte, daß sie das Gebäude an der Stelle des alten aufführen sollten. Deß weigerten sich die Pavesen. Konrad's Versuch, Pavia durch einen Handstreich ein zu nehmen, mißlang: er mußte sich nach Vercelli zurückziehen. Nach dem Osterfeste hielt er seinen Einzug in Mailand: der Erzbischof krönte ihn zum Könige von Italien. Nachdem er hierauf einige Fürsten, die als Vertheidiger von Pavia betrachtet wurden, bekämpft hatte, führte er sein Heer wieder gegen Pavia. Er schloß die Stadt ein, verwüstete das Land mit Feuer und Schwert, brannte selbst mit den Burgen auch die Kirchen nieder. Pavia wurde nicht bezwungen.

Im Monate Mai führte der König sein Heer nach Ravenna, behielt einen Theil desselben um sich in der Stadt, und ließ einen andern außerhalb lagern. König und Heer waren unmuthig. Daher ein strenges, hartes Verfahren; daher Widersetzlichkeit, Zank und Streit. Bald erhob sich in Ravenna zur Nachtzeit ein Aufstand. Die Ravennaten unterbrachen die Verbindung zwischen der Stadt und dem Lager, fielen die Teutschen in der Stadt mit jeglicher Waffe an. Während der Kampf durch die Gassen lief, überfielen Hausbesitzer ihre Gäste; von Mauern und Dächern wurden Steine, Pfähle, Alles was man zu fassen vermochte auf die teutschen Krieger herabgeworfen. Diese kämpften mit der Wuth der Verzweifelung gegen die ordnungslose Menschenmasse; viele Ravennaten fielen unter ihren Waffen. Entschieden aber wurde der Kampf erst am Morgen, als dem Grafen Eppo, dem besten Krieger aus Bayern, gelungen war, die Verbindung mit dem Heere vor der Stadt her zu stellen. Als die frischen Truppen in die Stadt eindrangen, da gaben die Ein-

wohner verloren; sie flüchteten sich in die Kirchen. Konrad rief seine Krieger von der Verfolgung der Wehrlosen zurück. Aber sein Edelmuth hielt nicht vor. Bald befahl er, daß die Ravennaten barfuß und im Gewande von Büßenden vor ihm erscheinen sollten. Sie gehorchten; aber in ihren gebrochenen Seelen haftete die Furcht nicht, und ihr Unglück ist für Andere eine Mahnung geworden, die Zeit besser wahrzunehmen.

Der harte Verlust, den das Heer erlitten hatte, nöthigte den König sich in die Thäler der Adda zurück zu ziehen. Dieser Rückzug brachte das ganze obere Italien in Bewegung. Der König hatte das Jahr herdurch zu unterhandeln, zu streiten: er brachte Niemand auf seine Seite. Zugleich änderte sich seine Stellung zu Burgund. Seine Unfälle erregten in den Burgundiern große Hoffnungen. Er fürchtete, die Burgundier würden ihn im Rücken angreifen, ihn von Teutschland abschneiden. Die Gefahr schien um so größer, da um diese Zeit auch in Teutschland bedenkliche Dinge vorgingen. Deßwegen unternahm er einen Zug nach Ivrea um die burgundische Gränze von dieser Seite zu bedrohen. Sogleich erschienen burgundische Gesandte vor dem Könige. Was Konrad versprochen hat ist unbekannt; Rudolf aber machte sich anheischig, ihn nach Rom zu begleiten, seiner Krönung als römischen Kaiser bei zu wohnen; und Rudolf hat sein Wort erfüllt. Von diesem Augenblick an nahm Konrad's Sache eine bessere Wendung. Die Italiäner verloren die Hoffnung das teutsche Heer auf zu reiben, in derselben den Muth, ihren Widerstand fort zu setzen. Alle Fürsten leisteten den Eid der Treue. Das verlassene Pavia gab gleichfalls nach; die Stadt übernahm die Befehle des Königes zu erfüllen; Konrad war klug genug Nichts weiter zu verlangen. Hierauf nahm er seinen Weg nach Rom.

Auf dem apostolischen Stuhle saß Johann XIX. Benedict VIII war im Jahre 1024 gestorben; sein Bruder, dieser Johann, ein Laie, hatte durch Geld, böse Künste und die Gunst der Grafen von Tusculum seine Erhebung bewirkt. Das Aergerniß frommer Menschen war groß; der König aber, den Stand seiner Angelegenheiten erwägend, gab sich das An-

ſehn als ſei die Geſetzwidrigkeit der päpſtlichen Wahl ihm völlig unbekannt. Um ſo zuvorkommender war der heilige Vater. Konrad ward auf das Feierlichſte empfangen und zum Oſterfeſte den Sechsundzwanzigſten März 1027 zum Kaiſer gekrönt: zugleich empfing die Königin Giſela als Kaiſerin den päpſtlichen Segen. Dieſer Feierlichkeit wohnte der König Rudolf von Burgund bei; der König Knut der Große von Dänemark, der eine Pilgerfahrt nach Rom gemacht hatte, verherrlichte dieſelbe. Zwiſchen dem neuen Kaiſer und den beiden Königen wurden freundſchaftliche Verhältniſſe angeknüpft oder gepflegt. Rudolf wurde von dem Kaiſer von Neuem gewonnen: der Papſt ſtand auf der Seite des Kaiſers, und die gewandte Kaiſerin Giſela erhielt einen ſtarken Einfluß auf den Oheim; Rudolf erkannte den Kaiſer Konrad von Neuem als ſeinen Nachfolger an. Weniger glücklich war der Kaiſer in ſeinen Unterhandlungen mit Knut. Er überließ demſelben die Mark jenſeits der Eider, eine Mark, die mit zweifacher Wahrheit eine ſächſiſche zu nennen iſt, und ſtellte die Gränze zwiſchen dem teutſchen Reich und der däniſchen Herrſchaft auf die Eider. Bei den verwickelten Verhältniſſen, in welchen Konrad zu Italien und zu Burgund ſtand, war ihm allerdings die Erhaltung dieſer Mark ſehr läſtig, eine dauernde Befreundung mit den Dänen ſehr wünſchenswerth: daher ward auch zur Befeſtigung der neuen Freundſchaft eine Vermählung zwiſchen Konrad's Sohn Heinrich und Knut's Tochter Gunhild verabredet. Aber für das teutſche Volk war die Aufgebung des däniſchen Landes und die Anerkennung der Eider als Gränze ein unerſetzlicher Verluſt.

Noch in den Oſtertagen erhielt der Kaiſer einen neuen Beweis von der Feindſchaft der Italiäner, von der Gewaltſamkeit der Verhältniſſe. Ein Teutſcher gerieth mit einem Römer in einen Streit über eine Ochſenhaut. Der Streit führte zu einer Schlägerei. Sogleich ſtellte ſich das kaiſerliche Heer unter die Waffen; die Römer entgegen zu Roß und zu Fuß. Ein blutiger Kampf. Die Römer unterlagen nach langem Widerſtand. Am folgenden Tage mußten die Ueberwundenen vor dem Kaiſer erſcheinen, die Freien mit bloßen

Schwertern über den Nacken, die Unfreien mit Stricken um den Hals. So arg war die Verachtung und Verblendung in der Welt der Vassallen, daß man noch mit solchen Demüthigungen Gehorsam und Unterwürfigkeit gewinnen oder erzwingen zu können glaubte. Dem Kaiser jedoch scheint es unheimlich in der Umgebung von Blut und Jammer, von Haß und Zorn geworden zu sein. Er eilte aus Rom hinweg; aber er wollte diese Gegend nicht verlassen, ohne auch die Fürstenthümer Benevento und Capua zur Anerkennung seiner Hoheit gebracht zu haben. Es gelang ihm leicht. Er begehrte Nichts als das Versprechen der Treue, und dieses Versprechen kostete Nichts. Das Wichtigste, das bei dieser Fahrt Statt fand, war die Erneuerung der Verbindung mit den Normannen, die von Heinrich II Besitzungen erhalten hatten. Konrad bestätigte ihnen diese Besitzungen, vermehrte dieselben und legte ihnen von Neuem die Verpflichtung auf, das Land zu schirmen. Von dieser Zeit an scheinen die Normannen den Gedanken gefaßt zu haben, das Land, das sie zu erobern vermöchten als ihr Eigenthum an zu sehen und unabhängig zu beherrschen.

Der Rückzug des Kaisers aus Apulien ging in großer Eile über Rom. Er vermochte für Ruhe und Ordnung kaum Etwas zu thun; nur durch rasche Strenge suchte er hier und dort von Freveln ab zu schrecken. Am Fünfundzwanzigsten Mai's befand er sich schon in Verona.

4.

Streit zwischen dem Kaiser und seinem Stiefsohn Ernst von Schwaben.

In dem Herzog Ernst des Kaisers Stiefsohne lebte eine edele Seele, aber sein Geist war weder stark genug fremden Einwirkungen zu widerstehen, noch seine eigenen Leidenschaften zu beherrschen. Zu Augsburg war durch seine Mutter eine Aussöhnung zwischen ihrem Sohn und ihrem Gemahl bewirkt, aber durch die rasche Aussöhnung waren die Wunden in dem Herzen des Sohnes so wenig als des Vaters gründ-

lich geheilt worden. Alle, die nicht hatten was ſie begehrten, die ihre Begierden nur in einer Veränderung der Dinge befriedigen zu können glaubten, drängten ſich an den Herzog, ſchürten, reizten, ſtachelten. Sie brachten den jungen Fürſten leicht zu dem Wahne, daß er von Denen verlaſſen ſei, welchen ihn die Natur am Nächſten geſtellt hatte, ſelbſt von der eigenen Mutter. Er hielt ſich ſcheinbar ruhig, ſuchte jedoch Verbindungen mit allen Feinden des Königes; Manchen überließ er Güter, die ihm vom König ertheilt waren. Bald begann ein ſchwäbiſcher Graf Welf, reich an Beſitzungen, mächtig in den Waffen, eine Fehde wider den Biſchof Brun von Augsburg, dem der König die Erziehung ſeines Sohnes Heinrich anvertrauet hatte. Ernſt nahm keinen Theil für Welf, trat aber auch nicht hindernd ein. Das Glück wechſelte; die Verwüſtung war groß; endlich gelang es dem Grafen die Stadt Augsburg zu erobern. Der Biſchof entfloh mit ſeinem Zöglinge nach Italien und kam zum König auf dem Wege deſſelben nach Rom.

Da auch Rudolf von Burgund dem teutſchen Heere nach Rom folgte, ſo ſah Ernſt den Ausgang der Verhältniſſe in dieſem Reiche voraus. Er brach daher mit den Waffen in das burgundiſche Reich, um hier auf zu regen und den Italiänern neuen Muth zum Widerſtand gegen ſeinen Vater zu machen. Er rechnete auf eine thätige Theilnahme der Herzoge Friedrich von Ober-Lotharingien und Konrad des Jüngern. Aber ſeine Erwartungen wurden ſchnell getäuſcht. Der Herzog Friedrich ſtarb; der Herzog Konrad blieb unthätig; der König empfing die Kaiſerkrone: die Burgundier hatten kein Vertrauen zu dem jungen Fürſten, dem ohnehin das nächſte Erbrecht auf Burgund nicht zuſtand. Ernſt ſetzte ſich zwar feſt in einer Burg bei Zürich; aber ſchon am letzten Tage des Monates Mai befand ſich der Kaiſer in Brixen und ſeine Erſcheinung brachte alle feindſeligen Beſtrebungen in Verwirrung.

Der Herzog Heinrich von Bayern war geſtorben. Der Kaiſer berief daher die Fürſten und Herren in Bayern nach Regensburg; es gelang ihm leicht, ſie zu der Anerkennung ſeines zehnjährigen Sohnes Heinrich als ihres Herzoges zu

bewegen; er selbst übernahm die Verwaltung. Sogleich ordnete er eine Untersuchung über die Reichsgüter in Bayern an, die dem königlichen Fiscus entzogen oder nach der Sprache späterer Zeiten aus unmittelbaren Gütern des Reiches zu mittelbaren gemacht worden. Seit Karl dem Großen hatte kaum eine Aufsicht über das Reichsgut Statt gefunden; Konrad hat auch den Beraubungen desselben nicht abgeholfen, aber er hat doch dem schamlosesten Zugreifen einigen Einhalt gethan. Inzwischen begab er sich nach Augsburg und hatte daselbst eine Unterredung mit seinen Getreuen aus Schwaben wegen „der Verräther des Vaterlandes." Diese Männer, unter ihnen der Herzog Ernst, wurden zu einem öffentlichen Tage nach Ulm entboten.

Der Herzog Ernst zog von Vasallen Alemannien's umgeben heran. Ehe er sich mit dem Kaiser in eine Unterhandlung einließ, erinnerte er dieselben an Eid und Treue, bat sie, der Väter eingedenk, seine Ehre nicht blos zu stellen, versprach große Belohnungen für den Augenblick, größere für die Zukunft. Da traten die Grafen Friedrich und Anselm hervor, und sprachen vor dem Herzoge Grundsätze aus, die an sich jegliches Lobes würdig waren: „Wir haben Euch Treue geschworen gegen Jedermann, aber nicht gegen den König, durch welchen wir Euch untergeben worden sind; wir sind freie Männer, der Schirmherr unserer Freiheit ist unser König und Kaiser. Wollten wir den König verlassen, so würden wir unsere Freiheit verlieren; so lange Ihr von uns fordert, was gut und gerecht ist, werden wir Euch gehorchen; begehrt Ihr Etwas Anderes, so werden wir frei dahin zurückkehren, woher wir bedingungsweise zu Euch gekommen sind." Der Herzog Ernst war überrascht. Unter den Vasallen gab es zwar Einige, unter welchen der Tüchtigste ein Graf Wernher von Kyburg war, die sich bereit erklärten, für ihn Alles zu wagen; aber von den Waffen dieser wenigen Freunde konnte er weder Sieg noch Schutz erwarten. In seiner Verzweifelung unterwarf sich der unglückliche Jüngling unbedingt der Gnade des Kaisers. Konrad ließ ihn als Gefangenen in die Burg Giebichenstein abführen. Seine Anhänger hatten schwere Strafen zu erdulden. Der Graf

Wernher warf sich in sein festes Schloß Kyburg. Der Kaiser erschien vor der Burg. Wernher vertheidigte sich drei Monate lang; als alle seine Mittel erschöpft waren, überließ er die Burg seinen Feinden und suchte sein Heil in der Flucht.

Der Kaiser war Herr in ganz Alemannien. Da fand sich der König Rudolf III bei ihm zu Basel ein, um noch ein Mal den Vertrag, den er mit ihm geschlossen hatte, zu bestätigen. Als er hierauf den Rhein weiter herabzog, erschien auch sein Vetter und Mitbewerber um die Krone, ihm seine Ergebenheit zu bezeugen. Obgleich der Herzog Konrad öffentlich Nichts wider den Kaiser unternommen hatte, so mag er doch im Geheimen gewirkt und gefördert haben: denn Konrad II hielt ihn einige Zeit in Haft, während welcher er seine Burgen zerstören ließ; alsdann setzte er ihn in Freiheit und stellte ihn wieder her in seiner ganzen Ehre. Den Bischof Werinhar von Strasburg, der gleichfalls der Theilnahme an den Umtrieben verdächtig geworden, schickte er um sich seiner zu entledigen als Gesandten nach Constantinopel. Endlich nöthigte er seinen eigenen Bruder Gebhard, der in demselben Verdachte stand, den Waffen zu entsagen und das geistliche Gewand an zu thun. Mit diesem Vorgang endigten sich die Versuche gegen den Kaiser.

Konrad unterließ nicht aus seinem Sieg einen bleibenden Nutzen zu ziehen. Zum Osterfeste des Jahres 1028 berief er die Fürsten des Reiches nach Aachen, und ließ mit Zustimmung derselben durch den Erzbischof Piligrin von Cöln seinen Sohn Heinrich als König und Nachfolger im Reiche weihen und krönen.

5.

Kriege mit Polen und Ungarn.
Ausgang des Herzogs Ernst von Schwaben.

Die Tage des Glückes wurden unterbrochen. Wider die Polen mußte ein verderblicher, wider die Ungarn ein ver-

drießlicher Krieg geführt werden; gleichzeitig fanden im Innern Teutschland's jammervolle Ereigniſſe Statt.

Konrad II hatte die Gelangung Mjesko's II zur Herrſchaft in Polen nicht benutzen können um Rache an den Polen zu üben. Jetzt als Lotharingien beruhigt, Frankreich geſchreckt, Italien unterworfen, die Kaiſerkrone gewonnen, Burgund geſichert, die Dänen befreundet, die Händel in Schwaben geſchlichtet waren, jetzt ſcheint der Kaiſer auf den Gedanken gekommen zu ſein, gegen die Polen aus zu führen, was früher unmöglich geweſen. Am Pfingfeſte, 1029, wurde zu Merſeburg eine Fahrt wider die Polen beſchloſſen. Das Heer verſammelte ſich bei Magdeburg. Der Kaiſer drang vor in das feindliche Land. Verrätheriſche Wegweiſer führten ihn irre in Wüſten, Sümpfen und Wäldern. Er kam vor die Stadt Bautzen, wohin er nicht gewollt hatte. Er fing an die Stadt zu belagern; die polniſche Beſatzung aber leiſtete einen tapfern Widerſtand. Nach großem Verluſte ward er zur Rückkehr genöthigt. Er ſetzte einen neuen Feldzug mit einem größern Heere für das nächſte Jahr feſt. Aber für dieſes Jahr, 1030, ward ein anderer Krieg gegen Ungarn nothwendig.

Der König Stephan, der Gründer des Chriſtenthums unter den Ungarn, hatte ſich mit einer Schweſter Heinrich's II vermählt. Dadurch waren friedliche und freundliche Verhältniſſe zwiſchen Bayern und Ungarn entſtanden, die ſo lange dauerten als Heinrich II lebte. Nach dem Tode dieſes Kaiſers aber trat die alte Geſinnung in den Völkern wieder hervor; es bedurfte nur einer Veranlaſſung, um beide Theile zu den Waffen zu führen. Sie wurde durch den Biſchof Werinhar von Strasburg gegeben. Dieſer, von dem Kaiſer als Geſandter nach Conſtantinopel abgeordnet, wollte ſeinen Weg durch Ungarn nehmen. Um die Reiſe auf Koſten des frommen Königes Stephan zu machen, gab er eine Pilgerfahrt nach Jeruſalem vor. Seine Angabe aber wurde durch ſeinen prächtigen Aufzug Lügen geſtraft. Der König Stephan unterſagte ihm die Reiſe durch ſein Reich. Werinhar mußte ſeinen Weg über Venedig nehmen. Hierauf beging Albrecht, der Graf der bayeriſchen Mark, Feindſe-

ligkeiten gegen die Ungarn. Der König Stephan forderte Genugthuung; große Scharen von Ungarn drangen über die Gränze und ſetzten das ganze Herzogthum Bayern in Gefahr.

Während des Winters traf der Kaiſer Vorbereitungen zu dem Kriege gegen die Ungarn. Aber ſchon im Januar, 1030, fielen die Polen in Teutſchland ein. Sie fanden kaum einigen Widerſtand; auch wurden ſie von Teutſchen geführt, welche, aus dem Vaterlande vertrieben oder entflohen, in ihrem Ingrimme die Polen zu jeglicher Grauſamkeit aufreizten. Mjesko ging über die Elbe: zwiſchen dieſem Fluß und der Sale ſollen mehr als hundert Ortſchaften mit Feuer und Schwert vernichtet, faſt 10,000 Menſchen, Männer und Frauen, als Gefangene hinweggeführt ſein. Während dieſer Vorgänge verſtattete der Kaiſer dem Biſchofe Hildeward von Zeitz, ſeinen Stuhl zu größerer Sicherheit nach Naumburg zu verſetzen.

Er ſelbſt, der Kaiſer, war in Verlegenheit. Wenn er die Polen verfolgte, ſo konnten die Ungarn ganz Bayern verwüſten; wollte er Bayern ſchützen, ſo mußte er die Frevel der Polen ungerächt laſſen. Er hielt jedoch für das Beſte, den Sachſen und Thüringern ihre Vertheidigung zu überlaſſen, und ſelbſt wider die Ungarn in's Feld zu ziehen. Ehe er aber die Fahrt antrat, ließ er den Herzog Ernſt in Freiheit ſetzen und lud ihn ein, zum Oſterfeſte nach Ingelheim zu kommen. Ernſt erſchien. Der Kaiſer gab ihm das Herzogthum Schwaben unter der Bedingung zurück, daß er ſeine alten Freunde verlaſſen, den Grafen Wernher von Kyburg wie einen Reichsfeind verfolgen ſollte. Die Stimmung des Herzoges gegen den Stiefvater war in der Haft noch bitterer geworden. In dem Herzogthume Schwaben glaubte er nur wieder zu erhalten was ihm gehörte, alſo jeglicher Dankbarkeit überhoben zu ſein. Kränkend ſchien ihm das Schweigen des Kaiſers über ſein Recht auf Burgund. Daß er aber einem Manne, der für ihn gekämpft, für ihn Alles verloren, das Leben eines Landſtreichers erwählt hatte, nicht bloß entſagen, ſondern ihn verfolgen ſollte, das ſchien ihm eine ſchandbare Zumuthung. Alſo verwarf er ſchnell und ſchnöde

die Forderung des Kaisers, verließ den Hof und ergriff die Flucht. Der Kaiser war höchst aufgebracht, die Kaiserin Gisela bestürzt, in Angst und Noth. Sie erkannte aber bald, daß ihr unglücklicher Sohn nicht zu retten sei. Da sprach der Kaiser mit Zustimmung der anwesenden Fürsten dem Herzog Ernst Schwaben ab für ewige Zeit, erklärte ihn für einen Feind des gemeinen Wesens, ertheilte das Herzogthum dem jüngern Bruder des Herzogs Ernst, Hermann, und ernannte den Bischof Warmann von Constanz zum Verweser des Landes. Die anwesenden Bischöfe sprachen feierlich den Bann aus über Ernst und alle seine Anhänger.

Der Herzog Ernst begab sich von dem Grafen Wernher und einigen getreuen Freunden begleitet zu seinem Vetter, dem Grafen Odo von der Champagne. Odo, der ein näheres Recht auf Burgund hatte, weigerte sich die Sache des Herzoges zu der seinigen zu machen. Dem unglücklichen Ernst blieb Nichts übrig als sein Schwert und die Treue der Wenigen, die ihr Schicksal an das seinige geknüpft hatten. Er kehrte mit denselben über den Rhein zurück. Die kleine Gesellschaft verbarg sich im Schwarzwalde, fristete durch Raub und Jagd ihr Leben und warf sich bald in die feste Felsenburg Falkenstein. Aber der Mangel an Lebensmitteln und an Futter für die Pferde nöthigte zu abenteuerlichen Streifereien. Ein Graf Manegold erhielt von dem Bischofe Warmann den Auftrag, den Herzog und seine Genossen auf dem Falkenstein ein zu schliessen. Dem Grafen gelang den Unglücklichen ihre schönen Pferde von der Weide hinweg zu fangen, ihnen dadurch die Herbeischaffung der Lebensmittel unmöglich zu machen. Hierauf verliessen sie am Siebenzehnten August's die Burg und den Wald. Sie trafen zusammen mit dem Grafen Manegold und seinen Mannen, Wenige mit Vielen. Der Kampf war furchtbar. Manegold fiel, mit ihm Viele der Seinigen. Der Herzog Ernst fand mit Wunden bedeckt den Tod; sein Freund Wernher starb an seiner Seite; der Kampf endigte als der letzte Mann von des jungen Herzogs Anhängern gefallen war.

6.

Abkommen mit Polen, Ungarn, Böhmen. Unterwerfung der Liutizen. Vereinigung Burgund's mit dem teutschen Reiche.

Während dieser abenteuerlichen und tragischen Vorgänge im Schwarzwalde ging der Kaiser mit seinem Heer in Ungarn bis zur Raab vor. Zu gleicher Zeit drang der Fürst der Mähren Brezislav, des Herzogs Othelrich von Böhmen Sohn, mit großen Scharen und größerer Kühnheit in Ungarn ein. Der König Stephan erschrak vor dem zweifachen Angriff; aber der Schrecken brachte ihn nicht zur Verzagtheit. Sein frommer Glaube hielt aus in dieser Noth und betrog ihn nicht. Die ausweichenden Ungarn liessen nur eine Wüste hinter sich. Das teutsche Heer fand Nichts als Wälder, Flüsse, Sümpfe und ödes Land. Davor erschrak nun der Kaiser um so stärker, da auch der Herzog Othelrich seinem Sohne den Befehl gab, von dem Kriege gegen die Ungarn ab zu stehen. Der Kaiser konnte daher nur wünschen zu einem leidlichen Abkommen mit dem Könige Stephan zu gelangen. Dieses Abkommen ist wirklich getroffen worden; aber es ist weder bekannt, wie es zu Stande gekommen noch was es enthalten hat. Denn also wird erzählt: „Der Kaiser rächte die erduldete Beleidigung schwer an den Gränzen durch Raub und Brand; er kehrte zurück, um das Angefangene in einer bequemern Zeit zu vollenden. Sein Sohn aber, der König Heinrich, noch ein Knäblein, welches dem Bischof Egilbert von Freisingen anvertrauet war, nahm eine Gesandtschaft des Königes Stephan an. Stephan bat um Frieden. Heinrich bewilligte den Frieden auf den Rath von Fürsten des Reichs ohne Wissen seines Vaters. Es war gewiß gerecht und klug, daß er einen ungerechter Weise gekränkten König, der doch freiwillig um Gnade bat, zum Freund annahm." Mit diesen Bemerkungen endigen die Nachrichten von diesem Kriege.

Der Friede machte dem Kaiser möglich gegen die Polen auf zu treten. Otto Mjesko's II Bruder war zu den Russen geflüchtet und wandte sich zugleich an den Kaiser. Er versprach seine Unterwerfung unter die Hoheit des teutschen Reiches,

wenn der Kaiſer ein Unternehmen, das er vorhätte, unterſtützen wolle. Konrad nahm dieſen Antrag an. Im Herbſte des Jahres 1031 zog er mit einem kleinen ſächſiſchen Heer in das Land zwiſchen der Elbe und der Oder ein; von der andern Seite drang Otto in Polen vor. Unter den Polen entſtand eine große Bewegung. Mjesko, wegen ſeiner gewaltthätigen Herrſchaft gehaßt, wegen ſeines unſittlichen Lebens verachtet, erkannte bald, daß er nur noch einige Hoffnung in einer Ausgleichung mit dem Kaiſer finden werde. Konrad bewilligte ihm einen Frieden. Mjesko gab das Land Luiſizi, die Lauſitz, nebſt einigen andern Städten außerhalb dieſes Landes an das Reich zurück; auch mußte er die Beute, welche die Polen in den letzten Jahren an Menſchen und Dingen gemacht hatten, Theils zurückgeben Theils erſetzen. Aber der Friede rettete den König Mjesko nicht. Einen Monat ſpäter ſah er ſich genöthigt, vor ſeinem Bruder und den empörten Polen die Flucht zu ergreifen. Er begab ſich nach Böhmen zu dem Herzog Othelrich. Otto aber, der neue Fürſt der Polen, ſchickte ſogleich die königliche Krone, wie die übrigen Zeichen der königlichen Würde an den Kaiſer und verſprach ihm in Demuth unterwürfig zu ſein.

Nunmehr gerieth auch der Herzog Othelrich in Beſorgniß. Um die Gunſt des Kaiſers wieder zu gewinnen, erbot er ſich den König Mjesko aus zu liefern. Der Kaiſer antwortete: „ich will den Feind vom Feinde nicht erkaufen.“ Bald aber nahmen die Dinge eine neue, eine unerwartete Wendung. Otto, der Fürſt der Polen, ward ermordet: er hatte ſich den Haß ſeines Volkes zugezogen, weil er Krone und Scepter an den Kaiſer zu überſenden gewagt hatte, um ſich und ſein Volk dieſem Fremdling zu unterwerfen. Mjesko II begab ſich ſogleich nach Polen und übernahm von Neuem die Gewalt. Aber ſeine Kraft war gebrochen, ſein Glaube an das Glück vernichtet; auch fürchtete er ſich vor einem neuen Krieg. Alſo ſuchte er die Vermittelung der Kaiſerin Giſela. Konrad war einer Ausgleichung nicht abgeneigt. Mjesko erſchien am Hoflager des Kaiſers zu Merſeburg und erlangte was er gewünſcht hatte. In den Ueberlieferungen wird verſichert: Mjesko habe ſich dem Kaiſer zu einem Tribut verpflichtet: der Kaiſer habe

die Provinz der Polen dem Mjesko überlassen: der Kaiser habe das Reich Mjesko's in zwei, ja in drei Theile getheilt und ihm nur einen Theil zurückgegeben, das übrige Land aber andern Fürsten ertheilt. Am Wahrscheinlichsten ist, daß von dem eigentlichen Polen gar nicht, sondern nur von den Ländern zwischen der Elbe und der Oder die Rede sei. Das wichtigste Ergebniß aber bestand darin, daß Teutschland sich lange Zeit einer großen Sicherheit vor den Polen zu erfreuen hatte. Die Teutschen gaben den Gedanken, Eroberungen über die Oder hinaus zu machen, auf; unter den Polen war eine so reiche Saat innerer Zwietracht ausgeworfen, daß auch sie durch Kriege mit den Teutschen weder Ruhm noch Beute zu erstreben vermochten.

Mitten unter neuen Rüstungen, die der Kaiser gegen den widerspänstigen Herzog Othelrich von Böhmen und gegen die unabhängigen slavischen Völker betrieb, welche mit den gemeinschaftlichen Namen Liutizen bezeichnet, über die Elbe gegangen waren und in Sachsen Unglück und Verderben verbreitet hatten, wurden dem Kaiser die Krone des burgundischen Reichs und die übrigen Zeichen der königlichen Würde mit der Nachricht überbracht, Rudolf III sei am Sechsten September's, 1032, gestorben. Sogleich eilte er, die Ausführung seiner Entwürfe verschiebend, an den Rhein, nahm seinen Aufenthalt in Strasburg, versammelte ein Heer. Aber das neue Jahr, 1033, kam heran, ehe er das Heer zu vereinigen vermochte. Unterdeß drang Odo, Graf von der Champagne, in Burgund ein, und bemächtigte sich der Festungen Neuburg, Murten und anderer Städte. Aber er wagte nicht die königliche Würde an zu nehmen. Er soll oft gesagt haben, seine Absicht sei nicht König zu werden, sondern Statthalter des Königes. Vielleicht hatte er sich also nur in Burgund festgesetzt um den Kaiser zu einem Vergleiche zu bewegen, durch welchen ihm die Verwaltung des Landes gesichert würde.

Im Monate Januar brach der Kaiser von Strasburg auf und zog ohne Widerstand über Basel nach Solothurn. In Peterlingen versammelten sich große und kleine Vassallen des Landes um ihn, und krönten ihn am Zweiten Februar's als

König in Burgund. Die ſtrenge Kälte des Winters nicht achtend unternahm Konrad die Belagerung der beiden Feſtungen Murten und Neuburg. Bald aber lähmte der Froſt jegliche Kraft; Menſchen und Thiere ſtürzten hin vor Erſtarrung. Der Kaiſer zog ſich nach Zürich zurück. Verdrießlich über dieſen Aufenthalt beſchloß er bei dem Eintreten der mildern Jahrszeit den Grafen Odo in ſeinen Erbbeſitzungen an zu greifen. Während des Winters ſuchte er den König der Franzoſen wegen ſeiner Fahrt nach der Champagne zu beruhigen. Dieſer König, Heinrich I, ein Jüngling von 20 Jahren ohne Willen und Kraft, ohne Luſt und That, mit Odo in Feindſchaft, freuete ſich der Züchtigung, die dem Grafen bevorſtand; er ſchloß um ſo bereitwilliger eine Verbindung mit dem Kaiſer, da Konrad ihm ſeine Tochter zur Gemahlin verſprach. Der Kaiſer brach daher wie unerwartet ſo ungehindert in die Champagne ein, während der Graf alle Anſtalten zu Burgund's Vertheidigung zu treffen bemüht war. Die Teutſchen hauſ'ten furchtbar in ſeinem Erbland; er fühlte ſich außer Stande zu helfen. In ſeiner Beſorgniß begab er ſich zum Kaiſer, verſprach Burgund zu räumen, dem Kaiſer jegliche Genugthuung zu leiſten. Konrad empfing von ihm einen Eid, ließ ſich Geiſſel ſtellen, und kehrte über den Rhein zurück ohne die Räumung Burgund's ab zu warten.

Ihm lag der verderbliche Krieg zwiſchen den Sachſen und den Liutizen ſchwer auf dem Herzen; zugleich verdroß ihn der Trotz Othelrich's des Herzoges der Böhmen. Er begab ſich daher ſelbſt von Neuem nach Werben und ließ wider Othelrich eine ſtarke Rüſtung betreiben. Der Herzog aber erſchien zuvorkommend in Werben, fand jedoch den Kaiſer nicht ſo freundlich, wie er gehofft hatte. Der Kaiſer verwarf ſeine Rechtfertigung und ſtellte ihn vor Gericht. Das Gericht erklärte ihn des Verraths überführt und ſprach die Landesverweiſung über ihn aus. Der Krieg wider die Liutizen hingegen mußte noch ein Mal verſchoben werden.

Nach dem Abzuge des Kaiſers über den Rhein hatte der Graf Odo Burgund nicht verlaſſen, ſondern ſich in dem Lande zu befeſtigen geſucht. Der Kaiſer bot daher für den Frühling des folgenden Jahres zwei Heere auf, die von verſchie-

denen Seiten in Burgund eindringen sollten. Mit dem einen, aus Bayern und Alemannen bestehend, zog er selbst in das Land hinein; das andere, in Italien gebildet, drang von dem Erzbischofe Heribert und dem Markgrafen Bonifacius von Tuscien geführt das Thal von Aosta herauf, ging über den großen Bernhard und erreichte glücklich die Ufer des Rhodan. Wo der Kaiser erschien, da ward er als Herr und König begrüßt. Nur Murten hielt. In Genf vereinigte sich das italische Heer mit dem teutschen. Odo entfloh; seine Anhänger folgten. Da eilten die Fürsten und Vassallen des Landes herbei um sich der Macht und dem Glücke zu unterwerfen. Konrad erschien unter ihnen, die burgundische Krone auf dem Haupt, und empfing ihre Huldigung. Aber er ließ sich auch eine Anzahl der bedeutendsten Männer ausliefern zum Unterpfande für ihre Versprechungen. Als endlich der Markgraf Bonifacius auch die Burg Murten gebrochen, die Besatzung gefangen genommen hatte, da bekannte sich ganz Burgund zum Namen des Königes der Teutschen, so daß Konrad dieses Werk als vollendet, die vierte Krone als befestigt auf seinem Haupte betrachten zu dürfen glaubte.

Die Gränze des teutschen Reichs im Westen lief nunmehr von der Mündung des Rhodan diesen Fluß herauf, herauf die Saone, herüber zur Maas, die Maas hinab, hinüber zur Schelde, hinab bis zum Meere. Das ganze Reich, das der Kaiser Lothar, Ludwig's des Frommen Sohn, vor 200 Jahren erhalten hatte, gehörte zu dem Reiche, das damals Ludwig dem Teutschen zufiel, zum teutschen Reiche; das dritte Reich, dessen König Karl der Kahle geworden, verschwand fast vor der Ländermasse, über welche sich jetzt der teutsche Name hinbreitete. Aber ein großer Theil dieses Gewinnes brachte mehr Ruhm als Macht. Mit Ausnahme von Lotharingien und dem östlichen Theile von Burgund, der von Alemannen bewohnt wurde, waren diese Erwerbungen zweideutiger Art. Burgund hat vierhundert Jahre am teutschen Reiche gehängt ohne für das teutsche Reich ein Herz zu gewinnen. Die Vassallen bekannten sich zum Namen des Kaisers und Königes der Teutschen, sahen aber die Sache als gleichgültig an, weil, wer nicht zu gehorchen braucht, keinen

Herrn hat. Die Städte gingen hier wie überall ihren eigenen Gang, und fühlten stark und tief, daß sie der Freiheit näher kommen müßten, wie Wohlhabenheit, Geist und Bildung sich mehrten.

Den Kaiser Konrad, fröhliches Herzens aus Burgund zurückkehrend, erwartete in Teutschland eine neue Freude. Vor seiner Fahrt war zum Osterfeste der verwiesene Herzog Othelrich in Regensburg vor ihm erschienen um seine Huld an zu flehen. Konrad hatte sich mit ihm ausgesöhnt, aber er hatte Böhmen getheilt, die eine Hälfte dem Herzog Othelrich, die andere dem Bruder desselben Jaromir verliehen. Othelrich hatte hierauf seinen Bruder bekämpft, besiegt, die größten Grausamkeiten gegen denselben verübt. Deßwegen hatte der junge König Heinrich einen Kriegszug nach Böhmen unternommen. Othelrich war bezwungen. Jetzt kam der siegreiche Sohn dem siegreichen Vater entgegen um demselben die Nachricht von dem glücklichen Ausgange seines Unternehmens zu überbringen. Um so mehr glaubte Konrad auch mit den Liutizen endigen zu müssen. Von Werben aus eröffnete er eine Unterhandlung. Die Liutizen lehnten alle Schuld von sich ab: nur die bittere Noth, die Unerträglichkeit der Mißhandlungen, welchen sie ausgesetzt gewesen, habe sie zum Aufstande bewogen. Die Wahrheit dieser Behauptung seien sie durch ein Gottesurtheil zu erhärten bereit. Konrad konnt als guter Christ diesen Vorschlag nicht ablehnen. Also wurde von beiden Seiten ein Kämpfer ausgewählt. Der Teutsche fiel. Sogleich erhoben die Slaven ein lautes Jubelgeschrei. Die Gerechtigkeit ihrer Sache konnte vom Kaiser nicht mehr geleugnet werden. Konrad mochte daher keine Forderungen stellen, aber auch keine Forderungen gewähren. Also ließ er Alles im alten Zustande, bis die Zeit den Eindruck des Gottesurtheiles gemildert haben würde. Er legte eine starke Besatzung in die Burg Werben unter dem Befehle des Grafen Dedi; zugleich verpflichtete er die sächsischen Fürsten auf ihrer Hut zu sein, um den Liutizen den Uebergang über die Elbe unmöglich zu machen.

Aber schon im Laufe des Winters gelang den Feinden dieser Uebergang; es gelang ihnen sich der Burg Werben zu

bemächtigen, die Besatzung gefangen hinweg zu führen. Da bot der Kaiser im Frühlinge, 1035, ein großes Heer in Sachsen gegen das verwegene Geschlecht auf. Das linke Ufer der Elbe wurde gereinigt; der Uebergang über den Fluß erzwungen. Hierauf ein furchtbarer Kampf, in welchem Konrad selbst als Feldherr und als Krieger ruhmwerthe Thaten vollbracht hat. Die bezwungenen Liutizen mußten sich zur Unterwerfung, zu einem höhern Zins verstehen als sie je zuvor entrichtet hatten. Der Kaiser aber befleckte seinen Ruhm durch große Grausamkeiten, von welchen freilich wohl mehr den Ansichten seiner Zeit, dem Eifer der Geistlichen, als ihm selbst zur Last fallen möchte. Man fand ein hölzernes, verstümmeltes Bild des Gekreuzigten; dem Bilde waren die Augen ausgestochen, Arme und Beine zerbrochen. Um diesen Frevel zu rächen, ließ Konrad einen großen Theil der gefangenen Heiden auf ähnliche Weise verstümmeln, die Verstümmelten tödten. Für diese Grausamkeit hat er in verselnder Schmeichelrede den Beinamen „Rächer des Glaubens" erhalten und ist den alten römischen Kaisern verglichen worden; aber in den Seelen der Slaven ließ der Kaiser den bittersten Ingrimm und das brennende Verlangen nach Rache zurück.

7.

Teutschland's und Italien's Zustände.

Vor eilf Jahren war Konrad wie von unsichtbarer Hand aus unbedeutenden Verhältnissen über hohe und vornehme Männer hinweg zur königlichen Würde erhoben worden. Damals war der Zustand des Reiches trostlos: die Gränzen ungewiß, im Innern alle Verhältnisse zerrissen, Ordnungslosigkeit, Zerwürfnisse, Hohn und Verachtung überall. Konrad war in diese Zustände ohne Geld, ohne Macht, ohne Waffen hineingestellt: er hatte nur sich selbst, die Klugheit seiner Gemahlin, die Einsichten, die Gewandtheit einiger Geistlichen. Mit diesen Mitteln war Großes gelungen: die Gränzen des Reichs erweitert, Ruhe und Ordnung im Innern gesichert. Wahr ist: Konrad hatte sich im Drange des Lebens nicht immer ge-

recht und edel, menſchlich und mild bewieſen; aber er hatte Beſonnenheit, Entſchloſſenheit, Raſchheit und Kraft gezeigt. Durch dieſe Eigenſchaften und Tugenden würde er nach menſchlicher Einſicht nunmehr, wenn er ſich auf das Erreichte feſtgeſtemmt, ſeine ganze Seele auf ſein Volk und ſein Vaterland gerichtet hätte, gewiß für Beides ſo Hohes erreicht haben als man kaum aus zu ſprechen wagt.

Auf den unterſten Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft lag das Joch der Knechtſchaft, hier ein alt ererbtes Unglück, dort eine neue Schöpfung des Uebermuths und der Gewaltthat. Konrad hörte gern gerechte Klagen an und entſchied ſchnell für die Bedrängten. Durch Geſetz und Recht war für dieſe Menſchen noch Nichts zu thun: die höhern Klaſſen der Geſellſchaft mußten zuvor zu höherer Bildung, zu edlern Sitten, zu milderer Geſinnung gelangen. Das Schickſal der Leibeigenen hing an dem Schickſale der Städte. Konrad verkannte den Werth der Gewerbe und des Handels keineswegs. Durch Ertheilungen und Beſtätigungen von Marktgerechtigkeiten und Freiheiten hat er bewieſen, daß er wohl wußte, worauf es ankam. Den Geiſtlichen war er zugethan: er verdankte ihnen die Krone, er fand bei ihnen die bereiteſte Hülfe, und was die Hauptſache war, die höchſte Bildung; auch hing die Beſetzung der biſchöflichen Stühle von ihm ab. Aber eine unbeſonnene Ergebung in den Willen der Geiſtlichen war fern von ihm. Schenkungen und Vergabungen an die Kirchen machte er nur ſelten und ungern, verſtattete aber einzelnen tüchtigen Biſchöfen die Ausübung weltlicher Gewalt. Gegen die weltlichen Fürſten und Vaſſallen ſtrebte er eine beſſere Stellung zu gewinnen. An den Marken des Reiches wagte er nicht zu rütteln; aber die großen Herzoge im Innern des Reiches ſuchte er zu beſchränken, um ſie wieder zu Beamten des Reiches zu machen. In den untern Beamten und in den Vaſſallen überhaupt ſtrebte er das Gefühl zu erwecken, daß auch ſie dem Reich angehörten, nicht dem Herzogthume. Die Grundſätze, die von den Vaſſallen in Schwaben gegen ſeinen Stiefſohn ausgeſprochen waren, vergaß er nicht. Sein letztes Ziel ſcheint die gänzliche Aufhebung der großen Herzogthümer geweſen zu ſein. Den Franken, ſeinem eigenen Volke, hatte

er keinen Herzog gegeben, in Bayern die herzogliche Würde auf den Namen seines unmündigen Sohnes gestellt, die Macht selbst in der Hand behaltend, mit dem Herzogthum in Schwaben seinen Stiefsohn Hermann belehnt, der auch gänzlich in seinem Willen war. Dagegen ließ er zwar das Herzogthum Sachsen in alter Weise bestehen und belieh mit den beiden Herzogthümern in Lotharingien einen einzigen Mann. Aber Sachsen mußte wegen seiner Lage, seiner Vergangenheit und der Verhältnisse zu den slavischen Völkern geschont werden, und der Herzog Bernhard war ein stolzer, reizbarer Mann von großem Ansehn; in Lotharingien fiel der Tod des Herzoges Friedrich in die Zeit, da der Kaiser den Grafen Odo von der Champagne in seinen Erblanden bekämpfte; daher hielt er um so mehr für gut, den Herzog Gozelo auch mit dem erledigten Herzogthume zu belehnen, je mehr an der Gränze von Frankreich eine starke Macht nothwendig oder heilsam war.

Die allgemeinen Reichstage waren längst in Vergessenheit gerathen. Schon in den Händeln Ludwig's des Frommen mit seinen Söhnen war die alte Ordnung verschwunden; später hatten die Reichstage unter den Karolingern nicht gänzlich aufgehört, aber sie waren willkührlich berufen worden. Die Könige sächsisches Stammes hatten die Berufung zum Reichstage vermieden, versäumt, verschmäht. Heinrich I, aus Bescheidenheit und Weisheit mehr Herzog der Sachsen als König der Teutschen, fand es bedenklich, die Beamten und Vasallen um seinen Thron zu versammeln. Otto I hätte Anfangs wohl wagen dürfen allgemeine Reichstage aus zu schreiben; später aber machten seine Händel im Reich und seine Fahrten nach Italien die Ausführung eines solchen Gedankens schwierig, unmöglich. Sein Stolz, sein hochfahrendes Wesen hätte sich kaum mit demselben versöhnt. Unter seinem Sohn und seinem Enkel konnte Nichts wieder gut gemacht werden. Wenn daher der letzte Sachse des Rathes und der Hülfe von den Fürsten des teutschen Reiches bedurfte, so war er genöthigt, sich in die einzelnen Länder zu begeben. Das Reich war nicht verschwunden, aber verdunkelt; die Sehnsucht der Menschen nach einem Vaterlande

hatte ihre Befriedigung im Bisthum, im Gau, im Herzogthume suchen müssen. Die Gesetzgebung für das gesammte Reich war gehemmt; die Bruchstücke aus frühern Tagen setzten nur ein verkrüppeltes Leben fort. Im Kirchenwesen war die Unterbrechung nicht geringer, vielleicht stärker gewesen, weil auch der päpstliche Stuhl nur selten eine wohlthätige Einwirkung zu üben vermocht hatte.

Der Tag von Camba hatte die Erinnerung an Vaterland und Reich aufgerufen; aber Konrad hatte aus dieser Erinnerung noch keinen Vortheil für Reich und Vaterland gezogen. Freilich waren oft Fürsten des Reichs um ihn versammelt, aber diese Versammlungen fanden nur an hohen kirchlichen Festtagen Statt. Niemals war an solchen Tagen von Etwas Anderm als von den Verhältnissen des Augenblickes die Rede. Hätte der König von dieser Zeit an die alte Weise wieder eingeführt, so würde, nach den Zeichen der Zeit zu urtheilen, bald ein hohes volksthümliches Bewußtsein alle Teutschen im Norden und Süden ergriffen, das allgemeine Vaterland ihnen die Befriedigung ihrer Sehnsucht gewährt haben. Aber dieser Augenblick ging vorüber. Konrad unternahm eine neue Heerfahrt nach Italien; er ließ Teutschland in den alten Zuständen, fand in Italien nur Jammer und Noth, brachte heimkehrend nach Teutschland Nichts zurück als Aerger, Verdruß und den Keim eines frühzeitigen Todes.

In Italien waren um diese Zeit alle Elemente des Lebens in Bewegung. Das schöne Land, vom Meer umgeben, durch hohe Berge geschützt, und diese beständige Einmischung der Fremden; die Eigenthümlichkeit des Volkes, der Reichthum an Erzeugnissen der Natur und des Fleisses, und diese unendliche Zerrüttung; die Menge von Städten mit großen Erinnerungen an Glanz und Ruhm, und dieses verkrüppelte Bürgerthum, dieses freche Vasallenwesen; das hohe Ansehen des apostolischen Stuhls in der ganzen christlichen Welt des Abendlands, und diese Gemeinheit so vieler von den Menschen, die durch Gewalt oder schlechte Künste zu demselben erhoben wurden; die Heiligkeit des Priesterthumes, die Erhabenheit des Gottesdienstes, und diese weltliche Gesinnung

ſo vieler Biſchöfe, durch welche Ordnung und Zucht gänzlich zerſtört waren: ſolche und andere ſchneidende Gegenſätze machten den Zuſtand Italien's ſeit langer Zeit furchtbar. Sie beleidigten und kränkten aber auch die edelſten Gefühle in der menſchlichen Bruſt, reizten und lockten die gemeinſten. Die Lehren der Kirche und die Verhältniſſe der Geſellſchaft wurden Gegenſtände des Nachdenkens, des Streites. Ketzereien in kirchlichen, Widerſetzlichkeit in weltlichen Dingen blieben nicht aus. Alle Leidenſchaften aber fanden Nahrung in dem allgemeinen Haſſe gegen die Herrſchaft der Teutſchen.

Im obern Italien hatten ſich, wie im ſüdlichen Frankreich religioſe Lehren verbreitet, die mit den Lehren der Kirche im Widerſpruche ſtanden. Die Bekenner dieſer Ketzereien konnten weder durch Ueberredung, noch durch Zwang zur Verläugnung derſelben bewogen werden. Der Erzbiſchof Heribert war mit bewaffneter Mannſchaft nach Monteforte, dem Hauptſitze der Ketzer, gezogen und hatte eine ganze Geſellſchaft gefangen genommen. Die Ketzer aber wankten nicht: ſie verſuchten noch als Gefangene ihre Meinungen zu verbreiten. Die Meiſten gingen freudig in den Flammentod, um durch denſelben ihren Glauben zu bekräftigen. Solche Grauſamkeit aber erregte nur Furcht: der Gedanke ging nicht zu Grunde, wo man das Schweigen erzwang. Inzwiſchen wurde mit dem apoſtoliſchen Stuhl ein neues Aergerniß getrieben. Nach dem Tode des unwürdigen Papſtes Johann XIX erhielt die chriſtliche Welt einen Papſt, gegen welchen Johann XIX faſt ein Muſter von Rechtlichkeit und Tugend geweſen: einen Neffen der beiden letzten Päpſte, einen Sohn Alberich's, einen unreifen Jüngling, Benedict IX. Dieſer Papſt ſchändete die erhabene Würde auf die frechſte Weiſe; und doch haben die größten Mißbräuche, die ärgſten Schandbarkeiten den Glauben der Menſchen an die Heiligkeit des apoſtoliſchen Stuhles nicht zu zerſtören, nicht zu ſchwächen vermocht. So groß war das Bedürfniß eines geiſtigen Anhaltes, wohin das ermüdete Auge ſich richten, das gequälte Herz ſich wenden könnte.

Bei der Aufregung des Gedankens wirkte der Druck des Lehnweſens immer furchtbarer. Selbſt in die Welt der Vaſ-

fallen war ein neuer Geist gekommen. Diese Welt hatte drei Ordnungen. Am Höchsten standen die Fürsten: die Erzbischöfe, die Bischöfe, die Aebte; die Herzoge, die Markgrafen, die Grafen. Sie waren Reichsvassallen, ihr Herr der König und Kaiser. Der Dienst, den sie diesem Herrn leisteten, war ein Lohndienst, ihre Treue die Treue der Selbstsucht. Wenn sich der König mit einem Heer in Italien befand, so schlossen sie sich ihm an; sobald er Italien verlassen hatte, betrachteten sie sich als die Herren des Landes, die Lehnleute in dem Gebiet ihrer Verwaltung als ihre Vassallen. Bei der Menge von Städten aber war es nothwendig, viele dieser Lehnleute zu Besatzungen zu verwenden, allerdings um dieselben zu vertheidigen, noch mehr um die Bewohner in Unterwürfigkeit zu erhalten. Anfangs hatte dieser Dienst unter den Lehnleuten abgewechselt; oft aber war der Wechsel der Mannschaft unmöglich gewesen. Daher waren die Vassallen, welche die Besatzung ausmachen sollten, nicht selten Einwohner der Städte geworden, welche ihre Lehngüter durch unfreie Hände bewirthschaften liessen. Wegen der beständigen Unruhen hatten auch viele andere Vassallen ihren Wohnsitz in einer Stadt genommen. Die städtischen Vassallen wurden Valvassoren genannt, ihre Anführer, als unmittelbar fürstliche Vassallen betrachtet, höhere Valvassoren oder Hauptleute, die Gemeinen geringere Valvassoren oder Valvassinen. Das Zusammenleben der Valvassoren in den Städten rieb den Geist, schärfte den Gedanken. Die Valvassinen wurden verdrießlich über ihre Stellung zu den Hauptleuten, weiter zu den Fürsten, von welchen ihre Lehen in ihrer Abwesenheit bald verkümmert, bald bedroht wurden. Sie verlangten den sichern Besitz ihrer Güter, so wie eine feste Bestimmung der Rechte ihrer Herren und ihrer eigenen Pflichten. Die Hauptleute theilten bald das Verlangen der Valvassinen; in kurzer Zeit strebten überall die Geringern gegen die Höhern. Die Hoffnung der Menge war auf den Kaiser gestellt: sie behaupteten, wie die Vassallen in Schwaben, daß sie dem König angehörten, Leute des Kaisers seien, den Fürsten in Italien nur bedingungsweise zu gehorchen hätten. Will un-

ſer Kaiſer, ſprachen ſie, nicht kommen, ſo ſind wir genöthigt ſelbſt Geſetze zu machen.

Als Konrad II ſolche Aeußerungen vernahm, rief er aus: wenn Italien nach Geſetzen dürſtet, ſo will ich den Durſt ſtillen. Ehe er aber einen Heerzug zu unternehmen vermochte, kam es in dieſem Lande zu blutigen Auftritten, zu welchen der Erzbiſchof Heribert die Veranlaſſung gab. Ein Mann von Geiſt, Kraft und manchen ruhmwerthen Eigenſchaften, hatte Heribert durch das Glück, das ihn immer begleitet, alle Mäßigung verloren. Bei der Entwürdigung des apoſtoliſchen Stuhles durfte er auch ſeinen Sitz wohl für den erſten der chriſtlichen Welt anſehen. Ueberdieß hatte ihn die Gunſt des Kaiſers mit kühnem Vertrauen erfüllt: Konrad hatte ihm große Verheißungen gegeben, auch im Beſondern die Beſetzung des biſchöflichen Stuhls in Lodi zugeſtanden. Von dieſem Rechte hatte er ſchon im Jahre 1027 Gebrauch gemacht: er hatte einen Geiſtlichen der mailändiſchen Kirche Ambroſius mit Ring und Stab für den erledigten Stuhl in Lodi inveſtirt. Die Einwohner von Lodi aber hatten ſich geweigert, dieſen Mann als Biſchof an zu nehmen. Der Erzbiſchof hatte ihnen den Ernannten mit der Gewalt der Waffen aufgezwungen. Im Jahre 1035 beraubte er einen mächtigen Mann unter ſeinen Walvaſſoren willkührlich ſeines Lehens. Da brach in Mailand ſelbſt eine offene Empörung der Waloaſſoren aus. Die Bürger von Mailand, welchen die Walvaſſoren wie alle Vaſſallen verhaßt waren, ſtellten ſich zu dem Erzbiſchof und verſchafften ihm leicht den Sieg. Die Walvaſſoren zogen ſich aus der Stadt. Bald verbreitete ſich der Aufruhr durch das ganze Land. Das Volk von Lodi griff zu den Waffen. Die Waloaſſoren zeigten ſich unruhig überall. Heribert trat mit vielen geiſtlichen und weltlichen Fürſten zu gemeinſamen Maßregeln in Verbindung. Zwiſchen Mailand und Lodi kam es zu einer blutigen Schlacht, die um ſo unglücklicher war, da ſie keine Entſcheidung gab.

Der Kaiſer bereitete ſich zu einer Heerfahrt über die Alpen. Er entſetzte, 1035, den zweideutigen Herzog Adalbert von Kärnthen ſeiner Würde, und übertrug das Herzogthum mit der Mark Verona ſeinem Vetter dem jüngern Kon-

rad, der sein treuer Anhänger geworden war. So sicherte er sich den Eingang in Italien. Ferner vermählte er seinen Stiefsohn, den jungen Herzog Hermann von Schwaben, mit einer Tochter des Markgrafen Meginfrid von Susa, und ertheilte ihm diese Markgrafschaft zu dem Herzogthum in Schwaben. Endlich beschleunigte er die Vermählung seines Sohnes Heinrich mit der Tochter des Königes Knut von Dänemark. Als nun, nach der Schlacht zwischen Mailand und Lodi, der Erzbischof Heribert den Kaiser bat, daß er nach Italien kommen, die Ordnung herstellen möchte, da stand Konrad in solcher Bereitschaft, daß er im Spätherbste des Jahres 1036 auf zu brechen vermochte.

8.

Konrad II zum zweiten Mal in Italien. Sein Tod.

Der Kaiser feierte das Weihnachtsfest in Verona. In Mailand ward er von dem Erzbischof auf das Feierlichste empfangen. Aber seine Stimmung war eine andere als Heribert erwartet hatte. An ihn waren schwere Klagen über die Härte gekommen, die der Erzbischof Theils verübt Theils beschützt hätte. Bei seiner ersten Unterredung mit Heribert ermahnte er den Priester von seinen Anmaßungen nach zu lassen, auf sein Recht über den Stuhl von Lodi freiwillig Verzicht zu leisten. Heribert gerieth in den höchsten Unmuth. Das Gerücht von dieser Spannung lief schnell durch die Stadt. Am folgenden Tage kam es zu einem Auflauf in Mailand. Der Kaiser glaubte, der Erzbischof sei Urheber oder Schüter. Er verließ Mailand, begab sich nach Pavia, und berief die Fürsten und Vassallen Italien's zu einem öffentlichen Tage.

Zu diesem Tag erschien auch Heribert. Da des Kaisers Stimmung bekannt geworden, so traten Viele mit schweren Beschuldigungen gegen den Erzbischof hervor. Der Kaiser befahl dem Erzbischofe sogleich heraus zu geben, was er gewaltthätig an sich gebracht hätte. Heribert antwortete: „Was ich als Eigenthum der Kirche des heiligen Ambrosius

gefunden, was ich dieſer Kirche erworben habe: davon werde ich weder auf den Befehl noch auf die Bitte irgend eines Menſchen das Geringſte herausgeben." Man ermahnte ihn hinzu zu ſetzen: „mit Ausnahme des Kaiſers." Er wiederholte: „keines Menſchen." Da erhob ſich der Kaiſer und befahl den Erzbiſchof gefangen zu nehmen. Die italiſchen Lehnleute zauderten Hand an einen ſolchen Mann zu legen. Dieſen Augenblick benutzte Heribert um dem Kaiſer mit höhniſchen Worten vor zu halten was er für ihn gethan habe. Hierauf ward er von teutſchen Kriegern hinweggeführt.

Dieſe Verhaftung ergriff alle Gemüther, Feinde wie Freunde. Wer, ſagten die Italiäner, darf ſich jetzt noch für ſicher halten vor der Leidenſchaft dieſes Fremdlings! In dieſen Gefühlen löſ'te die Verſammlung ſich auf. Der Kaiſer ſtand mit ſeinen Teutſchen in einer feindlichen Welt. Die Stadt Mailand füllte ſich an mit Wehegeſchrei und Trauer; Männer und Frauen, Geiſtliche und Laien zeigten ſich in Sack und Aſche. Die Mönche zogen Klagelieder ſingend durch die Gaſſen; ununterbrochenes Faſten und Beten; unter den heiligſten Bräuchen wurde zum Herrn, zum heiligen Ambroſius, zu allen Heiligen für die Befreiung des Erzbiſchofs, um Rache über Konrad und die Werkzeuge ſeines Frevels gefleht.

Der Kaiſer hatte den Erzbiſchof dem Patriarchen Poppo von Aquileia und dem Herzoge Konrad von Kärnthen übergeben. Ihm aber gelang, ſeinen Wächtern auf dem Wege nach Teutſchland zu entkommen. In allen Klöſtern fand er Schutz gegen Verfolgung, jegliches Mittel zur Rettung. Er langte wohlbehalten in Mailand an, von Hohen und Geringen mit dem lauteſten Jubel empfangen.

Der Kaiſer hoffte durch eine ſchnelle Eroberung Mailand's Alles zu ſeinem Vortheile zu endigen: im Falle des Mißlingens blieb ihm noch der Verſuch einer Trennung der geiſtlichen und der weltlichen Vaſſallen. Alſo führte er ſein Heer nach Mailand, fand aber die Stadt ſo ſtark gerüſtet, daß er bald die Eroberung für unmöglich hielt. In ſeinem Unmuthe verheerte er die Gegend ringsher auf eine grauſame Weiſe. Nach wenigen Wochen ſah er ſich genöthigt die Be-

lagerung auf zu heben. Ehe er aber am Achtundzwanzigsten Mai's 1037 seinen Rückzug antrat, erließ er eine Verordnung, die Verhältnisse der Vasallen betreffend, durch welche er eine große Uneinigkeit zwischen den Fürsten des Landes und den gemeinen Vasallen zu bewirken gedachte. Keinem Valvasoren sollte ein Lehen entzogen werden dürfen als durch einen richterlichen Spruch von Seinesgleichen wegen einer bewiesenen Verschuldung; von dem richterlichen Spruche sollte beiden Theilen eine Berufung an den Kaiser zustehen, der Vasall aber inzwischen im Besitze des Gutes bleiben. Ueberdieß ward in der Verordnung die Erblichkeit aller Lehen mit deutlichen Worten ausgesprochen. Endlich wurden die Lieferungen, welche für das kaiserliche Heer gemacht werden mußten, der Willkühr entzogen, Erpressungen streng untersagt.

Es ist wahr, diese Verordnung war ein Werk der Leidenschaft und der Noth; gesetzliche Kraft konnte dieselbe nicht ansprechen, da sie nicht auf einem öffentlichen Tage von den Fürsten des Landes genehmigt war. Aber da sie einen Grundsatz aufstellte und eine bestimmte Willenserklärung des Kaisers enthielt, so konnte sie bei den Valvasoren und den kleinen Vasallen eine tiefe Wirkung nicht verfehlen, und mußte auch für die Zukunft eine große Bedeutung um so gewisser erhalten, da sie dem Zustande der Dinge und dem ganzen Gange des Lebens gemäß war.

Am Tage nach dem Aufbruche wurde das teutsche Heer bei der Burg Corbetta von einem furchtbaren Gewitter überfallen. Viele Menschen und Thiere gingen zu Grunde, Manche verloren ihren Verstand und kamen erst nach einigen Monden wieder zur Besinnung. Dennoch setzte der Kaiser seinen Rückzug fort. Sein Heer sollte sich in den Thälern der Alpen erholen, von Teutschland aus Verstärkung erwarten. Er selbst nahm seinen Aufenthalt in Cremona. Daselbst kam der Papst Benedict IX auf seine Einladung zu ihm. Der Papst ergriff im Bewußtsein seiner faulen Sache gern die Hand, die der Kaiser ihm darbot; Konrad empfing ihn feierlich, mit erkünstelter Ehrfurcht, als sähe er in dem unwürdigen Jünglinge Nichts als das geheiligte Haupt der christlichen Kirche.

Eine Verständigung war leicht. Konrad erklärte mit Zustimmung des Papstes den Erzbischof Heribert für abgesetzt, und ernannte Ambrosius, einen Kanonicus der mailändischen Kirche, zur erzbischöflichen Würde. Die Geistlichen in Mailand aber verwarfen die Absetzung; die Bürger zerstörten was Ambrosius in ihrem Gebiete besaß. Heribert erfreuete sich einer größern Verehrung als je zuvor. Er suchte in seiner Sicherheit und in seinem Zorn dem Kaiser Gleiches mit Gleichem zu vergelten: er verband sich mit mehrern Bischöfen, unter ihnen die Bischöfe von Piacenza, Vercelli, Cremona, in der Absicht den Grafen Odo von der Champagne nach Italien ein zu laden, demselben die italische Krone zu ertheilen, endlich zum Kaiserthume zu verhelfen. Geheime Boten gingen an den Grafen ab. Odo hatte um diese Zeit einen glücklichen Einfall in Lotharingien gemacht. Die Lockung aber, die ihm in der Krone von Italien und von Burgund, ja in der Kaiserkrone vorgehalten wurde, war zu stark. Er schickte Abgeordnete, welche mit Abgeordneten der verschworenen Bischöfe in den Alpen zusammen kommen, die Ausführung des Entwurfes verabreden sollten; zugleich trat er den Rückzug aus Lotharingien an.

Inzwischen erhielt die Markgräfin von Susa Kunde von der Zusammenkunft der Abgeordneten. Sie gab dem Kaiser Nachricht und ließ die ganze Versammlung aufheben. Hierauf berief der Kaiser die Fürsten des obern Italien's nach Cremona. Zu der Versammlung erschienen auch die Bischöfe von Cremona, Vercelli und Piacenza. Plötzlich wurden die gefangenen Abgeordneten derselben vor die Versammlung gebracht. Die Unglücklichen, die schon Alles bekannt hatten, wiederholten ihr Bekenntniß. In der höchsten Aufregung ließ der Kaiser die drei Bischöfe ohne sie gehört zu haben als Gefangene nach Teutschland abführen. Kaum hatte er dieses Netz zerrissen, so ward ihm die Fahne des Grafen Odo von der Champagne zum Zeichen, daß dieser unversöhnliche Feind vernichtet sei, zu Füßen gelegt. Der Graf Odo war auf seinem Rückzug aus Lotharingien von dem Herzoge Gozelo und seinem Sohne Gottfrid zu einer Schlacht genöthigt worden, in welcher sein Heer geschlagen, er selbst ge-

fallen war. Gozelo hatte die herzogliche Fahne an den Kaiſer geſendet.

Unter dieſen Umſtänden glaubte Konrad II mit Verachtung des Erzbiſchofes von Mailand in das Innere Italien's hinein gehen zu dürfen: ſelbſt eine thatloſe Fahrt ſchien den Eindruck mildern zu müſſen, den die Vorgänge im obern Italien gemacht hatten. Ueberdieß herrſchte im untern Italien die größte Zerrüttung. Pandulf, Fürſt von Capua, von Heinrich II gefangen nach Teutſchland geführt, von Konrad ſelbſt wieder in ſein Fürſtenthum eingeſetzt, ſpottete aller göttlichen und menſchlichen Rechte, peinigte Hohe und Geringe, war im Beſondern die Geiſſel der Klöſter, ſetzte den kaiſerlichen Befehlen nur Hohn und Trotz entgegen. Endlich war auch der Papſt Benedict IX nach ſeiner Zurückkunft aus Cremona von den Römern zur Flucht genöthigt worden: dem jungen Menſchen wurde nicht verziehen, daß er, der Leidenſchaft des Kaiſers dienend, zur willkührlichen Abſetzung des Erzbiſchofes Heribert die Hand geboten hatte. Konrad brach auf; aber ſchon in Parma trat ihm abermals der feindliche Geiſt entgegen, der zwiſchen Teutſchen und Italiänern ſtand. Am Weihnachtsfeſte erhob ſich eine blutige Zwietracht. Teutſche wurden ermordet; die ganze Stadt gerieth in Bewegung. Nur mit Feuer und Schwert wurde die Ruhe hergeſtellt; Konrad ließ einen großen Theil der Mauer zerſtören. Was aber Strafe und Warnung ſein ſollte, das ward ein neuer Quell von Ingrimm und Haß. Dennoch ſetzte der Kaiſer ſeine Fahrt über die Apenninen fort. In der Burg Spello traf er den Papſt und feierte mit demſelben das Oſterfeſt. Der Papſt ſprach während dieſes Feſtes den Bann der Kirche über den Erzbiſchof Heribert von Mailand aus. Konrad führte den Papſt nach Rom zurück und ſetzte ihn auf den Stuhl des Apoſtels.

Von Rom aus zog er gegen Pandulf. Dieſer Fürſt ſaß mit ſeinen Schätzen trotzig in ſeiner Felſenburg Agatha. Als aber das kaiſerliche Heer erſchien, da traten ſogleich alle ſeine Vaſſallen auf die Seite des Kaiſers. Und ſo wie ſeine Macht in Trümmer ging, ſcheiterten auch ſeine Künſte. Konrad ſprach ihm das Fürſtenthum Capua ab und belehnte mit

demſelben den Fürſten Waimar von Salerno. Pandulf fand nach abenteuerlichen Zügen einen traurigen Untergang.

Nach Beendigung dieſer Sache wandte ſich der Kaiſer raſch den Alpen zu. Bösartige Krankheiten waren in das Heer gekommen. Auf dem Marſche minderte ſich die Krankheit nicht; ſie ſchonte weder Vornehme noch Geringe. Des Kaiſers Stiefſohn Hermann und ſeine Schwiegertochter, die junge Königin Gunhild, wurden Opfer der Seuche. Die Trauer im Heere war groß, der Schrecken, der Jammer allgemein. Der Kaiſer durfte im obern Italien nicht verweilen. Er ließ ſich von vielen Fürſten das Verſprechen geben, daß ſie Mailand bekämpfen wollten; er ſelbſt eilte über die Alpen. Im Monat Auguſt begrüßte er den vaterländiſchen Boden.

Teutſchland war ruhig. In dieſer Ruhe, die ſich ſeit der zweijährigen Abweſenheit des Kaiſers erhalten hatte, liegt der Beweis, daß das Bedürfniß der Ordnung allgemein war. Aber für Konrad II war die Zeit des Wirkens vorüber. Die Krankheit hatte auch ihn berührt. Er fühlte den Stoff eines nahen Todes in ſich. Darum eilte er, zu ordnen was ihm zunächſt am Herzen lag. Noch im Herbſte des Jahres 1038 begab er ſich nach Burgund und hielt einen öffentlichen Tag zu Solothurn. Drei Tage lang unterhandelte er mit den Fürſten und Vaſſallen, um Frieden und Gerechtigkeit zu begründen. Wahrſcheinlich iſt bei dieſen Verhandlungen auch an den Gottesfrieden, der Gottestreuga, gearbeitet worden, deren Einführung ſeit einigen Jahren von frommen Männern geiſtliches Standes in Frankreich erſtrebt war.

Nach einer großen Hungersnoth nämlich, die drei Jahre lang in den ſüdlichen Ländern furchtbares Elend, ſchauderhafte Gräuel erzeugt hatte, waren die Völker im vierten Jahre mit einer reichen Ernte erfreuet worden. Da entſtand überall der Wunſch, daß jetzt Niemand in dem Genuß einer beſſern Zeit durch Krieg, Fehde, Verfolgung oder andere Gewaltthätigkeiten geſtört werden möchte. Dieſer Wunſch brachte fromme Prieſter auf den Gedanken einer geſellſchaftlichen Einrichtung, die von der Kirche in die ganze chriſtliche Welt eingeführt werden ſollte. Ein allgemeiner Friede ſollte

gesetzlich überall und ununterbrochen herrschen, Niemand weder zu Trutz noch Schutz Gebrauch von den Waffen machen. Dieser Gedanke erregte eine große Begeisterung; in vielen Versammlungen von Geistlichen wurde beschlossen, daß sie gemeinschaftlich an der Einführung des ewigen Friedens arbeiten wollten. Aber die weltlichen Fürsten und Herren waren dieser Einrichtung entgegen, auch Manche unter den Geistlichen nicht geneigt. Bald erkannten die Urheber und Förderer der „Gottestreuga", daß unerreichbar sei was sie erstrebt hatten. Da bemüheten sie sich, wenigstens einen Theil zu retten. Sie verlangten: an den Tagen, an welchen der Heiland der Welt gelitten hatte, gestorben und auferstanden war, von Mittwoch's Abend bis Montag's Morgen, sollte überall Waffenruhe Statt finden, die Treuga des Herrn beobachtet werden. Dieses schien erreichbar, mit demselben auch für Ruhe, Ordnung und menschliche Bildung Vieles gewonnen zu sein. Mit einem solchen Gedanken aber beschäftigten sich die Geister so vielfältig, besonders im südlichen Frankreich und in Burgund, daß man wohl annehmen darf, auch auf dem Tage zu Solothurn sei derselbe zur Berathung gekommen.

Gewisser jedoch ist: am vierten Tage der Verhandlung übergab der Kaiser dem Könige Heinrich, seinem Sohne, das Reich Burgund, ließ demselben von allen Anwesenden den Eid der Treue schwören, belehnte ihn zu gleicher Zeit mit dem Herzogthume Schwaben. Hierauf suchte er, den Rhein hinab gehend, überall den Frieden zu befestigen, Gesetz und Recht geltend zu machen. Seine Gesundheit aber ward immer schwächer. Zum Osterfeste des Jahres 1039 ward er zu Nimwegen einige Zeit vom Podagra festgehalten. Am Pfingstfeste befand er sich zu Utrecht, scheinbar heiter in heiterer Umgebung. Als er sich nach dem Gottesdienste die Krone auf dem Haupte zum Mittagsmahle begab, überfiel ihn plötzlich ein Uebelbefinden. Er suchte dasselbe zu verbergen. Bald aber mußte er hinweg geführt werden. Er empfing noch das heilige Abendmahl, nahm von seiner Gemahlin und seinem Sohn Abschied, blieb besonnen bis zum letzten Augenblick und starb mit frommer Ergebung. Es war

am Vierten Junius'. Seine Eingeweide sind am Hochaltar der Kirche zu Utrecht beigesetzt, seine Leiche ist nach Speier gebracht worden.

9.

Heinrich III. Seine Stellung, seine Zwecke. Der Feudal-Adel.

Konrad's Sohn, Heinrich III, übernahm das Reich. Er war ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren. Von der Natur mit allen Eigenschaften und Tugenden eines Fürsten ausgestattet, hatte er von seinem Vater die unermüdliche Thätigkeit, von seiner Mutter den feinen Sinn, der leicht das Rechte trifft, und den Zauber der Sitte geerbt, der die Gemüther der Menschen ergreift. Als die mütterliche Erziehung nicht mehr zureichte, hatte ihn sein Vater zuerst dem gelehrten Bischofe Brun von Augsburg, alsdann dem gewandten, in öffentlichen Geschäften bewanderten Bischof Eigelbert von Freisingen anvertrauet. Er hatte ihn jung in die Mitte einer Heerfahrt wider die Böhmen gestellt, ihm die Ehre eines Friedensschlusses mit dem Könige von Ungarn gelassen; er hatte ihn mit dem Herzogthum in Bayern beliehen, zum Zeugen der Vorgänge in Italien gemacht, endlich zum König in Burgund, zum Herzog in Schwaben ernannt und ihm die Verwaltung von Kärnthen mit der Mark Verona übergeben. Heinrich selbst hatte sich schon den Ruf hoher Gerechtigkeit, Tapferkeit und Waffenlust erworben, durch Freundlichkeit im Gespräche, durch Gefälligkeit im Betragen, durch Freigebigkeit gegen seine Getreuen, durch Liebenswürdigkeit gegen Jedermann, durch Frömmigkeit endlich und Demuth vor Gott alle Herzen gewonnen. Die Welt blickte mit großen Erwartungen auf den jungen König. Gewiß würde auch Heinrich III Großes und Schönes geschaffen, gepflegt, begründet haben, wenn ihm ein so langes Leben bestimmt gewesen wäre, als Karl und Otto, den Großen.

Die Geschichte der frühern Könige, besonders der letzten, Heinrich's II und Konrad's II, lieferte den Beweis, daß

man weder in Teutſchland noch Italien wußte, was eigentlich der König war. Man nannte ihn „den Herrn Aller", „den oberſten Lehnherrn"; man ſagte, daß ihm „die höchſte Gewalt" zuſtehe. Aber einem gewählten Könige, der um die Gunſt ſeiner Untergebenen buhlen, ſie bald erkaufen, bald durch allerlei Künſte zu gewinnen ſuchen mußte, fehlten Mittel und Macht eine feſte Herrſchaft aus zu üben. Als Lehnherr hatte er Güter und Ehren zu verleihen; aber dieſe Güter und Ehren gehörten nicht ihm, ſondern der Geſammtheit Derer, welche einzeln die Belehnung empfingen; das Recht zur Belehnung empfing er von Denen, die belehnt werden wollten und ſollten; die oberſte Gewalt war weder durch Geſetze noch durch ein von den Sitten geheiligtes Herkommen beſtimmt und geordnet. Ein König, der ſich ſelbſt verſäumte, der aus Schwäche, Trägheit, Frömmelei nicht des Augenblickes wahrnahm oder unglücklich war in ſeinen Unternehmungen, ſtand verlaſſen, ohne Anſehn und ohne Ehre; ein König, der durch Geiſt, Kraft und kühne That die Seelen fort zu reiſſen oder ein zu ſchüchtern verſtand, durfte eine ausſchweifende Gewalt aus zu üben wagen. Aus der Geſchichte ging hervor, daß in Teutſchland Nichts auf lebensvollen Einrichtungen feſt ſtand, ſondern daß Alles auf dem Könige ſelbſt beruhte. Wollte ein König nicht der Spielball Derer ſein, die ihn ihren Herrn nannten, ſo konnte er nur eine willkührliche Gewalt erſtreben. So ſcheint Heinrich III die Verhältniſſe aufgefaßt zu haben.

Für das größte Hinderniß des königlichen Anſehens waren immer die großen Herzoge gehalten worden. Karl der Große hatte, obgleich damals das Lehnweſen erſt im Werden war, alle Herzoge in ſeinem Reich entfernt oder zu Grunde gerichtet. In dem Unglücke der folgenden Zeit hatten ſich neue Herzoge wieder erhoben. Sie hatten das teutſche Volk in fünf oder ſechs Völker getrennt, die ſich wechſelſeitig wie Fremde an zu ſehen genöthigt waren. Wenn dieſen Herzogen gelang ihren Häuſern die Erblichkeit der Würde zu verſchaffen, ſo hatten ſie die getheilte Macht des Reichs in ihrer Hand; von einem einigen Reiche konnte kaum noch die Rede ſein. Otto der Große hatte alle Herzogthümer an ſein Haus

zu bringen versucht: der Versuch war mißlungen; aber er hatte doch eine Verwirrung in den Gang der Dinge gebracht: die Befestigung herzoglicher Häuser war überall, Sachsen ausgenommen, unmöglich geworden. Der Gedanke hatte sich wieder erhoben, daß die Herzoge nur Beamte des Reiches seien, vom König als seine Statthalter zur Verwaltung der Länder bestellt; die kleinen Vassallen hatten die Ansicht wieder gewonnen, daß sie, dem Reich angehörend, im Herzoge nur einen Anführer vom König erhalten hätten. Konrad II hatte wagen dürfen seinen Sohn und Nachfolger mit den erledigten Herzogthümern zu belehnen, damit sie auf diese Weise nach seinem Tod um so leichter mit der Krone vereinigt bleiben möchten. Aber die beiden großen Herzoge in Sachsen und in Lotharingien hatte er seinem Sohne hinterlassen müssen.

Mit der Entfernung der Herzoge war zwar für das königliche Ansehn und für die Einheit des Reiches noch nicht viel gewonnen: auch die Grafen und die gemeinen Vassallen waren nicht zum Gehorchen geneigt; aber eine Gefahr schienen sie dem Reich und dem königlichen Ansehen nicht bringen zu können. Sie lebten unter einander in Händeln und Fehden; zwischen Höhern und Geringern bestand Eifersucht und Groll: eine Vereinigung war um so weniger zu fürchten, da dem König ein neuer und starker Bundesgenoß heran wuchs, auf welchen er sich gegen die Vassallen verlassen konnte: die Städte.

Seit Heinrich I hatte sich die Zahl der Städte im Innern Teutschland's vermehrt. Die Händel und Fehden der Vassallen hatten selbst manchen Waffen gewohnten Mann veranlaßt in einer Stadt Zuflucht zu suchen. Dieselben Wirrnisse trieben zu stärkerer Befestigung der Städte; die Herren, Geistliche wie Laien, förderten dieselben zu eigener Sicherheit. Je breiter aber der Graben, je stärker Wall und Mauer wurden, desto schärfer wurde die Stadt von der Welt des Lehnthums abgesondert: kein Burggraf war im Stande, die gemischte Menschenmenge in der Hörigkeit zu erhalten. In den Städten selbst lag der Keim einer neuen Freiheit, der sich unter solchen Verhältnissen nothwendig entwickeln mußte.

Der Menschenmenge hinter Wall und Graben blieb zum Bestehen und Gedeihen nur die Bearbeitung roher Stoffe übrig, und die Vertauschung ihrer Arbeiten gegen Dinge, deren sie bedurften; sie mußten durch Gewerbe, Handwerke, Künste, regen Verkehr mit Städten und Ländern sich zu nähren und zu fördern suchen. Das aber konnte nur unter gesellschaftlichen Einrichtungen geschehen, die mit den Einrichtungen der Vasallenwelt Nichts gemein hatten. Diese Einrichtungen mußten auf Erwerb, Sicherheit und Freiheit berechnet werden, während das Lehnwesen auf Herrschaft, Dienst und Lohn gestellt war.

Einzelne Urkunden, durch welche Städten Marktgerechtigkeiten und Handelsfreiheiten bewilligt worden sind, geben Zeugniß von dem fortschreitenden Leben in den Städten. Die Geschichte vermag zwar der Entwickelung dieses Lebens nicht zu folgen; aber der Zustand der Städte nach einigen Menschenaltern beweist, daß sie nie aufgehört hatten zu kämpfen und zu ringen, um das Nothwendige zu erreichen. Freie Gemeinden waren sie um diese Zeit noch keineswegs, noch lange nicht, aber die Grundlage zu freien Gemeinden war vielfältig gelegt. Die Städte auf des Rhein's linker, auf der Donau rechter Seite, die noch Trümmer gesellschaftlicher Einrichtung aus alten Tagen gerettet hatten, dienten zum Vorbilde; man eiferte ihnen um so beharrlicher nach, da sie schon seit langer Zeit in ruhigen Zwischenräumen einen bedeutenden Handel getrieben hatten, durch denselben zu einem gewissen Wohlstande, zu bürgerlichen Sitten gelangt waren. Das städtische Leben jedoch erregte in Teutschland bei den Vasallen noch keine Besorgniß; vielmehr wurde das Gedeihen der Handwerke und Künste von Fürsten und Vasallen mit Freude gesehen: den Bedürfnissen des Kriegsdienstes, selbst des häuslichen Lebens konnte nur durch die Städte abgeholfen werden; mancher Genuß, den man in Italien kennen gelernt hatte, war nur durch den Handel der Städte zu gewinnen. Dem Könige Heinrich III aber scheint in Italien klar geworden zu sein, daß der Geist, der sich in den Städten offenbarte, Nichts gemein hatte mit dem Geiste der Vasallen, daß zwischen dem Vasallenthum und dem Bürgerthum

eine unaustilgbare Feindschaft bestehe, daß die Feinde der städtischen Freiheit auch die Feinde der königlichen Macht waren. Was aber der junge König erkannt hatte, war vielen Vasallen auf ihren Fahrten in Italien auch nicht verborgen geblieben; viele andere wurden durch Heinrich selbst zur Einsicht gebracht; bald wurde diese Einsicht allgemein. Mit derselben verbreitete sich das Gefühl in den Vasallen, daß ein Jeder sich dem Bürgerthum in den Städten, wie immer, entgegen stellen müsse, daß sie Alle gegen die Städte dasselbe Interesse hätten, daß sie, da es um ihre Erhaltung gelte, eine feste Verbindung bilden müßten. Aus diesem Bewußtsein ging nach und nach der wachsenden Freiheit der Städte gegenüber ein neuer Adel, der Feudal-Adel, hervor, der, wo er nicht besiegt worden ist, seine feindselige Gesinnung gegen die bürgerliche Freiheit der Städte bewahrt hat bis diesen Tag: Hohn und Mißachtung ersetzen die Waffen.

Im alten Teutschland bedeutete das Wort Adeling einen großen Grundeigenthümer. Der teutsche Adel war die Gesammtheit der großen Grundeigenthümer. Dieser Adel hatte keine Vorrechte, war keine abgesonderte Menschenklasse: er gewann Mitglieder und verlor Mitglieder so wie der Eine ein großes Grundeigenthum erwarb, der Andere ein großes Grundeigenthum aufgab. Der teutsche Adel mochte daher allerdings wegen seines größern Einflusses auf die öffentlichen Verhältnisse eine Aristokratie bilden; es war aber eine ächte, durch Tugend und That bedingte, nicht mit der Geburt vererbte und darum wechselnde Aristokratie. Dieser Adel war im Lehnwesen zu Grunde gegangen. Seitdem hatte alle Gewalt im Schwerte gelegen. Die Männer vom Schwerte waren dienstbar gewesen und hatten für Lohn, nämlich für ein Lehngut, Dienste geleistet. Vor den Lehen und in den Lehen war das ächte Eigenthum verschwunden, vor der Gewalt des Schwertes die ächte Freiheit. Die dienenden Lehnleute hatten für frei und für gleich frei gegolten: nur die Beamtungen hatten einen Unterschied gemacht. Die Lehnleute aber hatten den Unfreien, den beknechteten Menschen, gegenüber in keiner Hinsicht einen Adel gebildet. Zwar blieben die Wörter

Edele, Edlere, Edelste im Gebrauch, aber sie wurden lange nur von solchen Vasallen gebraucht, die sich durch ein Amt, durch That oder Reichthum auszeichneten; später, seitdem durch die sächsischen Könige ein allgemeines Streben nach Vornehmthuerei bewirkt war, bezeichneten jene Ausdrücke wohl auch vornehme Geschlechter, nämlich solche Menschen, von welchen man wußte, daß ihre Vorfahren schon bedeutende Reichsämter gehabt hatten oder daß sie großen Häusern verwandt waren: einen Adel, eine Corporation, bildeten diese Geschlechter nicht, wohl aber bildeten die sämmtlichen Vasallen, der Geistlichkeit gegenüber, einen Stand. Der Adel ist erst der neuen Freiheit in dem Bürgerthume der Städte gegenüber entstanden. Diese neue Freiheit ging aus dem Bedürfnisse des menschlichen Geistes hervor, aus dem Streben nach höherer Bildung, aus friedlichen Künsten, aus Arbeit, Erwerb und ächtem Eigenthum; sie stand der Freiheit der Vasallenwelt, die Dienst war, kein ächtes Eigenthum gewährte, sondern nur Lehngüter, Herrschaft und Unterdrückung, scharf, schneidend, unversöhnlich entgegen. Das Ziel des Bürgerthumes lag im Unendlichen, die Bahn war Thätigkeit, Geist, Bildung; das Ziel des Adelthumes war die Erhaltung des Alten, die Befestigung des Bestehenden, das wohl mit einem glänzenden Firniß überzogen, mit einem mannichfaltigen Schmuck umgeben werden konnte, das aber mit der Natur des menschlichen Geistes in immer größern Widerspruch gerathen mußte. Das abenteuerliche Ritterthum, die phantastische Feier, nicht des bessern Geistes, sondern des bessern Fleisches der Vasallen, waren allerdings geeignet, dem Adel Einheit und Halt zu geben; aber sie waren nicht im Stande, diesen Geist zu unterdrücken, ja kaum, ihn in seiner Entwickelung zu hemmen. Uebrigens sah Heinrich III nur die Entstehung dieser Verhältnisse; es gehörte noch lange Zeit dazu, ehe sie bedeutend wurden.

Endlich durfte Heinrich III in seinem Streben nach königlicher Gewalt auf die Unterstützung der Geistlichen hoffen. Die untern Geistlichen hingen ab von den obern. Die Besetzung der bischöflichen Stühle, wie die Erhebung der Aebte und Aebtissen war entweder ganz in der Hand des Königs,

oder der König hatte doch wegen der Belehnung der geistlichen Fürsten mit den weltlichen Gütern, der Investitur, einen entscheidenden Einfluß auf diese Besetzung, diese Erhebung. Ein solches Verhältniß machte zwischen dem König und den Fürsten der Kirche eine Verständigung möglich. Wen die Dankbarkeit nicht zum Throne hinzog, den zwang nicht selten die Noth seinen Blick auf den König zu richten. Der Einfluß der Geistlichen aber auf die weltlichen Angelegenheiten war groß, weil er auf Etwas Geistigem, auf dem Glauben, dem Vorzuge höherer Bildung und mannichfaltiger Kenntnisse stand. Mit Sicherheit jedoch war auf diesen geistigen Einfluß nur zu bauen, wenn die Geistlichen vereint als Geistlichkeit wirkten; und durch die Verhältnisse in Italien, durch jenen Wucher mit der päpstlichen Würde, der den apostolischen Palast zur Wechselbude machte, den apostolischen Stuhl mit Unflath besudelte, waren die kirchlichen Verhältnisse aller Länder des Abendlandes sehr zerrüttet worden. Die römische Kirche galt überall für die Mutterkirche der christlichen Welt, die alle Kirchen zu Einer Kirche vereinige; auch sprach man von der Gewalt des apostolischen Stuhles mit Demuth, wenig bekümmert um den Mann, in dessen Hand die Ausübung dieser Gewalt gelegt war: aber es waren todte Ueberlieferungen, die man festhielt und gedankenlos nachsprach. Das päpstliche Ansehen, bald versäumt bald auf verkehrte Weise geltend gemacht, war zuletzt in der Hand eines unwürdigen Jünglings so schwach geworden, daß ihm selbst die Macht des Kaisers keine Anerkennung zu verschaffen vermocht hatte. Die allgemeine Kirche war gleichsam von der Erde verschwunden; sie lebte nur noch in der Sehnsucht frommer Menschen. Die Erzbisthümer, die Bisthümer, die Abteien waren in Verfall gerathen. Zwei oder drei Laster hatten sich von Italien aus über alle Länder verbreitet: das Leben der Bischöfe und Aebte unter den Waffen, überhaupt in den Geschäften dieser Welt; der Handel mit geistlichen Würden, die Simonie, und die Genußsucht, die hier und dort in Ueppigkeit und schamlose Unzucht entartet war. Sollten die Geistlichen zur Hebung und Stärkung des königlichen Ansehens mitwirken, so mußte die Einheit der Kirche, Ordnung

und Zucht wieder hergestellt werden. Ein solches Werk aber war nur, wie die Geschichte bewies, durch den apostolischen Stuhl zu Stande zu bringen. Also war vor Allem nothwendig, den heiligen Stuhl von dem Schmutze, mit welchem er besudelt war, zu reinigen, die päpstliche Würde wieder zu der Gewalt zu erheben und in der Gewalt zu befestigen, in welcher sie wohlthätig auf die Kirche und das Leben zu wirken, den Geist und die Bildung zu fördern vermöchte. Heinrich III aber glaubte, die Erhebung und Befestigung der päpstlichen Würde könne nur dadurch gelingen, daß der Bischof von Rom in dieselbe Abhängigkeit vom Kaiser gebracht würde, in welcher die Bischöfe des Reiches standen.

Also setzte sich der junge König ein dreifaches Ziel. Erstens. Alle Vassallen sollen sich als Reichsvassallen ansehen, alle Ehren und Würden vom König ausfliessen. Zweitens. Die Städte sollen in ihrem Streben gefördert, in ihrer wachsenden Freiheit zu einem dritten Stande des Reiches heran gebildet werden. Drittens. Alle Kirchen sollen eins sein im apostolischen Stuhle, der apostolische Stuhl abhängig vom Kaiser, der eins ist mit dem Könige der Teutschen.

10.

Böhmen's Unterwerfung. Krieg mit Ungarn.

Sogleich nach Uebernahme des Reiches war der König zu Kriegsfahrten genöthigt, die störend auf seine großen Entwürfe einwirkten. Mjesko II, gestorben im J. 1034, hatte einen unmündigen Sohn Casimir hinterlassen. Mit diesem letzten Fürsten vom Stamme der Piasten war seine Mutter Richenza, eine teutsche Fürstin, vor der Wuth wilder Parteiung nach Teutschland entflohen. Der Kaiser Konrad II war mit den Angelegenheiten Burgund's und Italien's beschäftigt. Daher drang der junge Bretislav, Othelrich's Sohn, Herzog von Böhmen, mit einem großen Heer in Polen ein, brauste wie ein Sturmwind durch das verwaiste Land. Krakau ward erobert, Posen eingenommen; Gnesen fiel unblutig in die Gewalt des Siegers: aus dieser Stadt wurde das kost-

barste Heiligthum, der Leichnam des heiligen Adalbert, geraubt und nach Prag gebracht. Das Unglück in Polen war so groß, daß Viele an der Erhaltung des Christenthumes verzweifelten.

Inzwischen gelangte Heinrich III zum teutschen Reiche: Brecislav bekümmerte sich nicht um den neuen König. Zugleich kamen Gerüchte in Umlauf, daß die Böhmen große Massen von Gold, Silber und andern Kostbarkeiten in Polen erbeutet hätten: in Teutschland glaubte man, es sei gefährlich bei dem Trotze des Fürsten so reiche Mittel in den Händen der Böhmen zu lassen. Endlich hatten sich viele Polen nach Teutschland geflüchtet, um Rettung zu finden, um Rache vor zu bereiten; der junge Fürst Casimir und seine Mutter fleheten den König Heinrich gleichfalls um Hülfe an: Heinrich betrieb schon im Herbste des Jahres 1039 eine Heerfahrt gegen die Böhmen. Da ließ Brecislav dem König entbieten, daß er selbst vor ihm erscheinen würde um sich seinen Befehlen zu unterwerfen; inzwischen möge er seinen Sohn als ein Unterpfand seiner Treue annehmen. Heinrich stand von der Unternehmung ab. Er begab sich nach seinen Herzogthümern Bayern und Schwaben, hielt öffentliche Tage und arbeitete für Frieden und Ordnung. Hierauf ging er an den Rhein. In Ingelheim erschienen zum Osterfeste, 1040, die vornehmsten Männer aus Burgund und brachten kostbare Gaben dar. Auch der Erzbischof Heribert von Mailand traf ein. Seit dem Tode des Kaisers Konrad war an einer Aussöhnung des jungen Königes mit dem Erzbischofe gearbeitet worden. Heinrich hatte gern die Hand geboten: in Ingelheim schwur Heribert dem Könige den Eid der Treue, begleitete ihn nach Cöln und kehrte in Frieden nach Mailand zurück. Brecislav aber hatte sein Wort nicht gelöst. Dem Könige kam sein Ausbleiben um so bedenklicher vor, da auch der König Peter von Ungarn im Laufe des Winters den Frieden gebrochen hatte. Peter verdankte den Thron der Gunst seines frommen Oheimes Stephan; zwei Fürsten aus Arpad's Stamme, die sich in fremden Ländern Achtung und Ehre erworben hatten, machten ihm den Thron streitig; daher hatte Peter sich dem Herzoge Brecislav angeschlossen. Also ließ Heinrich scharf und bestimmt an Brecislav die For-

derung gelangen: Polen gänzlich zu räumen, den Raub dieses Landes bis auf den letzten Pfennig heraus zu geben. Brecislav erwiderte: er wolle als Vasall des teutschen Reiches dem Könige denselben Zins entrichten, den seine Vorfahren entrichtet hätten und keinen Pfennig mehr. Heinrich bestand auf seiner Forderung. Brecislav antwortete: „Böhmen ist groß; ganze Heere haben schon in dem Land ihr Grab gefunden; es hat indeß noch Raum für andere."

Eine Fahrt nach Böhmen war nothwendig; sie sollte mit zwei Heeren, von Bayern aus über Kamb durch den böhmischen Wald und vom Norden über Dohna durch das Erzgebirg unternommen werden. Gleichzeitig sollte ein bayerisches Heer gegen die Ungarn ziehen. Auch wurde der junge Fürst Casimir nach Polen zurück gesandt, um das Land, wie es von den Böhmen geräumt werden möchte, in Besitz zu nehmen. Der König selbst begab sich zu dem Heere bei Kamb. Die Böhmen hatten den Weg durch den Wald mit Bäumen, Felsblöcken, in jeglicher Weise versperrt; an beiden Seiten waren Krieger in den Wäldern aufgestellt. Heinrich III schickte einen Heertheil zu Fuß unter der Anführung des Markgrafen Otto von Schweinfurt ab um die Stellung der Böhmen zu umgehen, während ein anderer Theil, von des Königes Bannerträger Grafen Wernher angeführt, die Stellung der Böhmen unmittelbar bedrohen sollte. Wernher ließ sich zu einem Angriff auf die Böhmen fortreissen, ward aber sogleich von allen Seiten umringt. Der Graf fiel mit Vielen der Seinigen; nur Wenige entkamen dem Verderben. Unbekannt mit diesem Unglücke langte der Markgraf Otto am folgenden Tag im Rücken der Böhmen an. Er wagte mit desto größerer Zuversicht einen Angriff, je fester er einen Angriff von Wernher, vom Könige selbst erwartete. Da aber Wernher zu Grunde gegangen war, so stand der Markgraf allein dem Feinde gegenüber. Viele tapfere Männer in seinem Heere fanden den Tod, nur Einzelne durch ihre Zerstreuung in die Wälder und Gebirge ihre Rettung.

Inzwischen war auch das andere Heer über das Erzgebirge vorgedrungen. Die Anführer desselben waren der Erzbischof Bardo von Mainz und der Markgraf Ekkehard von

Meiſſen „des Königes getreueſter Getreuer.“ Dieſes Heer verwüſtete neun Tage lang das nördliche Böhmen. Da aber der Herzog Brecislav, nunmehr vom Süden her geſichert, ſich gegen daſſelbe wandte, ſo verdankte es ſeine Rettung nur einem Abkommen, das durch den Einſiedler Gunthar, einen Thüringer, der den Herzog einſt aus der Taufe gehoben hatte, vermittelt wurde. Das Heer erhielt freien Abzug, und der Sohn des Herzoges Brecislav wurde wie andere gefangene Böhmen gegen Gefangene von dem Heere des Königs ausgewechſelt.

Auf eine ſo traurige Weiſe endigte ſich das erſte Unternehmen des jungen Königes. Heinrich ſah in dem Mißlingen weniger ein Unglück als eine Schmach. Aber Unglück und Schmach entmuthigten ihn nicht; auch wurde das Vertrauen der Teutſchen nicht geſchwächt. In demſelben Monat Auguſt, in welchem das Unglück Statt gefunden hatte, ſtanden im folgenden Jahre, 1041, zwei neue Heere an der Gränze von Böhmen: im Nordgau und in der Mark Meiſſen. Die Anführung des erſten übernahm der König ſelbſt, die Anführung des andern hatten der Erzbiſchof von Mainz und der Markgraf Ekkehard. Beide drangen ohne Aufenthalt in Böhmen ein. Nach drei Wochen erſchienen ſie vor Prag. Als der Markgraf auf der linken Seite der Moldau vor dieſer Stadt anlangte, wehete ſchon auf der Höhe des andern Ufers oberhalb der Stadt das königliche Banner. Um dieſelbe Zeit kam der König Peter von Ungarn, durch ſein eigenes Volk vertrieben, als Flüchtling zu dem Könige Heinrich. Dennoch ſchauete Brecislav entſchloſſen in das Unglück hinein, das über ihn und ſein Volk gekommen war. Und die Gefahr ging glücklich vorüber. Der Biſchof Severus von Prag nämlich, der ſich wie ein Schutzflehender zu dem Könige begeben hatte, leitete eine Unterhandlung ein, die von dem Markgrafen Ekkehard weiter geführt wurde. Die Stellung des teutſchen Heers, im Angeſichte die Stadt Prag, ringsher ein verwüſtetes Land, im Rücken ein feindſeliges Volk und hohe Berge, der Herbſt endlich, der Winter nahe, war nicht erfreulich. Heinrich war daher zufrieden, als der Herzog die Hoheit des teutſchen Reichs anerkannte, Treue ſchwur, Zins zu entrichten verſprach und für die Aufrichtig-

keit dieſer Verheiſſungen Geiſſel ſtellte. Brecislav hat ſein Wort fortan erfüllt und dem Könige die Treue ſein Leben lang bewahrt.

Nach dem Rückzug aus Böhmen begab ſich der König von Brecislav begleitet nach Regensburg. Daſelbſt warf ſich der König Peter dem Könige der Teutſchen zu Füßen, um Verzeihung, um Schutz, um Hülfe gegen das aufrühreriſche Volk der Ungarn flehend. Heinrich gewährte Verzeihung, verſprach Schutz und machte Hoffnung zur Hülfe. Hierauf begab er ſich mit einer ſtarken Mannſchaft aus Schwaben nach Burgund, wo ſich ein unruhiger Geiſt gezeigt hatte. Durch ſeine unerwartete Erſcheinung wurden die Getreuen in ihrer Treue befeſtigt, die Widerſpänſtigen geſchreckt, durch richterlichen Spruch zur verdienten Strafe gebracht. Inzwiſchen drang der neue König der Ungarn, Samuel Aba, von den Teutſchen Ovo genannt, mit zwei oder drei Heeren in Oeſterreich und Kärnthen ein. Seine leichten Scharen wurden leicht zurückgetrieben. Aber das Eigenthum vieler Menſchen war geplündert oder zerſtört worden; eine Züchtigung der Ungarn ward um ſo mehr für nöthig gehalten, da die Wiederkehr ihrer alten Raubluſt gefürchtet ward.

Im Jahre 1042, wiederum im Monat Auguſt, zog der König mit einem Heere Bayern und Schwaben gegen die Ungarn. Er drang weit in ihr Land, ging über die Donau und bemeiſterte ſich Preßburg's. Auch ſchlug er die Ungarn zwei Mal im offenen Feld und wurde Meiſter des Landes bis an den Gran. Die Jahrszeit jedoch erlaubte kein weiteres Unternehmen. Heinrich machte einen Verſuch, die Unterworfenen zur Anerkennung des Königes Peter zu bewegen, aber vergeblich. Er übertrug daher die Verwaltung des eroberten Landes einem andern ungariſchen Fürſten, der ſich nach Böhmen geflüchtet hatte; kaum aber hatte er ſelbſt das Land verlaſſen, ſo ward auch dieſer Fürſt zur Flucht genöthigt. Im Jahre 1043 ward ein neuer Feldzug mit großem Nachdruck unternommen. Der König ſelbſt behielt die Anführung des Heers; eine Flotte auf der Donau erleichterte und förderte das Werk. Beſondere Thaten werden nicht gerühmt; aber der König der Ungarn wurde zu einem Frieden genöthigt, durch welchen Heinrich wenigſtens mit einiger Ehre

aus der übeln Sache heraus kam; er zahlte nicht nur eine starke Brandschatzung, sondern trat auch das Land bis zur Leitha ab, versprach die Gefangenen aus zu liefern, die Gränze des Reiches nie wieder zu verletzen. Für die Erfüllung dieser Versprechung stellte er Geißeln.

11.

Heinrich's III Bemühungen um den Frieden im Reich. Ungarn ein Lehen des teutschen Reiches.

Heinrich's III erste Gemahlin Gunhild war gestorben; auch hatte er seine Mutter, die Kaiserin Gisela, verloren. Eine neue Vermählung wurde für ihn selbst und für das Reich als gleich nothwendig angesehen. Heinrich hatte seinen Blick auf Agnes eine Tochter des mächtigen Grafen Wilhelm von Poitiers, Herzoges von Aquitanien, gerichtet. Die Schönheit dieser Jungfrau wird von Niemand gerühmt; aber sie zeichnete sich aus durch die schönsten weiblichen Tugenden, durch hohe Anmuth, feine Sitten. Auch war sie eine reiche Fürstin und die Macht ihres Bruders Wilhelm war wegen der Verhältnisse in dem unruhigen Burgund von großem Werth. Der König entschloß sich selbst eine Reise nach Frankreich zu machen. Nach seiner Rückkehr aus Ungarn trat er dieselbe an. In Ulm hatte er eine Zusammenkunft mit vielen Fürsten und Herren; zu Constanz hielt er eine große Versammlung von Geistlichen und Weltlichen. Vor derselben trat er als Redner auf und sprach im Geiste des Gottesfriedens mit Klarheit und Nachdruck von dem was für das Vaterland das Nothwendigste sei: Ruhe, Versöhnlichkeit, Eintracht. Der Augenblick war glücklich gewählt. Auf einen sehr kalten Winter war ein beständiger Regen gefolgt; eine schwere Viehseuche fand Statt; die Ernte war unergiebig gewesen: man fürchtete allgemein, das unermeßliche Unglück, das vor zwölf Jahren in Frankreich den Gedanken des Gottesfriedens erzeugt hatte, werde auch über Teutschland kommen. Daher Niedergeschlagenheit und ängstliche Spannung überall. Als nun der König feierlich erklärte, daß er Allen, die sich wider ihn vergangen hätten, verzeihe und Niemand verfolgen

werde, als er die Anwesenden zu derselben Erklärung aufforderte, keine Ermahnung, keine Bitte, keine Drohung sparte: da brachte er Alle dahin, daß sie jede Fehde für abgethan erklärten, jeder Feindschaft entsagten und sich zu Frieden und Eintracht verpflichteten. Heinrich machte diese Verpflichtung öffentlich bekannt. Des Erfolges froh, handelte er fortan überall in derselben Weise. Selten vergeblich. Dadurch bewirkte er einen Frieden, der in frühern Tagen unerhört gewesen. Aber es war kein Gottesfriede, sondern ein Königsfriede. Der König war der Urheber, nicht die Kirche; er behielt die Vollziehung in seiner Hand und überließ sie nicht den Geistlichen.

Von Constanz begab er sich nach Besançon, wo der Herzog Wilhelm seinen Hof hielt. Eine große Menge vornehmer Herren versammelte sich zur Feier der Verlobung. Heinrich gewann leicht die Herzen aller Anwesenden, am Leichtesten das Herz der jungen Fürstin. Sie folgte ihm bald nach Teutschland: die Vermählung fand am Ersten November's zu Ingelheim Statt, nachdem Agnes zu Mainz als Königin geweiht war. Zu der Feierlichkeit hatte sich ein Schwarm von Menschen eingefunden, die durch lose Künste, durch Gaukeleien und Possenspiele Geld zu gewinnen gedachten. Heinrich wies sie vom Hofe hinweg und verwandte das Geld, das sie gekostet haben würden, zu Nahrung und Kleidung für die Armen. Das verdroß alle Schaulustigen und verschwenderischen Herren und Frauen; die Gefühle der Edelsten und Besten aber waren für den jungen König.

Inzwischen hatten sich in Ungarn große Wirrnisse erhoben. Samuel war durch eine Partei, die sich des Königes Peter zu entledigen wünschte, nur darum zum Thron erhoben, weil er ein Schwager des Königes Stephan war und große Reichthümer besaß. Diese Partei aber wollte durch ihn herrschen, und im Ungestüme der Leidenschaft suchte sie ihre Herrschaft auf die Ausrottung des Christenthums, auf die Vernichtung aller Fremden im Land, auf die Beknechtung der alten Einwohner zu gründen. Der König wollte sich, obgleich ein bejahrter Mann, nicht als Werkzeug gebrauchen lassen, griff leidenschaftlich nach allen Seiten aus, und schonte Niemand, der ihm in den Weg trat. Aber er

vermochte dieſen Weg nicht zu halten. Es entſtand ein wildes Gewühl, eine allgemeine Aufregung. Viele Ungarn flüchteten nach Teutſchland. Peter faßte neue Hoffnung. Heinrich ſelbſt war gegen den König der Ungarn aufgebracht, weil er die teutſchen Gefangenen noch nicht in Freiheit geſetzt hatte. Alſo zog er mit einem bayeriſchen Heere wie zur Beobachtung gegen die ungariſche Gränze. Zugleich ſandte er an Samuel Aba die Forderung, daß die teutſchen Gefangenen ſogleich in Freiheit geſetzt werden müßten. Samuel verlangte dagegen die Auslieferung aller ungariſchen Ueberläufer. Hierauf ging Heinrich über die Gränze, zog die Leitha an der rechten Seite hinab und fand keinen Widerſtand. Der König Samuel rief ſein Volk auf. Die Ungarn verſammelten ſich in großen Maſſen bei der Stadt Raab. Heinrich ſetzte am Fünften Juli's, 1044, raſch über die Raab auf Einverſtändniſſe rechnend, die Peter und andere Geflüchtete im feindlichen Lager hatten.

Die Ungarn zogen den Teutſchen entgegen. Der erſte Zuſammenſtoß war hart. Bald aber ſenkten Samuel's Feinde ſeine Fahne, erhoben wildes Geſchrei, gingen über zu den Teutſchen oder liefen davon. Der unglückliche Samuel erkannte erſt jetzt, wo Heinrich ſeine Stärke hatte. Er ſuchte ſein Heil in der Flucht, ward aber von ſeinen Feinden nieder gemacht. Heinrich war Sieger ohne Sieg. Die Stadt Raab fiel ſogleich in ſeine Hand, in derſelben Samuel's Gemahlin, Söhne und Schätze. Er verlangte, daß Peter wieder auf den Thron geſetzt und von allen Ungarn als König anerkannt werden ſollte. Die alten Anhänger Peter's erfüllten gern dieſes Verlangen; die Gegner wagten nicht zu widerſprechen: Alle krümmten ſich vor dem Zwang, den ſie über ſich ſelbſt gebracht hatten. Ihre Unterwerfung aber wurde dem Könige Heinrich zum Ruhm angerechnet, und von dem Glanze dieſes Ruhms umgeben kehrte er nach dem Vaterlande zurück.

Im folgenden Jahre begab er ſich von Neuem mit einem großen Gefolge nach Ungarn. Jetzt zeigte ſich, was früher zwiſchen ihm und Peter verabredet worden. Heinrich traf zum Pfingſtfeſt ein; Peter, von vornehmen Männern des ungariſchen Reichs umgeben, empfing ihn mit großer

Feierlichkeit. Er trat vor den König, legte ihm ſeine Krone, eine vergoldete Lanze und andere Zeichen der königlichen Würde zu Füßen, ſchwur ihm wie ſein Mann den Eid der Treue; die großen Herren, die bei ihm waren, ſchwuren dem Könige gleichfalls wie ſeine Mannen den Eid der Treue. Heinrich aber übertrug dem Könige Peter das Reich der Ungarn als Lehen des teutſchen Reichs, aber nicht zum erblichen Beſitz, ſondern auf Lebenszeit: Peter wünſchte eine Stütze ſeines wankenden Thrones zu finden; Heinrich wollte Teutſchland vor den Ungarn ſicher ſtellen. Was aber dem Könige Heinrich zum Ruhm angerechnet worden, das iſt für den König Peter bald zum Verderben ausgeſchlagen.

Inzwiſchen war Gozelo I, einiger Herzog in Lotharingien, geſtorben, zwei Söhne Gottfrid und Gozelo hinterlaſſend. Gozelo wurde für ſchwach und feig gehalten, Gottfrid, der Bärtige beigenannt, zeichnete ſich durch Tapferkeit und Kühnheit aus. Der alternde Vater hatte ſeit einiger Zeit die Verwaltung des Herzogthums Unter-Lotharingien ſeinem Sohne Gottfrid mit Heinrich's Zuſtimmung überlaſſen, Ober-Lotharingien aber hatte er ſelbſt bis zu ſeinem Tode verwaltet und ſeinem Sohne Gozelo beſtimmt. Der König Heinrich hatte ihm auch verſprochen, daß Gozelo ihm in dieſem Herzogthume folgen ſollte. Nach des alten Gozelo Ableben aber bat Gottfrid den König, ihn auch mit dem Herzogthum Ober-Lotharingien zu belehnen, da ſein Bruder daſſelbe nicht würdig zu verwalten vermöge. Heinrich wollte dieſe Bitte nicht gewähren. Da ergriff Gottfrid die Waffen, ſtellte ſich in offene Empörung, bemächtigte ſich des ganzen Landes bis zum Rhein. Andere Fürſten traten gleichfalls unter die Waffen. Zwei Grafen in Burgund, Rainold in Hoch-Burgund und Gerhard von Genf, begannen den Krieg; der Graf Balduin von Flandern ſtellte ſich zu Gottfrid; der Markgraf Theoderich erregte im Lande der Frieſen Fehden und Kämpfe. Je gefährlicher aber dieſe Unruhen zu werden drohten, deſto überraſchender iſt die Schnelligkeit, mit welcher Heinrich III ſie zu unterdrücken verſtand, nicht mit den Waffen, ſondern mit Unterhandlungen. Der Graf Rainold wurde durch den Grafen Ludwig von Mömpelgard überfallen und in die Flucht geſchlagen; der König ſelbſt brach eine

Burg des Herzoges Gottfrid, Veggelinheim genannt. Von weitern Thaten ist nicht die Rede. Aber im Monate Januar, 1045, erschienen die burgundischen Grafen zu Solothurn vor dem Könige. Heinrich begnügte sich mit ihrer Unterwerfung. Hierauf kam auch der Herzog Gottfrid; ihn aber ließ der König nach Giebichenstein zur Haft bringen. Das ist Alles was über diese Vorgänge berichtet wird.

Am Osterfest ertheilte Heinrich III dem Pfalzgrafen Otto bei Rhein das Herzogthum Schwaben. Diese Ernennung eines neuen Herzogs ist eine Abweichung von den Grundsätzen des Königs. Es scheint, daß schon viele Menschen wegen seiner Absichten bedenklich geworden waren. Denn Bayern hatte nur dem Namen nach einen Herzog; Schwaben, Franken, Kärnthen standen wie das ganze burgundische Reich unmittelbar unter dem König; endlich war auch Lotharingien soeben eines Herzoges beraubt, und der Mann, der noch im obern Theile des Landes den herzoglichen Namen führte, hatte von der Würde Nichts als eben den Namen. Heinrich mag daher zur Beruhigung der Gemüther für nöthig gehalten haben, ein Mal wieder einen Herzog auf zu stellen. Der neue Herzog Otto war ein Sohn des Pfalzgrafen Ezo und der Schwester Otto's III Mathilde; ein Bruder desselben Hermann war Erzbischof von Cöln; ein anderer Bruder Heinrich erhielt die Pfalzgrafschaft bei Rhein. Er selbst wie diese Brüder hatten dem König in den lotharingischen und burgundischen Händeln ihre treue Ergebenheit bewährt, und Heinrich sah voraus, daß er ihrer ferner bedürfen würde: er hielt eine Heerfahrt nach Italien für nothwendig, und selbst das Abkommen mit dem Könige Peter von Ungarn war wegen dieser Fahrt beschleunigt worden. Inzwischen wirkte er sonst überall seinen Grundsätzen gemäß. Nur um Sachsen scheint er sich wenig bekümmert zu haben, weil der alte Herzog Bernhard dieses Land in Ruhe und Ordnung zu erhalten wußte. Indeß feierte er das Weihnachtsfest zu Goslar, und suchte nicht nur den Billunger in der Treue zu befestigen, sondern sich auch mit den übrigen sächsischen Fürsten und Herren zu befreunden. Zu Pfingsten, 1046, befand er sich in Aachen. Kurz zuvor war der Herzog Gozelo II von Ober-Lotharingien gestorben. Heinrich ließ daher den Bru-

der deſſelben Gottfrid aus Giebichenſtein nach Aachen kommen und gab demſelben das Herzogthum Nieder-Lotharingien, aber nunmehr aus bloßer königlicher Gnade, zurück. Zu gleicher Zeit belieh er den Bruder des Herzoges Heinrich in Bayern, Friedrich genannt, mit dem Herzogthum in Ober-Lotharingien. Dadurch wurde Gottfrid's ſtolze Seele gekränkt, und die alte Leidenſchaft erwachte von Neuem.

Zu derſelbigen Zeit gingen in Ungarn Ereigniſſe vor, die Heinrich's Werk zu zertrümmern drohten. Auch hatten ſich im Lande der Slaven neue Bewegungen gezeigt, die kaum unterdrückt waren. An allen Seiten des Reiches waren alſo feindliche Verhältniſſe, und im Innern verbarg ſich hier und dort hinter friedlichen und freundlichen Verſicherungen mancherlei Unzufriedenheit. Des Königes ganze Thätigkeit ſchien daher in Teutſchland volle Beſchäftigung zu finden, ſeine Anweſenheit durchaus nothwendig zu ſein. Dennoch verließ Heinrich III das Vaterland und unternahm eine Heerfahrt nach Italien.

12.

Ereigniſſe in Italien und in Rom ſeit der Rückkehr Konrad's II aus dieſem Lande.

Seit der Rückkehr Konrad's II aus Italien hatte dieſes Land keine Ruhe wieder gefunden: überall Kampf, Streit, Wirrniß und wüſtes Weſen. Im untern Italien ſtanden Griechen, Saracenen und Normannen in einem endloſen Kampf, in welchen die Verzweifelung der Einwohner von Zeit zu Zeit eingriff, oft zu ihrem Unglück, nie zu ihrem Heile. Die Normannen wurden immer ſtärker an Zahl und Macht. Keinem an Liſt weichend, Alle an Kühnheit übertreffend, beſtändig zu That und Raub bereit, hatten ſie eine ſolche Stellung gewonnen, daß ihr endlicher Sieg über alle Gegner kaum noch zweifelhaft war. Im obern Italien ſtrebte der Geiſt der Freiheit immer weiter, zeigte ſich jedoch am Stärkſten in Mailand, der größten und lebenvollſten Stadt dieſes Landes.

Seitdem der Erzbischof Heribert sich mit Heinrich III verständigt hatte, war dieser in Italien überall als König angesehen worden. Bald aber kam der Erzbischof Heribert in ein Gedränge neuer Art. Alle nämlich, die an der Vertheidigung Mailand's gegen Konrad II Theil genommen hatten, glaubten Ansprüche auf Belohnung zu haben; Niemand wollte die Stelle wieder aufgeben, die ihm in der Noth überlassen war. Die Vassallen glaubten, da ihnen die Erblichkeit der Lehen zugestanden worden, des Erzbischofs entbehren zu können. Aber sie waren besorgt geworden vor den Bürgern der Stadt Mailand, vor allen Menschen, die keine Vassallen waren. Diese Menschen, das Volk genannt, waren früher von den Vassallen als ein verächtlicher Haufe angesehen, den man nach Gefallen mißhandeln dürfte; darum hatte sich das Volk dem Erzbischof angeschlossen. Während der Belagerung von Mailand war die Theilnahme des Volkes nothwendig gewesen, man hatte daher den Bürgern in aller Weise geschmeichelt; die Bürger hatten kriegerischen Muth, Ausdauer und Gewandtheit bewährt. Diese unerwarteten Tugenden hatten die Vassallen erschreckt; der verachtete Feind erschien ihnen als ein gefährlicher Feind. Daher glaubten sie, wegen ihrer Sicherheit, wegen ihrer Erhaltung die Bürger von Mailand so schnell als möglich wieder untertreten, den Geist in ihnen für alle Zukunft ersticken zu müssen. Also fingen sie an, das Volk in der Stadt und außer der Stadt zu bedrücken, zu mißhandeln, jeglichen Muthwillen an demselben aus zu lassen. Die Bürger aber waren zu einem starken Selbstgefühl, zum Bewußtsein der Macht gekommen, die in der Vereinigung ihrer Kräfte lag. Daher ein bitterer Zorn, ein tiefer Ingrimm, eine arge Feindschaft zwischen dem Adel und dem Volke.

Bald, im Jahre 1040, kam die verhaltene Wuth zum Ausbruch. Ein Walvassor mißhandelte einen Bürger. Von beiden Seiten liefen Männer herzu. Bald erschienen alle Bürger in den Waffen; der Adel trat bewaffnet entgegen. Lanzo aber, ein Mann vom Adel, stellte sich auf die Seite der Bürger, und übernahm die Leitung der Masse. Es kam zu einem wilden Kampf in den Gassen der Stadt. Wo immer der Adel die Ueberhand hatte, da schlug er mit Ver-

achtung ſchonungslos und grauſam die Ueberwundenen nieder, „wie ein geſtrenger Herr den widerſpänſtigen Sklaven;“ wo die Bürger überlegen waren, da traten ſie die überwundenen Vaſſallen „wie Drachen und Schlangen“ unter die Füße und erfreueten ſich an dem Zappeln der Unglücklichen. Der Sieg neigte ſich endlich auf die Seite der Bürger. Da verlieſſen die Vaſſallen, Weiber und Kinder in der Nacht voraus ſchickend, allzumal die Stadt.

Aber auch der Erzbiſchof Heribert begab ſich hinweg, weil er, ein alter Mann, die ſiegestrunkene Menge fürchtete. Hierauf erhob ſich der Adel ſtolz und verachtend gegen „das Geſindel der Buden und der Werkſtatt.“ Die Flüchtlinge aus Mailand erhielten Unterſtützung und Hülfe von allen Seiten. Bald wurde die Stadt belagert. Die Bürger machten täglich Ausfälle; aber ſie waren nicht im Stande die Werke der Belagerer zu zerſtören. Dagegen mißlang auch jeder Verſuch des Adels, die Mauern der Stadt zu brechen. Der furchtbare Kampf, der Tauſenden den Tod brachte, dauerte bis in das dritte Jahr, und weder auf dieſer Seite noch auf jener zeigte ſich eine Geneigtheit zum Nachgeben. Den Einwohnern der Stadt jedoch gingen die Lebensmittel aus; einzelne abenteuerliche Züge in das Land lieferten keinen bedeutenden Ertrag; nach und nach wurde die Hungersnoth unerträglich. Da verließ Lanzo verkleidet die Stadt, und kam glücklich nach Teutſchland zu Heinrich III, 1043.

Heinrich's Herz hing zu den Bürgern; die leichte Gewinnung einer Stadt wie Mailand ſchien ihm eine Sache von der größten Wichtigkeit. Auch war ein Abgeordneter, den er zur Ausgleichung der Händel nach Mailand geſchickt hatte, von den Belagerern ſchnöde zurück gewieſen. Alſo ward er leicht mit Lanzo einig: der König wollte den Mailändern 4000 Reiter zu Hülfe ſenden; die Mailänder ſollten dieſe Reiter unterhalten, dem Könige fortan in unverbrüchlicher Treue Beiſtand leiſten. Lanzo's Abſicht aber war, dieſen Vertrag in der Hand, eine Ausgleichung zwiſchen den Bürgern und dem Adel zu Stande zu bringen, dadurch die Hülfe des Königes entbehrlich zu machen. Mit dieſem Gedanken kam er nach Mailand zurück. Sein Verſöhnungsplan wurde von den Bürgern mit Freuden angenommen, vom Adel

Der Adel aber faßte den Entschluß ihn abermals zu vertreiben und einen andern Papst zu erheben. Dieser Papst sollte, damit das Volk von Rom, damit die Welt ihm nicht entgegen wäre, der tüchtigste Mann aus der römischen Geistlichkeit sein. Für einen solchen Mann wurde der Erzpriester Johann Gratian gehalten, der sich durch Gelehrsamkeit, frommen Eifer und ein reines Leben auszeichnete. Johann aber wollte seine Erhebung nicht dem Adel verdanken, sondern lediglich dem Volk. Er nahm daher die Anträge des Adels zwar freundlich auf, suchte aber in der Stille das Volk auf seine Seite zu bringen. Das Volk wandte ihm schnell sein Vertrauen zu. Inzwischen wurde der Papst Benedict IX vom Adel aus Rom vertrieben und zu gleicher Zeit der Erzpriester Johann vom Volk als Papst begrüßt. Johann nahm den Gruß an, empfing von seinen Anhängern unter den Geistlichen die Weihe und nannte sich Gregor VI. Der Adel, aufgebracht über diesen Vorschritt des Volkes, verwarf den neuen Papst, und faßte den Entschluß, einen andern Papst entgegen zu stellen. Der Bischof Johann von Sabino verstand sich dazu als Gegenpapst auf zu treten. Er nahm die päpstliche Würde an und nannte sich Sylvester III. Diese Spaltung zwischen dem Adel und dem Volke brachte die Partei der Grafen von Tusculum zu der Hoffnung, daß es ihr gelingen werde zwischen den feindlichen Päpsten ihre alte Gewalt wieder zu gewinnen. Benedict IX wurde nach Rom zurück geführt und in der Stadt um so leichter vertheidigt, da die beiden andern Parteien sich gegenseitig lähmten. Auf solche Weise bestanden die drei Päpste bald in Rom neben einander, bald vertrieben sie sich wechselsweise, verfolgten sich mit jeglichem Mittel, mit jeglicher Kunst, und erregten Aergerniß und Jammer.

Diese Vorgänge begannen im Jahre 1044 und dauerten durch die beiden folgenden Jahre herdurch bis zur Ankunft Heinrich's III in Italien.

Siebenzehntes Buch.

1.

Heinrich III in Italien.
Beſetzung des päpſtlichen Stuhles durch den Kaiſer.

Heinrich III trat im Herbſte des Jahres 1046 ſeine Fahrt nach Italien an. Niemand dachte an Widerſtand. Der Markgraf Bonifacius von Toscana, auch Herr von Ferrara und Mantua, ein gewaltiger Mann, der bisher, in kirchlichen wie in weltlichen Dingen entſchieden, große Reichthümer erworben, große Gewaltthätigkeiten verübt hatte, empfing den König auf eine feierliche, prachtvolle Weiſe, gewann aber Heinrich's Seele nicht.

In Pavia verſammelte Heinrich eine große Anzahl von Biſchöfen um ſie für ſeine Abſichten mit dem heiligen Stuhle zu gewinnen. In Piacenza traf er Gregor VI. Er empfing den eingeladenen Papſt mit der größten Ehrerbietung. Die folgenden Ereigniſſe beweiſen, daß der König den Papſt für ſeinen Gedanken einer allgemeinen Reinigung der Kirche gewonnen und zu dem Entſchluſſe gebracht hat, ſich ſelbſt für die Ausführung dieſes Gedankens auf zu opfern. Gregor VI war ein alter Mann. In ſeinem Leben war Nichts auf zu finden, das ihm zum Vorwurfe hätte gereichen können: nur ſeine Gelangung zum Papſtthum war nicht nach alter Ordnung geſchehen. Es iſt jedoch ſehr wahrſcheinlich, daß er lediglich im Gefühl einer ſchweren Pflicht dem Rufe, der an ihn ergangen, gefolgt war; es iſt gewiß, daß ſeine päpſtlichen Handlungen ſämmtlich würdig und im Geiſte der Kirche geweſen. Während ſeines Papſtthumes mochte er aber die

Ueberzeugung gewonnen haben, daß das päpstliche Ansehen zu tief gesunken, die Verwirrung in der Kirche zu groß geworden sei, als daß dieses Werk ohne ein kräftiges Eingreifen der weltlichen Gewalt zur Ausführung kommen könnte; und Heinrich überzeugte ihn leicht von seinem Ernst, von der Redlichkeit seiner Absichten. Er schrieb eine Synode aus, die sich zu Sutri versammeln sollte, sobald der König in die Nähe von Rom gekommen wäre.

Die merkwürdigen Vorgänge auf dieser Synode haben nicht das Ansehen lebendiger Verhandlungen: sie erscheinen wie die Entwickelung eines verabredeten Planes. Benedict IX wurde von den versammelten Vätern als abgesetzt betrachtet; über Sylvester III wurde beschlossen, der eingedrungene Mann solle, der priesterlichen Würde beraubt, sein Leben in einem Kloster endigen; hierauf wurde Gregor VI ersucht, der Versammlung mit zu theilen, wie er zur päpstlichen Würde gelangt sei. Gregor erzählte mit dem Anscheine höchster Einfalt: „wegen meines priesterlichen Lebens hatte ich von den Gläubigen vieles Geld erhalten und dieses Geld aufbewahrt, um es zum Besten der Kirche zu verwenden; für das Beste aber hielt ich die Papstwahl an die Geistlichkeit und an das Volk zurück zu bringen.“ Sogleich ward ihm zugerufen: „diesen Gedanken habe ihm der Teufel eingegeben; Nichts was heilig sei feil.“ Hierauf der Papst: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich durch meine Handlung Vergebung meiner Sünden und Gottes Gnade zu verdienen geglaubt habe; nunmehr aber erkenne ich die List der alten Schlange. Darum rathet mir, geliebte Brüder, was ich thun soll.“ Die Bischöfe antworteten, er möge sich selbst richten. „So entscheide ich, erwiderte Gregor, daß ich wegen der Ketzerei der Simonie vom heiligen Stuhl entfernt werden müsse.“ „Und wir, riefen die Bischöfe, bestätigen dieses Urtheil.“ Gregor VI entsagte, den päpstlichen Schmuck ablegend, der Würde des höchsten Priesterthumes.

Nach der Entfernung der drei Päpste sollte die Wahl eines neuen Papstes vorgenommen werden. Die Väter aber erklärten: „in der römischen Kirche gäbe es auch nicht einen einzigen Mann, der einer so hohen Stellung würdig wäre;

alle Geistliche wären ohne Kenntniß, oder hätten ihre Stellen durch Simonie erhalten und führten ein unwürdiges Leben." Auf dieses wunderliche und unwahre Bekenntniß stellte der König den versammelten Vätern seinen Freund, den ehrwürdigen Bischof Suidger von Bamberg, einen Sachsen von Geburt, als den Mann vor, den er zum Papste bestimmt habe: die Väter begrüßten den Bischof als den Oberherrn der christlichen Kirche. Hierauf hielt der König seinen Einzug in Rom. Am Weihnachtsfeste begab er sich in die Peterskirche. Der Menge ward, als ihr kund gethan war, was zu Sutri geschehen, die Frage vorgelegt, ob Jemand einen würdigern Mann zu nennen wisse? Alles Volk schwieg. Da führte der König den Bischof Suidger zu dem päpstlichen Sitze. Loblieder und Dankgesänge erschallten; Suidger ward unter dem Namen Clemens II zum Papste geweiht. Der neue Papst krönte den König Heinrich mit der kaiserlichen Krone, und setzte zugleich der Königin Agnes unter Gebet und Segnung eine Krone auf das Haupt.

Zu derselben Zeit befand sich in Rom kein Patricius: der letzte, Gregor, ein Bruder des Papstes Benedict IX, war entflohen. Von diesem Beamten ward angenommen, daß er in Abwesenheit des Kaisers der Statthalter desselben in Rom sei, die Gewalt des Landesherrn aus zu üben habe. Der neue Kaiser aber Heinrich III übernahm bei seiner Krönung selbst das Amt des Patricius: er ließ sich den Schmuck der Würde, ein grünes Gewand, einen goldenen Reif, anlegen. Seine Absicht scheint gewesen zu sein, dem neuen Papste dadurch ein größeres Ansehen zu verschaffen, und für die Zukunft jegliche Papstwahl zu verhindern, auf welche er nicht selbst einen entscheidenden Einfluß ausüben könnte. Denn es stand als Grundsatz fest, daß keine Papstwahl rechtmäßig sei, bei welcher nicht der kaiserliche Statthalter gegenwärtig gewesen.

Auf solche Weise glaubte Heinrich die größten Schwierigkeiten entfernt zu haben, die der Herstellung einer einigen christlichen Kirche, eines einigen teutschen Reichs entgegen gestanden hatten. Wie ungewiß, nebelhaft und unbegreiflich der Gang der Dinge auch den Menschen erscheinen mochte:

der zweifachen Gewalt des Throns und des Altares schien Niemand ohne sein Verderben entgegen treten zu können. Eine Synode, die Clemens II schon im Januar des Jahres 1047 in Gegenwart des Kaisers hielt, gab ein Zeugniß von der Kraft dieser Einigkeit. Die Simonie ward an der Wurzel angegriffen: Jeder, der ein kirchliches Amt durch Geld an sich brächte, sollte unter den Fluch der Kirche fallen; Jeder, der von einem solchen Frevler die Weihe empfinge, sollte von harten Strafen getroffen werden. Zugleich wurden mehrere bischöfliche Stellen vom Kaiser und Papst gemeinschaftlich und willkührlich besetzt, alle mit würdigen Männern. Der Kaiser jedoch glaubte nicht länger in Italien verweilen zu dürfen. Er hatte schon einen großen Theil seines Heeres gegen die Alpen zurück gesendet; er selbst folgte mit dem Reste so schnell als möglich. Unterwegs bewies er noch wiederholt gegen weltliche wie geistliche Fürsten seinen Ernst, seine Strenge und sein Vertrauen auf die Einigkeit zwischen ihm und dem Papste. Dadurch vermehrte er die Zahl seiner Freunde, aber vielleicht noch stärker die Zahl seiner Feinde.

2.

Heinrich's III Waltung im Reiche. Neue und wiederholte Besetzung des apostolischen Stuhles durch den Kaiser.

Der Kaiser nahm den vormaligen Papst Gregor VI mit sich nach Teutschland, wie es scheint um den ehrwürdigen Mann vor den Leidenschaften der Italiäner sicher zu stellen. Die Ankunft des Papstes in Teutschland an sich ist ohne alle Folgen geblieben, weil er bald gestorben ist; ein besonderer Umstand aber hat diese Reise des Papstes im Fortgange der Zeit höchst wichtig gemacht. Im Gefolge Gregor's befand sich ein junger Geistlicher, Hildebrand, vormals sein Schüler, später sein Capellan, der sich durch Geist, Kraft, Fleiß aus den untern Verhältnissen des Lebens empor gearbeitet hatte, fortan immer mehr eine bewunderungswürdige Klugheit, Gewandtheit und Festigkeit bewährte, und um so eingreifender

wirkte, je mehr er sich für und für durch frommen Eifer, kirchliche Gesinnung und priesterliche Demuth auszeichnete, bis er endlich als der erste Mann, als der Held seiner Zeit dastand und im Namen der Kirche und für die Kirche den Kampf gegen Alles wagte, was die Entwickelung derselben zu hemmen versuchte. Hildebrand war durch seinen Lehrer und Freund auf der Reise mit des Kaisers Absichten und Entwürfen bekannt geworden. Heinrich's Verlangen, die Herstellung der Einheit in der Kirche, die Reinigung, die Verbesserung alles kirchlichen Lebens, erschien ihm schön, ergriff ihn tief; aber er hielt für unwürdig, für gefährlich, wenn das Gute, das bewirkt werden sollte, von der weltlichen Gewalt, nicht von der Kirche selbst bewirkt würde. Daher scheint er schon jetzt den Entschluß gefaßt zu haben, Alles auf zu bieten, daß nicht der Altar an den Fuß des Thrones, sondern der Thron an die Stufen des Altars gestellt werden möchte. Nach dem Tode des Papstes begab er sich in das Benedictiner-Kloster Clugny. In diesem Kloster scheint er seinen Gedanken ausgebildet, die Grundsätze im Wesentlichen gewonnen zu haben, die im Fortgange seines Lebens von ihm befolgt worden sind und später dargestellt werden sollen.

Der Kaiser selbst kam mit fröhlicher Seele zurück. Er fand in Teutschland einen erfreulichen Zustand, sein Werk. Zum Pfingstfeste versammelten sich viele Fürsten des Reichs um ihn zu Speier. Durch dieselben wurde bezeugt, daß überall während seiner Abwesenheit ein Friede geherrscht hatte wie kaum jemals in früherer Zeit. Nur in Lotharingien hatte der Herzog Gottfrid von Neuem Ränke zu spinnen angefangen; der Graf Balduin von Flandern war ihm getreu geblieben; der Markgraf Theoderich von Friesland stand unter den Waffen. Des Kaisers Glück und schnelle Rückkehr aber verwirrte alle Anschläge. Gottfrid bezeugte dem Kaiser seine unverletzte Treue; Heinrich nahm diese Versicherung in der Hoffnung an, daß die Zeit Gottfrid's Wunde heilen werde. Balduin folgte dem Beispiele des Herzoges. Theoderich aber fiel in die benachbarten Bisthümer Utrecht und Cambray ein und raubte was er zu fassen vermochte.

Auch in den Verhältniſſen des Reiches zu andern Völkern waren keine Veränderungen vorgegangen. Nur in Ungarn hatten ſich Dinge ereignet, die Abſcheu, Schmerz, Beſorgniß erregten. Das zwar rohe, aber kraftvolle Volk der Ungarn vermochte, ſeitdem es die alte Richtung verloren hatte, keinen Halt wieder zu finden. Stephan I hatte alle Leidenſchaften in Bewegung geſetzt; die Ereigniſſe nach dem Tode dieſes frommen Königes hatten dieſelben zu einer grauſen Höhe getrieben. Die Unterwerfung Ungarn's unter die Hoheit des teutſchen Reiches ward als ein frecher Verrath, als eine Schändung des magyariſchen Namens angeſehen. Die alten Feinde des Königes Peter waren außer ſich; die Gleichgültigen und Lauen empfanden einen bittern Groll über die Demüthigung; die Freunde waren verzagt und wagten keine Entſchuldigung. Nur Fremde, Teutſche und Italiäner, die er um ſich ſammelte, blieben in ſeiner Treue.

Schon vor Heinrich's Zuge nach Italien hatten Peter's Feinde einen Fürſten Andreas, arpadiſches Stammes, aus Rußland herbeigerufen. Andreas war gekommen und hatte verſprochen, was die Heftigſten und Roheſten verlangten. Hierauf ward er als König ausgerufen. Peter verſuchte ſich durch die Flucht zu retten; aber zu ſpät: er ward ergriffen, der Augen beraubt, zu Stuhlweiſſenburg ſeinem Schmerz überlaſſen, bis der Tod ihn erlöſ'te von ſolchem Unglücke. Nach ſeinem Untergang erfolgten die ſcheuslichſten Auftritte. Wilde Horden wütheten, das Land durchſtürmend, wie wahnſinnig gegen Menſchen und Dinge, gegen Heiliges und Gemeines. Aber eben dieſe Gräuel erregten in vielen, in den meiſten Menſchen Ekel und Abſcheu. Bald erhob man ſich von allen Seiten gegen die mordbrenneriſchen Rotten, und in kurzer Zeit waren ſie beſiegt. Dem König Andreas wurde möglich die Verbrecher zu beſtrafen; möglich, von der Hand chriſtlicher Prieſter die Salbung zu empfangen, den chriſtlichen Gottesdienſt wieder auf zu richten, vielen Unglücklichen Schutz und Sicherheit zu gewähren.

Der Kaiſer rüſtete ſich zu einer neuen Fahrt nach Ungarn, um die Frevel an ſeinem Vaſſallen und an der Kirche zu rächen, die Abhängigkeit Ungarn's vom teutſchen Reiche

zu befestigen. Um das Ungewitter ab zu wenden, schickte Andreas eine Gesandtschaft: „das ungarische Reich sei ihm aufgezwungen; er sei an allen Freveln unschuldig; einen Theil der Verbrecher habe er mit dem Tode bestraft, den andern wolle er dem Kaiser ausliefern; die Hoheit des teutschen Reichs erkenne er an, sei auch bereit den Lehnseid zu leisten, einen jährlichen Zins zu zahlen: nur möge der Kaiser ihm das Reich Ungarn bestätigen."

Diese Vorschläge schienen dem Kaiser bedeutend genug um den Kriegszug auf zu geben. Er benutzte aber die Ruhe um überall für die Kirche und für die königliche Gewalt zu wirken. Wo er mit Bischöfen zusammen traf, redete er über die Nothwendigkeit der Reinigung und Einigung der Kirche, gewöhnlich ermahnend, zuweilen drohend. Seine nächste Sorge war die Ausrottung der Simonie; die Bekämpfung anderer Laster und Fehler glaubte er alsdann der Kirche selbst überlassen zu dürfen. Wenn er die Bischöfe an die Worte des Heilands erinnerte: „umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es wieder," so fügte er, seine eigenen Hände als rein von jeglichem Raub an der Kirche darbietend, mit Zuversicht hinzu: „so wie mir Gott umsonst, lediglich aus Barmherzigkeit, die Krone des Reiches verliehen hat, will ich umsonst der Kirche gewähren was ich ihr zu leisten schuldig bin." Zugleich bewies er die höchste Aengstlichkeit für das Heil der Seele seines Vaters, weil derselbe für die Ertheilung geistlicher Aemter und Würden Geld angenommen hatte. Durch diese Aengstlichkeit erschütterte er nicht selten die Bischöfe, und gewöhnte sie, die Simonie als eine unglückselige Ketzerei an zu sehen. Seiner königlichen Macht vergab er inzwischen Nichts. Er besetzte erledigte bischöfliche Stühle nach Willkühr, stets mit würdigen Männern, nicht immer ohne weltliche Rücksicht: denn er suchte mächtige Häuser durch die Erhebung eines Mitgliedes derselben zu gewinnen oder in seiner Treue zu befestigen. Mit den hohen weltlichen Aemtern verfuhr er in derselben Weise. Den schwäbischen Grafen Welf Welf's Sohn, dessen Familie zu den mächtigsten Geschlechtern im südlichen Teutschland gehörte, ernannte er zum Herzoge von Kärnthen und Markgrafen von Verona. Als

aber in Schwaben und Bayern die beiden Männer, die er mit dem herzoglichen Namen geschmückt hatte, Otto und Heinrich, kurz nach einander hinstarben, da behielt er beide Länder wieder unter seiner unmittelbaren Verwaltung.

Gegen den Herbst unternahm er einen Zug gegen den Markgrafen Theoderich von Friesland. Er bot die benachbarten Fürsten auf, um von Vlaerdingen aus zu Schiffe den Angriff zu versuchen. Die Fürsten aber bezweifelten das Gelingen; auch blieb das Unternehmen nicht nur ohne Erfolg, sondern die kaiserliche Flotte erlitt einen großen Verlust. Heinrich strafte in seinem Zorne selbst seinen treuen Anhänger, den Bischof Wazo von Lüttich, weil er sich saumselig gezeigt hatte. Auch blieben die Folgen des Mißgeschickes nicht aus. Kaum war das kaiserliche Heer aus einander gegangen, so brach der Herzog Gottfrid los und verübte wilde Feindseligkeiten. Während der Markgraf Theoderich von seinem siegreichen Widerstande berauscht die alte kaiserliche Pfalz zu Nymwegen, Karl's des Großen bewundertes Werk, zerstörte, drang Gottfrid mit Balduin von Flandern vereinigt in das Bisthum Verdun ein. Vor der Stadt fand er Widerstand. Da ließ er Feuer in dieselbe werfen; der Brand wurde groß und verzehrte auch alle Kirchen und Klöster; selbst die Hauptkirche wurde mit einem schönen Bücherschatz ein Raub der Flammen.

Inzwischen erhielt der Kaiser Nachrichten aus Italien. Der abgesetzte Papst Benedict IX war von Neuem in Rom eingedrungen; der Papst Clemens II hatte sich zur Flucht genöthigt gesehen. Benedict hatte sich des apostolischen Stuhles bemächtigt; Clemens war in einem Kloster in der Nähe von Pesaro im Monat October, 1047, gestorben. Bald erschienen einige Männer aus Rom in Teutschland, die sich als eine Gesandtschaft ankündigten. Heinrich empfing sie am Weihnachtsfeste zu Pölden in Sachsen. Die Gesandtschaft bat ihn um die Ernennung eines neuen Papstes. Unbekümmert um ihre Vorschläge bestimmte er den Bischof Poppo von Brixen zum päpstlichen Stuhl, und gab dem Markgrafen Bonifacius den Auftrag, den neuen Papst nach Rom zu führen. Gegen das Ende des Monates Junius, 1048, traf der

Markgraf mit demselben vor Rom ein. Benedict IX verließ die Stadt; der neue Papst wurde mit Ergebung empfangen, erhielt die Weihe und nahm den Namen Damas II an. Aber schon am Siebenzehnten Julius' war er eine Leiche.

Die Welt gerieth in Schrecken über dieses plötzliche Hinsterben zweier teutschen vom Kaiser ernannten Päpste, des ersten nach neun Monden, des andern nach drei Wochen. Viele Anhänger des Kaisers schrieben beide Fälle einer Vergiftung zu; die meisten Menschen aber sahen in diesem schnellen Hinsterben ein Gottesurtheil, durch welches das Eingreifen der weltlichen Macht in die Kirche verdammt werde. In Italien und in Teutschland entstand eine große Aufregung; Geistliche und Laien, Hohe und Geringe kamen in Bewegung. Der päpstliche Stuhl erhielt von Neuem die höchste Wichtigkeit. Durch Glauben und Aberglauben wurde derselbe so hoch gestellt, als er noch nie zuvor gestanden hatte. Da nun der apostolische Sitz länger als ein halbes Jahr unbesetzt blieb, weil der Kaiser selbst bedenklich geworden war, weil sich auch kein Bischof fand, der einen Sitz einnehmen mochte, über welchen sich eine so geheimnißvolle Waltung offenbarte, so wurde die Sehnsucht der Menschen nach dem heiligen Stuhle mit jedem Tage größer; die Nothwendigkeit desselben ward anerkannt, wo das Bedürfniß nie gefühlt war.

Der Kaiser unterbrach seine Thätigkeit im Reiche nicht. Er erklärte den Herzog Gottfrid seines Herzogthums entsetzt, ernannte einen Verwandten, den Grafen Adalbert, zum Herzog, und übertrug demselben den Krieg gegen Gottfrid. Er selbst durchzog das Reich, besuchte alle Länder, einige zwei Mal, und überall erhielt er durch seine Gegenwart die Ordnung und den Frieden. Den Schwaben gab er wegen der Ungunst der Zeit auf einem öffentlichen Tage zu Ulm einen Herzog, den Markgrafen Otto von Schweinfurt, der von mütterlicher Seite ein Enkel des Herzoges Hermann II war. Bayern dagegen behielt er auch jetzt um so unbedenklicher unter seiner eigenen Verwaltung, da die Ungarn keine Besorgnisse zu erregen vermochten, da auch der Herzog Bretislav fortwährende Beweise seiner Treue gab. Der Krieg zwischen

Adalbert und Gottfrid aber entsprach nicht den Erwartungen des Kaisers. Heinrich fürchtete eine Einmischung des Königes von Frankreich. Um diese Einmischung ab zu wenden lud er den König Heinrich I zu einer Unterredung ein. Dieselbe fand Statt im Monat October im Bisthume Metz, und es gelang, den König zu einem Bündnisse zu bewegen, welches dem Herzoge Gottfrid eine große Hoffnung zerstörte. Um dieselbe Zeit ging zwar Adalbert vor diesem Herzoge zu Grunde; der Kaiser aber ernannte an seine Stelle den Grafen Gerhard zum Herzog, und Gottfrid erkannte bald, daß der Tod seines ersten Gegners ihm nicht zum Gewinn gereichen würde. Uebrigens war es ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit, daß in diesem Kriege hin und wieder die Bürger der Städte zu den Waffen gerufen wurden. Das war eine Anerkennung, welche das Gefühl der Bürger schärfte; sie wurden erinnert, daß sie Arme hätten, Knochen in den Armen, die Kraft das Schwert zu tragen, zu schwingen.

Erst im letzten Monate des Jahres 1048 wurde der Mann gefunden, der in so schwerer Zeit den apostolischen Stuhl würdig einnehmen zu können schien. Auf einer großen Versammlung teutscher Bischöfe zu Worms, in Gegenwart römischer Abgeordneten, ernannte der Kaiser seinen Verwandten, den Bischof Brun von Toul, mit allgemeiner Zustimmung zum Papste. Brun wurde mit den äußern Ehrenzeichen des apostolischen Amts angethan, nannte sich Leo IX, und begab sich sogleich nach Toul zurück um die Reise nach Rom so schnell als möglich an zu treten.

Der Kaiser war hoch erfreuet. Er ging mit desto größerer Heiterkeit dem neuen Jahre 1049 entgegen, je mehr sich auch die Verhältnisse des Reiches besser zu gestalten schienen. Die Zustände Ungarn's, wohin der König Andreas seinen Bruder Bela aus Polen zurück gerufen und demselben ein Drittheil des ungarischen Reichs überlassen hatte, liessen allerdings neue Stürme fürchten, aber eine Gefahr für das teutsche Reich drohten sie nicht. Dennoch begab sich der Kaiser zu Anfange des Jahres nach Bayern und erhob den Grafen Konrad von Zütphen zum Herzog in diesem Lande, damit es für den Fall der Noth nicht an einem tüchtigen An-

führer fehlen möchte. Der halsstarrige Markgraf Theoderich, ein lästiger Feind, ging zu Grunde. Der Winter nämlich war hart; Flüsse, Seen und Sümpfe gewährten keinen Schutz. Also führten einige Fürsten der Umgegend ihre Lehnleute gegen Theoderich über das Eis und lieferten ihm eine Schlacht. In derselben fiel er selbst; seine Krieger wurden geschlagen, das Land dem Kaiser unterworfen. Der Herzog Gottfrid endlich zog zwar mit Heeresmacht herbei um seinem Bundesgenossen Hülfe zu bringen; aber zu spät angelangt ward er leicht in die Flucht getrieben.

3.

Leo IX und Hildebrand.

Indem der Kaiser Heinrich III unter solchen Umständen wirkte und strebte, entwickelte sich zwischen ihm und der Kirche ein Streit, welcher, auf geistige Weise entstanden, eine immer bestimmtere Gestalt erhielt. Die Kirche begann ihm zu entwinden was er schon gefaßt zu haben glaubte; der Streit wurde so geschickt geführt, daß der Kaiser fast genöthigt war, seinen Gegnern zu ihrem Siege Glück zu wünschen.

Im Anfange des Jahres 1049 trat der Papst Leo IX seine Reise nach Rom an. Der Abt Hugo von Clugny ging ihm, von Hildebrand, nunmehr Prior des Klosters, begleitet, bis Besançon entgegen. Leo schenkte dem Prior, wegen seiner Geistesgaben, seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit sogleich ein großes Vertrauen. Hildebrand scheint dem Papste schon jetzt die Grundsätze entwickelt zu haben, die er aus den Schicksalen seines Lehrers und Gönners, des unglücklichen Gregor's VI, in dem Kloster zu Clugny gewonnen hatte. Diese Grundsätze waren im Wesentlichen folgende: die Kirche darf nicht die Dienerin der weltlichen Gewalt sein; darum darf auch die weltliche Gewalt nicht über das Priesterthum verfügen, sondern die Kirche hat ihre Aemter selbst zu ertheilen; sie hat nur den Herrn über sich, von welchem sie gegründet ist; nur diesem Herrn darf sie dienen: dient sie

einem weltlichen Herrn, so ist sie Nichts; darum ist ein Mann, der den römischen Stuhl auf des Kaisers Befehl einnimmt, nicht der apostolische Bischof, sondern ein Ungetreuer, ein Abtrünniger.

Der Papst Leo, durch diese Grundsätze erschüttert, bat den Abt Hugo, daß Hildebrand ihn begleiten dürfe. Seine Bitte wurde gewährt. Als nun Leo Besançon verließ, legte er die Ehrenzeichen der päpstlichen Würde nebst dem Namen Leo ab und setzte die Reise wie ein frommer Pilgrim fort. Unterwegs mögen Hildebrand und Brun darüber einig geworden sein, was ferner zu thun. Des Kaisers Absicht, die Kirche zu reinigen und zu einigen, ward als gut, als nothwendig anerkannt: sie müsse auf jegliche Weise gefördert und ausgeführt werden. Aber was für die Kirche erreicht werde, das müsse auch der Kirche zu Gute kommen, dürfe nicht der weltlichen Macht überlassen bleiben, weil sonst das Heilige für das Gemeine mißbraucht werden könnte; denn auf den edeln und frommen Kaiser Heinrich III könne ein Anderer von ganz anderer Gesinnung folgen. Daher sei nothwendig, daß die Besetzung des päpstlichen Stuhls und aller bischöflichen Stühle dem Kaiser entzogen, an die Kirche gebracht werde. Weder der Papst noch irgend ein Bischof dürfe ein Werkzeug sein in der kaiserlichen Hand: das Irdische solle dem Heiligen dienen, nicht das Heilige dem Irdischen.

Bei seiner Ankunft in Rom begab sich der Bischof Brun sogleich zu den Schwellen der Apostel. In der Peterskirche sprach er zu der Geistlichkeit und dem versammelten Volke: „Geliebte Brüder, nur auf euere Botschaft bin ich nach Rom gekommen, zunächst um zu beten, alsdann um euern Willen zu erfüllen.“ Die Geistlichen, ohne Zweifel schon von Allem unterrichtet, erwiderten: wir haben dich eingeladen um dich zum Papste zu erwählen. Hierauf rief nach alter Sitte der Archidiakonus der römischen Kirche: der heilige Petrus hat den Herrn Leo zum Papst auserwählt. Das Volk jauchz'te Heil und Segen; die Geistlichen führten Leo IX auf den Stuhl des Fürsten der Apostel.

So wurde der Auftritt in Worms zu nichte gemacht; die kaiserliche Ernennung konnte nur noch als Einwilligung

gelten. Aber die Grundsätze, die in's Leben gestellt waren, mußten, wenn sie aufrecht erhalten wurden, unübersehbare Folgen haben. Dem Kaiser konnte ein Einfluß auf die Kirche nur noch durch die Simonie, die er aus zu rotten suchte, erhalten werden. Wurde die Simonie unterdrückt, so mußte die weltliche Macht nicht nur ihre Gewalt über die Kirche verlieren, sondern sie stand auch in Gefahr unter die Gewalt der Kirche zu fallen. Diese Gefahr war um so drohender, je größer die Güter, Freiheiten und Rechte der Kirche, je geheimnißvoller die Waffen waren, mit welchen sie kämpfte. Der Kaiser Heinrich III hat vielleicht die Stellung nicht vollkommen begriffen, in welcher er sich dem Papste gegenüber befand; aber schwerlich hat er sich verhehlt, daß der kirchliche Hebel, durch welchen er das königliche Ansehen zu heben gehofft, seine Unterlage verloren habe. Indeß war er um zu kehren außer Stand. Er hatte mit einem zu heiligen Eifer die Reinigung der Kirche betrieben, als daß er dem Papst und den Geistlichen, die denselben Zweck erstrebten, hätte entgegen treten dürfen. Ueberdieß fand er in weltlichen Dingen volle Arbeit. Ungarn erforderte seine Aufmerksamkeit; den slavischen Völkern war nicht zu trauen; der leidige Kampf in Lotharingien war nicht geendigt. Im Innern des Reiches herrschte Ruhe; aber Fehdelust und Raubsucht waren keineswegs ausgetilgt. Nirgends fehlte es an Leidenschaften; manchen weltlichen Herren war selbst verdrießlich, daß der Kaiser, mit kirchlichen Angelegenheiten beschäftigt, in weltlichen Dingen Nichts suche als Ruhe und Frieden. Diese Ruhe, diesen Frieden vermochte er nur durch beständiges Umherziehen im Reiche zu erhalten.

Aber auch durch diese Hin- und Herzüge scheint Heinrich III dem Papste Leo ein Beispiel gegeben zu haben. Der Papst kam auf den Gedanken, daß auch er die Grundsätze, die er für wahr hielt, am Leichtesten geltend machen würde, wenn er sie durch Reisen in die Länder, wo die Anerkennung derselben am Wichtigsten war, nach Zeit und Umständen selbst in Anwendung brächte. Er unternahm viele Reisen ohne nach alter Sitte Einladung oder Erlaubniß von den weltlichen Fürsten erhalten zu haben. Er berief die Bischöfe eines Landes

ohne Einwilligung des Königes zu einer Verſammlung; er achtete ſelbſt den Widerſpruch der Könige nicht; ja er ſprach den Bann über Biſchöfe aus, welche, um den Befehlen ihres Königes zu gehorchen, ſeiner Einladung nicht gefolgt waren: und immer hatte er die Gefühle der Völker für ſich. Das war die Wirkung jener Aufregung, zu welcher Heinrich III weſentlich beigetragen, jenes Aufſchwunges, den der apoſtoliſche Stuhl in der Vorſtellung der Menſchen genommen hatte. Der Papſt wurde wie ein höheres Weſen angeſehen. Ueberall ward ihm die tiefſte Ehrfurcht bewieſen, überall als dem Haupte der Kirche die Entſcheidung in Sachen der Kirche zugeſtanden. Wo der Papſt mit der Zuverſicht eines reinen Gewiſſens für eine kirchliche Sache auftrat, da zitterten die Sünder. Bald ſchien Nichts feſt zu ſtehen als der Fels, auf welchem die Kirche gegründet war.

In den Kirchenverſammlungen wurden Mißbräuche und Sünden aller Art aufgedeckt und beſtraft, zunächſt die Simonie, weiter Unzucht und andere Laſter. Bald ging der Tadel ſolcher Laſter in ein allgemeines Angſtgeſchrei über. Fromme Eiferer beſchrieben die ganze Geiſtlichkeit als in einen Pfuhl von Sünde und Schande verſunken. Wenn auch die Uebertreibung in ihren Schilderungen nicht verkannt wurde, ſo blieb doch ein ſolches Geſchrei nicht ohne Wirkung. Der Papſt durfte ſich Alles erlauben, was zur Unterdrückung der Gräuel nöthig zu ſein ſchien; er durfte alle Biſchöfe der Simonie verdächtig erklären und von ihnen die Reinigung von dem Verdachte verlangen; er durfte allen Biſchöfen bei Strafe des Kirchenbannes zumuthen, daß ſie im Bewußtſein irgend einer Schuld ſich ſelbſt anklagen, ihre Reinheit mit einem Eide bekräftigen, Alles anzeigen ſollten, was gegen die Satzungen der Kirche, gegen Tugend und Sitte vorgekommen war. Einige Biſchöfe bekannten ihre Sünden; andere leiſteten den Eid; von vielen wurde Vieles angezeigt. Diejenigen, die ſich der Simonie ſchuldig erklärten oder derſelben überwieſen wurden, ja die von einem ſolchen Frevler die Weihe empfangen hatten, wurden, wenn ſie nicht freiwillig abtraten, ihrer Stellen entſetzt. Die Wirkung war ungeheuer. Schon die Erſcheinung des Papſtes veranlaßte

überall eine allgemeine Bewegung. Jeder wollte den Nachfolger des Apostels sehen: Niemand sah in ihm einen Menschen, sondern, was er zu sein behauptete, den Statthalter des Heilandes. Die Macht des Papstes erschien um so gewaltiger, je geheimnißvoller sie war. Ohne Gold und ohne Waffen trat er auf, und vor seinem bloßen Worte sanken große Fürsten in den Staub.

Ein Umstand kam hinzu, der die Gemüther tief ergreifend Angst und Jammer verbreitete. Die gefallenen Fürsten waren Priester gewesen, Hirten der Völker. Von ihnen waren die untern Geistlichen geweiht worden. Ihr Fall bewies, daß sie falsche Priester gewesen, unwürdig des heiligen Amtes. Mit ihrem Segen waren Kinder in die Welt getreten, Greise in die Ewigkeit gegangen: war nicht dieser Segen von Verfluchten ein Fluch? Tausende von Menschen wurden von Bekümmerniß ergriffen wegen ihres eigenen Heiles, wegen des Heiles Derer, die ihnen theuer waren. Selbst Diejenigen blieben nicht ruhig, welchen die Sacramente aus den Händen solcher Priester gereicht worden, die noch nicht bekannt hatten oder noch nicht überwiesen waren, daß sie falsche Priester seien: was jetzt noch verborgen war, konnte am nächsten Tag enthüllt werden! Wer am Frömmsten im christlichen Glauben lebte, war am Unglücklichsten.

Endlich führte die Behauptung, daß ein großer, ja der größte Theil der Geistlichen ein unzüchtiges Leben führe, den Papst, seinen Freund, viele ehrenwerthe Menschen auf den Gedanken, daß die Ehelosigkeit für alle Geistliche nothwendig sei; dieser Gedanke aber berührte die theuersten Angelegenheiten vieler Tausende von Menschen.

Schon in den frühesten Zeiten der christlichen Kirche war den Geistlichen das Leben im unehelichen Stand als ein besonderes Verdienst angerechnet worden. Fromme Eiferer hatten von einem Geistlichen die Ehelosigkeit verlangt: Derjenige, der sich dem Dienste Gottes und seines Sohnes weihe, müsse diesem Dienste mit Leib und Seele ergeben sein; die Vermählung mit dem Altare schliesse die Vermählung mit einem Weib aus; die Pflege des Glaubens sei unverträglich mit der Pflege eines Hauswesens; nur Derjenige, der den

ſtärkſten Feind des Guten im Menſchen, die ſinnliche Begierde, überwunden, ſei zu allem Guten, Großen, Vollkommenen fähig. Dennoch waren die Geiſtlichen zum größten Theil überall verheirathet; ſelbſt die römiſche Kirche machte keine Ausnahme. In den letzten Menſchenaltern war bei dem Verfalle des Kirchenweſens die ganze Sache faſt in Vergeſſenheit gerathen. Die höchſten Geiſtlichen waren allerdings unvermählt geblieben, aber nicht ſelten beſchuldigt worden, daß ſie ihre Scheintugend mit groben Laſtern beſudelten. Durch den wunderbaren religioſen Eifer, der ſich in der jüngſten Zeit erhoben hatte, war auch die alte Meinung von dem Vorzuge der Eheloſigkeit im geiſtlichen Stande wieder unter die Völker gebracht. Die nächſte Veranlaſſung ſcheint der Umſtand gegeben zu haben, daß viele Geiſtliche, die der Simonie überwieſen wurden, auch durch ein unſauberes Leben großes Aergerniß gegeben hatten. Daher entſtand der Gedanke, Simonie und Unkeuſchheit ſeien verwandt, ja in der Unkeuſchheit liege die Wurzel der Simonie und anderer Laſter.

Leo IX und Hildebrand beſchloſſen dieſe Stimmung der Menſchen zu benutzen, um die Eheloſigkeit allgemein im geiſtlichen Stand ein zu führen. Sie glaubten gewiß nicht, daß ein eheloſer Mann nothwendig reiner und heiliger ſei als ein Hausvater; aber ſie waren überzeugt, daß die Kirche durch die Eheloſigkeit der Geiſtlichen leichter von der weltlichen Macht unabhängig werden, ſich leichter über die weltliche Macht erheben könne. Wenn dem Kaiſer die Beſetzung des heiligen Stuhls entwunden, wenn die Simonie ausgerottet, die Einheit der Kirche im Papſt und durch den Papſt hergeſtellt worden, ſo würde durch die Eheloſigkeit das letzte Band zerriſſen werden, das die Kirche an die weltlichen Dinge band; die Geiſtlichen, allen Familienverhältniſſen fremd, lediglich an die Kirche gewieſen, würden eine geſchloſſene Maſſe bilden, ihrem Haupte, dem Papſt, unterworfen. Auch glaubten ſie durch das Geſetz der Eheloſigkeit gemeine Seelen, in welchen das Thier im Menſchen den Gott im Menſchen unterdrückt, von der Wahl des geiſtlichen Standes zurück halten, dadurch den geiſtlichen Stand reinigen, die tüchtigſten, kräftigſten,

geistvollsten Männer in demselben vereinigen zu können. Hildebrand jedoch und der Papst waren zu einsichtsvoll, als daß sie die Absicht gehabt haben könnten, die Ehelosigkeit der Geistlichen sogleich zum Gesetz zu machen; ihr Zweck war nur die Sache in Anregung zu bringen, alsdann den Mönchen und frommen Eiferern die Betreibung derselben zu überlassen, bis die Welt gehörig vorbereitet wäre.

4.

Kriege mit den Ungarn.

Heinrich's III veränderte Stellung im Reiche.

Der Kaiser Heinrich und der Papst Leo blieben in alter Vertraulichkeit, keiner den andern hindernd, einer den andern fördernd. Es findet sich keine Spur, daß der Kaiser nur irgend eine Bedenklichkeit gegen das Verfahren des Papstes geäußert habe. Er besetzte ja auch ungehindert die bischöflichen Sitze mit derselben Willkühr wie zuvor, und der Papst erhob nie einen Widerspruch. Im Sommer 1049, als er sich zu einer Fahrt gegen Gottfrid und Balduin rüstete, kam der Papst über die Alpen, und unterstützte seine Rüstung durch den Fluch der Kirche. Bei diesem Fluche fiel dem Herzoge Gottfrid der Frevel von Verdun mit solcher Gewalt auf die Brust, daß er den Papst um die Aufhebung des Banns anflehte und zugleich um die Vermittelung einer Verzeihung des Kaisers. Der Papst bewilligte und vermittelte: die Kirche wurde durch Bußübungen des Herzogs und durch den Bau einer neuen Kirche zu Verdun versöhnt; der Kaiser verzieh, und empfing den Herzog zu Aachen, gab ihm jedoch das Herzogthum Lotharingien nicht zurück. Auch der Graf Balduin hielt für nöthig um Frieden zu bitten; er erhielt den Frieden und stellte Geisseln für die Erfüllung seiner Versprechungen.

Um dieselbe Zeit wurden die Verhältnisse mit den Polen und den Ungarn von Neuem sehr bedenklich. In Polen hatte der Herzog Casimir einige Ordnung hergestellt: die Gesellschaft hatte einige Gestalt, das Christenthum einen Boden

wieder gewonnen. Casimir hielt sich daher für stark genug, um den Zins, den Mjesko II zu zahlen übernommen hatte, zurück zu halten. Die Ungarn waren durch Feindseligkeiten teutscher Krieger an ihre Schmach erinnert worden; der Bischof Gebhard von Regensburg hatte sich auf einem Zug an die Gränze verleiten lassen, die benachbarten Ortschaften in Ungarn zu plündern. Hierauf drang ein ungarisches Heer über die Gränze vor, das Land bis zum Kahlenberge verwüstend, während sich Ungarn und Polen zu einem gemeinschaftlichen Kriege verbanden. Der Kaiser trug den bayerischen Fürsten die Bewachung der Gränze auf; er selbst rüstete sich zu einem Feldzuge nach Polen. Der Herzog Konrad, der Markgraf Adalbert, der Bischof Gebhard führten den Auftrag des Kaisers glücklich aus: sie schlugen die Ungarn und stellten die Festung Heimenburg wieder her. Durch die Rüstung des Kaisers und durch diese Vorgänge in Ungarn erschreckt sandte der Herzog Casimir eine Gesandtschaft an Heinrich und bat um Frieden. Heinrich nahm seine Unterwerfung an um selbst eine Heerfahrt gegen die Ungarn zu unternehmen. Er unternahm sie im folgenden Jahre 1051; auch die Polen wie die Böhmen waren zur Theilnahme genöthigt. Aber großen Erfolg hatte sie nicht, diese Fahrt. Die Donau war ausgetreten, das Land an der südlichen Seite überschwemmt. Die Ungarn zogen sich in fester Haltung überall vor dem teutschen Heere zurück und machten das Land zur Wüste. Der Kaiser sah sich genöthigt um zu kehren. Inzwischen hatte sich ein Theil der Ungarn dem teutschen Heer in die Seiten und in den Rücken gestellt; sie hatten schon an der andern Seite der Brücke über die Raab eine Befestigung erbauet, die den Uebergang verschloß. Freiwillige Männer jedoch wagten über die Brücke zu dringen. Das Bollwerk ward erobert, dem Heere der Weg geöffnet. Es entkam größtes Theiles dem Verderben. Nur die Hintersten geriethen in Gefangenschaft, weil die Brücke zu früh in Brand gesteckt war.

Der König Andreas schlug einen Frieden vor. Der Kaiser beantwortete die Anträge in zweideutiger Weise, und bereitete sich zur Fortsetzung des Kriegs. Inzwischen zog

er im Reich umher um wie früher zu wirken; aber er war weniger glücklich. Auch erscheint er nicht so klar, rein, fest, entschieden. Zu Speier gerieth er mit dem Bischof in Zwiste, die nicht ausgeglichen wurden; zu Solothurn verliessen ihn einige burgundische Vassallen. Ein häßlicher Auftritt fand zu Goslar am Weihnachtsfeste Statt. In dem religiosen Eifer nämlich, der in den letzten Zeiten entstanden, waren starke Geister wie Berengar von Tours zu kühnen Ketzereien gekommen, weniger kräftige Menschen in mancherlei Schwärmereien gerathen. Die Rechtgläubigen, die in diesen Unglücklichen das Aufleben alter Secten fürchteten, verfolgten sie auf das Härteste. So war in Frankreich mit andern abweichenden Lehren der Glaube entstanden, es sei Sünde Fleisch zu essen, ein Thier zu tödten; dieser Glaube war auch durch Lotharingien in Teutschland eingedrungen. Man nannte die Menschen, die sich zu demselben bekannten, Manichäer. Die schnelle Ausbreitung ihrer Lehren erregte große Besorgniß. Daher eine wahre Verfolgung, die zu Mord und Todtschlag geführt zu haben scheint. Auch einige Sachsen waren dieser Ketzerei ergeben und hielten an derselben mit Hartnäckigkeit. Sie waren mit dem Kirchenbann belegt, und der Kaiser gab den Befehl diese Menschen an Galgen aufzuknüpfen. Der Befehl wurde wirklich vollzogen.

Im Sommer 1052 ging der Kaiser gegen die Ungarn in's Feld. Aber auch dieses Mal war das Glück ihm nicht geneigt. Preßburg wurde belagert, jedoch nicht gewonnen. Alle Anstrengungen der Teutschen waren umsonst. Da traf der Papst Leo IX in Teutschland ein, und erklärte sogleich, daß er den Frieden vermitteln wolle, daß der Kaiser von der Belagerung abzustehen habe. Der Kaiser zog freudig ab. Der König Andreas hingegen, dem Vermittler mißtrauend, verwarf die Anträge des Papstes. Leo drohte mit dem Banne der Kirche. Da aber dem Volke der Ungarn die christliche Religion ziemlich gleichgültig, die Kirche verhaßt war, so kümmerte sich Andreas nicht um die päpstliche Drohung. Leo, den Abfall des ganzen Volkes fürchtend, trug Bedenken, seine Drohung geltend zu machen. Auch er zog unverrichteter Dinge ab. Alles blieb unentschieden.

Heinrich III war sehr verdrießlich; die Fürsten des Reiches, die dem Zuge nach Ungarn beigewohnt hatten, zeigten sich sehr unzufrieden. Ueberhaupt war die Gesinnung in Teutschland nicht mehr die frühere. Eine gewisse peinliche Unbehaglichkeit war in das Leben gekommen; große Veränderungen, die man Theils ersehnte Theils fürchtete, schienen bevorzustehen. In dieser Unbehaglichkeit und Ungewißheit wurden die Handlungen des Kaisers einem scharfen Urtheil unterworfen; man fand bald Dieses bald Jenes an ihm zu tadeln. Heinrich scheint das Mißlingen seiner letzten Fahrt dem übelen Willen einiger Fürsten, am Meisten einem Zwiste zwischen dem Herzoge Konrad von Bayern und dem Bischofe Gebhard von Regensburg zugeschrieben zu haben. Der Bischof, des Kaisers Oheim, hatte den Krieg mit den Ungarn veranlaßt; der Herzog war aufgebracht, weil Bayern am Meisten durch den Krieg zu leiden hatte. In seinem Unmuthe hatte Konrad Manches gethan oder versäumt, was von dem Kaiser verworfen oder verlangt war; der Bischof hatte dieses Verfahren gerügt. Als aber auch zum Osterfeste 1053 einige Fürsten zu Merseburg mit Anklagen gegen Konrad auftraten, da trug der Kaiser kein Bedenken, den Herzog ohne Weiteres abzusetzen. Dieses Verfahren erregte im ganzen Reiche großen Unwillen. Ueberall wurde leise und laut gesagt, der Kaiser sei nicht mehr der Alte; seine Gerechtigkeit und Frömmigkeit seien zu gemeinen Leidenschaften hinab gesunken; viele Menschen wandten sich von ihm hinweg.

Der Herzog Konrad selbst blieb in seinem Herzogthume, zu dem Aeußersten entschlossen. Heinrich, die Stimmung der Fürsten des Reichs erkennend, kündigte öffentlich an, daß er den Herzog vor einen Reichstag zu ziehen, die Sache desselben durch den Reichstag entscheiden zu lassen beabsichtige; zugleich ertheilte er dem Bischofe Gebhard den Auftrag mit dem König von Ungarn wegen eines Friedens zu unterhandeln. Durch diese Erklärung des Kaisers wurde bewirkt, daß kein Fürst öffentlich die Partei des Herzoges nahm, aber auch daß der Herzog eine Menge freiwilliger Krieger um sich versammelte. Zu dem Reichstage, der um den An-

fang des Jahres 1054 zu Tribur Statt fand, erschienen auch Gesandte des Königs Andreas; der Herzog Konrad aber erschien nicht: er war in Kärnthen eingedrungen und versuchte von hier aus den König Andreas zu einem Einfall in Teutschland zu bewegen. Andreas war bereit; aber seine Gesandten, die schon nach Tribur abgegangen waren, schlossen einen Frieden mit dem Kaiser, in welchem sie eine große Summe Geldes, die Zurückgabe des Landes bis zur Leitha, endlich die Theilnahme an allen Kriegen des Kaisers mit Ausnahme der Fahrten nach Italien feierlich versprachen. Von der Hoheit des Kaisers über Ungarn war keine Rede.

Der König Andreas, voll Vertrauens auf den Herzog Konrad, verwarf diesen Frieden; der Herzog aber wurde durch einen plötzlichen Tod hinweg gerafft. Da genehmigte Andreas den Frieden von Tribur. Seitdem lebten die Ungarn unabhängig neben den Teutschen.

5.

Die Verhältnisse der Sachsen. Adelbert, Erzbischof von Bremen.

Seit das fränkische Haus zum Throne der Teutschen gelangt war, ist von den Zuständen in Sachsen, von der Stellung des kaiserlichen Hauses zu den Sachsen, von dem Stande der Dinge zwischen Sachsen, Dänen und Slaven nicht gesprochen worden. Fortan wird Sachsen von unermeßlicher Wichtigkeit für das Reich und das Volk der Teutschen. Also ist nothwendig, das Zurückgeschobene nachzuholen. Aber schon früher ist angemerkt worden, daß zwischen den Sachsen und den Franken die alte Feindschaft nachgewirkt, daß die Sachsen es schmerzlich empfunden haben, das Reich wieder in fränkischer Hand zu sehen: sie blieben dem fränkischen Königshaus abgeneigt, und dieses Haus fühlte um so weniger Zuneigung zu den Sachsen, da die erblichen Herzoge der Sachsen aus dem Hause Billung die Absicht zu haben schienen sich vom Reich unabhängig zu machen.

Seit etwa 25 Jahren hatten sich die Verhältnisse der Sachsen zu ihren Nachbaren wesentlich geändert. Die freundschaftliche Verbindung Konrad's II mit Knut dem Großen, das obsiegende Christenthum, die Wirrnisse und Verwickelungen unter den nordischen Völkern, die Eroberung England's endlich durch die Dänen: diese und andere Ereignisse liessen den Dänen keine Zeit zu Angriffen auf die sächsischen Länder, zu abenteuerlichen Zügen gegen die teutschen Küsten. Dänen und Sachsen lebten friedlich neben einander. Diese Veränderung wirkte auch auf die Verhältnisse zwischen den Sachsen und den wendischen Völkern. Von den Dänen verlassen wurden die Obotriten, die Wagrier, die Stormarier durch den Herzog Bernhard leicht zur Unterwürfigkeit gebracht: wenn nicht die Kaiser Konrad II und Heinrich III verhindert gewesen wären, die Slaven zwischen der Elbe und der Oder, im Allgemeinen Liutizen genannt, nachhaltig zu bekämpfen, so würden die slavischen Völker wahrscheinlich alle bis zur Oder, bis zum baltischen Meer unterworfen worden sein. Der Herzog Bernhard aber, durch Erfahrung und Alter milder gemacht, kam mehr und mehr zu der Einsicht, daß die Unterworfenen nicht durch rohe Gewalt für das Christenthum gewonnen werden könnten, daß aber auch ohne das Christenthum seine Herrschaft nicht bestehen würde. Er bewog daher den Fürsten der Obotriten, Udo Mistiwoi's Sohn, seinen Sohn Gottschalk, dessen Mutter eine Dänin war, nach Lüneburg zu senden um in einem Benedictinerkloster unterrichtet zu werden, inzwischen selbst die Herstellung einiger christlichen Kirchen in seinem Lande zu dulden. Der junge Gottschalk entwickelte in Lüneburg einen tüchtigen Geist, gewann eine große Liebe zu jeglicher Bildung, einen starken Eifer für das Christenthum.

Um das Jahr 1032 wurde Gottschalk's Vater von einem Sachsen ermordet. Alsobald erhoben die Obotriten, mißtrauisch gegen Gottschalk, einen Mann Namens Ratibor zur fürstlichen Würde. Gottschalk kam in seinem Schmerz auf den Argwohn, die Ermordung seines Vaters und seine Verwerfung von den Obotriten sei ein Werk des Herzoges Bernhard und der christlichen Geistlichen, um über sein Volk desto

leichter die Knechtſchaft zu bringen. In dieſem Argwohn entfloh er aus Lüneburg, eilte über die Elbe, mit einem furchtbaren Schwur gelobend alles teutſche, alles chriſtliche Weſen ſchonungslos auszurotten. Bald hatte ſich ein Haufen grimmiger Heiden um ihn verſammelt. Mit demſelben durchzog er, das Schwert in der einen die Brandfackel in der andern Hand, das überelbiſche Sachſen, die Länder der Stormarier, der Holſaten, der Thetmarſchen, und verbreitete überall Angſt und Schrecken. Der Herzog Bernhard verband ſich mit dem Fürſten Ratibor, der in der Furcht vor Gottſchalk's Wildheit die Geiſtlichen und das Chriſtenthum eifrig förderte. Bernhard ſelbſt zog wider Gottſchalk. Bald war der unglückliche Jüngling in ſeiner Gewalt: er ſcheint ſich, durch den Jammer erſchüttert, den er ſelbſt bereitet hatte, dem Herzoge freiwillig überliefert zu haben. Bernhard brachte ihn nach Lüneburg zurück. Gottſchalk zeigte ſich in chriſtlicher Frömmigkeit um ſo ſchwärmeriſcher, je ſchwerer ihm die Sünden auf der Bruſt lagen, die er gegen den Heiland und die Diener des Heilandes begangen hatte. Bernhard veranlaßte den jungen Fürſten ſich zu Knut, dem Könige der Dänen, zu begeben, bis er durch That und Glauben ſeine Frevel in Vergeſſenheit gebracht hätte. Gottſchalk fand bei den Dänen eine freundliche Aufnahme, zeichnete ſich durch kühne Thaten in England und Norwegen aus, immer ſeiner chriſtlichen Frömmigkeit getreu. So gewann er die Gunſt des däniſchen Königes.

Als Knut der Große 1036 geſtorben und Magnus von Norwegen auch König in Dänemark geworden war, kam es zu einem Kriege zwiſchen wendiſchen Völkern und den Dänen. In einer Schlacht bei Schleswig fiel Ratibor mit ſeinen acht Söhnen. Da erſchien Gottſchalk von Neuem in der Gunſt der Dänen, im Glanze heldenmüthiger Thaten, in der einen Hand das Schwert, in der andern das Kreuz. Wagrien ward erobert; die Obotriten begrüßten ihn als ihren Fürſten; viele Menſchen aus den Völkern ringsher eilten zur Taufe und bekannten ſich zu Chriſti Namen. Gottſchalk ſchien ohne Hinderniß König in Slavonien, Fürſt aller ſlaviſchen Völker dieſſeits der Oder zu ſein. Zwei Dinge aber verhin-

derten die Entstehung eines einigen slavischen Reiches. Zuerst. Gottschalk war ein Fürst des Himmels, nicht der Erde. Ueber dem Kreuze vergaß er das Schwert. Seine ganze Sorge war das eroberte Land mit Kirchen und Klöstern, mit Priestern und Mönchen anzufüllen. Große Haufen von Geistlichen eilten aus Teutschland über die Elbe, um sich der Stiftungen zu bemächtigen, die er in Lübeck, Aldenburg, Lenzen, Razeburg, Mecklenburg und an andern Orten herzustellen oder zu gründen unternahm. Er war so gänzlich in seinem heiligen Werke verloren, daß er selbst das Land durchzog, um das Heil zu verkündigen, in der Sprache seines Volkes von der Kanzel herab zu erklären, was der Priester in fremder Sprache gelehrt oder gebetet hatte. Zweitens. Der Herzog Bernhard benutzte die Zeit, die Gottschalk auf religiose Werke verwandte um sein Schwert in slavischen Ländern geltend zu machen. Ein Theil der Liutizier rief Gottschalk um Hülfe an wider slavische Feinde. Gottschalk, um seine frommen Widmungen nicht zu unterbrechen, verstattete dem Herzoge Bernhard die Hülfe zu bringen. Bernhard gründete durch dieselbe seine Gewalt jenseits der Elbe, und nöthigte alsdann auch den Fürsten Gottschalk die Hoheit des teutschen Reichs an zu erkennen.

Heinrich III, über diese Vorgänge bedenklich, unterließ nicht Manches vor zu bereiten, um auch die Sachsen in eine Stellung zu bringen, in welcher sie die Einheit des Reiches nicht zu hindern vermöchten. Von Zeit zu Zeit ihr Land durchziehend, suchte er sich eine Partei zu machen, die Geistlichen auf seine Seite zu bringen. Auch fing er an auf den königlichen Gütern in Sachsen Festungen zu errichten, besonders zu Goslar so furchtbare als prächtige Bauten zu unternehmen. Dadurch wurde die Spannung zwischen ihm und den sächsischen Fürsten vermehrt. Seine Besuche in Sachsen wurden mit argwöhnischem Auge betrachtet; jeder seiner Schritte verstärkte das Mißtrauen in dem Herzoge Bernhard und seinen Söhnen. Der Bau der Harzburg entfremdete dem Kaiser viele Vassallen: sie sollte, meinte man, ein Zwinger für die Sachsen sein. Der Kaiser scheint indeß für seine Zwecke am Meisten von den Streitigkeiten erwartet zu haben,

die ſeit langer Zeit zwiſchen dem erzbiſchöflichen Stuhl in Bremen und dem Herzoge von Sachſen Statt fanden.

Der Urſprung derſelben lag in der allgemeinen Eiferſucht zwiſchen den geiſtlichen und den weltlichen Fürſten; in Sachſen aber vermehrten die Verhältniſſe zu den ſlaviſchen Ländern dieſe Eiferſucht. Die Biſchöfe gaben den Kriegen gegen die ſlaviſchen Völker eine ſolche Deutung, als würden ſie lediglich zur Gründung des Chriſtenthums unternommen; ſie betrachteten die Waffen der Weltlichen nur als Werkzeuge der Religion und verlangten in dem gewonnenen Lande wie die Einrichtung ſo die Verwaltung. Die weltlichen Fürſten griffen zu, wo Etwas zu faſſen war; ſie wünſchten auch die Ausbreitung des Chriſtenthumes, aber die Herrſchaft ſollte ihnen bleiben, Kirchen und Klöſter nur die Stützen dieſer Herrſchaft ſein. Aus dieſen Beſtrebungen war das Mißlingen der bisherigen Unternehmungen gegen die ſlaviſchen Völker zum größten Theil entſprungen. Die Schriftſteller werfen die ganze Schuld auf die Weltlichen und ſchreiben jegliches Unglück dem Geiz und der Härte des Herzoges Bernhard zu; aber die Schriftſteller waren ſämmtlich Geiſtliche.

Im Jahr 1035 war Bezelin Alebrand, ein Geiſtlicher der Kirche zu Cöln, zur erzbiſchöflichen Würde gelangt und vom Kaiſer Konrad II auf mannichfaltige Weiſe begünſtigt worden: er hatte für die Orte, wo Klöſter angelegt waren, Marktgerechtigkeiten erhalten; er war mit der kaiſerlichen Gerichtsbarkeit betrauet, mit andern Rechten und Freiheiten belehnt worden; überdieß war ſein Einfluß in den nördlichen Ländern dadurch verſtärkt, daß er nach Aldenburg, Schleswig und Ripen Biſchöfe aus der Geiſtlichkeit der bremiſchen Kirche geſandt. So hatte der Erzbiſchof Bezelin großes Anſehen, die Stadt Bremen eine große Wohlhabenheit erworben. Aber dieſes raſche Emporkommen des Erzbisthumes hatte nicht nur den Neid der weltlichen Fürſten vermehrt, ſondern auch die Eiferſucht der Kirche von Cöln erregt. Das Erzbisthum Hamburg oder Bremen war dem Stuhl in Cöln immer zuwider geweſen, weil er durch daſſelbe ſeine Gewalt im Norden beſchränkt ſah. Man hatte jedoch in Cöln geſchwiegen, ſo lange das nördliche Erzbisthum mit der größ-

ten Noth gerungen und gekämpft hatte; jetzt erhob sich ein starker Uebermuth, und der Erzbischof Hermann von Cöln erhob Ansprüche und Klagen. Der Kaiser Heinrich III aber fuhr fort den bischöflichen Stuhl von Bremen auf jegliche Weise zu begünstigen.

Im J. 1043 starb Bezelin Alebrand. Da setzte der Kaiser den Propst Adelbert zu Halberstadt auf den erzbischöflichen Stuhl. Dieser Adelbert, aus dem Hause der Grafen von Wettin, war von der Natur mit den edelsten fürstlichen Eigenschaften ausgestattet. Seine Gesinnung war zwar weltlich: Größe und Herrlichkeit, kriegerisches Werk, Heldenruhm, Glanz, bleibende Gründung, feine Genüsse wurden von ihm gewünscht und erstrebt; als Fürst der Kirche aber bewährte er auch alle priesterlichen Tugenden: ein reines, tadelloses Leben, die tiefste Demuth vor Gott, die höchste Milde gegen die Menschen, überhaupt alle Lehren der christlichen Religion, die er sehr beredt zu verkündigen wußte. Dagegen stand er stolz und trotzig gegen Jeden, der ihm in Dingen von dieser Welt entgegen trat. Also machte er sich einen großen Namen, gewann ein hohes Ansehen: seine Umgebung kam zu dem Glauben, das kleine Bremen stehe an Ruhm kaum hinter Rom, der ewigen Stadt.

Der Herzog Bernhard pflegte zu sagen: „Adelbert wird dem Kaiser die Schwächen des Landes verrathen, aber er soll seines Lebens nicht froh werden." Adelbert pflegte zu sagen: „ich werde Niemand schonen, nicht mich selbst, nicht meine Brüder, nicht mein irdisches Gut, selbst die Kirche nicht, um mein Bisthum den ersten Bisthümern gleich zu machen." Der Erzbischof, zu einem offenen Kampfe gegen den Herzog nicht mächtig genug, klammerte sich mit Treue und Ergebenheit fest an Heinrich III, steigerte die Gunst des Kaisers, und gewann durch den Kaiser auch die Geneigtheit Leo's IX. Auf diese zweifache Gunst bauend, hielt er den Gedanken, aus Bremen ein nordisches Rom zu machen, nicht für zu groß. Sein erzbischöflicher Sprengel sollte vorerst nach der Zahl der Apostel zwölf Bisthümer umfassen; da aber Swein der König der Dänen in seinem Land ein Erzbisthum zu errichten beabsichtigte, so ergriff Adelbert auch

diesen Entwurf mit Eifer, um das neue Erzbisthum unter seinen Stuhl zu stellen: auf diese Weise hoffte er ein Patriarchat für die Länder des Nordens zu erhalten, den Stuhl von Bremen über alle erzbischöflichen Sitze in Teutschland zu erheben.

Der Herzog, die weltlichen Herren in Sachsen sahen diesem Getreibe mit Ingrimm zu, der Erzbischof von Cöln mit wachsender Eifersucht. Der Kaiser blieb auf Adelbert's Seite. Daher wurde der Ingrimm des Herzoges zum Hasse gegen den Kaiser. Dieser Haß erhielt durch einen besondern Vorgang noch eine besondere Schärfe. Im Jahr 1049 beehrte der Kaiser von Adelbert eingeladen Bremen mit seinem Besuch. Auf das Höchste gefeiert, verlieh er der bremischen Kirche drei Grafschaften in Friesland. Adelbert führte den Kaiser zur Unterhaltung nach der Grafschaft Lesum, welche, mit sehr großen Gütern ausgestattet, seit langer Zeit im Besitze des billungischen Hauses war. Thietmar, ein Bruder des Herzoges Bernhard II, war Graf von Lesum. Auf dem Wege wurde der Kaiser von Bewaffneten angefallen. Adelbert erwarb sich das Verdienst ihn mit seinen Leuten zu vertheidigen, zu schützen. Sogleich wurde Thietmar als der Urheber des Frevels bezeichnet; die Billunger dagegen sahen in den Vorgängen nur ein arglistiges Werk des Erzbischofes. Heinrich III wollte den Grafen Thietmar vor ein Gericht stellen. Der Graf verlangte sich durch das Gottesurtheil eines Zweikampfes zu reinigen. In dem Kampfe wurde Thietmar von seinem Gegner erschlagen. Hierauf kannte der Haß des Herzoges Bernhard und seiner Angehörigen gegen den Erzbischof keine Gränze mehr; Adelbert's Verbindung mit Heinrich III aber ward inniger als je zuvor.

Im Jahre 1050 wurde dem Kaiser ein Sohn geboren. Da seine ersten Kinder Töchter gewesen, so war seine Freude sehr groß: er ahnete nicht, welch ein schweres Schicksal diesem Knäblein in den Verhältnissen gewoben ward, an deren Verwickelung er selbst arbeiten half. Nun feierte er das Weihnachtsfest zu Goslar; viele Fürsten und Herren aus Sachsen befanden sich an seinem Hof; auch der Herzog Bern-

hard fehlte nicht. Unter den Feſtlichkeiten ſchlug der Kaiſer den Verſammelten die Anerkennung ſeines kleinen Sohns als ſeines Nachfolgers im Reiche vor. Niemand wagte zu widerſprechen; Alle ſchwuren dem Kinde noch vor ſeiner Taufe als ihrem künftigen König den Eid der Treue. Zum Oſterfeſte, 1051, ertheilte der Erzbiſchof Hermann von Cöln dem kleinen Könige die Taufe; der Täufling erhielt den Namen Heinrich. Auf einem Reichstage zu Tribur, 1053, ward er von allen Fürſten als König anerkannt: die Fürſten verſprachen demſelben nach des Kaiſers Tode gehorſam zu ſein, „wenn er ſich als einen gerechten Herrn beweiſen würde.“ Hierauf verlieh ihm der Kaiſer das Herzogthum in Bayern, das er ſelbſt wieder unmittelbar unter ſeine Verwaltung nahm. Einige Monate ſpäter wurde der kleine König zu Aachen durch den Erzbiſchof von Cöln geſalbt und geweiht.

Alle dieſe Dinge wurden beſchleunigt, weil der Kaiſer eine neue Heerfahrt nach Italien unternehmen zu müſſen glaubte. Er ſah ſich jedoch genöthigt noch den ganzen Sommer des Jahres 1054 in Lotharingien zu verweilen, zu kämpfen. Der unruhige Graf Balduin hatte von Neuem weit und breit Unordnungen erregt. Der Kaiſer trieb den Grafen über die Gränze des Reiches hinaus, aber erreichte Nichts Bedeutendes durch den kleinlichen Krieg. Als er das Land verließ, war die Ordnung keineswegs hergeſtellt.

6.

Zuſtände im untern Italien. Tod des Papſtes Leo IX.

Vor etwa vier Jahrzehnt hatte ein Zufall einige Normannen aus Frankreich in die Zerwürfniſſe des untern Italien's hinein geworfen. Dieſe Normannen hatten ſich durch ihre Kühnheit einen Namen gemacht. Hierauf hatten ſie nach und nach viele tüchtige Männer aus ihrer Heimath herangezogen, und Jedem gedient, der ihnen das vortheilhafteſte Anerbieten machte. Wo ſie ſtanden, da hielt ſich der Kampf, entſchied ſich der Sieg. Wer ſie gedungen hatte, dem bewahrten ſie die Treue, ſo lange er ſie zu belohnen vermochte;

fehlten die Mittel ſo ſcheueten ſie ein verwegenes Zugreifen nicht. So baueten ſie immer höher auf Ruf und Raub; neben hochherzigen Heldenthaten vollbrachten ſie freche Frevel.

Seit Konrad II einen ihrer Führer Rainulf mit der Grafſchaft Averſa belehnt hatte, erhielt ihr abenteuerliches Wirren und Weben Grund und Boden. Größere Haufen kampfluſtiger Jünglinge und Männer zogen aus der Normandie und andern Gegenden Frankreich's nach dem Lande der That, des Raubes, der Genüſſe. Bald war Melfi in ihrer Gewalt; bald durften ſie ganz Apulien als erobert betrachten. Heinrich III belehnte ſie mit ihren Eroberungen. Hierauf legten ſie alle Schonung ab, griffen nach Heiligem wie nach Gemeinem, als hätten ſie weder Gott noch Menſchen zu fürchten. Es geſchah aus Noth, aus Zorn, aus Uebermuth. Ihre Armuth erzeugte eine brennende Begierde nach Reichthum: den Helden, meinten ſie, gehören die Herrlichkeiten der Welt, nicht den Feigen. Ueberdieß ſahen ſie ſich von Ränken und Argliſt, von Treuloſigkeit und Verrath umgeben. Bei den Griechen bemerkten ſie eine ſchleichende Feindſeligkeit; unter den Einwohnern des unterworfenen Landes ein heimtückiſches Treiben. Daher kamen ſie zu dem Glauben, nur im Schwerte ſei Sicherheit, nur in der Gewalt das Recht, Schonung ſei Schwäche, Milde Verderben.

Die mißhandelten Menſchen in Apulien und Calabrien flehten den Papſt Leo um Hülfe an. Den Papſt jammerte des Volkes; der Raub an den Gütern der Kirche war ihm ein Gräuel. Er ermahnte die Normannen, rief ſie zur Menſchlichkeit zurück, ſuchte ſie mit dem Bannfluche der Kirche zu ſchrecken. Aber ſeine Worte wurden mißachtet, ſein Bannſtrahl glitt wirkungslos ab. Genöthigt die Hülfe weltlicher Fürſten an zu ſprechen, begab er ſich, 1052, ſelbſt nach Teutſchland. Zu derſelben Zeit war der Kaiſer mit den Ungarn in einen Krieg verwickelt, deſſen gedacht worden iſt. Der Verſuch des Papſtes, dieſen Krieg durch ſein Gebot zu beendigen, mißlang. Der Kaiſer verkannte die Gefahr für die Kirche und das Reich keineswegs, aber er glaubte Teutſchland nicht verlaſſen zu dürfen. Der Papſt jedoch wagte nicht ohne teutſche Waffen zurück zu kehren; der Kaiſer gab ihm

daher ein Geleit von einigen hundert Mann und forderte zugleich die Vaſſallen in Italien auf, dem Oberhaupte der Kirche wider die grauſamen Feinde bei zu ſtehen. Leo IX kam an die Spitze eines bedeutenden Heeres.

Unter den Führern der Normannen zeichnete ſich ein Mann durch Geiſt, Kraft, Kühnheit und feine Entwürfe beſonders aus: Robert Guiscard, der älteſte Sohn Tancred's von Hauteville. Auf den Rath dieſes Mannes trugen die Normannen bei dem Papſt auf einen Frieden an: ſie erboten ſich alles Land, das ſie an ſich geriſſen hatten, unter die Hoheit des heiligen Stuhles zu ſtellen. Der Papſt, auch in dieſem Falle von Hildebrand geleitet, verwarf den Antrag; er verlangte, daß ſie Alles, was ſie dem heiligen Petrus geraubt, zurückgeben und alles Land, das ſie ungerechter Weiſe an ſich geriſſen hätten, räumen ſollten. Dieſe Forderung wurde von den Normannen abgelehnt. Alſo kam es zu den Waffen. In einer Schlacht bei Civitella, am 18. Junius 1053, ſtarben die Teutſchen im päpſtlichen Heer, und die Italiäner ergriffen die Flucht. Der Papſt ſuchte Schutz in der Stadt; die Einwohner verſagten ihm die Aufnahme: der heilige Vater fiel als Gefangener in die Hand der Sieger. Die Sieger nöthigten den Papſt ſeinen Bann zurück zu nehmen, küßten ihm alsdann die Füße, fleheten ihn um Vergebung ihrer Sünden an und führten ihn, wohin er ſich zu begeben wünſchte, nach Benevento.

Wegen dieſer Vorgänge glaubte der Kaiſer eine Fahrt nach Italien kaum vermeiden zu können; und doch kamen noch zwei Ereigniſſe hinzu, die ſie nothwendig machten. Zuerſt. Der Markgraf Bonifacius von Tuscien war, 1052, von zweien ſeiner Lehnleute ermordet worden. Er hatte zwei unmündige Kinder, einen Sohn und eine Tochter, hinterlaſſen: ſeine Wittwe Beatrix hatte vormundſchaftlich die Verwaltung des Landes übernommen. Etwa anderthalb Jahre ſpäter kam der Herzog Gottfrid von Lotharingien, des Kaiſers alter Feind, nach Italien und vermählte ſich mit der Markgräfin Beatrix. Sogleich verfuhr er in ſolcher Weiſe als wäre er durch dieſe Vermählung Herr in allen Ländern geworden, mit welchen Bonifacius belehnt geweſen, ohne ſelbſt

eine Belehnung auch nur nach zu ſuchen. Zweitens. Der Papſt Leo IX war ein Gefangener, ſchien aber in völliger Freiheit zu leben. Die verwilderten Normannen legten jeglichen Trotz ab und bewieſen ihm die höchſte Ehrfurcht. Leo wirkte daher in ſeinem heiligen Berufe nahe und fern wie zuvor: er ſuchte das Schickſal der unglücklichen Menſchen im untern Italien zu erleichtern, ihre Dränger zu Milde und Menſchlichkeit zurück zu bringen; er ſandte ſeinen Freund Hildebrand nach Frankreich um die Ketzerei, die Berengar von Tours in der Lehre vom Abendmahl erregt hatte, auf eine verſtändige Weiſe auszugleichen; er ſchickte eine Geſandtſchaft nach Conſtantinopel um für die Vereinigung der Kirchen des Morgenlandes mit den abendländiſchen Kirchen zu arbeiten. Aber die Laſt des Unglückes von Civitella hatte den alten Mann zu tief gebeugt, als daß er ſich wieder zu erholen vermocht hätte. Lange hatte er ſich an der Hoffnung, daß der Kaiſer nach Italien kommen würde, aufrecht erhalten; als aber dieſe Hoffnung nicht in Erfüllung ging, da ſanken ſeine Kräfte ſchnell zuſammen. Er ſehnte ſich nach Rom zurück, um in der heiligen Stadt zu ſterben. Die Normannen erleichterten die Abreiſe des heiligen Vaters unter vielfachen Beweiſen der größten Ehrerbietung. Am 12. März, 1054, wurde der Papſt in einem Tragbette von Benevento nach Rom gebracht, aber ſchon am Sechszehnten April's ſchied er vom Leben.

In Rom war die Parteiung ſeit einigen Jahren weniger bemerkbar geweſen, aber in dem Boden, aus welchem ſie früher empor geſchoſſen war, lag noch eine reiche Saat mannichfaltiger Zwietracht. Die Macht der Normannen im untern Italien, die Gewalt des Herzoges Gottfrid im mittlern ſchien für den päpſtlichen Stuhl um ſo gefährlicher, je höher die Macht deſſelben in den letzten Zeiten geſtiegen, je größer die Aufregung der Gemüther allgemein geworden war. Veränderungen ſchienen bevor zu ſtehen; überall herrſchten Beſorgniſſe. Kurz vor ſeinem Tode hatte Leo IX. ſeinen Freund Hildebrand, Subdiaconus der römiſchen Kirche, zum Verweſer derſelben bis zur Wahl eines andern Papſtes ernannt. Hildebrand fand, aus Frankreich zurückkehrend, ein

großes Getreibe in der Geiſtlichkeit, im Adel und im Volke. Viele wünſchten, daß ihm ſelbſt die päpſtliche Würde ertheilt werden möchte; er jedoch wies dieſe Wünſche zurück. Gegen die weltliche Macht war Vieles gewonnen, aber nur dadurch, daß Heinrich III ſelbſt den Papſt Leo IX ernannt, und daß dieſer Papſt immer den Schein bewahrt hatte als handele er im Geiſte, nach dem Wunſche des Kaiſers; durch dieſelbe Zuſammenwirkung des Papſtes und des Kaiſers, glaubte Hildebrand, würden nur neue Vortheile für die Kirche zu gewinnen ſein. Auf ſein Betreiben wurden Abgeordnete an den Kaiſer geſchickt, um die Ernennung eines neuen Papſtes zu erbitten. Hildebrand ſelbſt war der Sprecher der Geſandtſchaft. In Teutſchland war die geiſtige Ueberlegenheit dieſes Mannes bekannt. Seine Erſcheinung erregte daher Aengſtlichkeit, Mißtrauen, Argwohn. Selbſt der Kaiſer war bedenklich: er weigerte ſich einen Papſt zu ernennen, verlangte, daß die Abgeordneten einen Biſchof vorſchlagen ſollten. Da bezeichnete Hildebrand den Biſchof Gebhard von Eichſtädt, einen Anverwandten des Kaiſers, einen Mann von weiſem Rathe, von bewährter Treue, vor Allen nach dem Herzen des Kaiſers. Heinrich gab ſich das Anſehen, als willige er ungern ein: er könne eines Mannes von ſo großen Erfahrungen in öffentlichen Geſchäften nicht entbehren. Auch Gebhard zeigte ſich nicht geneigt die hohe Ehre an zu nehmen: er möge den ſichern Hafen nicht verlaſſen um ſich auf das ſtürmiſche Meer zu wagen. Beide jedoch gaben den Bitten Hildebrand's und ſeiner Gefährten nach. Auf einer Kirchenverſammlung zu Mainz wurde der Biſchof Gebhard von Eichſtädt zum Papſt erklärt, und gelangte mit den römiſchen Abgeordneten glücklich nach Rom. In der Kirche des heiligen Petrus abermals von der Geiſtlichkeit gewählt, vom Volke mit freudigem Zurufe begrüßt, ward er von den Cardinalprieſtern geweiht und unter dem Namen Victor's II auf den Stuhl des Apoſtels geſetzt. Es war am Dreizehnten April's 1055.

7.

Heinrich's III neue Fahrt nach Italien. Sein Tod.

Zu derselben Zeit, da der neue Papst die Reise nach Italien antrat, unternahm auch der Kaiser den lange vorbereiteten Zug. Am Siebenten April's befand er sich in Verona, am Fünften Mai's in den Fluren von Roncaglia. Die Vasallen Italien's eilten herbei ihre Huldigung dar zu bringen; der Herzog Gottfrid aber blieb aus. Eine Gesandtschaft desselben erklärte dem Kaiser: „der Herzog sei bereit für das Reich und den Kaiser Alles zu thun; aus dem Vaterlande vertrieben, der väterlichen Güter beraubt, finde er in dem Vermögen seiner Gemahlin die Mittel zu seinem Unterhalt im Elende." Diese Worte scheinbarer Treue und offenes Unmuths erbitterten den Kaiser. Beatrix, des Herzoges Gemahlin, begab sich daher selbst zum Kaiser, der ihr nahe verwandt war: ihre Mutter Mathilde und Heinrich's Mutter Gisela waren Schwestern gewesen. Nur mit Mühe erhielt sie Zutritt. Heinrich warf ihr schneidend vor, daß sie sich ohne sein Vorwissen mit einem Reichsfeinde vermählt, demselben Italien verrätherisch überliefert habe. Beatrix erwiderte: „was ich gethan ist bei allen Völkern erlaubt; nach dem Tode meines ersten Gemahles bedurfte das trostlose Haus eines Beschützers: da habe ich, eine freie Frau, mich arglos mit einem freien Manne vermählt." Aber auch diese Worte besänftigten den Zorn des Kaisers nicht; er behielt die Markgräfin Beatrix in Haft und mit derselben ihre Tochter Mathilde, ein Kind von acht Jahren, die einzige Erbin des Markgrafen Bonifacius: der Sohn desselben, von den Schriftstellern Bonifacius, in Urkunden Friedrich genannt, war gestorben.

Zum Pfingstfeste befand sich der Kaiser in Florenz, wo der neue Papst Victor II in seiner Gegenwart eine Synode hielt, die zunächst gegen die Simonie und andere Ketzereien dieser Zeit Beschlüsse faßte. Der Kaiser aber setzte seine Fahrt nicht fort, sondern trat von Florenz aus seinen Rückzug an, die Markgräfin Beatrix und ihre Tochter Mathilde

mit ſich nach Teutſchland führend. Er hatte gute Gründe. Im ſüdlichen Teutſchland hatte ſein hartes Verfahren gegen den Herzog Konrad allgemeine Unzufriedenheit, die Willkühr, mit welcher er ſeinen Sohn, ein Kind, zum Herzog in Bayern geſetzt hatte, bittern Zorn erregt. Der Herzog Konrad war plötzlich geſtorben. Ueber die Urſachen dieſes Todes wurden übele Gerüchte verbreitet, die mancherlei Entwürfe unter den Bayern veranlaßten. Der Fahrt nach Italien hatten auch der Biſchof Gebhard von Regensburg und der Herzog Welf in Kärnthen beigewohnt. Als ſich aber in Italien Niemand dem Herrn widerſetzte, hatten dieſe beiden Fürſten den Kaiſer wegen ihrer Verhältniſſe zu den Ungarn um die Erlaubniß zur Rückkehr in's Vaterland gebeten. Heinrich hatte arglos dieſe Erlaubniß ertheilt. Auf dem Rückzug aber machten die Lehenleute beider Fürſten eine Verſchwörung gegen ihn. Der Kaiſer wurde gewarnt. Er durfte die Sache um ſo weniger für gering halten, da nicht nur die Ungarn noch immer in einer feindlichen Stellung gegen das Reich waren, ſondern da noch zwei andere Vorgänge die Beſorgniß erregten, daß ſie der Verſchwörung eine größere Bedeutung geben würden. Erſtens. Der treue Vaſſall des Kaiſers, Herzog Brecislav von Böhmen, war geſtorben; ſein Nachfolger hatte ſogleich alle Teutſchen und alle Beſchützer der Teutſchen aus Böhmen vertrieben. Hierauf waren die ſlaviſchen Völker weit nach Norden hin in Bewegung gekommen, und in Sachſen wühlten im Verborgenen böſe Leidenſchaften. Zweitens. Der Herzog Gottfrid war aus Italien verſchwunden; man vermuthete, er habe ſich nach Lotharingien begeben und werde ſich ſeinem alten Freunde, dem Grafen Balduin, von Neuem anſchlieſſen. Eine Unternehmung beider Fürſten aber war um ſo bedenklicher, da auch der König in Frankreich mit dem Gedanken umging, die alten Anſprüche Frankreich's auf Lotharingien zu erneuern.

Gegen das Ende des Jahres langte der Kaiſer dieſſeits der Alpen an. Um dieſelbe Zeit ſtarb der Herzog Welf in Kärnthen. Der Tod deſſelben entzog den Unzufriedenen in Bayern eine ſtarke Stütze. Heinrich trug daher kein Bedenken, den Biſchof Gebhard von Regensburg, den er als

geheimen Pfleger und Schürer der Verschwörung betrachtete, am Weihnachtsfeste in Zürich zur Haft bringen zu lassen. An demselben Feste verlobte er auch, um sich eine starke Hülfe in Italien zu verschaffen, seinen Sohn, den kleinen fünf Jahre alten König Heinrich mit Bertha, der kleinen Tochter des Markgrafen Otto von Susa. Hierauf zog er den Rhein hinab. Auf dieser Reise erhielt er folgende Nachricht: Gottfrid hätte sich wirklich zu Balduin begeben; Beide hätten die Stadt Antwerpen angegriffen, seien aber zum Rückzuge genöthigt worden. Diese Nachricht, die letzte angenehme, welche dem Kaiser zu Theil geworden ist, veranlaßte ihn bei dem Könige von Frankreich auf eine Unterredung an zu tragen. Beide Fürsten kamen in Ivoi am Cher zusammen. Aber der Kaiser verfehlte dieses Mal gänzlich seines Zweckes. Heinrich I zeigte sich auf das Heftigste aufgebracht gegen den Kaiser: er warf ihm Falschheit und Hinterlist vor und verlangte die Herausgabe von Lotharingien, ganz oder zum Theil. Der Kaiser wies alle Vorwürfe, alle Forderungen mit Verachtung ab. Da der König taub gegen alle Vorstellungen war, so erbot sich Heinrich III ihm die Unwahrheit und Nichtigkeit seiner Klagen und Ansprüche durch das Gottesurtheil eines Zweikampfes zu beweisen. Hierauf reis'te der König in der nächsten Nacht heimlich ab und kehrte nach Frankreich zurück.

Der Kaiser war in dieser Zeit nicht mehr was er gewesen. Das Glück seiner ersten Jahre hatte sein Vertrauen bis zur Kühnheit gesteigert; das Glück war gewichen, seine Zuversicht gesunken. Die sonderbaren Wendungen des Ganges der Dinge in der letzten Zeit, die allgemeine Aufregung der Geister, eine gewisse Verdüsterung, die sich über das Leben hinweg zog, endlich die Ahnung von einem geheimen Wirken und Weben, das ihn umgab: dieses Alles drängte sich um ihn zusammen, machte ihn betreten, ungewiß, verzagt. Und das Jahr 1056 brachte neue Unfälle. In Böhmen hatte der Ingrimm gegen die Teutschen freien Lauf; der Markgraf Adalbert von Oestreich starb, und durch seinen Tod wurde die Feindseligkeit der Ungarn um so bedenklicher, je größer die Leidenschaft in den Bayern war: Heinrich schloß daher

mit den Ungarn einen Frieden in welchem er, die Hoheit des teutschen Reichs über Ungarn ganz übergehend, dem Sohne des Königs Andreas, Namens Salomo, seine Tochter Sophie zur Gemahlin versprach. Auch der Erzbischof Hermann von Cöln, der ihm mit ganzer Seele zugethan gewesen, starb. Er selbst verlor seinen zweiten Sohn Konrad, einen Knaben von vier Jahren; endlich herrschte in Teutschland überall großer Mangel, hier und dort wahre Hungersnoth. So viele Unfälle stürzten auf Heinrich III in einer Zeit zusammen, in welcher er den Wirrnissen der Welt mit ungewissem Blick und mit dem Gefühle gegenüber stand, daß ihm die Lösung gebühre, daß ihm die Mittel und Wege fehlten.

In seinen Bedrängnissen hatte er seinen Freund, den Papst Victor II, nach Goslar eingeladen. Der Papst folgte der Einladung; eine Menge Fürsten, geistliche und weltliche, erwarteten in Goslar die Ankunft des heiligen Vaters. Des Kaisers Absicht war sich mit der Kirche und den Fürsten des Reiches zu verständigen: er hatte selbst seine öffentlichen Feinde, den Bischof Gebhard, den Herzog Gottfrid, zu sich beschieden. Noch ein Mal schwang sich sein Geist auf. Er war heiter unter den Festlichkeiten. In dieser Heiterkeit führte er die glänzende Gesellschaft nach dem nahen Bothfeld zu einer Jagd in den Wäldern des Harzes. Hier aber empfing er die Nachricht: Liutizier wären in Sachsen eingebrochen, ein sächsisches Heer sei geschlagen, der Graf Wilhelm von der Ostmark, der Graf Dioderich gefallen, ein großer Theil des Heeres zu Grunde gegangen. Diese Nachricht wirkte um so stärker auf den Kaiser, je mehr er sich angestrengt hatte, um heiter, als Meister der Verhältnisse zu erscheinen. Er wurde krank. In dem Vorgefühl eines nahen Todes verzieh er allen seinen Feinden, bat Alle um Verzeihung, die von ihm gekränkt sein möchten, und empfahl dem Papste Victor II seinen Sohn, den kleinen König Heinrich IV. Er starb am Fünften October's, 39 Jahre alt, seit 17 Jahren König der Teutschen, seit 10 Jahren römischer Kaiser. Im Dome zu Speier, in welchem die Gebeine seiner Eltern ruhten, ist er beigesetzt worden.

8.

Der Kaiserin Agnes vormundschaftliche Verwaltung des Reiches.

Die Nachricht von dem Tode des Kaisers bewirkte in Teutschland und Italien eine allgemeine Erschütterung. Als Jüngling mit bewunderungswürdiger Weisheit und Kraft aufgetreten, war Heinrich III abgerufen, als er kaum die Reife des Mannes erreicht hatte. Wohlgesinnte Menschen erkannten an, daß er Großes erstrebt, Großes erreicht habe; auch meinten sie, daß ihm bei längerem Leben noch Vieles zum Besten des Vaterlandes gelungen sein würde. Heinrich aber würde, nach menschlicher Einsicht, bei längerem Leben in große, in mannichfaltige Gefahren gerathen, wohl auch zu Handlungen genöthigt worden sein, die seinen Ruhm befleckt, ja die Reinheit seiner Absichten in Zweifel gestellt haben dürften. Sein früher Tod hat sein Andenken bei den spätern Menschengeschlechtern in Segen erhalten.

Aber das Reich stand verwais't. Die Freunde des Kaisers hatten ihren Halt, die Feinde ihre Richtung verloren. Selbst jene Männer der Kirche, deren Seele Hildebrand war, wußten, aus dem Geleise geworfen, nicht sogleich eine sichere Bahn wieder zu finden. An Statt Eines befreundeten Gegners standen sie einer aufgelöst'en feindlichen Welt gegenüber, die Niemand zu übersehen, Niemand zu durchschauen vermochte. Daher blieb es nach Heinrich's III Tode bei allem Haß und Hader, bei allen Entwürfen und Bestrebungen eine Zeit lang ruhig. Ein Jeder wartete auf irgend ein Ereigniß um seinen Leidenschaften zu folgen, zu dem Ziele seiner Hoffnungen hin zu streben. Heinrich IV, ein Knabe von sechs Jahren, behielt ohne Widerspruch den königlichen Namen. Die Mutter desselben Agnes übernahm vertrauensvoll die Vormundschaft, wagte sogar das Herzogthum in Bayern an ihren eigenen Namen zu knüpfen. Zu diesen ruhigen Vorgängen wirkte die Gegenwart des Papstes wesentlich mit: Victor II blieb des Versprechens eingedenk, das er dem sterbenden Kaiser gegeben hatte, und die Kaiserin Agnes folgte in ihrem Schmerze gern den Winken des

heiligen Vaters. Sie war eine zärtliche Mutter, eine wohlmeinende Frau, die gern auf den Rath kluger Männer hörte, die aber stets dem stärksten Eindruck am Leichtesten nachgab und nicht die Weisheit von der Arglist, die Wahrheit von der Lüge zu unterscheiden vermochte. Durch des Papstes Vermittelung wurde mancher alte Zwist ausgeglichen: der Herzog Gottfrid erhielt seine Gemahlin und seine Stieftochter zurück; der Graf Balduin von Flandern wurde zum Frieden bewogen, viel Anderes geordnet. Aber Victor II durfte nicht in Teutschland verweilen: sein hoher Beruf nöthigte ihn zur Rückkehr nach Italien. Da brachen im Laufe des Jahres 1057 die Leidenschaften, hier und dort auf eine arge Weise, hervor.

Die Sachsen unternahmen in diesem Jahr einen neuen Zug gegen die Liutizen und brachten sie von Neuem zur Unterwerfung. Während des Feldzuges wurden unzufriedene Fürsten einig, sich nunmehr für die Kränkungen, die sie von Heinrich III erduldet hätten, Genugthuung zu verschaffen: dem Kinde Heinrich IV das Reich zu entreissen. Ueber den Weg zu diesem Ziele jedoch stimmten sie nicht überein. Inzwischen traf ein Halbbruder des gefallenen Markgrafen Wilhelm, Otto, ein Mann von Geist und Kraft, aus Böhmen ein, um Anspruch auf die erledigte Markgrafschaft Meissen zu machen. Die unzufriedenen Sachsen glaubten in diesem Fürsten den Mann gefunden zu haben, den sie vorschieben könnten um ihre feindselige Gesinnung gegen das königliche Haus zur That zu bringen. Also reizten sie ihn auf, sich nicht mit der Markgrafschaft zu begnügen, sondern das Reich selbst zu erstreben. Otto, ein Fremdling im Vaterlande, nach hohen Dingen begierig, ließ sich bethören. Er empfing hier und dort den Eid der Treue, zugleich das Versprechen, daß man ihm mit Rath und That zur Hülfe bereit sein wolle. Hierauf wurde beschlossen den König Heinrich IV zu ermorden.

Die Kaiserin Mutter erhielt in Regensburg einige Nachricht von dem geheimen Getreibe in Sachsen. Sie begab sich daher im Monat Junius mit dem jungen Könige nach Merseburg, und berief zugleich die sächsischen Fürsten nach dieser

Stadt. Die Fürſten folgten, Feind und Freund, von ſtarken Mannſchaften begleitet. Zwei Vettern des Königes, die Grafen Brun und Ekbert von Braunſchweig, ſtießen unterwegs auf Otto. Zwiſchen ihnen und Otto beſtand eine alte perſönliche Feindſchaft. Deßwegen gaben ſie ſogleich das Zeichen zum Kampf und griffen ihren Feind an mit wilder Wuth. Brun und Otto ſtürzten blindlings auf einander: durch einen einzigen gegenſeitigen Stoß wurden Beide tödtlich verwundet. Da löſ'ten ſich die Krieger auf, die auf Otto's Seite geſtanden hatten, und der erſte Verſuch der Sachſen gegen das königliche Haus war geſcheitert. Die Ruhe kehrte zurück, die Leidenſchaften tobten fort.

Heinrich III hatte dem Grafen Bertold von Zäringen das Verſprechen gegeben, daß er nach Otto's von Schweinfurt Tode das Herzogthum in Schwaben erhalten ſolle; als Erinnerungszeichen hatte er ihm ſeinen Ring eingehändigt. Der Herzog Otto überlebte den Kaiſer. Die Kaiſerin Agnes aber hatte für ihre zwölfjährige Tochter Mathilde, die ſich in der Obhut des Biſchofes von Conſtanz befand, wahrſcheinlich auf die Empfehlung dieſes Prieſters, einen Jüngling in Schwaben, Rudolf von Rheinfelden, zum Gemahl auserſehen. Dieſem Rudolf wünſchte ſie das Herzogthum in Schwaben zu ertheilen. Während ſie ſich nun in Sachſen befand, entführte Rudolf von Rheinfelden die Tochter mit ſcheinbarer Gewalt. Agnes ſchien troſtlos über dieſen Raub. Unglücklicher Weiſe ſtarb kurz nachher der Herzog Otto. Da vergaß die Kaiſerin ſogleich ihren Jammer, verzieh dem Räuber ſeinen Frevel, verlobte ihn mit ihrer Tochter, ertheilte ihm die Belehnung mit dem Herzogthum in Schwaben. Rudolf gab die junge Fürſtin an den Biſchof von Conſtanz zur Aufſicht und Erziehung zurück. Sogleich erſchien der Graf Bertold vor der Kaiſerin mit dem Ring ihres Gemahls und verlangte die Belehnung mit dem Herzogthume Schwaben. „Ueber das Herzogthum Schwaben, antwortete die Kaiſerin, iſt ſchon verfügt; Rudolf von Rheinfelden, dem ich meine Tochter verlobt habe, iſt zum Herzog in dieſem Land ernannt worden."

Dieſe Vorgänge erregten allgemeinen Unwillen. Viele, welche die Verſicherung der Kaiſerin, daß Rudolf die junge Fürſtin gewaltſam entführt habe, für wahr hielten, tadelten die unbegreifliche Leichtigkeit mit welcher Agnes den Frevel verziehen und auf unerhörte Weiſe belohnt hatte. Die Meiſten ſahen in dem Benehmen der Kaiſerin den Beweis, daß die Entführung nur ein verabredetes Spiel geweſen ſei um dem Grafen Bertold das Herzogthum unter einem ſchicklichen Vorwande zu entreiſſen; Allen ſchien die ränkevolle Frau kein Vertrauen zu verdienen. Mancher ſtolze Vaſſall fühlte ſich zu Trotz, Hohn und Gewaltthat gereizt; Andere wurden geneigt den Ränken Ränke entgegen zu ſetzen. Die Kaiſerin ſuchte ihren Fehler gut zu machen: ſie gab dem Grafen Bertold das Herzogthum Kärnthen und die Mark Verona zu erblichem Beſitze. Dadurch aber rief ſie, ohne Bertold's Wunde zu heilen, nur neue Begierden hervor. Sie ſah ſich bald genöthigt auch ihrem künftigen Eidam die Erblichkeit des Herzogthumes Schwaben zu ertheilen und die Verwaltung des Königreiches Burgund, das Heinrich III ſich ſelbſt ſorgfältig vorbehalten hatte, zu übertragen. Das Aufſehen in Teutſchland wurde größer. Die Anhäufung ſo großer Macht und Würde auf dem Haupt eines Mannes der ſich nicht durch That und Tugend hervor gethan, ſondern nur durch eine Handlung die einem Verbrechen gleich ſah bekannt gemacht hatte, erregte Erſtaunen und Ingrimm.

Inzwiſchen überließ ſich die Kaiſerin gänzlich der Leitung des Biſchofes Heinrich von Augsburg, der durch ſein geſchmeidiges Weſen, durch die Anmuth ſeiner Sitten, durch ſeine ſchnellen Entſchlüſſe ihr Vertrauen gewonnen hatte. Dieſe Eigenſchaften aber machten ihn den Fürſten des Reiches verhaßt. Seine Raſchheit, ſeine Entſchiedenheit erſchien ihnen als Hochmuth, als unerträglicher Stolz; ſeine Geſchmeidigkeit, ſeine Anmuth veranlaßten oder beſtätigten böſe Gerüchte über ſein Verhältniß zu der Kaiſerin. Geiſtliche Fürſten, die durch ihre Geburt, ihre Verbindungen, ihr Alter, ihre Stellung, ihre Gelehrſamkeit und ſittliche Strenge hoch über ihm zu ſtehen glaubten, fühlten ſich tief gekränkt, am Tiefſten der Erzbiſchof Hanno von Cöln; viele weltliche Für-

ſten vertheidigten ihren Unwillen und ihre Eiferſucht mit dem Schilde eines gerechten ſittlichen Zorns. Ueberall entſtand der Gedanke, der Kaiſerin Agnes müſſe die Verwaltung des Reichs entwunden, die Vormundſchaft über ihren Sohn entriſſen werden. Mannichfaltige Unterhandlungen wurden zwiſchen den bedeutendſten Fürſten des Reiches gepflogen; ein viel verſchlungenes geheimes Treiben fand im ganzen Reiche Statt. Um aber einen beſtimmten Plan zur Reife zu bringen und des Ausganges ſicher zu ſein, ſuchten dieſe Fürſten die äußere Ruhe zu erhalten, die Ordnung zu ſchützen. In dieſem Beſtreben kamen ihnen die Ereigniſſe zu Hülfe, welche, wie erzählt werden ſoll, in Rom, in Italien vorgingen. Alſo geſchah, daß einige Jahre in ſcheinbarer Ruhe verliefen, die nur durch einzelne Frevel unterbrochen wurde.

Der Kaiſerin Agnes blieb dieſes geheime Wirken und Weben nicht unbekannt; die Mittel aber, das Verborgene an's Licht zu ziehen, ſtanden ihr nicht zu Gebote. Dennoch ſuchte ſie entgegen zu arbeiten. Sie durchzog Teutſchland in allen Richtungen um den Herren und Vaſſallen ihren Sohn zu zeigen, an Thron und Reich zu erinnern, durch Hülfe, Pflege, Begünſtigung tüchtige Männer für ihre und ihres Sohnes Sache zu gewinnen. In Sachſen erkannte ſie in dem Grafen Otto von Nordheim einen ausgezeichnet thätigen und tüchtigen Mann, welcher, wenn er nicht gewonnen würde, auch wegen ſeiner Familienverbindung ſehr gefährlich werden könnte. Sie beſchloß daher dieſem Mann ein großes Opfer zu bringen, ihm das Herzogthum in Bayern zu übertragen. Die Gelegenheit fand ſich bald, aber auf eine unglückliche Weiſe.

Der König Andreas hatte ſeinen ſiebenjährigen Sohn Salomo, mit welchem Heinrich's III zweite Tochter verlobt war, zu ſeinem Nachfolger krönen laſſen. Ueber dieſe voreilige Feierlichkeit war des Königes Bruder Bela höchſt aufgebracht. Andreas, Bela's Geiſt und Tugend fürchtend, kam auf den Argwohn, ſein Bruder wünſche ihm ſelbſt die Krone zu entreiſſen. In dieſem Argwohn ließ er ſich in Ränke ein die gegen Bela's Leben gerichtet zu ſein ſchienen. Bela wich aus: er begab ſich, von kriegeriſchen Männern be-

gleitet, nach Polen zu dem Könige Caſimir ſeinem Schwiegervater. Caſimir verſprach Schutz und Rache. An der Erfüllung dieſes Verſprechens hinderte ihn der Tod; aber ſein Sohn Boleslav II übernahm dieſelbe und führte ſeinen Schwager, im Jahre 1060, mit einem Heer von Ungarn und Polen nach Ungarn zurück. Bei ſeinem Einbruch in das Land entſtand eine große Bewegung. Der erſchrockene König ſandte ſeinen Sohn Salomo an die Kaiſerin Agnes, und Alles was ihm am Theuerſten war nach Teutſchland. Agnes bot im folgenden Jahr ein Heer aus Bayern und Böhmen beſtehend nach Ungarn auf. Die Böhmen ſollten angeführt werden von ihrem Herzoge; zu Anführung der Bayern ernannte ſie zwei thüringiſche Fürſten, den Markgrafen Wilhelm, einen Sohn des Grafen Wilhelm von Weimar, und den Biſchof Eppo von Zeitz: ſie hoffte dieſe beiden Fürſten zu gewinnen, ſie dem Volke der Sachſen und Thüringer zu entfremden. Die Böhmen trafen nicht zu rechter Zeit ein, weil ihr Herzog plötzlich geſtorben war. Wilhelm und Eppo führten das bayeriſche Heer über die Gränze, vereinigten ſich mit dem Könige Andreas und warfen Alles nieder was Widerſtand zu leiſten verſuchte. Bald aber ſtrömten große Haufen Ungarn von allen Seiten herbei, erhoben Bela's Fahne, umſtellten das teutſche Heer und das Heer des Königs Andreas. Die Teutſchen verſuchten zu ſpät den Rückzug. Die Bayern ſtritten ihres alten Ruhmes würdig; viele tapfere Männer aber ſtarben einen unnützen Tod. Der König Andreas ſtürzte vom Pferd und ward im Getümmel des Kampfes zertreten. Da glaubte der Markgraf Wilhelm, ſein Auftrag ſei erledigt. Alſo gab er ſich mit Denen die überlebt hatten in die Hand der Ungarn. Bela und ſein Sohn Geiſa ehrten die Tapferkeit des Mannes ſo hoch, daß ſie ihn mit einer Tochter Bela's verlobten und ihm die freie Rückkehr in's Vaterland verſtatteten. Bela aber war Herr von Ungarn und Niemand beſtritt ihm das Reich.

Das Mißlingen dieſer Unternehmung wurde der Ungeſchicklichkeit der Führer zugeſchrieben. Der kleine Schwiegerſohn der Kaiſerin ſchien den teutſchen Fürſten eine neue Laſt; viele Flüchtlinge aus Ungarn vergrößerten dieſelbe. Die Kai-

ſerin aber benutzte das Unglück um dem Grafen Otto von Nordheim ihr Herzogthum in Bayern zu übertragen, damit das Reich einen tüchtigen und würdigen Vertheidiger gegen die Ungarn erhielte. Agnes jedoch betrog ſich. Otto nahm das Herzogthum an, aber ſein Herz blieb bei den Sachſen: er ließ von Denen nicht ab, welche die Entfernung der Kaiſerin von der Verwaltung des Reiches für nothwendig hielten. Und dieſe Entfernung ward auch um dieſelbe Zeit für die Männer nothwendig, welche die Unabhängigkeit der Kirche von aller weltlichen Gewalt erſtrebt hatten und zu erſtreben fortfuhren.

9.

Zwiſt zwiſchen der weltlichen und der geiſtlichen Macht. Päpſtliches Decret über die Papſtwahl.

Der Papſt Victor II fand auf ſeiner Rückkehr aus Teutſchland den Herzog Gottfrid, ſeine Gemahlin und deren Tochter zu Florenz; auch Hildebrand war in Florenz, und Friedrich Gottfrid's Bruder, Abt des Kloſters auf Monte Caſſino, traf gleichfalls ein. Der Letzte wurde von dem Papſte voraus nach Rom geſandt. Kaum aber war Friedrich in Rom eingetroffen, ſo erhielt man die Nachricht: der Papſt Victor ſei am Achtundzwanzigſten Julius', 1057, zu Florenz geſtorben. Am fünften Tage nach Victor's Ableben wurde der Abt Friedrich zum Papſt erwählt; er nannte ſich Stephan IX. Die beiden Brüder aber Friedrich und Gottfrid hatten ſtets auf das Treueſte zu einander gehalten. Beide von Heinrich III, wie ſie glaubten, verfolgt, hegten einen gleichen Haß gegen das königliche Haus. Von ihnen mußte daher in ihrer neuen Stellung Gewaltiges hier gehofft dort gefürchtet werden: und der König war ein Kind und die Verwaltung des Reiches lag in der Hand einer ſchwachen Frau.

Hildebrand war betreten. Sein Streben war einen Bruch mit dem königlichen Hauſe zu verhüten, die Eintracht mit der weltlichen Gewalt zu erhalten. Jetzt aber war ein Bruch zu fürchten: die Kaiſerin Agnes und ihre Räthe konnten den

Bruder des Herzoges Gottfrid, der über die Kräfte des ganzen obern Italien's zu verfügen schien, nicht auf dem apostolischen Stuhle dulden; sie schienen vielmehr Friedrich's Wahl wie eine Empörung der Römer ansehen zu müssen. Auch verbreitete sich bald das Gerücht, der Papst habe die Absicht seinen Bruder mit der Kaiserkrone zu schmücken, mit ihm vereint Italien zu vereinen, den kaiserlichen Thron neben dem apostolischen Stuhl in Rom auf zu schlagen. Ein Befehl des Papstes, alle Schätze des Klosters auf Monte Cassino nach Rom zu schaffen, schien für die Wahrheit solcher Gerüchte zu zeugen. Hildebrand jedoch wußte den Papst bald zur Besonnenheit, zur Mäßigung zurück zu bringen. Stephan IX nahm den Befehl zurück; er erlaubte Hildebrand sich an den Hof der Kaiserin Agnes zu begeben um sie zu beruhigen, zu gewinnen, das freundliche Verhältniß zwischen dem Thron und dem apostolischen Stuhle zu erhalten; er selbst, der Papst, entschloß sich zu seinem Bruder zu reisen um denselben zu überzeugen, daß er als Papst keinen Gedanken an Rache, auch nicht an die Größe ihres Hauses hegen dürfe oder die Hand zur Ausführung früherer Entwürfe bieten könne. Im Begriffe die Reise an zu treten, versammelte er die Geistlichkeit und das Volk von Rom in der Kirche, und sprach den feierlichen Befehl aus, daß sie im Falle seines Todes vor Hildebrand's Rückkunft aus Teutschland keinen andern Papst erwählen, daß sie mit dem erledigten apostolischen Stuhle nur nach dem Rathe dieses Mannes verfahren sollten. Hierauf verließ er Rom, obgleich er sich unwohl fühlte; aber schon am Neunundzwanzigsten März 1058 starb er zu Florenz. Hildebrand war in Teutschland.

Diese Umstände schienen dem römischen Adel günstig für die Herstellung seiner alten Gewalt. Durch den Grafen Gregor von Tusculum, dem Heinrich III vor zwölf Jahren das Patriciat in Rom entrissen hatte, geleitet, machte er sich mit den Waffen in der Faust zum Herrn der Stadt, und setzte gleichsam durch Ueberrumpelung einen Verwandten des Grafen, den Bischof Johann, auf den päpstlichen Stuhl: derselbe erhielt den Namen Benedict X. Viele Geistliche der römischen Kirche aber, die sich weder der rohen Gewalt fügen

noch der heiligen Sache untreu werden wollten, ergriffen die Flucht.

Dieser Vorgang rief alle Schandbarkeiten, die in frühern Tagen an dem heiligen Stuhle begangen waren, wieder in das Gedächtniß der Menschen zurück. Die Kaiserin Agnes, der Herzog Gottfrid, alle guten Menschen wurden mit Zorn und Abscheu erfüllt. Hildebrand, am kaiserlichen Hofe zum Weihnachtsfeste, 1057, in Merseburg eingetroffen, gewann daher die Kaiserin leicht. Auch entging ihm nicht, welchen Bischof sie mit der päpstlichen Würde bekleidet zu sehen wünschte. Bei seiner Zurückkunft nach Italien verständigte er sich mit Wibert, den Agnes zum Kanzler in diesem Land ernannt hatte, so wie mit dem Herzoge Gottfrid. Die aus Rom entflohenen Geistlichen sammelten sich in Florenz um ihn; viele Laien schlossen sich an. Diese Männer sandten Abgeordnete mit der Bitte an die Kaiserin, daß sie einen Papst ernennen möchte. Agnes ernannte den Bischof Gerard von Florenz. Zugleich gab sie dem Herzoge Gottfrid den Auftrag, diesen Bischof nach Rom zu führen, seine Erhebung zu beschützen. Inzwischen aber hatte Hildebrand die Cardinäle und die übrigen Geistlichen der römischen Kirche nach Siena berufen. Diese Versammlung hatte denselben Mann erwählt, der gleichzeitig von der Kaiserin ernannt war. Er erhielt den Namen Nikolaus II.

Der neue Papst war ein rechtschaffener Mann, Hildebrand ergeben, von Hildebrand's Entwürfen fortgerissen. Sobald die römische Gesandtschaft aus Teutschland zurück gekommen war, berief derselbe alle Bischöfe aus Tuscien und Langobardien zu einer Synode nach Sutri; zugleich forderte er den Kanzler Wibert und den Herzog Gottfrid auf, mit kriegerischer Macht heran zu ziehen, um den Beschlüssen der Synode Nachdruck zu geben. Alle folgten der Einladung. Der Adel in Rom und in Rom's Nähe verlor den Muth; er zog sich in seine Burgen zurück. Benedict X sah sich allein, verlassen, verrathen. Er ergriff die Flucht. Im Anfange des Jahres 1059 hielt Nikolaus II seinen Einzug in Rom und wurde mit der größten Ehrfurcht empfangen. Wibert und Gottfrid zogen ab; die fremden Bischöfe kehrten

heim; der Papst Nikolaus aber trat sogleich in die Fußtapfen Leo's IX: er wirkte für die Reinigung der Kirche durch Bekämpfung der Simonie und der Unzucht der Geistlichen.

Indeß beschäftigten die Ereignisse seit dem Tode Victor's II den Papst und Hildebrand mehr als jene alten Uebel. Seit Karl's des Großen Zeiten war selten ein Papst auf eine würdige Weise zu seinem Sitze gelangt: Einige hatten sich die Würde erschlichen, Andere erkauft, Andere durch eine Gewalt gewonnen, die nicht kirchlich war; nur bei Wenigen hatten böse Künste gefehlt. Eine alte Behauptung: der Papst sei von der Geistlichkeit und dem Volk in Rom zu wählen, der Kaiser habe den Gewählten zu bestätigen, wurde wie eine Satzung der Kirche betrachtet; dieser Grundsatz jedoch war mehr ein frommer Wunsch eifriger Männer als eine Wahrheit gewesen. Ein Papst aber, der nicht wegen seiner Frömmigkeit, Weisheit und Tugend, sondern auf eine gemeine Weise zum Stuhle des Apostels gelangt war, schien für die Reinigung und Einigung der Kirche nicht nachhaltig wirken zu können. Die Entwürfe, der Eifer, die Anstrengungen des einen Papstes konnten zu Nichts führen, wenn morgen ein anderer Papst durch Leidenschaft und Thorheit zu vernichten vermochte, was jener heute durch Weisheit und Tugend gebauet hatte. Hildebrand und Nikolaus hielten für nothwendig den päpstlichen Stuhl vor dem Getreibe der Parteien sicher zu stellen. Von dem Kaiser scheinen sie, wenn ihm sein Recht vorbehalten würde, keinen Widerspruch befürchtet zu haben.

Im Monat April hielt Nikolaus II im Lateran eine Versammlung von 113 Bischöfen. Von derselben ließ er ein Decret genehmigen, das wegen seiner Folgen hoch berühmt geworden ist. Dieses Decret, wie es uns vorliegt, ist in seiner wichtigsten Bestimmung, den Einfluß des Kaisers auf die Papstwahl betreffend, sehr zweideutig abgefaßt. Aber das Decret ist uns auch nicht in seiner ächten Gestalt überliefert worden: es enthält Lücken, Verstümmelungen und Einschiebsel. Die ganze Lage der Dinge macht es wahrscheinlich, daß es von Hildebrand in einem versöhnenden und

freundlichen Sinn abgefaßt gewesen sei. Im Wesentlichen wurde Folgendes festgesetzt: „Nach dem Tod eines Papstes sollen sich die Cardinäle über einen andern Papst sorgfältig berathen, das Ergebniß dieser Berathung dem Könige Heinrich, der hoffentlich einst Kaiser sein wird, oder dessen rechtmäßigen vom heiligen Stuhl anerkannten Nachfolgern mittheilen; nachdem sie des Königes Zustimmung erhalten haben, sollen sie den Papst wählen, den Erwählten den übrigen Geistlichen und dem Volk in Rom zur Anerkennung vorstellen, den Vorgestellten auf den Stuhl des Apostels setzen; sie sollen aber nur aus dem Schoße der römischen Kirche wählen, so lange in derselben ein geeigneter Mann gefunden wird; falls eine reine und ächte Wahl in Rom selbst nicht möglich wäre, sollen die Cardinäle zu der Wahl des Papstes an jedem Orte berechtigt sein, über welchen sie mit dem König einig geworden sind; wenn aber Kriegsstürme oder menschliche Bosheit unmöglich machten, einen in solcher Weise gewählten Papst auf den apostolischen Stuhl zu erheben: so soll doch der Erwählte als der wahre Papst das Recht haben, die römische Kirche zu regieren, über alle Macht derselben zu verfügen; ein Papst endlich, der auf eine andere Weise gewählt, geweiht, erhoben werden möchte, soll nicht als Papst, sondern als Satan, nicht als Apostolischer, sondern als Abtrünniger angesehen werden: er soll mit seinen Anhängern für immer verflucht, wie der Antichrist, wie ein Eindringling, wie ein Verwirrer des Christenthumes von den Schwellen der römischen Kirche zurückgestoßen, jeglicher Kirchenwürde entsetzt werden."

Es war voraus zu sehen, daß dieses Decret große Leidenschaften erzeugen würde. Der römische Adel, der die alte Kette der Wirrnisse zerrissen sah, mußte in wilden Zorn gerathen; die römischen Geistlichen konnten ihre Ausschliessung von der Papstwahl nur als eine schwere Kränkung betrachten; das römische Volk mochte den Verlust seines Rechtes bei der Wahl nicht mit Gleichgültigkeit ertragen; alle Geistliche der christlichen Welt endlich, die mit den Lastern dieser Zeit befleckt waren, mußten in Furcht gerathen, weil ihre Hoffnung, auf einen strengen Papst werde ein schwacher folgen, vernich-

tet war. Dagegen ſcheinen Nikolaus und Hildebrand auf die Mitwirkung des kaiſerlichen Hofes zur Ausführung des Decretes gerechnet zu haben. Aber hier war man an die willkührliche Beſetzung der biſchöflichen Stellen gewöhnt; die willkührliche Beſetzung des apoſtoliſchen Stuhles ward als höchſt wichtig für das kaiſerliche Anſehen betrachtet. Daher gerieth der kaiſerliche Hof in ſo leidenſchaftlichen Eifer, daß er ſelbſt ſeine Stellung zu den Parteien in Teutſchland ganz vergaß. Die Feinde des kaiſerlichen Hauſes aber ſchürten das Feuer, um ihre geheimen Zwecke deſto ſicherer zu verfolgen, deſto leichter zu erreichen.

10.

Fortgang des Zwiſtes. Herzog Robert Guiscard Vaſſall des päpſtlichen Stuhles.

Die Stimmung des kaiſerlichen Hofes brachte in Rom, in Italien eine große Bewegung hervor. Alle, welchen das päpſtliche Decret ein Aergerniß war, fühlten ſich zum Widerſtreben ermuthigt. Die Grafen und Herren in Rom und Rom's Nähe nahmen eine drohende Stellung. Nikolaus und Hildebrand wurden um ſo mehr beſorgt, da auch der Herzog Gottfrid, durch wichtige Vorgänge in Lombardien verhindert, keine Hülfe gewähren konnte.

In Lombardien und ſelbſt in Tuscien waren große Kräfte aufgeregt. Die Städte hatten den Becher der Freiheit gekoſtet: ihr Durſt war brennend geworden. Zwiſchen den Städten war ein lebendiger Wetteifer entſtanden, der ſchnell in eine feindſelige Eiferſucht ausartete. Im Jahre 1059 kam es zu einem offenen Kriege zwiſchen Mailand und Pavia, in welchem der Adel die Anführung der Bürger übernommen hatte: auf dem Todtenfelde ward eine blutige Schlacht geſchlagen, in welcher Mailand, mit Lodi vereinigt, den Sieg gewann. Gleichzeitig fand ein Streit in der Kirche Statt, deſſen Folgen Niemand zu überſehen vermochte. Fromme Eiferer hatten die Ehe der Prieſter, jeden Verkehr der Geiſtlichen mit Weibern auf das Heftigſte angegriffen. Unter dieſen

Eiferern zeichnete ſich ein Prieſter Arialb zu Mailand vor Allen aus. Die Mönche waren ſeine Bundesgenoſſen; ſelbſt unter dem Adel fehlte es nicht an Schwärmern. Um dieſe Sache zu endigen ſchickte Nikolaus II einen Legaten Petrus Damiani, Biſchof von Oſtia, nach Mailand. Peter war ein Mann, den ein Schein von Heiligkeit umgab, der Gelehrſamkeit und Unwiſſenheit, Weisheit und Thorheit, Geiſt und Unverſtand mit einer zähen Schwärmerei unauflöslich vermiſcht hatte, und dieſe Miſchung in ſchlagender Rede in die Welt hinein zu werfen verſtand. Daher machte er ſtets einen gewaltigen Eindruck ſelbſt auf gebildete Männer; die Menge wurde von ihm fortgeriſſen, die Mönche ſahen mit Bewunderung zu ihm hinauf. Ihn begleitete als zweiter päpſtlicher Legat der Biſchof Anſelm von Lucca. Dieſe Männer fanden das Uebel, das ſie dämpfen ſollten, ſehr arg. Der Erzbiſchof Wido, von Heinrich III auf den Stuhl des heiligen Ambroſius geſetzt, war ſanft und mild; er hatte den Geiſtlichen arglos nachgeſehen was jetzt als gottloſes Laſter verfolgt wurde. Bei der Ankunft der römiſchen Legaten entſtand daher in Mailand ein wilder Aufruhr. Peter's Beredtſamkeit dämpfte zwar den Aufruhr, bewog den Erzbiſchof Wido zur Anerkennung der päpſtlichen Grundſätze, brachte die ſündhaften Geiſtlichen zur Uebernahme einer Kirchenſtrafe; aber die Gemüther des Volkes wurden nicht beruhigt, die Ordnung nicht hergeſtellt; neue Ausbrüche waren zu fürchten.

Unter ſolchen Umſtänden ſahen der Papſt und Hildebrand ſich nach einer andern Hülfe um. Niemand aber konnte dieſe Hülfe gewähren als die Normannen, die nunmehr Meiſter vom ganzen untern Italien waren. Robert Guiscard hatte längſt eingeſehen, daß die rohe Gewalt im Leben nicht ausreicht, daß, was die Normannen durch wilde Tapferkeit gewonnen hatten, wenn ſie es behaupten wollten, nothwendig auf Etwas Menſchliches, Geiſtiges, Heiliges geſtellt werden müſſe, daß aber auch, was ihm und ſeinem Volke Bedürfniß war, nur von dem Papſte, dem Vertreter des Heiligen, gewährt werden könnte. Der Papſt und Robert wurden alſo von einer gegenſeitigen Noth zu einander getrieben: was Je-

der bedurfte, konnte der Andere leisten. Der Papst hatte früher die Normannen wegen neuer Angriffe auf Güter der Kirche mit dem Bannfluche belegt; die Normannen hatten eine Gesandtschaft an den Papst geschickt und ihn eingeladen zu ihnen zu kommen: sie würden ihm jegliche Genugthuung geben. Nikolaus hatte sich nach Melfi begeben und eine Versammlung vieler Geistlichen aus Calabrien und Apulien veranstaltet. Vor dieser Versammlung erschienen die ersten Männer der Normannen: sie gaben der Kirche die geraubten Güter zurück, der Papst sprach sie vom Banne der Kirche frei. Auf dieser Grundlage wurde jetzt weiter verhandelt; die Verhandlung führte zu einem folgenreichen Schlusse. Der Papst ertheilte dem Normannen Richard mit dem Fürstenthum Capua, dem Normannen Robert Guiscard mit Apulien und Calabrien und selbst mit Sicilien die Belehnung; dagegen erkannte „Robert von Gottes und des heiligen Petrus Gnaden Herzog von Apulien, Calabrien und mit Beider Hülfe auch bald von Sicilien" den Papst an als seinen Lehnherrn, schwur ihm einen feierlichen Eid der Treue und gab das Versprechen, der römischen Kirche stets zu Schutz und Schirm bereit zu sein. Als das Wahldecret in Gefahr zu kommen schien, schwur der neue Herzog einen neuen Eid, durch welchen er sich zu der Aufrechthaltung dieses Decretes verbindlich machte. Und sogleich zog ein normannisches Heer wider die Grafen von Tusculum und die Hauptleute ihrer Partei: ihre Burgen wurden zerstört, ihre Macht gebrochen. Der Papst war von der nächsten Besorgniß befreiet.

Der kaiserliche Hof betrachtete die Lehnherrlichkeit des Papstes als eine empörerische Anmaßung, die Beleihung des Herzoges Robert als eine wahre Verhöhnung des landesherrlichen Ansehens: die nächste Absicht könnte nur sein, das Decret über die Papstwahl nöthiges Falles mit den Waffen zu vertheidigen. Aber die Kaiserin Agnes war nicht im Stande den frechen Priester zu züchtigen. Außer den Wirrungen im Reiche machten noch Hungersnoth, pestartige Krankheiten, böse Viehseuchen eine Heerfahrt nach Italien unmöglich. Also konnte man nur versuchen, durch Ränke, Aufhetzungen und andere Künste entgegen zu arbeiten. Und mit

solchem Getreibe verlief die Zeit bis zum Tode des Papstes Nicolaus II, der am Zweiundzwanzigsten Julius 1061 zu Florenz vom Leben schied. Dieser Tod aber war ein wichtiges Ereigniß: er änderte den Anblick der christlichen Welt. Die beiden Parteien, die bisher im Verborgenen gegen einander gearbeitet hatten, stellten sich schroff wider einander und nöthigten sich gegenseitig zu rascher That.

11.

Offener Bruch zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht, der Kirche und dem Reiche.

Hildebrand versammelte die Cardinäle, um sich mit ihnen über die Wahl eines Papstes zu verständigen. Die Versammlung entschied sich für den Bischof Anselm von Lucca. Sogleich wurde der Cardinal Stephan, ein gewandter Mann von feinen Sitten, nach Teutschland geschickt um die Kaiserin Agnes für den Bischof Anselm zu gewinnen. Zu derselben Zeit aber versammelte der Canzler Wibert, dem sich ein Cardinal Hugo aus Eifersucht gegen Hildebrand zugesellt hatte, die Bischöfe in Lombardien um sich zum Voraus dem Verfahren Hildebrand's zu widersetzen. Diese Bischöfe, entweder der Simonie schuldig, oder eines unreinen Lebens verdächtig, deßwegen sämmtlich aufgebracht gegen Hildebrand, wurden leicht einig, daß sie einen Papst aus Lombardien, „dem Paradiese Italien's", erhalten müßten, einen Mann, der nicht hart und rauh wäre, der Nachsicht mit menschlicher Gebrechlichkeit hätte. Ein solcher Mann war der Bischof Cadolaus von Parma, reich an Geld und Gut, reich an eigenen Schwächen. Sie wählten diesen Mann und schickten eiligst eine Gesandtschaft nach Teutschland, um dem jungen König Heinrich die Auszeichnungen der patricischen Würde zu überbringen, die Kaiserin für den Bischof Cadolaus zu gewinnen. Diese Gesandten trafen früher in Teutschland ein als der Cardinal Stephan. Sie gewannen leicht die Kaiserin und ihre Räthe. Der Cardinal Stephan dagegen erhielt keinen Zutritt. Fünf Tage hinter einander bat er

vergeblich um Gehör; alsdann ward ihm erklärt: die Fürsten des Reiches sollten in Basel versammelt, alle Bischöfe Italien's zu dieser Versammlung eingeladen werden; daselbst möge Stephan vorbringen, was er vor zu bringen hätte; die Entscheidung der Versammlung solle für Alle verbindlich sein. Stephan eilte nach Rom zurück.

Hildebrand, die Cardinäle, alle Anhänger der Lehre von der Unabhängigkeit der Kirche, wurden tief erschüttert. Es war für sie ein großer Augenblick. Wenn sie das Wahldecret Nikolaus' II aufgaben, so fiel die Kirche von Neuem in räuberische, in unreine Hände; setzten sie aber, unbekümmert um die Kaiserin, den Mann, den sie erkoren hatten, auf den apostolischen Stuhl, so mußten sie nothwendig die neue Behauptung aufstellen, daß die Einwilligung des Kaisers in die Wahl des Papstes nicht erforderlich sei, daß der von den Cardinälen Erwählte ohne Weiters als Papst verehrt werden müsse. Mit diesem Satze zerrissen sie den letzten Faden, der die Verbindung zwischen dem Thron und dem päpstlichen Stuhl erhielt. Ein Kampf zwischen dem Thron und dem Altar war unvermeidlich; den Ausgang, die Folgen vermochte Niemand zu berechnen. Hildebrand und die Seinigen beschlossen das Aeußerste zu versuchen. Sie konnten auf alle Geistliche rechnen, die sich durch Gelehrsamkeit, Wissenschaft und edele Gesinnung auszeichneten: diese Männer erwarteten für die Fortbildung der menschlichen Gesellschaft kein Heil von der rohen Gewalt des Feudalwesens, sondern lediglich von der sittlichen Gewalt der Kirche; von dem Heere der Mönche war um so mehr Eifer zu erwarten, je schärfer die Klöster des Verfalles der Zucht angeklagt waren; auch gab es viele und bedeutende Männer im Adel, die aus Ueberzeugung, Glauben, volksthümlichen Gefühlen, Haß gegen das königliche Haus, Neid, Eifersucht und andern Leidenschaften zu ihnen hielten; das gemeine Volk endlich konnte sich nur auf die Seite der Kirche neigen, weil es nur von der Kirche Schutz und Hülfe zu erhalten hoffte. Also erwählten die Cardinäle, am Dreißigsten September's 1061, den Bischof Anselm von Lucca feierlich zum Papst. Am folgenden Tage hielt derselbe seinen Einzug in Rom: der

Fürst Richard von Capua beschützte den Zug. Das Volk in Rom begrüßte ehrerbietig und jubelnd den Gewählten. Er nannte sich, auf den apostolischen Stuhl erhoben, Alexander II.

Um dieselbe Zeit fand die Versammlung zu Basel Statt. In dieser Versammlung waren allerdings manche weltliche Fürsten aus Italien, wie aus Teutschland, besonders aber viele Bischöfe aus Italien gegenwärtig. Die Kaiserin Agnes war in großer Leidenschaft; die ganze Versammlung sehr aufgeregt. Die Aufregung stieg auf das Höchste als man die Nachricht von den Vorgängen in Rom erhielt. Der König Heinrich, ein eilfjähriger Knabe, wurde mit dem Schmuck eines römischen Patricius angethan, weil seine Mutter dadurch das Recht zu erhalten glaubte in seinem Namen einen Papst zu ernennen. Alsdann wurde Nicolaus' II Decret über die Papstwahl für nichtig, Alexander II für abgesetzt erklärt, der Bischof Cadolaus von Parma am Achtundzwanzigsten Octobers' von der ganzen Versammlung zum Papst erwählt, von dem jungen König und seiner Mutter bestätigt. Man nannte den neuen Papst Honorius II.

Der Bischof Bucco von Halberstadt erhielt den Auftrag, diesen Papst, Honorius II, als königlicher Bevollmächtigter nach Rom zu begleiten; an viele Vassallen in Italien erging der Befehl, denselben mit kriegerischer Macht nach Rom zu führen. Aber der nahe Winter drohte; Gottfrid's Macht schreckte. Erst im Frühlinge des folgenden Jahres, 1062, erschien Honorius II in Parma, bald in Bologna. Hier versammelten sich so viele kriegerische Männer um ihn, daß er dem Bannfluche seines Gegners zum Trotze gegen Rom vor zu dringen wagte. Alexander II trat ihm mit bewaffneter Macht entgegen. Teutschland war in banger Erwartung, Italien in arger Verwirrung, die ganze christliche Welt in großer Spannung. Ungewöhnliche Erscheinungen in der Natur, Vorboten unglücklicher Ereignisse im Leben der Menschen, vermehrten die allgemeine Aufregung. Honorius II hatte Viele seiner Freunde ausgeschickt um zu werben und zu wirren; er selbst, mit Geld und Kostbarkeiten wohl versehen, zeigte sich überall sehr freigebig, am Freigebigsten mit

Versprechungen im eigenen Namen und im Namen des Königs. Also strömten Menschen von allen Seiten zu ihm; der größte Theil des römischen Adels kam in Bewegung. Er lagerte sich auf Nero's Wiesen in der Nähe von Rom. Alexander II hatte keine große Macht. Gottfrid hatte den Zug seines Feindes nicht verhindert; man wußte in Rom Nichts von seinen Absichten. Von den Normannen war nur der Fürst Richard von Capua mit seinen Mannen gegenwärtig. Dennoch war nothwendig, die Waffen zu versuchen. Am Vierzehnten April's ward ein Treffen gewagt. Honorius II gewann den Sieg. In demselben Augenblick aber kam der Herzog Gottfrid heran, die Sieger im Rücken bedrohend. Seine Erscheinung veränderte die Lage der Dinge. Die Anhänger Honorius' II verloren den Muth, die Anhänger Alexanders' II erhoben ihr Haupt. Honorius hielt für nöthig mit dem Herzog in Unterhandlung zu treten. Was ausgemacht worden, verschweigt die Geschichte. Honorius aber zog ab und begab sich nach Parma, seinem frühern bischöflichen Sitz; Alexander verließ Rom und ging nach seinem frühern Bisthum Lucca.

Der Herzog Gottfrid ist von Alexander's Anhängern beschuldigt worden, daß er für Geld und Geschenke die Sache der Kirche treulos verrathen habe; aber er hat auch, und mit größerer Wahrscheinlichkeit, den Verdacht auf sich gezogen, daß er mit verschworenen Fürsten in Teutschland, die der Kaiserin Agnes ihren Sohn, den jungen Heinrich, und mit demselben die Verwaltung des Reiches zu entreissen vorhatten, im Einverständnisse gewesen sei. Die verwegene That, durch welche sie ihr Ziel zu erreichen suchten, fiel wenigstens mit den erzählten Ereignissen zusammen: Gottfrid's Interesse war, sich die Wege nach beiden Seiten offen zu halten, um nach dem Gelingen oder Mißlingen zwischen beiden wählen zu können. Der Urheber oder doch der Haupttheilnehmer, der Erzbischof Hanno von Cöln, war ein strenger Anhänger von Hildebrand's Lehren. Die Früchte sind der Kirche in diesem Sinne zu Gute gekommen.

12.

Die Kaiserin Agnes ihres Sohnes und der Verwaltung des Reiches beraubt.

Die Kaiserin befand sich mit dem jungen König auf der Insel des heiligen Suibert bei Neuß, wo später Kaiserswerth entstanden ist. Bei ihnen waren mehrere Fürsten des Reiches, die gegen sie verschworen waren, mit Andern unter dem Vorgeben angelangt, der Kaiserin und ihrem Sohn ihre Ehrerbietung zu beweisen. Nach einem festlichen Mahle zeigte sich der junge König ungemein heiter. Da schlug der Erzbischof Hanno vor, der König möge eins seiner Schiffe, das er schön ausgeschmückt habe, in Augenschein nehmen. Der Knabe begab sich von Hanno, Otto von Nordheim, Ekbert von Braunschweig und andern Fürsten begleitet auf das Schiff. Sogleich wurden die Ruder in Bewegung gesetzt, das Schiff mitten in den Fluß getrieben. Das königliche Kind erschrak und warf sich in seiner Angst in den Strom. Der Graf Ekbert sprang nach und rettete mit eigener Lebensgefahr das Leben des Königes. Hierauf ging die Fahrt rasch nach Cöln, während man den jungen König durch Schmeichelei, Täuschung und Lüge zu beruhigen suchte. Die Menschenmenge, die von der Neugierde herbei gezogen war, verfolgte das Schiff mit Flüchen und Verwünschungen gegen die Frevler. Die verschworenen Fürsten aber brachten ihre Beute ungehindert nach Cöln.

Diese That war unleugbar ein arger Frevel; über die Gesinnung der Männer aber, die sie vollbracht haben, ist ein Urtheil schwer. Man maß in jenen Tagen mit einem andern Stab als in den unserigen: vor dem Blick auf die Kirche, vor dem Gedanken an die Religion Jesu Christi nahm Vieles eine andere Gestalt an; über das Königthum herrschten andere Begriffe. Jene Männer gehörten zu den ersten Fürsten des Reiches; sie wurden den Besten beigezählt. Der Erzbischof Hanno stand in dem Rufe makelloser Rechtlichkeit, eines reinen priesterlichen Lebens. Er war heftig, rauh, hochfahrend; aber selbst diese Fehler wurden sei-

nen Tugenden, dem Selbstbewußtsein von seinem Werthe, von seiner geistigen Ueberlegenheit zugeschrieben. Der Herzog in Bayern Otto von Nordheim stand sehr hoch in der Meinung seiner Zeitgenossen. Er war ein stolzer Mann; eine Gewaltthat scheuete er nicht, wenn ein Hinderniß zu entfernen war; Niemand aber glaubte, daß er seine Hand erhoben haben würde um Etwas zu vollbringen, das nach seinen Begriffen schlecht, niederträchtig, gegen fürstliche Ehre gewesen wäre. Der Graf Ekbert, ein Verwandter des königlichen Hauses, hatte seine Anhänglichkeit an diesem Hause wohl bewährt: sein Bruder Brun war für den jungen König gefallen, er selbst hatte tapfer für ihn gekämpft; selbst bei dem Raube des jungen Königes hatte er sein Leben gewagt. Also ist nicht unwahrscheinlich, daß die Vollbringer des Frevels eine gute und nützliche That zu thun geglaubt haben. Wirklich wurden sie von frommen Menschen in dieser Zeit hoch gepriesen: sie hätten den jungen König gerettet, ihm die väterliche Herrschaft erhalten, das Reich befestigt. Dennoch ist der Vorgang die Ursache mannichfaltiges Unglückes geworden, nicht für Geist, Bildung, Freiheit, aber für viele Menschen, für das ganze folgende Zeitalter.

Der König Heinrich war ein Knabe. Die Natur hatte ihm zu einem gesunden, wohlgebildeten Körper große geistige Fähigkeiten gegeben. Ein Kind von sechs Jahren, hatte er seinen Vater zu einer Zeit verloren, da selbst dieser gewaltige Kaiser nicht ohne Bangigkeit in die Ungewitter hinein schauete, die sich von allen Seiten aufthürmten. Der Tod des Vaters hatte den Ausbruch des Sturms einen Augenblick aufgehalten. Bald aber waren durch eine ungeschickte Leitung der öffentlichen Angelegenheiten die Leidenschaften wieder aufgeregt, neue erzeugt; die königliche Würde war in Mißachtung gerathen. Inzwischen wuchs der König ohne eine Ahnung von den Wirren und Wehen der Zeit heran. In seiner Erziehung wurde Manches versäumt, seinen kindischen Launen und Unarten zu Vieles nachgesehen, er selbst verwöhnt und verzärtelt. Nun riß, als er zwölf Jahre alt war, auf ein Mal die Wolke über seinem Haupt. Er wurde von dem Schlag an die Pforten des Todes geworfen. Als

er sich erholt hatte, sah er den Himmel seiner Kindheit nicht mehr: er stand in einer fremden Welt, die ihm feindselig erschien. Seine junge Seele war zerrissen, die Unschuld seines Herzens vernichtet, das kindliche Vertrauen verschwunden; Aengstlichkeit, Mißtrauen, Argwohn füllten seine Brust. Mit der Ausbildung seines Körpers entwickelten sich fortan kräftig sein Geist und sein Verstand; Liebe aber und Treue kehrten nur langsam zurück, und die Grundlage der Tugend, ein fester Charakter, wurde nicht gewonnen. Heinrich ist im Fortgange der Zeit für und für in neue Wirrnisse verstrickt, auf der Bahn sittliches Verderbens immer weiter getrieben worden, bis er in eine Verworrenheit gerathen war, in welcher er ein Opfer seiner Zeit vor Welt und Nachwelt alles Unglück zu verdienen schien, das ihn getroffen hat.

Die Kaiserin Agnes war in Verzweifelung. Nie hatte sich auffallender gezeigt, wie elend das feudalistische Königthum war, das keine andere Grundlage hatte als die beschworene Treue der Vasallen, keinen andern Halt als die Persönlichkeit des Königes. So eben noch als Kaiserin begrüßt und geehrt, stand die Wittwe Heinrich's III plötzlich allein, hülflos, verlassen: nicht Ein Arm erhob sich für die erhabene Frau. Und doch war die Gewalt ihr nicht etwa in einer großen Empörung entrissen; nein, sie war ihr durch einen gemeinen Frevel entwunden, von wenigen Menschen, am hellen Tage, ohne Scham, ohne Verheimlichung. So aufgelöst war die Gesellschaft, so gänzlich der Willkühr der Vasallen Preis gegeben, daß die Frevler es selbst nicht der Mühe werth achteten sich um die Kaiserin zu bekümmern. Sie aber wagte nicht ihrem Sohne zu folgen; sie entsagte sogleich allen Ansprüchen auf die Verwaltung des Reichs und zog sich in die Einsamkeit zurück. Einige Jahre herdurch hielt sie noch fest an den Grundsätzen von königlicher Würde und königlichem Recht. Als aber der Papst Honorius II den päpstlichen Stuhl verloren hatte, Alexander II im ganzen Abendland als rechtmäßiger Papst anerkannt worden, da gab auch sie jegliches Widerstreben auf, begab sich zu den Schwellen der Apostel um von dem Papst Alexander die Verzeihung ihrer Sünden und den apostolischen Segen

zu empfangen. Sie hat noch dreizehn Jahre gelebt; der Bischof Heinrich von Augsburg ist schon zwei Jahre nach seinem Sturze vom Leben geschieden.

Aber auch jene Fürsten, welche die Gewaltthat an dem jungen Könige vollbracht hatten, erfreueten sich nicht lange ihres Werkes. Jeder Fürst, jeder Vassall war ungeneigt einem Gesetz, einem Befehle zu gehorchen, ungeneigt für das Reich irgend Etwas zu thun: Alle überliessen sich ihren Leidenschaften; Diejenigen, die im Geheimnisse gewesen waren, forderten ihren Lohn, griffen zu, thaten was ihnen gelüstete. Diejenigen, welchen der Plan unbekannt geblieben war, fühlten sich gekränkt, nahmen eine zweideutige, eine feindliche Stellung und suchten sich durch eigene Kraft und durch Verbindung mit Andern so stark als möglich zu machen.

Unter solchen Umständen war das teutsche Reich ein leerer Gedanke: es bestand als Erinnerung, als Hoffnung, nicht als Leben und That. Das teutsche Volk war vorhanden, aber wie zerrissen und verstreuet. Der alte Geist war nicht verschwunden, jene Kraft, durch welche die Teutschen der Schrecken und die Bewunderung der Welt geworden waren, fehlte nicht, nicht der fromme Sinn und die Liebe zur Freiheit, auch nicht die Sehnsucht nach Eintracht, nach Einheit, nach einem Vaterland: aber der Geist fand keinen Halt, die Kraft verzehrte sich selbst, die Liebe verlor sich in Selbstsucht, die Sehnsucht fand Nichts als den königlichen Namen, der an einem mißhandelten Knaben hing. Ganz Teutschland ward angefüllt mit Zank und Zorn, mit Hader und Haß, mit Fehden und Frevel.

Achtzehntes Buch.

1.

Die nächsten Folgen der That von Kaiserswerth.

Der Erzbischof Hanno und der Herzog Otto übernahmen die Verwaltung des Reiches. Hanno vertrat den geistlichen Stand, Otto den weltlichen. Für den jungen König richteten sie einen Hof ein; auch sprachen sie den Grundsatz aus, daß der Bischof, in dessen Sprengel der König sich befände, über die Erziehung desselben wachen, die öffentlichen Geschäfte besorgen solle. Sie wollten die Anmaßung verhüllen, mit welcher Hanno die Vormundschaft und die Verwaltung an sich gerissen hatte. Aber ihre Rechnung war falsch.

Der Thron des teutschen Reiches war ein leicht beweglicher Stuhl. Um die Gunst der Vasallen zu erhalten hatten die Könige ihr Hoflager bisher von Süden nach Norden, von Osten nach Westen verlegt. An den hohen Festtagen pflegten sich viele Fürsten und Herren, aus der Nachbarschaft, um den König zu versammeln. Das geschah wie früher so jetzt. Selbst die Kaiserin Agnes erschien am Hof ihres Sohnes. Bei solchen Gelegenheiten wurde dem jungen Könige Manches zugeflüstert, Zeichen von Theilnahme und Mitleid, von Trost und Verheissung, von Unwillen und Zorn gegeben, welche die Wunde in seinem Herzen offen erhielten. Aber es fielen Dinge auch vor, die selbst einem Kinde die Zerwürfnisse der Fürsten fühlbar machen mußten. Ein einziger Vorgang mag erzählt werden.

Am Weihnachtsfeste, 1062, befand sich der Hof zu Goslar, im Sprengel des Bischofes von Hildesheim. Der Abt

Widerad von Fulda verlangte seinen Sitz in der Kirche unmittelbar nach dem Erzbischofe von Mainz. Der Bischof Hezelo von Hildesheim machte ihm diesen Sitz streitig. Zwischen den Dienern der beiden Priester kam es über die Stellung der Stühle zum Gezänk, zur Faust. Der Herzog Otto erklärte sich für den Abt, weil das Herkommen für denselben entscheide. Der Bischof sann auf Rache. Am nächsten Pfingstfest erneuerte sich das Gezänk in der Kirche. Da stürzte der Graf Ekbert von Braunschweig mit bewaffneten Männern hinter dem Altare hervor für die Sache des Bischofes. Ein Theil der Diener des Abtes von Fulda wurde zu Boden geschlagen, ein anderer aus der Kirche hinaus getrieben. Die Entkommenen riefen zu den Waffen. Das kriegerische Gefolg des Abtes drang in die Kirche und begann einen furchtbaren Kampf gegen Ekbert. Selbst auf den Altären floß Blut. Der Bischof Hezelo, außer dem Bereiche der Waffen, ließ „seine Stimme wie eine Posaune" erschallen um die Seinigen zum Streite zu ermahnen: „die Heiligkeit des Ortes möge sie nicht schrecken; er werde ihnen die Sünde vergeben." Der König Heinrich, Zeuge dieses Auftritts, erhob sein jugendliches Wort, ward aber vor den Wüthenden nur mit Mühe gerettet. Erst die Nacht endigte den Kampf in den Straßen. Die Untersuchung ergab, daß auf den Grafen Ekbert die schwerste Schuld lag; Hanno von Cöln aber und Otto von Nordheim machten für ihren Genossen von Kaiserswerth geltend, daß er, Ekbert, ein Verwandter des Königes, früher für den König gekämpft, später das Leben gewagt habe: Ekbert wurde von aller Schuld freigesprochen, der Abt von Fulda für den Urheber der Unordnung erklärt, weil er mit einem ungewöhnlich großem Gefolge, mithin in feindlicher Absicht, nach Goslar gekommen wäre. Die Folgen dieser Auftritte waren häßlich. Wilde Leidenschaften wirkten weithin nach und trieben zu verderblichen Thaten.

Aber auch die Bestimmung, daß der Bischof, in dessen Sprengel sich der König befände, für die Erziehung desselben sorgen, die Leitung der öffentlichen Geschäfte übernehmen solle, schlug gegen die Urheber derselben aus. Sie reizte den Ehrgeiz vieler Bischöfe, am Meisten des Erzbischofs Adelbert

von Bremen. Dieſem Fürſten der Kirche war nach Heinrich's III und Leo's IX Tode die Feindſchaft der Billunger drohend entgegen getreten. Adelbert hatte den Herzog Bernhard nicht ohne Erfolg zu gewinnen geſucht; eine gemeinſchaftliche Fahrt gegen die Frieſen aber, während der Verwaltung des Reiches durch die Kaiſerin Agnes, hatte die alte Feindſchaft von Neuem entzündet. Das vereinigte Heer des Herzogs und des Erzbiſchofes wurde von den Frieſen in die Flucht geſchlagen. Der Herzog ſchrieb das Mißlingen der Unternehmung dem Erzbiſchofe zu; ſeine Söhne Ordolf und Hermann begannen ſogleich eine furchtbare Fehde zu Raub und Rache. Während derſelben ſtarb, 1059, der Herzog Bernhard; Ordolf wurde Herzog in Sachſen. Die Fehde ging weiter. Der Erzbiſchof ſprach gegen Ordolf den Kirchenbann aus; aber auch dieſer Fluch ſchreckte den neuen Herzog nicht. Adelbert brachte ſeine Klage an den kaiſerlichen Hof. Agnes wollte den Herzog nicht kränken; Heinrich von Augsburg hegte eine große Eiferſucht gegen den hochmüthigen Prieſter von Bremen: man ſoll den Erzbiſchof am Hof ausgelacht haben. Da wandte ſich Adelbert an den Grafen Hermann, des Herzoges Bruder, und gewann denſelben durch die Ertheilung großer Güter: Hermann ward Lehnmann der Kirche von Bremen, nnd der Herzog Ordolf enthielt ſich der Waffen. Eine völlige Ausſöhnung des Erzbiſchofes mit den Billungern, eine Vereinigung ihrer Macht ſchien nahe zu ſein.

Um dieſelbe Zeit hatten ſich Hanno von Cöln und Otto von Nordheim der Verwaltung des Reiches bemächtigt. Dieſe Fürſten wurden beſorgt vor der Vereinigung des Erzbiſchofes von Bremen mit dem billungiſchen Hauſe: ſie ließ einen allgemeinen Aufſtand der Sachſen fürchten. Alſo entſchloſſen ſich Hanno und Otto den Erzbiſchof Adelbert zum Theilnehmer an ihrem verwegenen Werke zu machen; ihr Verſuch wurde nicht zurückgewieſen. Hanno und Adelbert machten ſich gegenſeitige Zugeſtändniſſe. In Beziehung auf das Reich ward ausgemacht: Hanno und Otto ſollten die Verwaltung des Reiches behalten, Adelbert die Sorge für die Erziehung des jungen Königs übernehmen. Hanno glaubte durch dieſes

Abkommen das Wichtigste, die öffentliche Gewalt, in seiner Hand zu behalten, Adelbert meinte Geringes für Großes zugestanden zu haben: der junge König konnte ja in wenigen Jahren für mündig erklärt werden und die Verwaltung des Reiches selbst übernehmen; Hanno mochte die Gegenwart behalten, er selbst, Adelbert, könnte sich der Zukunft bemächtigen.

Der König Heinrich IV erscheint zum ersten Mal unter Adelbert's Obhut auf einer kriegerischen Fahrt nach Ungarn, 1063. Der König Bela hatte einen unglücklichen Tod gefunden; seine Söhne schickten eine Gesandtschaft an den Hof des Königes der Teutschen: sie seien bereit den jungen Fürsten Salomo, Andreas' Sohn, als ihren König zu begrüßen, wenn ihnen die Ehren bewilligt würden, auf welche sie Anspruch hätten. Dieses Anerbieten ward angenommen, Salomo mit Heinrich's IV Schwester vermählt, ein Heer unter der Anführung des Herzogs Otto aufgeboten um denselben auf den Thron zu setzen. Das Unternehmen war gefahrlos; um so mehr wurde für angemessen gehalten, daß der König der Teutschen selbst seinen Schwager zurückführe. Der Erzbischof Adelbert begleitete seinen Zögling und zeigte sich demselben auf dieser Fahrt in seiner ganzen Liebenswürdigkeit. Der schöne Mann erschien in fürstlicher Pracht, fein, zart, geistreich, sorgsam, nachsichtig, in Wort und Werk ergeben, voll von tiefer Ehrerbietung für die königliche Würde. Heinrich IV warf sich wie bezaubert in die Arme eines solchen Mannes. Nach der glücklichen Zurückkunft aus Ungarn hielt Adelbert den König mit denselben Mitteln fest, mit welchen er ihn gewonnen hatte. Er überließ ihn dem Müssiggang, befriedigte jegliche Laune, jegliche Grille, sorgte stets für abwechselnde Vergnügungen und Genüsse: er wollte sich dem Könige für alle Zukunft unentbehrlich machen. Unter den Jünglingen, mit welchen er den König umgab, befand sich ein Graf Wernher, ein trotziger, verwegener Mensch, dem das Leben ein Scherz, wilder Genuß der Güter Höchstes war. Dieser Graf weckte in dem König immer neue Begierden. Die Vergnügungen, zu welchen Adelbert gefällig die Hand bot, waren nicht alle von unsittlicher Art; das Verderbliche

aber hatten sie sämmtlich, daß sie den König von ernstlichen Arbeiten abzogen, an Unstätigkeit und wildes Getreibe gewöhnten, ihm die Kraft raubten sinnlicher Begierden Meister zu werden.

Adelbert selbst wurde mehr und mehr genöthigt, die Bahn des Rechtes, der Wahrheit und Sittlichkeit zu verlassen, bis er zuletzt allen sittlichen Halt verloren, den jungen König gründlich verdorben hatte. Von allen Tugenden eines Priesters blieb ihm nur die Wohlthätigkeit gegen Unglückliche, die er jedoch auch oft in einer solchen Weise ausübte, als suchte er lediglich unbehagliche Empfindungen von sich zu entfernen, von allen Eigenschaften eines Fürsten nur das Aeußere, die Gewandtheit, die feine Sitte, und diese Eigenschaft zeigte sich nicht selten wie eine arge Eitelkeit. Je unglückseliger die Mittel waren, durch welche er den König unauflöslich an sich zu ketten suchte, desto ausschweifender wurden seine eigenen Anmaßungen. Der Höherstehende wurde gehaßt, der Reiche mit bitterm Witze verfolgt. Seine Härte konnte nur durch gänzliche Ergebenheit, durch Kniebeugung und Schmeichelei gemildert werden. Was er an den König verschwendete, das forderte er wieder von Hohen und von Geringen, von Geistlichen und von Laien. Anfangs suchte er das nöthige Geld durch Erpressungen von seinen Untergebenen herbei zu schaffen; hierauf wurde mit geistlichen und weltlichen Würden ein schamloser Handel getrieben; endlich strebte er, neue Besitzungen an sich zu bringen.

Adelbert stellte die Behauptung auf, daß die Güter der Abteien königliche Güter seien, deren Verwaltung zwar den Aebten übertragen worden, daß aber dem Könige das Recht zustehe, sie andern Verwaltern zu übergeben. Die Richtigkeit dieses Satzes wurde von den Bischöfen von Cöln und von Mainz, von den Herzogen Otto und Rudolf, von andern Geistlichen und Weltlichen anerkannt. Also brachten diese Herren an sich was sie erhalten konnten. Den Bischöfen von Salzburg, Freisingen, Bamberg, Speier, Halberstadt, Minden, Magdeburg ward eine Abfindung zugestanden. Dem Erzbischofe Siegfrid von Mainz wurde die Abtei Seligenstadt bewilligt. Die Herzoge Otto und Rudolf erhielten

was irgend gewährt werden konnte; der Graf Wernher sogar bekam eine Villa für seine Verdienste um den König. Am Meisten behielten Hanno und Adelbert für sich. Hanno wußte mit seiner strengen Frömmigkeit das Streben, seine Kirche reich, sein Haus groß zu machen, wohl zu vereinigen. Ihm wurde der neunte Theil des königlichen Schatzes als Ersatz für den Aufwand, den die Entfernung der Kaiserin verursacht hätte, zugestanden; überdieß wurden ihm die Abteien Malmedy, Cornelius-Münster und Stablo überlassen; endlich durfte er Verwandte und Freunde zu Bisthümern, Abteien und weltlichen Aemtern verhelfen. Adelbert, der sich eines vornehmen Geschlechtes rühmte, dessen Wahlspruch war: Nichts für mich, Nichts für die Meinigen, Alles für meine Kirche und meinen König, Adelbert rügte mit beissendem Witze die Gemeinheit Derer, welche die Umstände benutzten, um ihr eigenes Haus zu heben; aber mäßiger war er nicht in seinen Ansprüchen als die Andern. Er ließ sich die reiche Abtei Lorsch, die Abteien Corvei und Goslar, so wie viele einzelne Klostergüter ertheilen. Auch gelang ihm, Trotz mancher Hindernisse die Grafen von Stade, im Emsgau, in Engern und Westfalen zu seinen Lehnleuten zu machen. Selbst das reiche Lesum mit dem Lande Hadeln, das zum Leibgeding der Kaiserin Agnes gehörte, wußte er dieser unglücklichen Fürstin ab zu feilschen. Die Frechheit dieser Erwerbungen ward aber noch dadurch vergrößert, daß die Häupter des Reiches sich die Belehnung mit den geraubten Gütern von dem unmündigen König ertheilen liessen. Alles jedoch wurde nicht durchgesetzt. Die Mönche wehrten sich mit Gebet und Wehklagen, brachten ihren Jammer in die Paläste und in die Hütten. Der Abt von Lorsch entfloh nach Mainz um nicht den Abgeordneten Adelbert's seinen Stab zu übergeben; die Dienstleute des Klosters legten eine Burg an, um der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen. Der Abt Theoderich von Stablo behauptete sein Kloster gegen Hanno's Forderungen. Als der Erzbischof Adelbert durch lügenhaftes Vorgeben die Abtei Corvei in seinen Besitz zu bringen suchte, trat ihm selbst der Herzog Otto entgegen. Mit dem billungischen Haus aber gerieth er in eine neue Fehde.

Der Graf Hermann verlangte auch ein anständiges Lehen. Adelbert wies dieses Verlangen ab. Da nahm Hermann in Adelbert's Abwesenheit die Stadt Bremen ein, plünderte sie aus, durchzog das ganze Bisthum, brach Burgen und Festen, verbreitete Unglück und Jammer. Hermann wurde durch ein Fürstengericht zur Landesverweisung verurtheilt; das Urtheil aber kam nicht zur Ausführung: als das billungische Haus der Kirche zu Bremen eine armselige Genugthuung angeboten hatte, ward es aufgehoben. Die Verhältnisse blieben feindselig wie zuvor.

Mitten unter diesem Getreibe unternahmen im Herbste des Jahres 1064 der Erzbischof Siegfrid von Mainz und die Bischöfe Otto von Regensburg, Wilhelm von Utrecht, Günther von Bamberg eine gemeinschaftliche Wallfahrt nach dem heiligen Lande. Sie zogen von 7000 Menschen begleitet mit Stolz und Pracht einher. Daher mochte Niemand glauben, daß sie aus innerem Drange des Herzens die Wallfahrt machten; vielmehr wurde vermuthet, daß sie nur dem Jammer der Mönche, dem Zorne der weltlichen Fürsten, dem allgemeinen Unwillen aus zu weichen wünschten. Auch scheint ihre Fahrt den Entschluß des Erzbischofs Adelbert von der Erziehung des Königes zurück zu treten beschleunigt zu haben. Zum Osterfeste des Jahres 1065 erklärte er den König, funfzehn Jahre alt, für wehrhaft und erlaubte ihm die Waffen an zu legen. Kaum aber hatte Heinrich das Schwert gefaßt, so ging er auf den Erzbischof Hanno los und würde gegen denselben den Streich jugendlicher Rache geführt haben, wenn nicht seine Mutter, die Kaiserin Agnes, den Erzbischof geschützt hätte.

2.

Fürstenversammlung in Tribur. Adelbert's Sturz. Alexander II einziger Papst.

Die beiden Päpste Alexander und Honorius waren durch den Herzog Gottfrid bewogen worden, in ihre Bisthümer zurück zu gehen. Beide schickten zur Vertheidigung ihrer

Sache Abgeordnete nach Teutschland. Honorius' Gesandte wandten sich an die Anhänger der Kaiserin Agnes, zu welchen der Erzbischof Adelbert gerechnet ward, Alexander's Abgeordnete nahmen ihre Zuflucht zu dem Erzbischofe Hanno. Sie erhielten hier und dort nur Ermahnungen und Vertröstungen. Im Anfange des folgenden Jahres, 1065, aber setzte sich Alexander, vom Herzoge Gottfrid mit kriegerischer Mannschaft versehen, in den Besitz der Stadt Rom. Sogleich eilten Honorius' Anhänger herbei, bemächtigten sich der Engelsburg, der Peterskirche, und des Theiles der Stadt auf der rechten Seite des Tibers. Daselbst nahm Honorius seinen Sitz. Nun boten die beiden Päpste Alles wider einander auf, was List, Zorn und Haß vermögen: nicht selten kam es zu blutigen Kämpfen. Jeder behauptete, daß er der wahre Nachfolger des Apostels sei, verwarf und verfluchte was sein Gegner that und unternahm. Viele Leidenschaften der weltlichen Fürsten mischten sich ein. Die Normannen wurden mißtrauisch gegen Gottfrid; der Hof in Constantinopel nährte dieses Mißtrauen in ihnen, den alten Haß der Italiäner gegen sie. Die Normannen fingen an zu zweifeln, welches apostolischen Stuhles Vassallen sie sein möchten; in dem Zweifel schien ihnen das Beste, unthätig zu bleiben. Der Herzog Gottfrid gerieth mit seiner Gemahlin in Zwist. Er, ein teutscher Fürst, hing an Teutschland, am Reiche; Beatrix, die Italiänerin, haßte das kaiserliche Haus, und war für den päpstlichen Stuhl nach Hildebrand's Lehren: Gottfrid durfte gegen ihren Willen nicht über die Macht des Landes verfügen. Als daher um diese Zeit der Herzog Friedrich in Ober-Lotharingien vom Leben schied, kehrte Gottfrid nach Teutschland zurück, um seine Laufbahn, wo er sie begonnen hatte, zu beendigen. Er gewann leicht die Gunst des Erzbischofs Adelbert von Bremen. Zum Osterfeste, da Adelbert den König für wehrhaft erklärte, trat er zu Worms als Waffenträger des Königs auf und wurde mit dem Herzogthum in Nieder-Lotharingien belehnt.

Gottfrid's Entfernung aus Italien hatte wichtige Folgen; die Römer faßten Vertrauen zu Alexander II, für welchen die Markgräfin Beatrix sich erklärt hatte, für welchen

auch Richard von Capua, bisher ein ſchwankendes Rohr, ſich entſchied. Honorius ward in der Engelsburg belagert. Er rettete ſich durch die Flucht; Alexander II ward einiger Herr in Rom.

Inzwiſchen ſuchte Adelbert den mündigen König von allem Verkehre mit den Fürſten des Reiches zu entfernen. Er begab ſich mit demſelben nach Goslar, verſtattete ſelbſt zum Weihnachtsfeſte nur Wenigen den Zutritt. Eine große Beſorgniß vor den Entwürfen des großen Prieſters ergriff alle Fürſten. Bald entſtand der Gedanke, es ſei nothwendig den König aus Adelbert's Gewalt zu befreien. Die Nachricht von der Flucht des Papſtes Honorius brachte zu Entſchluß und That. Hanno ſtellte ſich auch dieſes Mal vorauf; im Einverſtändniſſe mit Alexander II und Hildebrand ward er die Seele einer Verbindung zu dieſem Zweck. Ihm ſchloß ſich der Erzbiſchof Siegfrid von Mainz an, der den Einfluß ſeiner hohen Würde noch durch ſeine Pilgerfahrt zu dem heiligen Grabe verſtärkt hatte. Die beiden Prieſter erlieſſen eine Aufforderung an alle Fürſten des Reiches, ſich in Tribur zu verſammeln, um ſich über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen; dem König aber ſandten ſie die gebieteriſche Anzeige: eine Verſammlung aller Fürſten werde zu Tribur Statt finden; man erwarte ſeine Erſcheinung vor einem beſtimmten Tage. Der König und Adelbert wurden betreten. Es ſchien gefährlich in Goslar zu bleiben, ſchmählich nach Tribur zu gehen. Endlich entſchied Adelbert für die Reiſe: die Schmach könnte ausgetilgt werden, die Gefahr den Untergang bringen. Im Anfange des Jahres 1066 wurde die Reiſe angetreten; aber ein leichtſinniges Gefolge, in welchem ſich der Graf Wernher befand, begleitete den König. Unterwegs fielen mancherlei Ungebühriſſe vor. Heinrich IV blieb eine Nacht zu Ingelheim; ſeine Leute begannen aus Muthwillen zu plündern; die Einwohner ſetzten ſich zur Wehr. In einem blutigen Kampfe wurde der Graf Wernher erſchlagen.

Zu Tribur wurde der König mit großer Ungunſt empfangen. Er erhielt bald die trockene Erklärung: entweder müſſe er den Erzbiſchof Adelbert von aller Theilnahme an

den öffentlichen Geschäften entfernen, oder selbst dem Reich entsagen. Vor dieser Forderung stand nun der unglückliche Knabe hülflos da. Das Erste mochte er nicht erwählen, das Zweite mußte er verwerfen. In seiner Angst erhielt er von Adelbert den Rath sich in der nächsten Nacht durch die Flucht zu retten. Er wollte diesen Rath befolgen, fand aber jeden Ausgang durch Bewaffnete versperrt. Am andern Morgen stürmten die Fürsten von allen Seiten mit solchem Ungestüm gegen Adelbert heran, daß der König ihn kaum vor persönlichen Mißhandlungen zu bewahren vermochte. Adelbert's Traum von Macht und Größe war zerstört: wie ein Verworfener ward er ausgestoßen; alle Förderer seines Werkes mußten mit ihm den König verlassen; man hielt für nöthig ihm und seinen Genossen ein Geleit zu geben, damit er nicht auf dem Wege nach seinem Bisthume mißhandelt würde.

Heinrich IV befand sich abermals in der Hand der Männer, die ihn vor vier Jahren gewaltthätig aus der Unschuld der Kindheit heraus gerissen hatten. Die Welt, in welche er durch Adelbert eingeführt war, mochte allerdings eine Welt des Verderbens gewesen sein: er aber, ein Knabe, hatte nur die heitere Seite derselben gesehen und schwerlich geahnet, daß der Weg, auf dem er wandelte, über einen Abgrund hinweg lief. Um so bitterer wurden die Gefühle in seiner Brust. Die Fürsten mochten ihn immerhin gut berathen: er sah überall nur Arglist. Sie bestanden darauf, daß er mit Bertha, der Tochter des Markgrafen Otto von Susa, die Vermählung eingehen sollte, die sein Vater schon vor eilf Jahren mit dem Vater der jungen Fürsten verabredet hatte; aber sie warfen nur Samen neues Unglücks aus. Heinrich ließ sich nach dem Pfingstfeste dieses Jahres in Tribur die kirchliche Trauung mit Bertha gefallen, aber ohne Zuneigung, ohne Liebe, mit Widerwillen, mit kaltem Hohn. Er achtete die Jugend, die Unschuld, die Schönheit der jungen Fürstin nicht: er sah in ihr nur eine Frau, die ihm von seinen Feinden zu seiner Schmach aufgezwungen worden. Je mehr er fühlte, daß man ihn durch die Gemahlin zu zügeln beabsichtige, desto stärker war der Reiz zügellos zu leben.

Die junge Königin Bertha aber, ein Opfer unseliger Verhältnisse, hat dem grausamen Schicksale, dem sie überliefert war, das Höchste eingesetzt, das eine Frau ein zu setzen vermag: Geduld, Tugend, fromme Ergebung. Durch Bescheidenheit, Sittsamkeit, Aufopferung hat sie die Theilnahme der Welt gewonnen, selbst den störrischen Sinn ihres Gemahls endlich gebrochen. Sie hat edele Gefühle in ihm aufgeregt und ihm in den größten Leiden den schönsten Trost gewährt. Dadurch hat sie, wenn nicht seine Liebe, doch seine Achtung und sein Vertrauen gewonnen.

Durch die Vermählung des Königes wurde der Anhang des Erzbischofes Hanno und seiner Genossen in Italien sehr verstärkt. Aber Cadolaus hörte nicht auf, sich Honorius II zu nennen, zu verlangen, daß die christliche Welt ihn als den wahren Papst anerkennen solle. Auch gab es überall Menschen, Geistliche und Laien, die sein Recht aus Ueberzeugung oder Eigennutz anerkannten. Die Parteien trieben sich gegenseitig zu größerer Erbitterung, hier und dort zu Schwärmerei, zu Ausschweifung, zu wilden Auftritten und blutigen Händeln. Ein besonderer Umstand erregte noch besondere Besorgnisse. Der Fürst Richard von Capua kam auf den Gedanken, das römische Patricíat zu erwerben, sich zum Herrn der Stadt Rom zu machen, vielleicht die Kaiserkrone auf sein Haupt zu bringen. Sein Lehnherr aber, der Papst, obgleich hülfsbedürftig, und die Römer, obgleich in großer Uneinigkeit, weigerten sich ihn als Patricius auf zu nehmen. Da zog Richard mit Heeresmacht gegen Rom, nahm die Güter der Kirche bis vor den Thoren der Stadt in Besitz, jeden Widerstand bekämpfend und rächend. Um so mehr flehte Alexander II um Hülfe aus Teutschland; um so mehr hielt man in Teutschland eine Fahrt nach Italien für nothwendig.

Im Frühlinge des Jahres 1067 begaben sich Hanno, Otto und Gottfrid mit einer Anzahl reisiger Männer nach Italien. Niemand trat ihnen feindlich entgegen. Hanno und Gottfrid zogen nach Rom; die toscanischen Vasallen folgten dem Herzoge. Der Fürst Richard zog sich aus Rom's Nähe zurück, seinem Anspruch auf das Patricíat entsagend,

ward aber für seinen Frevel nicht gezüchtigt. Hanno trat mit dem Papst Alexander im Namen des Königes Heinrich in Unterhandlung. Er gab sich das Ansehen, als wollte er die Sache des Reiches gegen die Kirche aufrecht erhalten; er läugnete, daß Alexander die päpstliche Würde rechtmäßig besäße, weil er sie ohne Befehl, ohne Genehmigung des Königs übernommen hätte. Hildebrand trat als Vertheidiger des Papstes entgegen. Hanno gab die Geschichte der früheren Zeit, alle kaiserlichen Verordnungen den päpstlichen Stuhl betreffend, selbst alle Verträge zwischen den Kaisern und den Päpsten gänzlich auf und suchte die Sache des Königs allein mit dem Decrete Nikolaus' II über die Papstwahl zu vertheidigen. Dadurch aber erkannte er an, daß der Papst mit Zustimmung einer Synode ohne die Einwilligung des Kaisers über das Verhältniß des päpstlichen Stuhles zum Throne zu entscheiden berechtigt gewesen sei: er erkannte die Gesetzlichkeit des Decrets an. Also wurde dem Papst ein großer Sieg zugestanden. Hildebrand beantwortete Hanno's Einwürfe nur dadurch, daß er jeder Beantwortung ausweichend den Papst veranlaßte eine neue Synode zu versammeln, damit die Väter der Kirche entschieden, ob er auf unrechtmäßige Weise zum heiligen Stuhle gelangt sei und als das Oberhaupt der Einen und allgemeinen Kirche verehrt werden müsse. Alexander II schrieb „im Bewußtsein seiner gerechten Sache" die Kirchenversammlung nach Mantua aus und lud alle Bischöfe Italien's, selbst den Bischof Cadolaus zu derselben ein. Die Bischöfe Langobardien's erschienen; nur Cadolaus blieb aus. Die Herzoge Otto und Gottfrid waren anwesend; die Markgräfin Beatrix, von ihrer Tochter Mathilde begleitet, fehlte nicht. Alle Bischöfe erkannten Alexander II an als den wahren Papst, als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche. Sie warfen sich vor ihm nieder, bekannten ihre Sünden, gelobten Besserung, flehten um Vergebung. Alexander gewährte den Demüthigen was sie begehrt hatten, und kehrte nach Herstellung der Einigkeit zwischen der Kirche und dem Reich als Sieger nach Rom zurück. Cadolaus nannte sich zwar fortwährend Papst Honorius II, erklärte den Papst Alexander für einen Schänder

der Kirche, warf Briefe und Decrete in die christliche Welt hinein, aber seine Bemühungen waren umsonst. Zwei Jahre später schied er vom Leben.

3.

Glücklicher Aufstand der nördlichen Slaven. Neue Wirrnisse im Reich.

In Teutschland war auch jetzt keine Ruhe, keine Ordnung. Adelbert's Nachfolger in der Verwaltung des Reiches mißbrauchten ihre Stellung zu ihrem und der Ihrigen Vortheil. Der junge König blieb ein Werkzeug in fremder Hand oder sich selbst überlassen. Er that was die neuen Herren von ihm verlangten, überließ sich trotzig groben und flüchtigen Genüssen, während seine Gemahlin in tiefer Einsamkeit ihre Jugend vertrauerte. Den Gedanken an das Reich hielten nur die Geistlichen fest, weil sie ihre Erwerbungen urkundlich vom Könige bestätigt zu sehen wünschten; die weltlichen Herren, stolz auf ihr Schwert, bekümmerten sich nicht um König und Reich: sie nahmen in Besitz, was sie sich zu behaupten getraueten. Wenn aber auch dieses verworrene Getreibe, das die Geschichte zeigt, oft das Schönste im Leben der Teutschen verdeckt, so beweisen doch einzelne Erscheinungen, einzelne Andeutungen auf das Glänzendste, daß fortwährend in der Stille des Hauses Liebe, Treue, Tugend und gute Sitte wohnten, daß das Herz edeler Menschen sich stets nach einem geordneten starken Vaterlande sehnte und die Hoffnung auf bessere Tage nicht sinken ließ. Auch geschah in Gauen und Gemeinden, in Grafschaften und Bisthümern Vieles, das förderlich war für die Zwecke des Lebens, und in den Städten wuchs im Verborgenen der Geist bürgerlicher Freiheit kräftig heran.

Das Erzbisthum Bremen erfuhr die Folgen von Adelbert's Sturz auf eine harte Weise. Die Fürsten des billungischen Hauses begannen sogleich einen Kampf „gegen den Hirten und die Heerde" mit schonungsloser Bitterkeit, mit höhnendem Groll. Vor Allen zeichnete sich Magnus, des

Herzogs Ordolf Sohn, durch seinen wilden Haß gegen den Erzbischof aus. Adelbert, in Bremen selbst belagert, sah sich genöthigt seine Rettung in der Flucht zu suchen, fand aber bald in seiner Verborgenheit, auf einem Gut in der Nähe von Goslar, das Mittel sich mit Magnus ab zu finden: Magnus nahm große Güter von dem Erzbischofe zu Lehen und wurde sein Mann. Adelbert jedoch gewann auch durch dieses Opfer keine Ruhe. Die Grafen von Stade und von der Nordmark, selbst der Herzog in Sachsen verlangten ähnliche Abfindungen, und Adelbert sah sich genöthigt ihre Forderungen zu befriedigen. Er behielt kaum ein Drittheil von den Besitzungen, die der bremischen Kirche gehört hatten.

Diese Verhältnisse wirkten auch in unglücklicher Weise auf die benachbarten slavischen Länder. Gottschalk, der Fürst der Obotriten, hatte in seiner Begeisterung für das Heilige das Irdische versäumt; er hatte die Einmischung der Sachsen und Dänen in die Angelegenheiten der slavischen Völker nicht beachtet, die Hoheit des teutschen Reiches nicht abgewiesen. Adelbert hatte Gottschalk's frommes Unternehmen in aller Weise gefördert. Er hatte das slavische Land mit Bisthümern, Klöstern und Kirchen an zu füllen gesucht. Durch dieses Verfahren hatte er den Samen der Religion Jesu Christi abermals verdorben. An Statt Freiheit, Bildung, Erleichterung des Lebens zu gewähren, hatte sie nur Bedrückung, Knechtschaft, räuberische Horden, fromme Müssiggänger, eitele Priester, Kopfhängerei und den Schrecken der Ewigkeit gebracht. Daher hatte sich das Heidenthum mit frischer Stärke wieder erhoben; Gottschalk war seinem Volk ein Abscheu geworden. Der Zustand gewaltsamer Ruhe war zwar durch Waffen und priesterliche Künste aufrecht erhalten; als aber nach Adelbert's Fall die sächsischen Fürsten das Erzbisthum zu plündern begonnen hatten, da glaubten auch die Wenden, der Augenblick sei gekommen sich ihrer Dränger zu entledigen, zum dritten Male zu den Göttern und der Freiheit der Väter zurück zu kehren. Sie standen auf. Pluſſo, Gottschalk's Schwager, stellte sich in ihre Mitte. Alles was teutsch, was christlich war, wurde mit der größten Wuth angegriffen. Keine Schonung, keine Menschlichkeit; nur Grau-

ſamkeit und Gräuel. Gottſchalk wurde mit Vielen ſeiner chriſtlichen Anhänger zu Lenzen ermordet, ein Presbyter Ippo auf dem Altare geſchlachtet, ein Mönch Anſver zu Ratzeburg zu Tode geſteinigt; dem Biſchof Johannes wurden in Rethra die Hände, die Füße, zuletzt der Kopf abgehauen; Gottſchalk's Gemahlin, eine Tochter Swein's, des Königes der Dänen, mit andern Frauen gegeiſſelt und nackt in die Welt hinein geſtoßen; die Gegend um Hamburg mit Feuer und Schwert verwüſtet, Hamburg ſelbſt zerſtört; faſt alle Stormaren wurden ermordet oder in die Gefangenſchaft geſchleppt. Bis Schleswig ſtürmten die Wüthenden, eroberten die Stadt, zerſtörten ſie von Grund aus. Endlich ward auch Pluſſo von ſeinem eigenen Volk erſchlagen, aber die Obotriten und die Wagrier waren frei von der Herrſchaft des teutſchen Reichs und des Chriſtenthumes.

Die übrigen Länder des teutſchen Reiches bieten gleichfalls kaum Etwas Erfreuliches dar. In Bayern und Schwaben erhielten die Herzoge Otto und Rudolf im Allgemeinen die Ruhe, an Befehdungen und Räubereien jedoch fehlte es nicht. Thüringen war in großer Aufregung, weil der Erzbiſchof von Mainz einen Zehnten verlangte, den die Thüringer nicht ſchuldig zu ſein behaupteten. Zu Trier ſtarb, 1067, der Erzbiſchof Eberhard. Sogleich ertheilte der Erzbiſchof Hanno ſeinem Neffen Cuno, Propſt in Cöln, willkührlich den erledigten Stuhl; die Geiſtlichkeit und das Volk von Trier aber weigerten ſich, den ernannten Erzbiſchof an zu nehmen: der Schirmvogt ihrer Kirche, ein junger Graf Dietrich, war einverſtanden. Cuno, von dem Biſchofe von Speier begleitet, von einem prächtigen Gefolg umgeben, zog nach Trier; er übernachtete in der Nähe dieſer Stadt um am folgenden Tage ſeinen Einzug zu halten. Am Morgen aber ward er von Dietrich in ſeinem Nachtlager überfallen; ſeine Leute wurden nieder gehauen oder in die Flucht getrieben, er ſelbſt gerieth in Gefangenſchaft. Der Biſchof von Speier hatte ſich hinter dem Altare der Kirche verborgen, ward entdeckt, hinausgeſtoßen, ſeines prieſterlichen Schmuckes beraubt, barfuß auf ein elendes Pferd geſetzt und dahin gewieſen, woher er gekommen war. Der neue Erzbiſchof Cuno

wurde gefesselt einigen Lehnleuten des Grafen Dietrich übergeben. Diese, vier edele Ritter, schleppten ihn in einen Wald, stürzten ihn drei Male von einem Felsen hinab, und machten endlich seinen Leiden mit ihren Schwertern ein Ende. Und dieser Frevel blieb unbestraft. Hanno mußte zugeben, daß die Geistlichkeit und das Volk von Trier sich einen Erzbischof erwählten; Dietrich begab sich als Pilgrim nach dem heiligen Lande; nach den vier Mördern wurde nicht gefragt. Nur das Volk übte Gerechtigkeit. Der Leichnam des ermordeten Bischofes wurde wie die Gebeine eines Heiligen verehrt.

4.

Heinrich's IV Ehesache. Zehntstreit in Thüringen.

Der junge König lebte sich selbst überlassen häufig in Goslar. Nach sächsischen Ueberlieferungen soll er in dieser Zeit Burgen und Festungen in den Vorgebirgen des Harzes, er soll auch an der Harzburg, so wie an der Mauer, mit welcher Goslar umgeben worden, gebauet haben. Der siebenzehnjährige Jüngling aber, der einer leichtsinnigen und wüsten Lebensweise beschuldigt wird, hat schwerlich an so große Werke gedacht. Wahrscheinlich sind die Nachrichten von den vielen Festen und Burgen, von der Größe und Pracht der Harzburg stark übertrieben um den Zorn der Sachsen gegen Heinrich zu rechtfertigen, wahrscheinlich die Bauten Theils schon von Heinrich III, Theils von dem Erzbischof Adelbert vollendet worden. Heinrich IV selbst beschäftigte sich mit einer ganz andern Angelegenheit. Ihm war das Verhältniß zu seiner Gemahlin drückend. Er sah die Leiden der jungen Frau: er wußte ihr Nichts vor zu werfen, hatte Nichts an ihr aus zu setzen; aber sie war ihm zuwider, weil sie ihm von seinen Feinden aufgedrungen worden: er glaubte nur durch eine Scheidung von seiner Gemahlin Ruhe finden zu können. Es gelang den Erzbischof Siegfrid von Mainz für diesen Wunsch zu gewinnen.

Ein großer Theil von Thüringen, der unmittelbar unter dem Erzbisthume Mainz stand, hatte keinen Zehnten zu ent-

richten gehabt; aus andern Theilen hatten die Aebte von Fulda und Hersfeld den Zehnten bezogen. Der Erzbischof Luitbald aber hatte, 1059, zum ersten Male den Zehnten von den königlichen Gütern in Thüringen verlangt: von Heinrich III wäre die Rechtmäßigkeit seines Anspruchs anerkannt. Die Kaiserin Agnes hatte mit ihm ein Abkommen getroffen und ihm hundert und zwanzig Mansen für den Zehnten urkundlich überlassen. Nach diesem glücklichen Erfolg hatte der Erzbischof versucht auch die Vassallen in Thüringen zur Entrichtung des Zehnten zu bewegen. Die Vassallen hatten sich widersetzt. Im Jahre 1062 aber war der Markgraf Wilhelm von Meissen gestorben, sein Bruder, der Graf Otto von Orlamünde, hatte die Mark erhalten. Zugleich waren diesem Fürsten unter andern Gütern in Thüringen einige zugefallen, die bei der Kirche von Mainz zu Lehen gingen. Der Erzbischof Siegfrid hatte dem neuen Markgrafen die Belehnung mit diesen Gütern verweigert, wenn er sich nicht zur Entrichtung des Zehnten von allen seinen Besitzungen in Thüringen verstehen wollte. Um zum ruhigen Besitze zu gelangen hatte sich Otto zur Bezahlung des Zehnten verstanden und zugleich seine Mitwirkung versprochen, um allen thüringischen Vassallen dieselbe Verpflichtung auf zu legen. Seitdem eine große Spaltung unter den Vassallen: Einige hatten den Zehnten übernommen, Andere verweigert. Der Markgraf Otto war im Jahre 1067 gestorben; die Mark war dem Grafen Ekbert von Braunschweig ertheilt. Aber auch dieser Fürst war schon am Ende desselben Jahres vom Leben geschieden, und in der Mark war sein unmündiger Sohn gefolgt, gleichfalls Ekbert genannt. Unter solchen Umständen war die Zehntsache in Thüringen unentschieden geblieben.

Nun versprach Heinrich IV dem Erzbischofe Siegfrid, die Thüringer zur Entrichtung des Zehntens zu nöthigen, wenn er ihm zur Trennung seiner Ehe behülflich sein wollte. Siegfrid versprach. Hierauf berief der König, 1069, die Fürsten des Reiches nach Worms. In der Versammlung brachte er vor: „seine Verbindung mit seiner Gemahlin sei unglücklich; auf der Königin liege keine Schuld; eine Verstoßung habe

sie nicht verdient; aber, möge es Schicksal oder ein Gottesurtheil sein, zwischen ihm und ihr finde keine Ehe Statt. Daher bitte er flehentlich, man möge ihnen die Fesseln abnehmen, Beiden den Weg zu einer glücklichern Vermählung öffnen. Uebrigens versichere er feierlich, daß seine Gemahlin unverletzt von ihm zurückkehren werde." Diesen Antrag nahmen einige Fürsten mit großer Bitterkeit auf, vor Allen der Herzog Rudolf von Schwaben, der sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit Adelheid, der Königin Bertha Schwester, vermählt hatte. Der Erzbischof Siegfrid aber sprach zum Erstaunen der Versammlung für den König. Er bewirkte den Beschluß, daß die Entscheidung einer Synode überlassen werden sollte. Inzwischen mußte die Königin Bertha sich in das Kloster Lorsch begeben; Heinrich fand eine Gelegenheit zum ersten Mal seinen kriegerischen Geist zu bewähren.

Mit der Wittwe des Markgrafen Otto von Meissen, Adela, hatte sich der Markgraf Dedi in der Lausitz, ein schon alternder Mann, vermählt. Auf das Betreiben seiner jungen Gemahlin bewarb sich Dedi um die Güter, die ihr erster Gemahl von verschiedenen Lehnherren in Thüringen besessen hatte. Seine Bemühung aber mißlang. Adela kam auf den Argwohn, daß der König die Verleihung hindere. In ihrem Zorn sagte sie zu Dedi: „wärest du meinem ersten Gemahl an Mannheit und Kraft gleich, du würdest eine solche Geringschätzung nicht dulden." Der Markgraf entschloß sich die Güter in Thüringen mit Gewalt in Besitz zu nehmen.

Heinrich IV brachte leicht ein Heer zusammen; die Lehnherren der thüringischen Güter wollten ihr Recht wahren gegen den ungestümen Dedi; der Erzbischof Siegfrid bot alle seine Leute auf. Aber auch die Thüringer ergriffen die Waffen, schickten jedoch zugleich Gesandte an den König: sie würden zu ihm stehen gegen jeglichen Feind; aber die Freiheiten ihrer Väter müßten unverletzt bleiben; für dieselben würden sie jeglichen Kampf auf Leben und Tod bestehen. Zu einem solchen Kampfe war der König um so weniger geneigt, da er nicht ein Mal gewiß war, daß der Erzbischof die Trennung seiner Ehe durchsetzen würde. Also gab er den Thü-

ringern freundliche Zusicherungen, und hielt sie dadurch fern von seinem Kampfe mit dem Markgrafen Dedi. Er gewann bald den Sieg. Die Burg Beichlingen ward ihm überliefert, die Burg Scheidungen von ihm erobert, der Markgraf Dedi zur Unterwerfung gebracht; er mußte einen nicht geringen Theil von seinen Besitzungen und Einkünften aufgeben.

Inzwischen waren die Leute des Erzbischofes von Mainz von den Thüringern in die Flucht getrieben, die Gefangenen, Vornehme wie Geringe aufgeknüpft. Heinrich IV eilte herbei und machte dem Gräuel ein Ende. Hierauf sprach er, um den Erzbischof zu begütigen, gegen die Thüringer die Erklärung aus, daß sie den Zehnten zu entrichten hätten, gab aber diese Erklärung so leicht und spöttisch von sich, daß die Thüringer überzeugt wurden, sie hätten seine Waffen nicht zu fürchten. Auch verließ er Thüringen ohne Etwas für den Erzbischof Siegfrid erreicht zu haben. Es war im Herbste. Die Synode, welche zu Worms beliebt worden war, versammelte sich zu Mainz. Heinrich machte sich auf den Weg, erfuhr aber unterwegs, daß zu Mainz ein Legat des Papstes eingetroffen sei. Daher blieb er in Frankfurt, und lud die Fürsten ein sich nach dieser Stadt zu begeben. Sie kamen, aber ihnen folgte auch der päpstliche Legat Petrus Damiani. Dieser ermahnte den König, daß er von der Ehescheidung abstehen, die menschlichen Gesetze, die kirchlichen Satzungen achten, im Besondern seine königliche Ehre bedenken möge: durch ein so schmutziges Beispiel würde er Gift in die christliche Welt werfen, sich zum Fahnenträger des Lasters erniedrigen; er setzte die Warnung hinzu, daß der Papst ihn nie zum Kaiser weihen würde, wenn er mit einer so schlechten Handlung den christlichen Glauben verrathen hätte. Sogleich flehten alle Fürsten den König an, die Majestät des königlichen Namens heilig zu halten, den Anverwandten der Königin keine gerechte Ursache zum Abfall, zur Empörung zu geben. Heinrich mehr gebrochen als gebeugt erklärte: er wolle versuchen die Last zu tragen, die er ab zu werfen nicht vermöge. Alsdann gab er die Erlaubniß, daß seine Gemahlin von Neuem vor der Welt als Königin erschiene, kehrte jedoch so schnell als möglich nach Goslar zurück. Bertha folgte

ihrem Gemahle. Heinrich ging ihr entgegen und empfing sie mit kalter Höflichkeit und behandelte sie mit kalter Höflichkeit. Aber im zweiten Jahre nach der Synode in Frankfurt gebar sie ihm einen Sohn, und im Fortgange der Zeit noch drei andere Kinder.

5.

Heinrich IV und Otto von Nordheim.

Heinrich IV war 20 Jahre alt. Er hielt den Gedanken jetzt und immer fest, daß die Männer, die ihn bisher so grausam behandelt hätten, den Lohn ihrer Werke empfangen, nöthigen Falles die Schärfe seines Schwertes fühlen sollten. Dazu bedurfte er eines Rathes, eines Beistandes, und Niemand schien es treu und redlich mit ihm zu meinen als der Erzbischof Adelbert von Bremen. Er lud diesen Fürsten zu sich nach Goslar.

Adelbert hatte drei Jahre zu Bremen in Groll und Grimm vertrauert; das Luftbild eines Patriarchats im Norden hatte noch stets seine Stirn umschwebt; um sich her aber hatte er nur die Trümmer zerstörter Herrlichkeit erblickt. Alle seine Gedanken waren auf Mittel und Wege gerichtet gewesen um wieder zu gewinnen was verloren war, um Rache zu nehmen an seinen Feinden. Der Mangel an Geld schien ihm das größte Hinderniß. Die Unterthanen seiner Kirche waren schon in Verzweifelung. Der Hirt, sagten sie, zum Wolf geworden, erwürge die Heerde. Adelbert aber achtete nicht auf diese Klagen. Er behauptete, die halsstarrigen Sachsen schrieen nur, weil sie ihn einen Nicht-Sachsen haßten, weil sie treulos zu dem billungischen Fürsten hielten. Seine Diener und Verwalter preßten daher die Klöster aus, erhöhten Zölle und Marktgelder, nahmen den Menschen ihre Güter, reizten zu Vergehungen um das Vermögen der Menschen ein zu ziehen, wandten Fesseln und Geissel gegen Alle an, die einen Einspruch zu erheben wagten. Die Stadt Bremen verfiel, der Handel stockte, das Land ward arm, Adelbert nicht reich. Bei diesem Zustande der Dinge erhielt

er des Königs Einladung; er folgte derselben mit großen Hoffnungen, mit großen Entwürfen. Bald jedoch zeigte sich, daß der König älter, selbständiger geworden war, daß auch in ihm selbst, Adelbert, nicht mehr das alte Vertrauen lebte, nicht die alte Kraft.

Um diese Zeit, 1070, fanden unter den Fürsten, die Heinrich als Feinde betrachtete, mancherlei Verhandlungen Statt. Siegfrid von Mainz, aufgebracht, daß der König ihm den Zehnten in Thüringen nicht verschafft hatte, wirkte und wühlte überall um zwischen den Bischöfen eine Verbindung zu Stande zu bringen; vor Allen suchte er den Erzbischof Hanno zu gewinnen. Der Herzog Otto von Nordheim, eines großen Anhangs in Sachsen gewiß, wünschte sich mit dem billungischen Haus zu verbinden. Anderes wurde von Andern erstrebt. Adelbert arbeitete dem Getreibe auf alle Weise entgegen, vermochte aber nicht seine Feindschaft gegen die billungischen Fürsten zu überwinden.

Da trug sich ein sonderbarer Vorfall zu. Vor dem König erschien ein Mann von adeliger Geburt Egeno genannt mit der Anzeige: der Herzog Otto habe ihn zur Ermordung des Königes zu verleiten gesucht; er legte einen Dolch vor, den Otto ihm zur Ausführung des Verbrechens gegeben hätte, und erbot sich in Haft zu bleiben, die Wahrheit seiner Angabe durch das Gottesurtheil eines Zweikampfes mit dem Herzoge zu erhärten. Egeno ist ein unbekannter Mann; die Schriftsteller sprechen von ihm als einem schlechten, ehrlosen, mit Sünden und Schandthaten beladenen Menschen, aber ohne nähere Angaben. Sie verwarfen seine Anzeige wie eine gottlose Verläumdung; sie stellten den Herzog Otto als einen Mann von hohen Tugenden, als einen im Krieg und im Rathe ausgezeichneten Helden dar. Seit der That von Kaiserswerth aber hat Otto Nichts zu seinem Ruhme gethan. Das Herzogthum in Bayern scheint ihn nicht befriedigt zu haben: er hat sich nicht ein Mal bemüht heimisch in dem Lande zu werden, die Anhänglichkeit der Bayern zu gewinnen oder zu verdienen. Dagegen hat er bei dem unruhigen Treiben dieser Zeit nirgends gefehlt, vielmehr in allen Verbindungen gegen das königliche Haus seine Hände gehabt.

Daher war er von allen Fürsten am Meisten im Munde der Unzufriedenen; sie blickten auf ihn als ihre Hauptstütze. Er mag daher wohl geglaubt haben, daß man ihn, wenn der Thron in diesem Augenblick erledigt wäre, als König begrüßen würde. Alle diese Dinge beweisen zwar keineswegs, daß Otto einen Meuchelmörder zu dingen gesucht habe; aber sie machen begreiflich, wie der König, wie Adelbert Egeno's Erklärung für wahrscheinlich halten konnten.

Der König berief den Herzog Otto mit vielen Fürsten nach Mainz. Otto läugnete mit Egeno bekannt zu sein. Der König bestimmte ihm eine Frist von sechs Wochen, nach deren Ablauf er seine Unschuld in einem Kampfe mit seinem Widersacher beweisen sollte. Darüber murrten Otto's Freunde. Da sie Egeno's adelige Geburt nicht abläugnen konnten, so verwarfen sie den Zweikampf, weil ein hochadeliger Mann vom besten Leumund, vollkommen makellos sich nicht mit einem niederträchtigen Menschen, der seine adelige Herkunft durch Diebstahl, Straßenraub und andere Missethaten geschändet habe, in einen gefährlichen Kampf einlassen könne. Der König beschämte ihren Unglauben an die Wahrheit und Gerechtigkeit des Gottesurtheils und bestand auf seiner Entscheidung. Zu dem bestimmten Tag erschien der Herzog mit bewaffneten Männern vor Goslar, wohin er beschieden war. Er schickte eine Botschaft an den König: wenn ihm Sicherheit gewährt würde, so wolle er sich auf die Weise reinigen, welche die Fürsten des Reiches für billig erachteten. Der König antwortete: der Herzog habe sich zum Kampfe zu stellen, das Urtheil Gott dem gerechten Richter anheim zu geben. Hierauf zog der Herzog ab. Am folgenden Tage versammelte der König die Fürsten, die in Goslar anwesend waren. Die Fürsten erklärten: der Herzog sei des angeschuldigten Verbrechens für überwiesen zu achten und solle mit dem Tode bestraft werden.

Dieser Spruch löste alle Zügel der Leidenschaft. Die Freunde des Königes, die Feinde des Herzogs, alle zu Raub, zu verwegenen Thaten bereiten Menschen brachen in die Besitzungen des Herzogs in Sachsen und Thüringen plündernd und zerstörend ein. Der König selbst erschien mit einem Heer

und nöthigte Otto's Verwandte und Freunde, sich entweder mit einem Eide von demselben los zu sagen, oder Geisseln für ihre Treue zu stellen. Er zerstörte des Herzoges Burg Hanenstein; die Burg Desenberg, die für unüberwindlich galt, ward ihm von der Besatzung ohne Schwertschlag überliefert; endlich zog er gegen die Besitzungen der Gemahlin des Herzogs in Westfalen und ließ auf denselben arge Frevel verüben.

Inzwischen hatte Otto 3000 tüchtige Krieger um sich versammelt. Mit denselben drang er, auf den Gütern des königlichen Fiscus in Thüringen das Vergeltungsrecht furchtbar übend, vor bis Eschwege. Daselbst vereinigten sich die Menschen von seinen Gütern mit ihm, denen nur das nackte Leben übrig geblieben war; sie flehten um Hülfe und Rache. Die thüringischen Vasallen aber, welche, um ihre Besitzungen gegen Otto's räuberische Horden zu schützen und um den König in der Zehntsache auf ihrer Seite zu behalten, dem Herzoge nachgeeilt waren, griffen ihn bei Eschwege plötzlich an. Otto brauste mit seiner verwegenen Schar in die Thüringer hinein und sprengte sie gänzlich aus einander. Hierauf ging er weiter in Sachsen vor um sich mit dem Grafen Magnus zu vereinigen.

Der König hatte sich eiligst nach Goslar begeben. Ihm lag sehr am Herzen gegen den Herzog Otto einen mächtigen Fürsten zu gewinnen, und glaubte das Mittel gefunden zu haben. Die Bayern nämlich hatten seit langer Zeit selten mit ihren Herzogen an großen Tagen zusammen gestanden; sie hatten Knaben und Frauen mit der herzoglichen Würde bekleidet gesehen; endlich war diese Würde durch den Sachsen Otto bei ihnen in Mißachtung gekommen, wie sie denn auch das Urtheil der sächsischen Fürsten gegen ihren Herzog mit vollkommener Gleichgültigkeit aufgenommen hatten. Daher ertheilte Heinrich unbedenklich die herzogliche Würde in Bayern einem Fürsten, der mächtig war, um das Herzogthum warb, und sich bereit zeigte von seiner Feindschaft gegen Otto die stärksten Beweise zu geben. Es war der Graf Welf, ein Italiäner, Sohn des Markgrafen Azzo von Este. Seine Mutter Kunigunde war die Tochter des Grafen Welf

von Ravensburg, die Schweſter des Herzoges Welf von Kärnthen, der kinderlos geſtorben war und ihr ſeine großen Güter in Schwaben und Bayern hinterlaſſen hatte. Er ſelbſt, der neue Herzog, Eidam des Herzogs Otto, war bisher ſeinem Schwiegervater mit Verehrung und Ergebenheit zugethan geweſen: jetzt trug er kein Bedenken, ſeine Gemahlin Ethelinde zu verſtoßen und an ihren Vater zurück zu ſenden.

Der Herzog Otto fühlte den Dolchſtoß tief in der Bruſt. Von dem Grafen Magnus unterſtützt, nahm er den unzugänglichen Berg Haſengun in der Gegend von Caſſel in Beſitz, befeſtigte denſelben, ließ das Land ringsher plündern und ſchaffte die Beute in dieſe Feſtung. Der König hatte eine Fahrt nach Bayern vorgehabt um den Herzog Welf ein zu ſetzen; bei Otto's Rüſtungen aber wagte er nicht ſich zu entfernen. Er zog aus Sachſen, Thüringen und Heſſen ein Heer zuſammen, um den Herzog ſo ſchnell als möglich an zu greifen. Aber das Heer folgte nicht mit fröhlichem Herzen; Otto's Feſtung war ſtark, mit allem Nöthigen wohl verſehen; ein Sieg war kaum zu hoffen, eine Niederlage konnte unüberſehbare Folgen haben. Deßwegen wurde der Graf Eberhard von Nellenburg, ein Vertrauter des Königs, an Otto in die Feſtung geſandt: Eberhard jedoch gab ſich das Anſehn als komme er aus eigenem Antrieb. Er beſchwor den Herzog ſich und die Seinigen nicht der größten Gefahr aus zu ſetzen, ſondern ſich dem Könige zu ergeben; er ſchwur ihm, daß er für ihn volle Verzeihung und die Zurückgabe aller Erbbeſitzungen ſeines Hauſes bei dem König auswirken wolle. Otto ging in Eberhard's Vorſchlag ein; der König nahm die bewilligten Bedingungen an. Alſo ward ein Vertrag abgeſchloſſen: Otto ſollte ſeine Krieger entlaſſen, die Feſtung räumen, an einem beſtimmten Tage mit Magnus und ſeinen übrigen Anhängern vor dem König erſcheinen, um ſich unter Bedingungen zu unterwerfen, welche die Fürſten des Reiches für billig erachten würden. Hierauf begab ſich der König nach Bayern, und der Herzog Welf wurde von den Vaſſallen in dieſem Land ohne Schwierigkeit als ihr Herzog anerkannt. Hierauf erſchienen am Pfingſtfeſte, 1071, Otto, Magnus und ihre Waffengefährten zu Halberſtadt vor dem

Könige. Heinrich erklärte ihnen, daß er ihre Unterwerfung annähme, ließ aber den Herzog Otto und den Grafen Magnus ſogleich zur Haft bringen.

6.

Adelbert's Tod. Hanno von Neuem erſter Rath des Königes.

Das ſchnelle Glück des Königes machte die Feinde deſſelben beſtürzt, die Freunde verwegen. Heinrich ſelbſt blickte mit kühner Zuverſicht in die Zukunft. Der Erzbiſchof Adelbert freuete ſich des herannahenden Tages der Rache. Den ſtärkſten Eindruck aber machten die Vorgänge auf die Sachſen. Kurz vor dem Auftritte zu Halberſtadt war ihr Herzog Ordolf geſtorben. Seit anderthalb hundert Jahren hatten Fürſten aus dem billungiſchen Hauſe die herzogliche Würde gehabt. Dieſe Fürſten hatten daher das Herzogthum als erblich angeſehen, und waren von den Sachſen als ihre angeſtammten Herzoge betrachtet worden. Alſo war jetzt Magnus der rechtmäßige Herzog. Magnus aber war gefangen, Niemand wußte, wo er ſich befand, was aus ihm geworden. Daher in Sachſen Verwirrung, Unwille, Jammer! Magnus, der Erſehnte, ſtieg ſehr hoch in der Meinung der Menſchen; er erſchien ihnen als ein Held, mit allen Tugenden und Eigenſchaften eines Fürſten geſchmückt. Sie wirkten und trieben überall um ihn zu befreien oder zu rächen. Heinrich und Adelbert arbeiteten entgegen: das Haus der Billunger ſollte geſtürzt, die Sachſen zur Unterwerfung gebracht werden. Um die nöthige Hülfe zu gewinnen ward im Geheimen eine Zuſammenkunft des Königes mit dem däniſchen Könige Svein zu Bardenwik veranſtaltet, bei welcher Niemand zugegen war als Adelbert und ein Rath des Königes der Dänen. Die beiden Könige ſchloſſen einen Vertrag, in welchem Svein dem Könige der Teutſchen Hülfe zu Land und Meer zu leiſten, Heinrich dem Könige der Dänen alle teutſchen Länder an der Gränze des däniſchen Reiches zu übergeben verſprach.

Sogleich begann Heinrich offene Feindseligkeiten gegen das billungische Haus. Von dem Geleite, das ihn nach Bardenwik gefolgt war, sandte er 70 tapfere Männer, größtes Theiles schwäbische Ritter, unter der Anführung des Grafen Eberhard von Nellenburg gegen Lüneburg, den alten Erbsitz der billungischen Fürsten, um diese Feste zu überrumpeln: er behauptete alle Güter der Billunger seien ihm anheim gefallen. Dem Grafen Eberhard gelang sich in der Burg fest zu setzen. Hierauf bemächtigte sich auch Adelbert aller Besitzungen, die er dem Herzoge Magnus zu überlassen genöthigt worden war. Aber dem raschen Anfange des Werkes entsprach der Fortgang nicht.

In Constanz war der Bischof Rumold gestorben; Geistlichkeit und Volk hatten den Canonicus Siegfrid zum Bischof erwählt, und Ring und Stab an den König gesendet, damit der Erwählte investirt werden möchte. Ein Canonicus Karl in Magdeburg aber, Probst zu Goslar, wußte die Umgebung des Königes zu gewinnen; Heinrich ließ sich bewegen Siegfrid's Wahl zu verwerfen, den Probst Karl, mit Ring und Stab geschmückt, als Bischof nach Constanz zu senden. Karl ward in Constanz ohne Widerstand empfangen. Bald aber zeigte sich, daß der neue Bischof noch vor seiner Weihung die Schätze der Kirche von Constanz entwendete, um das Geld herbei zu schaffen, das er für das Bisthum versprochen hatte. Da klagte ihn die Geistlichkeit in Constanz, seine Weihung verhindernd, bei dem Papste der Simonie an. Alexander II verbot sogleich alle Gemeinschaft mit dem ernannten Bischofe; der Erzbischof von Mainz aber erhielt den Befehl, eine Synode zu berufen. Die Synode ward im Monat August eröffnet; der König begab sich Mainz. Die Bischöfe sprachen stark und kräftig, jedoch ohne Bitterkeit. Heinrich erklärte: auch er wolle nur das Gute und Gerechte; er habe den Probst Karl für einen würdigen Mann gehalten; wenn derselbe sich schlechter Mittel bedient habe, so möge mit ihm nach dem Rechte verfahren werden. Karl konnte die Beschuldigungen wider ihn nicht abläugnen; der König ließ sich daher die Zeichen der bischöflichen Würde zurück geben, und ernannte mit Zustimmung der Versammlung den

Canonicus Otto von Goslar zum Bischofe von Constanz. Otto empfing sogleich die Weihe.

Während der König sich in Mainz befand, erschien der Graf Hermann Magnus' Oheim mit einer zahlreichen Mannschaft vor Lüneburg und belagerte die Feste. Der Graf Eberhard sah sich bald durch Mangel an Lebensmitteln genöthigt, die freiwillige Uebergabe der Burg an zu bieten. Hermann verlangte, daß Eberhard mit seinen Genossen so lang in Gefangenschaft bleiben sollten, bis der König den Herzog Magnus in Freiheit gesetzt hätte. Eberhard mußte sich dieser Bedingung unterwerfen. Hierauf ließ Hermann dem König entbieten: wenn er den Grafen Eberhard und seine Gefährten am Leben zu erhalten wünsche, so möge er den Herzog Magnus in Freiheit setzen; geschehe dieses nicht, so würden die Gefangenen wie Räuber nach den Gesetzen des Landes mit dem Tode bestraft werden. Dem Könige war der Gedanke, den Herzog Magnus in Freiheit zu setzen, unerträglich, noch unerträglicher der Gedanke, den treuen Eberhard und seine Gefährten ihrem Schicksale zu überlassen.

Um dieselbe Zeit war die Zusammenkunft des Königes der Teutschen mit dem Könige von Dänemark überall bekannt geworden, für das Gerücht ein reicher Stoff. Heinrich's Anhänger behaupteten, die Verhandlungen hätten sich auf einen Krieg gegen die Polen bezogen; in Sachsen aber verbreitete sich die Meinung, daß Heinrich nur die Unterstützung des Dänen gesucht habe „um die Sachsen zu königlichen Knechten zu machen." Daher entstand vom Anfange des Jahres 1072 an eine neue große Gährung. Die Fürsten traten in Unterhandlungen, in Verbindungen. Den Sachsen lag am Meisten an der Gewinnung des Herzogs in Schwaben für ihre Sache. So lange Rudolf und die Schwaben zum Könige hielten, so lange hatten sie auch den neuen Herzog Welf zu fürchten; wenn sich die Schwaben vom König abwandten, so durften sie hoffen, daß auch Welf Nichts für den König thun würde. Bisher hatte ein freundliches Verhältniß zwischen dem König und dem Herzoge Rudolf bestanden; der König hatte das größte Vertrauen zu den schwäbischen Vasallen bewiesen: Schwaben bildeten den größten Theil sei-

ner Umgebung, Schwaben hielten seine Burgen besetzt, aus Schwaben bestand das Geleit, unter dessen Schutz er im Reich umher zog. Daher knüpfte der Billunger Hermann Unterhandlungen mit dem Herzoge Rudolf an, die bald zur Kenntniß des Königes gelangten. Daher faßte Heinrich den Entschluß zuvor zu kommen, den Herzog Rudolf zu stürzen wie er den Herzog Otto gestürzt hatte.

Bei diesem Zustande der Dinge trat ein Ereigniß ein, das stark auf die Verhältnisse eingewirkt hat. Den Erzbischof Adelbert hatten Schmerz und Kummer, Zorn und Grimm zu einer unordentlichen Lebensweise getrieben, durch welche seine Gesundheit gänzlich zerrüttet war. Er suchte seine schwindenden Kräfte durch ein Uebermaß von Arzneien zu ersetzen und beschleunigte durch diese Heilmittel seine Auflösung. Am Sechszehnten März, 1072, starb er zu Goslar, Alle von sich weisend, von Allen verlassen, nur geliebt von seinem König und treu in der Liebe zu seinem Könige. Sein Tod setzte den König in große Verlegenheit. Sein treuer Eberhard befand sich noch in Gefangenschaft; kein Mann, der sich irgend eines Ansehens zu erfreuen hatte, war ihm zur Seite, dem Jünglinge von zweiundzwanzig Jahren. Also glaubten Adelbert's alte Feinde diesen Augenblick benutzen zu müssen, um den Erzbischof Hanno wieder zu der Leitung der öffentlichen Geschäfte zu bringen.

Zum Osterfeste befand sich der König in Utrecht. Eine große Menge von Fürsten und Vasallen erschienen, als wollten sie ihm zu dem hohen Feste den Hof machen. An Statt aber den jungen Fürsten zu beruhigen, zu erheitern, stürmten sie mit bittern Reden auf ihn ein: „das ganze Reich sei mit Fehden, Gewaltthat und Unglück angefüllt; nirgends Sicherheit; die Bosheit, der Straflosigkeit gewiß, wüthe zügellos." Der König zeigte sich zu Allem bereit. Die Fürsten erklärten: nur der Erzbischof Hanno würde im Stande sein, so großen Uebeln ab zu helfen; dieser Mann müsse die öffentlichen Angelegenheiten leiten. Heinrich wurde zu der Demüthigung genöthigt, den Erzbischof zu bitten, diese Leitung wieder zu übernehmen. Er erlebte die neue Demüthigung von dem finstern Priester eine abschlägige Antwort zu er-

halten. „Meine Erfahrungen, sagte Hanno, schrecken mich; für meine Aufopferungen habe ich nur Undank und Kränkungen empfangen; nunmehr ist meine Seele lediglich den göttlichen Dingen zugewendet.“ Aber dem Drängen der Fürsten gab er nach.

7.

Hanno's Entfernung. Heinrich's IV Willkührlichkeit und Glück.

Heinrich IV wurde sogleich gänzlich von den Geschäften zurück gedrängt; er rettete nur Einzelnes, wie Goslar und seine Burgen. Hanno's Thätigkeit wird auf das Höchste gepriesen, jedoch nur im Allgemeinen. „Weder Gunst noch Haß vermochten ihn zum Unrechte fort zu reissen. Des Armen Demuth, des Mächtigen Hochmuth ward im Gerichte gleich wenig beachtet. Reiche und vornehme Männer wurden für begangene Frevel hart gezüchtigt, ihre Burgen zerstört, Viele selbst in's Gefängniß geworfen.“ Dennoch scheint sich Hanno's Strenge auf die kleinen Frevler, die Straßenräuberei und andern Unfug trieben, beschränkt zu haben. Von „den Vielen, die durch Herkunft und Vermögen hervorragten,“ wird nur Egeno, der Ankläger des Herzogs Otto, genannt. Diesen Mann hat Hanno allerdings zu Grunde gerichtet. Er wurde vieler Räubereien beschuldigt; man findet aber nicht, daß er vor Gericht gestellt, daß seine Vertheidigung gehört worden sei: man findet nur, daß Hanno ihn greifen, in Ketten legen, zum warnenden Beispiele schmachvoll herum führen ließ. Otto's von Nordheim Befreiung aus der Haft war eine Folge von Egeno's Züchtigung. Sie fand zum Pfingstfeste Statt, ein Jahr nach seiner Gefangennehmung. Der Herzog Magnus aber blieb noch in Haft; vielleicht weil Hanno nicht erfahren konnte, wo er sich befand.

Der König erhob sich nach und nach aus der Niedergeschlagenheit, in welche er durch die Vorgänge zu Utrecht versetzt war. Er faßte den Entschluß fortan ein tadelloses

Leben zu führen, mehr und mehr die öffentlichen Geschäfte selbständig zu leiten. Aber ein solcher Entschluß war von einem solchen Jüngling nicht leicht aus zu führen. Sein Leben war zu unsauber; in seiner Brust tobten die alten Leidenschaften. Im ersten Eifer geschah Gutes, wie die Erhebung Liemar's, eines jungen Mannes von vielen Kenntnissen, reinen Sitten und großer Frömmigkeit, auf den erzbischöflichen Stuhl von Bremen; bald aber kehrte der alte Unmuth gegen viele Fürsten des Reichs und der Wunsch zurück, den verhaßten Hanno von Neuem gänzlich zu entfernen. Am Stärksten war Heinrich's Argwohn gegen den Herzog Rudolf von Schwaben. Er verlangte von demselben, daß er am Hof erscheinen, sich von Beschuldigungen, die wider ihn erhoben wären, reinigen sollte. Rudolf weigerte sich: ihn schreckte Otto's Schicksal. Der König erneuerte seinen Befehl. Rudolf bat die Kaiserin Agnes, die seit einigen Jahren in einem Kloster Italien's lebte, dringend, das Unglück eines bürgerlichen Krieges zu beschwören. Agnes kam mit einer großen Zahl von Aebten und Mönchen nach Worms. Der König eilte ihr entgegen; Rudolf fand sich gleichfalls ein, da die Erzbischöfe von Mainz und Cöln sich für seine Sicherheit verbürgt hatten. Auf die Vorstellung seiner Mutter gab der König das Versprechen, daß er fortan keinen Verdacht gegen Rudolf hegen wolle. Durch diese Erklärung beruhigt kehrte Agnes zu ihrem klösterlichen Leben zurück; auch der König und der Herzog schieden friedlich von einander. Rudolf jedoch, der abgedrungenen Versicherung des Königes mißtrauend, suchte die Herzoge Welf und Berthold zu einer Verbindung zu bewegen. Zufälligkeiten hielten von offener Empörung zurück. Inzwischen bemühte sich der König, jede Verbindung der Herzoge im südlichen Teutschland zu hintertreiben. Um sie auf die Probe zu stellen feierte er das Weihnachtsfest, 1072, zu Bamberg in der Nähe der Verdächtigen; zu diesem Feste aber erschienen weder Rudolf noch Berthold an seinem Hofe. Diese Vernachlässigung alter Sitte schien ihm ein Beweis von der Untreue der beiden Fürsten. In seinem Zorne sprach er dem Herzoge Berthold das Herzogthum Kärnthen ab und ertheilte dasselbe einem Verwandten, Marquard genannt.

Des Königes Verfahren war willkührlich; ob ungerecht, ist nicht leicht zu entscheiden. Das geheime Treiben der Fürsten war arg; auch war die Gerechtigkeit aus den öffentlichen Verhältnissen verschwunden. Aber Heinrich's Willkührlichkeit bewog den Mann, der sich für unentbehrlich hielt, den König an Utrecht zu erinnern, und die Erklärung aus zu sprechen, daß er sich von den öffentlichen Angelegenheiten zu entfernen wünsche: er würde zu alt, seine Kräfte schwänden, er sei der Geschäfte nicht mehr Meister. Der König täuschte seine Erwartung; er willigte unbedenklich in Hanno's Entlassung, und die in Bamberg versammelten Fürsten, über Heinrich's Verfahren gegen Berthold betreten, erhoben keinen Widerspruch.

Heinrich IV wird beschuldigt, daß er sich, sobald sein Zuchtmeister entfernt war, ausschweifenden Lüsten und kindischen Thorheiten überlassen habe; aber der König hatte kaum Zeit eitelen Zerstreuungen nach zu gehen, wenn ihn auch die Schicksale seines Lebens nicht von gemeinen Dingen zurück geschreckt haben. Gewiß jedoch möchte sein, daß er sich viel mit seinen Burgen am Harz, in Sachsen, in Thüringen beschäftigte; daß er neue Werke gründete, alte vollendete und die Festungen mit rüstigen Besatzungen versah. Die Beschleunigung dieser Arbeiten war ohne große Strenge kaum möglich. Seine Diener mögen auch über seine Befehle hinaus gegangen sein. Die Menschen in der Nähe der Burgen wurden zur Arbeit an den Befestigungen gezwungen; Lebensmittel wurden genommen, wo sie sich fanden, oft nicht ohne Streit und Kampf. Daher ist den Ueberlieferungen wohl zu glauben, daß an Männern rohe Handlungen, an Frauen und Jungfrauen arge Frevel verübt worden sind; Vieles aber ist auch jetzt übertrieben; Heinrich's Feinde haben Alles aufgeboten um die Menschen aller Classen durch die ärgsten Beschuldigungen gegen ihn zu erbittern.

Um seine Einkünfte zu vermehren und zugleich einen mächtigen Fürsten zu gewinnen wandte sich Heinrich wieder an den Erzbischof Siegfrid: wenn er ihm einen Theil des Zehnten in Thüringen überlassen wolle, so sei er nunmehr bereit, die Thüringer zur Entrichtung desselben zu nöthigen.

Siegfrid bewilligte dieſe Forderung. Hierauf ſchrieb er eine Synode ſeines Sprengels nach Erfurt aus, ſchickte aber auch Abgeordnete nach Rom um die Billigung, wenigſtens das Stillſchweigen des Papſtes zu gewinnen. Der König kam nach Erfurt. Er und der Erzbiſchof hatten gelehrte Männer in ihrem Gefolge, die ſo bereit als fähig waren die Satzungen der Kirche zum Vortheile der Kirche von Mainz zu erklären oder zu deuten. Unter dieſen Männern waren die Biſchöfe Hermann von Bamberg, Hetzel von Hildesheim, Eppo von Zeitz und Benno von Osnabrück die Bedeutendſten. Die Thüringer überlieſſen die Führung ihrer Sache den Aebten von Hersfeld und Fulda. Zwei Tage dauerte der Streit. Alsdann erklärten, Siegfrid: die Thüringer müßten ſich dem Kirchenrecht unterwerfen, oder ſich von der Kirche losſagen; die Thüringer: ſie wollten die Sache an den apoſtoliſchen Stuhl bringen; der König: er würde Jeden, der ſich an den Papſt zu wenden wage, mit dem Tode beſtrafen. Der Abt Hartwig von Hersfeld gab nach; die Thüringer verſtanden ſich zur Entrichtung des Zehnten. Der Abt Widerad von Fulda wollte Erfurt verlaſſen, aber ihm wurde die Abreiſe unterſagt. Da überließ auch er vertragsmäßig die Hälfte ſeines Zehnten der Kirche von Mainz, behielt ſich jedoch die Freiheit ſeiner eigenthümlichen Güter vor. Der König wurde durch den Erzbiſchof zufrieden geſtellt. Hierauf begab er ſich, von Siegfrid begleitet, nach dem ſüdlichen Teutſchland. In Augsburg erſchien der Herzog Rudolf. Zwiſchen dem König und dem Herzoge mit ſeinen Gefährten wurde durch den Erzbiſchof eine Ausſöhnung vermittelt.

Dem Könige war in der letzten Zeit Vieles gelungen. In jugendlicher Täuſchung faßte er den Glauben, daß das Schwierigſte überwunden, der endliche Sieg gewiß ſei. Plötzlich aber trat ein Ereigniß ein, das für den König, das teutſche Reich, die ganze chriſtliche Welt des Abendlands unermeßliche Folgen gehabt hat.

8.

Der Papſt Gregor VII.

Seit dem Tag in Mantua, an welchem Alexander II als rechtmäßiger Papſt anerkannt war, hatte der Cardinal Hildebrand, Canzler der römiſchen Kirche, alle Handlungen deſſelben veranlaßt und geleitet. In dieſer Zeit jedoch zeigte ſich die apoſtoliſche Gewalt weniger entſcheidend, als ſie ſich unter Leo IX und Nikolaus II gezeigt hatte. Zwar wurde der Kampf gegen die Simonie und gegen die Unzucht der Geiſtlichen nicht aufgegeben, aber mit geringerem Eifer geführt. An den Vorgängen in Teutſchland ſchien man in Rom kaum Antheil zu nehmen. Der päpſtliche Stuhl nämlich hatte ein Anſehen gewonnen, das Alles was in der Welt groß und erhaben war übertraf. Die Bewegung der Geiſter hatte nach ihm ihre Richtung; die Stürme in der bürgerlichen Geſellſchaft trieben zu ſeiner geheimnißvollen Macht. Je frecher die Männer vom Schwerte wurden, je ſelbſüchtiger die Fürſten der Kirche, je wilder die Leidenſchaften überall, deſto ſtärker wurde die Sehnſucht nach dem heiligen Stuhle, deſto heiſſer der Wunſch, daß der Papſt mit dem Schrecken der Ewigkeit in dieſes verwirrende und hemmende Unweſen hinein fahren möchte, damit Ordnung und Gerechtigkeit in das Leben zurück gebracht würden. Ein beſtändiges Eingreifen des heiligen Stuhls aber ward in Rom nicht für nothwendig gehalten: nur dafür wurde geſorgt, daß von Zeit zu Zeit Etwas geſchah um jene Sehnſucht zu nähren, jenen Wunſch zu beleben, jedem Zweifel an der Macht des apoſtoliſchen Stuhles zu begegnen.

Inzwiſchen bildete Hildebrand ſeine Anſichten von den Verhältniſſen und von der Geſtaltung des menſchlichen Lebens immer ſchärfer aus. Die Grundlage ſeines ganzen Syſtemes war der Glaube, daß Jeſus Chriſtus der Sohn des lebendigen Gottes den Willen ſeines Vaters rein und hell offenbart habe. Auf dieſe Grundlage, die er für unerſchütterlich, ja für unantaſtbar hielt, ſtellte er drei Forderungen, ohne deren Gewährung die Lehre Jeſu Chriſti das Leben der Menſchen nicht zu beſſern, noch weniger zu heiligen, Elend und Noth

aus zu tilgen, Glück und Heil zu gründen, zu verbreiten, zu sichern vermöge: Reinheit und Einheit der Kirche; Unabhängigkeit der Kirche von allem äußerlichen Einfluß; Unterordnung aller weltlichen Gewalt unter die Kirche.

Die Kirche nämlich sei die Bewahrerin und Pflegerin des göttlichen Wortes, das Jesus Christus der Welt verkündigt habe. Ihre Aufgabe sei rein geistig, sie selbst sei rein geistig. Wie aber die Seele eines Leibes bedürfe, so auch die Kirche weltlicher Kräfte. Der Leib jedoch sei nur der Seele, nicht die Seele des Leibes wegen; der Körper solle dem Geiste, nicht der Geist dem Körper gehorchen. Eben so sei das Weltliche wegen des Kirchlichen, nicht das Kirchliche wegen des Weltlichen. Folglich müsse das Weltliche der Kirche, nicht die Kirche dem Weltlichen untergeben sein. Weil das Leben der Menschen nach dem durch Christum geoffenbarten Worte Gottes geordnet und geführt werden solle, so dürften Kirche und Reich, Priester und Könige eben so wenig als Seele und Leib wider einander streiten, sondern müßten gemeinsam im Sinne des Christenthumes handeln. Das sei nur möglich, wenn das Königthum als das Weltliche dem Priesterthum als dem Geistigen untergeordnet werde. Alle Kirchen müßten wahrhaftig eine einzige Kirche sein, zur römischen Kirche gehören wie die Glieder zum Leibe. Der Heiland habe den Apostel Petrus zu seinem Statthalter ernannt: auf diesem Felsen habe er seine Gemeinde gegründet; ihm habe er des Himmelreiches Schlüssel gegeben. Durch Petrus sei die römische Kirche, der römische Bischof Petrus' Nachfolger, mithin der wahre Statthalter Christi. Seine Gewalt sei unmittelbar von Gott an Petrus und an dessen Nachfolger gekommen. Alle andere Gewalt könne daher nur von ihm ausgehen. So in der Natur. Zwei Lichter, die Sonne und der Mond, regierten die Welt: die Sonne habe ihr Licht unmittelbar von Gott, der Mond sein Licht von der Sonne. Der Papst sei die Sonne; der Kaiser, der Inbegriff aller weltlichen Macht, der Mond: der Schimmer des kaiserlichen Thrones sei ein Widerschein von dem Glanze des apostolischen Stuhles. Die weltliche Macht sei, nach den Zeugnissen der Geschichte, von Menschen gegründet. Oft

hätten Fürsten durch Raub, Treulosigkeit, jeglichen Frevel sich der Herrschaft über ihres Gleichen, nämlich über Menschen, gewaltsam bemächtigt. Daher Krieg und Elend, Jammer und Noth, Untertretung des Rechtes, Hemmung des Geistes, Verfolgung der Tugend. Die Gegenwart sei nicht besser als die Vergangenheit. Selbst die Kirche sei verworren; Mancher ihrer Diener mit Sünden und Lastern befleckt. Nothwendig. Priester, von Menschen der Welt eingesetzt, müßten zweien Herren dienen, Denen, von welchen sie abhängig, zu gefallen suchen. Wahre Priester könnten nur aus einer freien Kirche unter dem Schutze des apostolischen Stuhles hervor gehen.

Hildebrand darf so wenig nach der tiefern Kenntniß der Geschichte, nach den Einsichten und den Verhältnissen unserer späten Zeit als irgend ein früher lebender Mensch beurtheilt werden. Er war aus seiner Zeit, trug seine Zeit in sich und lebte für seine Zeit. In der Nacht dieser Zeit mochte auch der edelste Geist sich leicht durch den einzigen Lichtstrahl blenden lassen, der durch die allgemeine Finsterniß zu ihm drang. Hildebrand's Plan zur Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft kann daher gar wohl aus edelen Gefühlen entsprungen sein. Mitleid mit den unglücklichen Menschen, die er in den untersten wie in den höchsten Verhältnissen kennen gelernt hatte, mag in ihm den Wunsch, die Ursachen des Unglückes zu entfernen, erzeugt, sein kräftiger Geist ihn getrieben haben, einen Versuch zur Verbesserung und Veredelung des Lebens zu machen; die Mittel aber wußte er nur in dem religiosen Eifer seiner Zeit zu finden. Sein Leben bietet Nichts dar, das zum Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit und Frömmigkeit berechtigt. Auch möchte schwer sein, für sein Streben gemeine Triebfedern auf zu finden. Ueber die Lust zu sinnlichen Genüssen war der starke Mann hinaus; das Werk, das er ausführen wollte, versprach nur Arbeit, Sorge, Haß und Verfolgung; als er seinen Entwurf faßte und ausbildete, konnte er nicht gewiß sein, daß er selbst den päpstlichen Stuhl besteigen würde, und wäre er gewiß gewesen: er stand einsam in der Welt, ein dürrer Stamm, und seine Tage waren gezählt; endlich berechtigt

auch Nichts zu dem Verdacht, daß er, ein Niedriggeborener, der Sohn eines Handwerkers, eine boshafte Freude daran gefunden habe, die Großen der Erde zu demüthigen, die Erhabenen in den Staub zu treten. Er hat große Leidenschaften aufgeregt und grimmige Feinde gegen sich gesehen; daher sind arge Beschuldigungen wider ihn ausgesprochen worden: die Geschichte aber darf nur nach Thaten urtheilen und muß giftiges Gerede zurück weisen, es mag von Hohen ausgehen oder von Geringen.

Alexander II starb am Einundzwanzigsten April's 1073. Sogleich ging durch ganz Rom der Ruf, Hildebrand müsse Papst werden, Er, der den heiligen Stuhl gerettet, der Stadt die Freiheit wieder gegeben habe, Er, dessen Weisheit bewunderungswürdig, dessen fleckenloses Leben reich an allen menschlichen Tugenden sei. Am folgenden Tage versammelten sich große Massen aus dem Volk und der Geistlichkeit und führten ihn mit Gewalt seine Bitten nicht beachtend in die Kirche des heiligen Petrus um ihn als den Nachfolger des Apostels zu begrüßen. Sogleich eilten die Cardinäle mit der Erklärung herbei, daß sie den Cardinal Hildebrand zum Bischofe der römischen Kirche erwählt hätten. Hildebrand legte sich den Namen Gregor's VII bei um das Andenken Gregor's VI, seines Lehrer's, dankbar zu ehren. Die versammelte Menge begrüßte ihn mit begeistertem Zuruf als den Papst Gregor VII.

Hildebrand wurde krank. Seine Briefe aus diesen Tagen zeugen von den schweren Sorgen, mit welchen er in die Zukunft blickte. Am Bedenklichsten war seine Stellung zu dem Könige Heinrich IV. Er wollte das Decret Nikolaus' II, so weit es noch möglich, aufrecht erhalten: deßwegen widersetzte er sich seiner Weihung, und nannte sich nur Gregor, der zum römischen Bischof erwählt worden. Aber er wollte dem König auch keinen Einfluß auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles einräumen. Auf des Königes Person kam Nichts an: er dachte nur an das Königthum. Für Heinrich IV konnte er keine besondere Achtung haben; aber er äußerte sich mit Wohlwollen über denselben, erinnerte sich mit Dankbarkeit Heinrich's III und vergaß nicht, daß dieser

große König seinen Sohn dem apostolischen Stuhl empfohlen hatte. In dieser Verlegenheit schickte er ein Schreiben an den König Heinrich und gab demselben Nachricht von Alexander's Tod und von seiner Wahl; er fügte die Bitte hinzu, der König möge erwägen, ob er seiner Wahl beistimmen wolle oder nicht, dürfe aber überzeugt sein, daß er durch seine Beistimmung keineswegs Straflosigkeit für schwere Vergehungen gewinnen werde.

Heinrich IV wurde von allen Seiten gedrängt, die Wahl zu verwerfen, weil bei dem ganzen Vorgange die königliche Würde verletzt wäre; verständige Männer jedoch waren der Meinung, daß die Verwerfung der Wahl ohne eine starke Heerfahrt nach Italien ein Fehler sein würde, und daß eine solche Fahrt kaum möglich sei. Der König entschloß sich einen verständigen und treuen Mann nach Rom zu senden, der nach den Umständen zu handeln Vollmacht erhalten sollte: den Grafen Eberhard von Nellenburg. Aber Eberhard befand sich noch in der Gefangenschaft des Grafen Hermann des Billungers; die Befreiung desselben war nur durch die Freilassung des Herzoges Magnus zu bewirken. Also wurden Eberhard und seine Gefährten gegen den Herzog Magnus ausgewechselt. Eberhard eilte nach Rom; ihn begleitete der Bischof Gregor von Vercelli, Heinrich's Canzler für das Reich Italien. Auf Eberhard's Frage, wie man dazu gekommen gegen die Gewohnheit der Väter ohne Vorwissen des Königs einen Papst zu weihen, anwortete Gregor: „er sei von den Römern erwählt; die Last des Papstthumes sei ihm mit Gewalt aufgelegt; der Weihung jedoch habe er sich widersetzt um die Zustimmung des Königs ab zu warten." Es ergab sich, daß diese Erklärung der Wahrheit gemäß war. Daher sprach Eberhard im Namen des Königes die Bestätigung der Wahl aus. Hierauf fand die Weihung am Feste der Apostel Petrus und Paulus Statt. Bei derselben waren die Kaiserin Agnes, die sich zu dieser Zeit im Kloster Monte Cassino aufhielt, die Markgräfin Beatrix und deren Tochter Mathilde gegenwärtig.

9.

Die Empörung der Sachsen.

Heinrich IV hatte einen Zusammenstoß mit dem päpstlichen Stuhle glücklich vermieden; dagegen verwickelten sich seine Verhältnisse im Reich auf eine gefahrvolle Weise. Unter den Sachsen waren die schlimmsten Gerüchte über seine Absichten in Umlauf. Einzelne harte Worte, die er im Zorn und Unmuth ausgestoßen haben mochte, wurden entstellt und vergiftet als bestimmte Erklärungen von Gau zu Gau, von Haus zu Haus getragen. Die Burgen des Königes, der Muthwille der Besatzungen galten als Beweise; Heinrich's früheres Leben, sein Verfahren gegen die Herzoge Otto, Berthold und Rudolf, sein Benehmen in der thüringischen Zehntsache, seine Zusammenkunft mit dem Könige der Dänen, dienten zur Unterstützung. Von offener Empörung hatte nur die Gefangenschaft des Herzoges Magnus zurück gehalten. Alle Bemühungen, diesem Fürsten die Freiheit zu verschaffen waren umsonst gewesen. Endlich hatte sich Otto von Nordheim erboten an Magnus Statt in des Königes Haft zu gehen, Alles, was er sein nenne dem Könige zu überlassen. Heinrich hatte den Antrag verworfen; er sollte geantwortet haben: Otto's Güter seien schon verfallen, weil er sich nicht von dem Verbrechen, dessen er angeklagt worden, gereinigt habe. Dieses Wort erregte neuen Ingrimm. Zwischen vielen Fürsten und Herren in Sachsen kam eine Verschwörung „für des Vaterlandes Freiheit und Recht" zu Stande. Die bedeutendsten Männer in dieser Verschwörung waren: der Erzbischof Wetzel von Magdeburg und die Bischöfe von Halberstadt, Hildesheim, Merseburg, Meissen, Minden, Paderborn und Münster, der Herzog Otto von Nordheim, die Markgrafen Udo, Dedi und Ekbert, der Pfalzgraf Friedrich und vier andere Grafen. Der Graf Hermann der Billunger, der Erzbischof Liemar von Bremen und der Bischof Eppo von Zeitz werden nicht unter den Verschworenen genannt.

Bei dieser Lage der Dinge erhielt der Herzog Magnus, Allen unerwartet, die Freiheit. Der König jedoch scheint

dem Herzoge zur Bedingung gemacht zu haben, niemals in eine Verbindung gegen ihn ein zu gehen, vielmehr ihm die Treue für und für zu bewahren. Dafür zeugt der Gang der folgenden Ereignisse.

Bei der Erscheinung des Herzoges Magnus unter den Sachsen ging ein schwärmerischer Jubel durch das Land. In dem Werke der verschworenen Fürsten aber trat eine Unterbrechung ein. Viele schrieben dem König eine veränderte Gesinnung zu, und zeigten sich abgeneigt weiter zu gehen. Der Herzog Magnus scheint auch hemmend und trennend eingewirkt zu haben. In den alten Feinden des Königes jedoch, deren Seele Otto von Nordheim war, tobte die Leidenschaft fort; und ein neuer Vorgang brachte neues Leben in das unheilvolle Getreibe.

Heinrich IV schrieb, um an der Spitze eines Reichsheeres sein königliches Ansehen zu bewähren und zu befestigen, einen allgemeinen Heerzug wider die Polen aus: die Fürsten des Reiches sollten mit ihren Mannen am Einundzwanzigsten August's versammelt sein. Sogleich behaupteten die Feinde des Königs in Sachsen: seine Absicht sei, die Südteutschen gegen die Sachsen zu führen. Diese Behauptung fand, trotz des Widerspruchs in welchem sie mit der Aufforderung stand, die auch an die Sachsen ergangen war, überall Glauben. Also beschlossen die verschworenen Fürsten Abgeordnete an den König nach Goslar zu senden und Abhülfe ihrer Beschwerden auf das Schärfste zu verlangen. Die Gesandtschaft erschien an demselben Tag, an welchem Gregor VII die Weihung empfing, mit folgenden Forderungen vor dem König. „Der König möge von ihnen den Feldzug gegen die Polen nicht verlangen: sie hätten alle Kräfte gegen die Liutizen nöthig; er möge die Zerstörung der Burgen befehlen, die zur Unterdrückung der Sachsen errichtet wären; er möge den sächsischen Fürsten, welchen er ihre Güter ungesetzlich entrissen, Genugthuung gewähren; da er sich von Kindheit an in Sachsen aufgehalten, so möge er nunmehr auch in andern Theilen des Reiches verweilen; er möge die niederträchtigen Menschen, die ihn und das Reich dem Abgrund entgegen trieben, aus der Pfalz entfernen, die Verwaltung den Fürsten übertragen,

welchen dieſelbe gebühre; er möge endlich ſeine Kebsweiber fortſchaffen, ſeine Gemahlin ehelich halten, überhaupt den Laſtern entſagen, mit welchen er die königliche Würde geſchändet habe. Wenn er dieſe gerechten Forderungen gutwillig zugeſtehe, ſo würden ſie ihm freiwillig dienen, wie es freigeborenen Männern in einem freien Reiche gezieme; wenn nicht, ſo wollten ſie als Chriſten ſich nicht durch die Gemeinſchaft mit einem Menſchen beflecken, der den chriſtlichen Glauben durch Schandthaten verrathen habe; vielmehr würden ſie gegen ihn Krieg führen, wie gegen einen barbariſchen Feind für die Kirche Gottes, für den chriſtlichen Glauben, für die eigene Freiheit."

Durch dieſe offene Empörung auf das Tiefſte erſchüttert, ließ Heinrich den ſächſiſchen Abgeordneten eine ausweichende Antwort ertheilen und begab ſich in der Stille nach der Harzburg. Die Abgeordneten verlangten die Antwort aus des Königs eigenem Munde zu erhalten. Auf dieſe Forderung ſollen ſie „von Hofſchranzen und Schmarotzern" mit ſpitzen Worten und höhniſchen Gebärden gekränkt worden ſein. Jedes Falles kehrten ſie in höchſter Aufregung zurück.

Inzwiſchen kam das ſüdliche und weſtliche Teutſchland wegen der Heerfahrt wider die Polen in Bewegung. Die ſächſiſchen Fürſten bemühten ſich auch ganz Sachſen unter die Waffen zu bringen. Durch das Land verbreiteten ſie das Gerücht: der König habe die Abgeordneten nicht vor ſich gelaſſen; während dieſe Fürſten in Demuth vor ſeinen Gemächern geharrt, habe er ſich mit Würfelſpiel und Nichtswürdigkeiten ergötzt, die Abgeordneten endlich zur Thür hinaus weiſen laſſen. Zugleich erſcholl der Ruf: zu den Waffen. Eine bewaffnete Verſammlung des ganzen Volkes ward angeſagt; die Anhänger des Königes ſahen ſich genöthigt die Flucht zu ergreifen.

Die Verſammlung der Sachſen fand gegen das Ende des Monates Julius, 1073, bei einem kleinen Orte Haldensleben Statt. Der Graf Hermann war gegenwärtig; der Herzog Magnus fehlte. Otto von Nordheim ſtellte ſich als Haupt, Ordner und Sprecher dar. Von einem Hügel herab hielt er eine Rede an die verſammelte Menge. Da er dem

Könige Nichts vor zu werfen wußte als die Erbauung einiger Burgen, und die Ausschweifungen der Besatzungen, so suchte er die Gemüther mit der Zukunft zu ängstigen. „Wenn der König solche Festungen erst über das ganze Land verbreitet hat, alsdann wird unerträglich werden was jetzt noch erträglich ist; alsdann wird er euere Güter an Fremdlinge verschwenden, euch selbst, frei und adelig geborene Männer, in die Dienstbarkeit unbekannter Menschen geben. Erkaufte Sklaven dulden die ungerechten Befehle ihrer Herren nicht: wie könntet ihr, tapfere Männer, die Knechtschaft auf euch nehmen. Freilich habt ihr dem König einen Eid geschworen, aber nur dem Könige. So lange er mir König war und that, was des Königs ist, habe ich ihm die Treue bewahrt; seitdem er aufgehört hat König zu sein, fehlte Der, dem ich Treue schuldig war. Nicht gegen den König, nein, gegen den Räuber meiner Freiheit, nicht gegen das Vaterland, nein, für das Vaterland, für die Freiheit ergreife ich die Waffen und fordere euch auf sie mit mir zu ergreifen um das Erbe, das ihr von freien Eltern empfangen habt, für freie Kinder zu erhalten, damit sie nicht durch euere Trägheit zu Knechten von Landstreichern werden." Hierauf klagten einzelne geistliche und weltliche Fürsten über Ungerechtigkeiten, die sie von dem König erduldet hätten. Endlich schwuren Alle einzeln den Eid, ihre Freiheit mit allen Kräften gegen Jedermann zu vertheidigen.

Sogleich erfolgte der Zug gegen die Harzburg. In einiger Entfernung ward ein Lager aufgeschlagen. Der König schickte den Herzog Berthold von Kärnthen an die Sachsen: „sie möchten die Waffen niederlegen; er werde ihre Beschwerden mit geneigter Gesinnung vernehmen; verlangten sie Abänderungen, so möchten die Fürsten des Reiches darüber entscheiden." Der Herzog fügte in seinem eigenen Namen hinzu: „es sei ein sehr böses Beispiel das die Sachsen gäben; sie möchten an ihre Ehre denken, Achtung für die königliche Majestät haben, die auch bei barbarischen Völkern unverletzlich sei; nicht unter dem Geräusche der Waffen, sondern in ruhigen Zeiten sollten sie von einem allgemeinen Reichstage die Entscheidung verlangen." Otto von Nordheim antwor-

tete: „die Sachsen hätten sich nicht in feindlicher Absicht versammelt; wenn der König König sein wollte, so würden sie ihm mit Treue dienen; sie bäten nur, daß er die Festungen, die zur Zerstörung des Reichs erbauet wären, zerstören sollte. Wollte er dieses nicht, so würden sie ihre Freiheit gegen die ganze Welt zu vertheidigen wissen. Der Entscheidung eines allgemeinen Reichstages könnten sie sich nicht unterwerfen, weil Sachsen ein besonderes Unglück zu tragen hätte und vom König in aller Weise bedrückt, mißhandelt, bedroht wäre; ihnen bleibe nur übrig, das Joch auf ihrem Nacken mit eigenen Kräften zu zerbrechen oder zu Grunde zu gehen."

Das sächsische Heer rückte näher an die Harzburg. Diese Burg lag auf einer Bergspitze eine Meile von Goslar; sie war von einem dichten Gebirgswald umgeben; nur ein einziger Weg führte zu ihren Thoren. Die Sachsen besetzten diesen Zugang. Der König hatte in der Burg etwa 300 Krieger, stark genug dieselbe zu vertheidigen, zu schwach die Sachsen zu vertreiben. Mit einer Vertheidigung der Burg aber war Nichts zu gewinnen: während er sie rettete, konnte das Reich verloren gehen. Von den Fürsten im südlichen und westlichen Teutschland durfte er nicht erwarten, daß sie sich für ihn erheben würden, wenn er in einer belagerten Burg gleichsam gefangen blieb: sind doch auch der Herzog Rudolf, der Erzbischof Hanno und der Erzbischof Siegfrid nicht ohne Grund in den Verdacht gekommen, daß sie der Verschwörung der sächsischen Fürsten nicht fremd gewesen. Der König beschloß daher, seinen Getreuen die Vertheidigung der Burg zu überlassen, sich selbst durch die Flucht zu retten, die nichtsächsischen Fürsten mit ihren Mannen um sich zu versammeln. In dieser Absicht zeigte er sich, wie durch die Forderungen der Sachsen betroffen, mehr und mehr so nachgiebig, daß sie ihr Werk schon als vollendet betrachteten und die Festung nicht mehr mit der ersten Aengstlichkeit bewachten. Heinrich, ihre Sorglosigkeit benutzend, schaffte die Reichskleinodien durch vertraute Männer aus der Burg hinweg, alsdann ertheilte er der Besatzung die nöthigen Befehle, verließ in der Nacht des Neunten Augusts mit dem Herzoge Berthold und den Bischöfen Eppo von Zeitz und

Benno von Osnabrück die Harzburg und entkam glücklich in den Wald. Von einem Jäger geführt, von der Angst getrieben, von Hunger und Durst gequält, nahm er den Weg über Berg und Thal hinweg und erreichte am vierten Tage die Stadt Eschwege. Daselbst verstattete er sich mit seinen Begleitern einige Ruhe.

Von Eschwege nach Hersfeld. Auf diesem Wege sammelte er schon einige Mannschaften, die in Bewegung waren um der Fahrt wider die Polen bei zu wohnen. In Hersfeld stiessen die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, so wie viele andere Fürsten zu ihm. Auch der Herzog Rudolf von Schwaben kam heran, blieb aber bei Mainz in einem Lager stehen, und zog die Bischöfe vom Rhein, aus Schwaben und Bayern an sich: man argwohnte, er wolle dem Gange der Begebenheiten zusehen, nach demselben seine Partei wählen. Der König ließ ihn daher auffordern, in Eilmärschen vor zu gehen, sich zu Cappel bei Hersfeld mit ihm zu vereinigen. Rudolf kam mit Allen, die bei ihm waren. Hierauf wurde Rath gepflogen was zu thun sei. Heinrich, in großer Aufregung, in großer Besorgniß, flehte, auf seinen Knieen liegend, die versammelten Fürsten um ihren Beistand an: „was man mir entreißt, das wird dem Reich entrissen, das gehört der Gesammtheit der Vassallen; eine Beleidigung der königlichen Majestät ist nicht eine Beleidigung meiner Person, sie ist eine öffentliche Beleidigung, deren Schmach Alle trifft, die mich als König anerkannt haben; daher ist es euere Sache, mannhafte Fürsorge zu treffen, daß die königliche Würde, die wir mit Ehre und Glanz umgeben von den Vätern empfangen haben, nicht durch unsere Schuld besudelt auf die Nachwelt komme.“ Die Versammlung vergoß Thränen über das Unglück des jungen Königes. Die Eifrigen schlugen vor ohne Verzug auf zu brechen, um für die frische Schmach frische Rache an den Sachsen zu nehmen. Die Zweideutigen aber warfen ein: die Sache dürfe nicht übereilt werden; die Sachsen, ein starkes tapferes Volk, seien in einem wilden Taumel; um des Erfolges sicher zu sein müsse man sich stärker rüsten; die Bedächtigen stimmten bei; selbst die edelsten Männer waren betreten bei dem Gedanken eines so großen

Bürgerkrieges. Daher wurde beschlossen: ein Jeder sollte heimkehren um eine bessere Rüstung zu betreiben; inzwischen sollten die Erzbischöfe von Cöln und von Mainz mit den Sachsen in Unterhandlung treten; wenn eine Beilegung der unglücklichen Sache nicht gelänge, so sollten alle Fürsten mit ihren Kriegern am Sechsten October's bei Bredingen an der Werra zu einer Fahrt gegen die Sachsen vereinigt sein. Durch diesen Beschluß verlor der König eine unwiederbringliche Zeit. Er zog in den Rheingegenden umher um die Fürsten zu gewinnen; er schickte auch Abgeordnete nach allen Seiten aus, die unter den kleinen Vasallen und selbst in den Städten den Verläumdungen gegen ihn widersprechen, die Menschen auf seine Seite zu ziehen versuchen sollten. Aber nur in den Städten fand sein Wort Anklang, sein Schicksal Theil nehmende Herzen, nicht bei den Vasallen.

Die Sachsen, über das Entkommen des Königes sehr verdrießlich, setzten mit einem kleinen Theil ihres Heeres die Absperrung der Harzburg fort; der größte Theil zog ab um andere Burgen zu erobern. Zugleich schickten auch sie Abgeordnete an die übrigen Teutschen um ihre Empörung als ein Werk der Noth zu vertheidigen, um Fürsten und Völker zu verwirren, zu gewinnen. Und fast nirgends mißlangen ihre Bestrebungen, am Wenigsten in Thüringen, wo noch Alles in großer Erbitterung wegen des Streits über den Zehnten war.

10.

Heuchlerische Unterhandlungen.

Zwischen der Erzbischöfen von Cöln und Mainz war eine Zusammenkunft mit sächsischen Fürsten auf den Vierundzwanzigsten August's, 1073, zu Corvei verabredet. Alle trafen ein; Hanno blieb aus. Die Verhandlungen führten nur zu folgendem Beschluß: „Am Zwanzigsten October's sollen sich zu Gerstungen sächsische Fürsten mit den übrigen Fürsten des Reiches versammeln; die Sachsen sollen ihre Beschwerden vortragen, der König mag sich vertheidigen; die nichtsächsischen Fürsten sollen entscheiden; der Sicherheit wegen sollen

von beiden Seiten Geisseln gestellt werden, zwölf vom Könige, zwölf von den Sachsen."

Die Sachsen fuhren fort die königlichen Burgen zu bekämpfen, oder durch Bestechung der Besatzungen in ihre Gewalt zu bringen; auch legten sie der Harzburg gegenüber auf einer andern Spitze des Berges eine andere Burg an. Inzwischen wurden die Thüringer von ihnen gewonnen. In einer Versammlung zu Triteburg schwuren dieselben einen Eid, daß sie mit den Sachsen alle Gefahren bestehen, entweder den Sieg erkämpfen oder zu Grunde gehen wollten. Die Aebte von Fulda, von Hersfeld, alle Fürsten, die Güter in Thüringen besaßen, wurden aufgefordert, an einem bestimmten Tag eidlich zu versprechen, daß auch sie Hülfe leisten wollten: wer diesen Eid verweigere, der sollte seine Güter verlieren. Zu diesen Fürsten gehörte Siegfrid von Mainz, der sich von Corvei nach Erfurt begeben hatte, und sich hier von den Thüringern bestürmen ließ, daß er der Empörung beitreten sollte. Als Vermittler zwischen dem König und den Sachsen lehnte er zwar den Beitritt ab, gab aber das Versprechen, daß er Nichts mit den Waffen gegen die Sachsen unternehmen wollte. Abgeordnete des Königes, die nach Thüringen gekommen waren, vermochten nur durch die Flucht persönlichen Mißhandlungen zu entgehen. Endlich fanden sächsische Sendlinge bei allen teutschen Völkern mehr oder minder Eingang: wo der König nicht verhaßt gemacht werden konnte, da geriethen doch die Menschen in Zweifel.

Die Versammlung der Fürsten in Gerstungen fand Statt. Der König erschien nicht: er hatte das Verlangen, daß er den empörten Sachsen Geisseln stellen sollte, als unwürdig verworfen. Die Erzbischöfe von Cöln und von Mainz jedoch hatten sich für die gegenseitige Sicherheit der Abgeordneten verbürgt. Dennoch führten die sächsischen Fürsten ein Geleit von 14,000 Bewaffneten herbei. Von der andern Seite erschienen die Erzbischöfe von Mainz und von Cöln, die Bischöfe von Metz und Bamberg, die Herzoge Gottfrid von Lotharingien, Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen. Der König selbst begab sich nach Würzburg. Die Wortführer der sächsischen Fürsten benahmen sich in der Versamm-

lung wie Menschen in Verzweiflung, die das Gräßlichste erduldet hätten, das Gräßlichste fürchteten. Sie warfen sich zur Erde und flehten die andern Fürsten an, daß sie als gerechte Richter nicht ihre Empörung, sondern die Leiden in's Auge fassen möchten, durch welche sie zur Empörung gezwungen wären. Sie schilderten die Unthaten des Königes gegen das Volk und gegen Einzelne so grell und furchtbar, daß „die gerechten Richter" nicht nöthig zu haben glaubten, bei diesen Anklagen irgend einem Zweifel Raum zu geben. Sie sprachen unbedenklich das Urtheil aus: die Sachsen hätten mit Recht die Waffen ergriffen. Hierauf brachten sie drei Tage mit unnützer Heuchelsorge hin, was nun weiter zu thun sei. Endlich faßten sie einstimmig den Beschluß: Heinrich IV müsse der königlichen Würde entsetzt, ein tüchtiger Mann zum König erwählt werden. Auch wurde vorgeschlagen, den Herzog Rudolf in Schwaben sogleich als König auf zu stellen. Rudolf jedoch erklärte, er würde das Reich nur übernehmen, wenn alle Fürsten ihn zum König erwählten: er sah voraus, daß die Sachsen, die Otto's von Nordheim Erhebung erstrebten, ihn verwerfen würden, und wußte wohl, daß außer Sachsen und Thüringern kein teutsches Volk feindselig gegen den König gesinnt war.

Die versammelten Fürsten wurden betreten. Die Welt wußte ja, daß die Ersten unter ihnen dieselben Männer waren, die einst den König aus den Armen seiner Mutter gerissen hatten, daß seine Jugend mißbraucht worden war, daß er kaum seit einem Jahre Herr seiner Beschlüsse gewesen. Es war zu fürchten, daß besonnene Menschen nicht begreifen würden, wie Heinrich so arge Unthaten zu verüben im Stande gewesen sei. In dieser Verlegenheit verabredeten sie ihren Beschluß, den König ab zu setzen, geheim zu halten, dem gemeinen Haufen der Vasallen aber bekannt zu machen: „man sei übereingekommen, daß die Sachsen dem König eine angemessene Genugthuung zu leisten hätten, der König dagegen den Sachsen Straflosigkeit und Sicherheit eidlich gewähren solle, Beides am Weihnachtsfeste zu Cöln;" endlich gaben sie sich gegenseitig das Versprechen, dahin zu wirken, daß die Absetzung des Königs allgemein gewünscht würde.

Die Sachsen gingen in ihr Land zurück; die übrigen Fürsten begaben sich nach Würzburg, um ihrem König und Herrn die verabredete Lüge zu überbringen. Der König, die Arglist nicht ahnend, erklärte freudig und unumwunden: „ihm liege nur der Friede im Reich am Herzen; er sei bereit jegliche Bedingung ein zu gehen.“ Diese Erklärung brachte die Fürsten zu der Besorgniß, daß derselbe Alles, was er in jugendlicher Unbesonnenheit gefehlt habe, in Vergessenheit bringen würde. Ihre Besorgniß wurde noch durch einen verdrießlichen Entschluß des Königes vermehrt: er weigerte sich seiner Kindheit eingedenk nach Cöln zu gehen. Und ein neuer Vorfall rechtfertigte seinen Argwohn gegen die Männer der Lüge und des Verrathes.

Der König wollte sich von Würzburg nach Regensburg begeben, verweilte aber einige Tage zu Nürnberg. Rudolf und Berthold waren in seinem Gefolge. Zu diesen Herzogen kam ein Mann Namens Regenger, der sich eines vertraulichen Umganges mit dem König erfreuet hatte: „der König hat mich und einige Andere, unter welchen Ulrich von Cosheim, mit Bitten und großen Versprechungen gelockt und gedrängt Euch und die andern Fürsten, die zu Würzburg versammelt gewesen sind, zu ermorden; die Uebrigen haben diesen Auftrag übernommen, ich allein habe gewagt den König von einem solchen Vorhaben ab zu mahnen; dadurch ist er so ergrimmt geworden, daß ich mich kaum durch eine schnelle Flucht zu retten vermocht habe.“ Er erklärte sich bereit die Wahrheit seiner Angabe durch das Gottesurtheil eines Zweikampfes mit dem Könige selbst oder mit jedem Andern zu erhärten. Die beiden Herzoge stellten sich erschrocken. Sie schickten Abgeordnete an den König: „da er die Treue gebrochen, Männern die nur für sein Wohl arbeiteten nach dem Leben getrachtet habe, so seien auch sie ihres Eides der Treue ledig; reinige er sich nicht, so hätte er von ihnen keine Hülfe zu erwarten.“ Der König durchschauete die Absicht. „Der Herzog Rudolf, sagte er, ist ungeduldig: er will König sein. Aber hinweg mit dieser arglistigen Weberei; mit meiner Faust will ich die Lüge zerstören. Die Majestät des königlichen Namens nicht achtend, will ich im Zweikampfe

mit dem Herzoge Rudolf die Schleichwege öffnen. Soll ich das Reich verlieren, so soll auch die Welt erkennen, daß ich es nicht durch meine Schuld verliere, sondern durch die Fallstricke und den Meineid dieses Mannes." Da näherte sich Ulrich von Cosheim: der König möge sich nicht zu Etwas verstehen, das unter der königlichen Würde sei; ihm selbst gezieme mit Regenger oder jedem Andern für seine eigene und für des Königs Unschuld zu kämpfen. Sogleich begab er sich zu dem Herzoge Rudolf: er sei bereit zu beweisen, daß Regenger's Angabe eine Lüge sei. Der Herzog erwiderte: er müsse die Meinung der übrigen Fürsten einholen.

Heinrich IV setzte seine Reise nach Regensburg fort. Der Herzog Welf und die Bischöfe von Regensburg und Salzburg kamen ihm entgegen, sprachen zu ihm von Treue und Ergebenheit. Er aber hatte alles Vertrauen verloren. Von einer feindlichen Welt umgeben schauete er verzagt oder mit verachtendem Trotz in die Zukunft. Bald aber machte er eine andere Erfahrung, die wohl geeignet war ihm einigen Trost zu gewähren.

Die Sachsen nämlich kamen mit ihrer Empörung nicht weiter. Die Besatzungen in einigen königlichen Burgen vertheidigten sich mit der größten Tapferkeit; vor der Harzburg erlitten sie Verlust und Schmach. Deßwegen drängten sie die Fürsten am Rhein, einen neuen König zu erwählen. Der Erzbischof Siegfrid berief alle Fürsten des Reiches nach Mainz. Der König brach auch nach dem Rhein auf, von Allen begleitet die er zu halten oder zu gewinnen vermocht hatte. Zu Ladenburg aber in der Nähe von Worms ward er von einer so schweren Krankheit befallen, daß seine Feinde die Hoffnung faßten, eine neue Wahl sei unnöthig, sie würden über dem Grabe des Königes die Früchte ihrer Ränke ruhiger genießen. Der König jedoch überwand die Krankheit. Als er nun, kaum erstanden, sich nach Worms begeben wollte, da kamen ihm die Bürger dieser Stadt, wohl bewaffnet, wohl geordnet in einem schönen Zug entgegen: sie hatten den Bischof, der ihnen den Weg zu verlegen versucht, mit allen seinen Kriegern in die Flucht geschlagen. Als Sieger empfingen sie den König mit Jauchzen und Frohlocken, brach-

ten ihm Geld zur Fortsetzung des Krieges dar und schwuren ihm einen freudigen Eid, daß sie für seine Ehre mit treuer Ergebenheit bis zum Tode kämpfen wollten.

Der König war überrascht: was er niemals gefunden hatte, weder bei den Häuptern der Kirche noch bei den großen weltlichen Herren, Wahrheit, Treue, uneigennützige Ergebenheit, das fand er bei dem verachteten Haufen der Bewohner einer Stadt. Mit freudiger Seele zog er in Worms ein: vielleicht hatte er zum ersten Mal in seinem Leben das Gefühl ehrenvoller und vollkommener Sicherheit. Daher betrachtete er fortan die Stadt Worms als „die Burg des Reichs." Auch hat er bald nach diesem Vorgang in einer feierlichen Urkunde die Treue von Worms öffentlich anerkannt, die Einwohner für die würdigsten Bürger erklärt, ihnen zum Beweise seiner Dankbarkeit in sechs königlichen Städten, unter welchen Frankfurt, Dortmund, Goslar, für einige Zeiten die Zollfreiheit ertheilt. Aber Heinrich vermochte die Gesinnung der Bürger von Worms nur als Etwas Einzelnes auf zu fassen, den Tag, als dessen Morgenröthe er dieselbe hätte begrüßen sollen, ahnete er nicht; noch weniger wagte er, den frischen Geist des jungen Bürgerthums in den Städten auf zu rufen, sich frei und entschlossen mit demselben zu verbinden. Dennoch sind die Vorgänge in Worms nicht ohne unmittelbare Wirkung geblieben; sie haben den Zweck der Fürstenversammlung zu Mainz gänzlich vereitelt. Manche, die unterwegs waren, kehrten nach Hause zurück; Andere, die sich schon in Mainz befanden, verliessen heimlich die Stadt; Wenige harrten aus, erklärten aber, daß sie allein in so großen Angelegenheiten Nichts entscheiden könnten. Wäre der König ruhig in Worms geblieben, hätte er sich schweigend stärker gerüstet: die Verbündung der Fürsten gegen ihn würde in sich selbst zerfallen sein. Ihm aber lagen seine frühern Schicksale zu schwer auf der Brust, als daß er nicht durch Aussöhnung mit seinen Feinden die Ruhe her zu stellen versucht haben sollte. Er schickte an die Fürsten in Mainz, und bat um eine vertrauliche Besprechung zu Oppenheim. Die Fürsten, verzagt und argwöhnisch, wagten den Vorschlag nicht an zu nehmen. Da aber der König

sich jetzt freiwillig erbot, wegen ihrer Sicherheit Geissel zu stellen, so stellten sie gleichfalls Geissel und begaben sich nach Oppenheim.

Zu Oppenheim fand Heinrich dieselben finstern Männer, die sein Schrecken gewesen waren von Kindheit an. Dieser Anblick brachte das alte Grauen in seine Seele zurück; er verlor Fassung und Halt. In seiner Bestürzung flehte er auf seinen Knieen die Fürsten an: „sie möchten an den Eid der Treue denken, den sie ihm geschworen hätten; was er gefehlt, möchten sie seinem jugendlichen Alter verzeihen: fortan werde er alles Knabenhafte ablegen, Nichts denken, Nichts thun als was tugendhaft, was ehrbar, was einem König, einem Manne gezieme." Die Fürsten aber sahen in seiner Demüthigkeit nur den Beweis, daß sie Nichts zu fürchten hätten. Also wiesen sie seine Bitte kalt, rauh, frech zurück: „da er die Treue nicht bewahrt habe, so könne er auf Treue keinen Anspruch machen; er sei gegen Freund und Feind verrätherisch gewesen; noch vor Kurzem habe er Henker und Tod gegen sie bereitet; Ulrich von Cosheim möge mit Regenger den Zweikampf bestehen: siege Ulrich, so würden sie, ohne einen Widerspruch zu erheben, zu seiner Treue zurückkehren." Da antwortete der König: „Das habe ja Rudolf von Schwaben verhindert." Und sogleich bestimmte er den Vierzehnten Januar's des folgenden Jahres 1074 als den Tag, da der Zweikampf auf einer Insel im Rhein bei Mainz Statt finden sollte.

Ehe aber der Tag heran kam, wurde Regenger von einem so schrecklichen Wahnsinn ergriffen, daß er sich auf eine schauderhafte Weise zu Tode tobte. Dieser Tod überzeugte die Welt von der Unschuld des Königs, änderte aber die Gesinnung der Feinde desselben nicht. Sie sahen das Werkzeug ihrer Ränke dahin fahren und verfolgten ihre alte Bahn. Uebrigens ging zu derselbigen Zeit auch Egeno gänzlich zu Grunde. Seiner Besitzungen verlustig erklärt hatte er Straßenräuberei getrieben, war ergriffen und der Augen beraubt worden. Seitdem hatte er als armer blinder Mann sein Brod gebettelt. Zwischen Regenger's Schicksal und dem seinigen war aber der Unterschied, daß er durch menschliche

Leidenschaft und Gewalt bis zu der äußersten Gränze menschliches Elendes hinab gewürdigt wurde, Regenger dagegen einen so plötzlichen als schauderhaften Tod im Schrecken vor seiner eigenen That durch die Macht des Gewissens fand.

11.

Friede mit den Sachsen. Die Zerstörung der Harzburg.

Während des ungewöhnlich harten Winters liessen die Sachsen und Thüringer von den Belagerungen der königlichen Burgen nicht ab. Die Besatzung der Asenburg schickte die dringendste Bitte an den König nach Worms, sie doch zu retten: der Hunger verzehre sie; ihr sei Nichts übrig als zu sterben oder sich zu ergeben. Der König mußte die treuen Männer ihrem Schicksal überlassen. Im Anfange des Jahres 1074 wurde die Burg übergeben: die Sachsen zerstörten dieselbe von Grund aus. In der Burg Volkerode befand sich des Königes schwangere Gemahlin; die Zeit ihrer Entbindung war nahe; Heinrich erhielt die Nachricht, daß auch diese Burg belagert würde. Er schickte den Abt von Hersfeld an die Belagerer: die Thüringer verstatteten der unglücklichen Frau, die Burg zu verlassen. Sie begab sich mit dem Abte nach Hersfeld und blieb daselbst in einem Kloster, in welchem sie am Zwölften Februar's einen Sohn gebar, der in der Taufe den Namen Konrad erhalten hat.

In seiner unerhörten Noth wandte Heinrich sich von Neuem an die Erzbischöfe von Mainz und Cöln: sie möchten doch noch einen Versuch machen die Sachsen zu einer friedlichen Unterhandlung zu bewegen. Siegfrid und Hanno trafen mit einigen sächsischen Fürsten bei einer Zusammenkunft in Corvei folgende Uebereinkunft: „Im Anfange des Monates Februar sollen alle Fürsten des Reiches zu einem öffentlichen Tag nach Fritzlar berufen werden um dem wankenden Reich ein Haupt zu setzen.“ Dieser Beschluß wurde dem Könige mit der Erklärung zugesendet, daß er selbst in Fritzlar erscheinen möge um sein Recht mit seinen eigenen Worten zu vertheidigen. Heinrich, von dem Gefühl der

Scham und der Noth durchdrungen, faßte den Entschluß lieber mit den Waffen in der Faust das Leben als auf eine so schmähliche Weise das Reich zu verlieren. Er schickte an alle Fürsten des Reiches die Aufforderung, daß sie zu ihm stoßen, ihm am Tage seiner Ehre, am Tage der Entscheidung nicht fehlen möchten. In der That stellten sich viele Bischöfe ein, aber nicht mit einer kriegerischen Mannschaft, sondern um guten Rath zu geben, um sich nach beiden Seiten sicher zu stellen. Die Verräther von Gerstungen jedoch hielten eine solche Vorsicht nunmehr für überflüssig. Die Erzbischöfe von Mainz und Cöln, die Bischöfe von Strasburg und Worms, die Herzoge von Bayern, Schwaben, Ober-Lotharingien und Kärnthen, so wie die Lehnleute der Aebte von Fulda und Hersfeld erklärten dem König unbefangen, ohne Scham und Scheu: sie würden niemals die Waffen gegen die Sachsen gebrauchen; die harte Noth rechtfertige Alles, was dieselben gethan hätten.

Dennoch brach der König im Monate Januar von Worms auf und zog über Hersfeld nach der thüringischen Gränze. Sein Heer wird auf 20,000, es wird auf 6000 Mann angegeben, die Meisten von wankender Treue. Die Sachsen und Thüringer standen in der Gegend von Berka an der Werra: das Heer soll 40,000, es soll 60,000 Mann stark gewesen sein. Heinrich schickte den Abt von Hersfeld mit der Anfrage zu dem feindlichen Heer: ob sie eine Gesandtschaft von ihm annähmen, derselben freie Rückkehr zusichern wollten? Die Sachsen überraschten ihn mit folgender Antwort: „Nach dem Rechte der Völker seien Gesandte unverletzlich. Sie seien nur aus Noth in's Feld gezogen, zur Vertheidigung, nicht zum Angriff. Würde die Noth entfernt, so würden sie ihre Schwerter gern in die Scheide stecken."

Der Aufstand der Sachsen war das Werk der Fürsten, vor Allen Otto's von Nordheim. Die gemeine Masse der Vasallen war nur durch Ränke und Lügen zu den Waffen, durch die Aussicht auf einen raschen Sieg in's Feld gelockt. Der Sieg aber war ausgeblieben; nach sechs oder sieben Monaten großer Aufopferung war man kaum weiter als im Anfang. Inzwischen hatte der harte Winter große Leiden

über Menschen und Thiere gebracht; die Gränzen des Landes waren täglichen Angriffen von wendischen Völkern ausgesetzt; Unzufriedenheit, Unmuth, Uneinigkeit waren im sächsischen Heer allgemein geworden. Die Fürsten hatten sich schon genöthigt gesehen 11,000 gemeine Dienstmannen nach Haase zu schicken. Daher ihre milde Antwort. Heinrich jedoch, unbekannt mit der Uneinigkeit im sächsischen Heere, sandte vier Bischöfe in das feindliche Lager um wegen eines friedlichen Abkommens zu unterhandeln. Diese Botschafter aber unterrichteten die sächsischen Fürsten selbst von dem Zustande des königlichen Heeres. Sogleich wiederholten diese Fürsten nicht nur ihre alten Forderungen, sondern fügten selbst noch drei neue hinzu: Otto von Nordheim muß das Herzogthum Bayern wieder erhalten; Alle, die vom König abgefallen sind, sollen mit Untersuchung und Bestrafung verschont bleiben, im Besondern die Erzbischöfe von Mainz und Cöln, so wie der Herzog Rudolf von Schwaben; die Bischöfe, die als Vermittler des Friedens aufgetreten sind, sollen als Bürgen für die Erfüllung des Friedens dienen.

Heinrich, erstaunt über diese Wiederholung und Schärfung der alten Forderungen, beschloß am folgenden Tage den Feind in seinem Lager an zu greifen. Er gab den Fürsten, die um ihn waren, den Befehl am andern Morgen ihre Mannschaften in Schlachtordnung zu stellen. Die Fürsten versprachen. Als aber der König an dem bezeichneten Ort erschien, fand er Niemand, wartete vergeblich auf den Anzug der Fürsten. Er war außer sich vor Schmerz und Zorn; er rief Himmel und Erde zu Zeugen dieser Schmach. Von den Fürsten, die er über ihr Ausbleiben befragen ließ, erhielt er die trockene Antwort: sie hielten die Sache der Sachsen für gerecht. Hierauf redeten die wenigen Getreuen, deren Rath Heinrich vertraulich zu vernehmen pflegte, ihm zu, daß er sich in die Nothwendigkeit fügen möge; was jetzt verloren würde könnte wieder gewonnen werden; nicht Diejenigen, die ihm gegenüber ständen, sondern Diejenigen, die er heran geführt hätte, seien seine schlimmsten Feinde. Der König berief die Bischöfe und Herren zu einer Versammlung und trug ihnen auf, sich zu den Sachsen zu begeben und den

Frieden, so günstig als möglich ab zu schließen. Die Fürsten erwiderten: von Unterhandlungen könne nicht mehr die Rede sein, sondern nur von Annahme oder Nichtannahme. Da endlich sprach Heinrich das Wort der Verzweiflung aus: er nehme die Bedingungen der Sachsen unbedingt an, und beschwor diese Erklärung. Sogleich begaben sich alle Fürsten aus seinem Lager in das Lager der Sachsen.

Zu derselben Zeit befand sich auch das Lager der Sachsen und Thüringer in der wildesten Verwirrung. Die ganze dienstpflichtige Mannschaft war im Aufstand gegen die Fürsten. Sie warf denselben vor, daß man sie ohne Ursache, ja um Nichts in die Kriegsstürme hinein gerissen hätte. Diese Wirrniß wurde unterbrochen durch die Ankunft der Fürsten aus dem Lager des Königes. Da wollten die Sachsen noch die Bestimmung in den Friedensschluß aufgenommen wissen, daß sie, wenn der König irgend eine Bedingung unerfüllt liesse, das Recht haben sollten, die Waffen zu ergreifen, um ihn als einen Meineidigen vom Reiche zu vertreiben. Auch diese Bedingung wurde genehmigt, der Friede abgeschlossen. Hierauf zog das Heer der Sachsen und Thüringer am Zweiten Februar's nach Gerstungen um den König zu begrüßen.

Inzwischen war dem König ein anderer Gedanke durch die Seele gegangen. Die sächsischen Fürsten hatten den Frieden abgeschlossen ohne Einverständniß mit den Genossen ihrer Verschwörung im südlichen und westlichen Teutschland; dem Herzoge Rudolf hatten sie eine große Hoffnung verdorben; auch hatten sie in dem Frieden nur der Erzbischöfe von Mainz, von Cöln, und des Herzoges Rudolf ausdrücklich gedacht, und in einer Weise, die ihnen nicht angenehm sein konnte: sie waren als Abgefallene vom Könige bezeichnet, und für den Abfall war ihnen Straflosigkeit ausgewirkt worden. Der König faßte die Hoffnung, daß die südlichen und westlichen Fürsten, vor Allen die drei genannten, durch Zorn, Neid und Eifersucht gegen die Sachsen aufgebracht werden müßten. Diese Spaltung glaubte er benutzen zu können um die Verschwörung zu zerstören, den Sachsen ihren Sieg zu verderben. Er empfing die Sachsen feierlich, bestätigte den Frieden mit lauter Stimme und umarmte die Fürsten allzu-

mal. Alsdann beschenkte er Diejenigen, die seine Sache geführt zu haben behaupteten, entließ Alle die auf seiner Seite gestanden hatten, schloß sich den Sachsen an und zog mit ihnen nach Goslar. Unterwegs gaben die sächsischen Fürsten den Befehl alle Belagerungen königlicher Burgen auf zu heben; Heinrich gab den Besatzungen den Befehl zuvörderst die Vorräthe in den Burgen auf zu zehren und alsdann die Burgen den Sachsen oder Thüringern zu übergeben. Dieser Befehl aber erregte sogleich den Argwohn der Sachsen; sie blieben unter den Waffen.

In Goslar bezeugte der König der Besatzung der Harzburg seine Dankbarkeit. Diese Männer aber waren höchst unzufrieden; sie zeigten ihm die Gräber der erschlagenen Feinde, tadelten seine Nachgiebigkeit, als wäre das Reich in der Harzburg zu retten gewesen. Die Sachsen forderten, daß die Harzburg sogleich zerstört werden sollte. Heinrich stellte ihnen vor: sie möchten doch nicht im Angesicht der treuen Besatzung dieser Burg so ungestüm in ihn dringen, sondern über eine so große Angelegenheit die Meinung der übrigen Fürsten des Reiches vernehmen. Da er zugleich die Fürsten auf den Zehnten des Monates März nach Goslar zu berufen versprach, so willigten die Sachsen ein, wohl voraussehend daß bei dieser Lage der Dinge und wegen der Kürze der Zeit der Reichstag nicht zu Stande kommen würde. Wirklich erschien an dem bestimmten Tage nicht ein Einziger von den übrigen Fürsten; die sächsischen und thüringischen dagegen zogen mit einer unübersehbaren Menge von Bewaffneten heran, lagerten sich in der Nähe von Goslar und forderten die Ausführung des Friedens. Heinrich stellte den Ungestümen nochmals vor: „die Burgen, vor allen die Harzburg, seien mit ungeheueren Kosten lediglich zum Schutze des Reichs erbauet worden; es würde unverständig sein sie zu vernichten; auch schlössen sie große Heiligthümer ein, welche zu verletzen frevelhaft sein würde. Diese Angelegenheit sei daher eine Sache des Reichs und nicht der Sachsen allein, also möchten sie doch eine Verhandlung mit den übrigen Fürsten abwarten." Die Sachsen erwiderten: „nicht zum Schutze des Reiches, sondern zu ihrer Beknechtung seien die Burgen

erbauet; so lange die Burgen drohten, gebe es weder Freiheit noch Sicherheit." Drei Tage stand Heinrich fest; am vierten ward ihm die Nachricht gebracht, die Sachsen seien im Anzuge gegen die königliche Pfalz. Da drangen der Erzbischof von Bremen und die Bischöfe von Zeitz und Osnabrück in den König, daß er der Nothwendigkeit weichen möchte; und Heinrich erkannte die Macht der Dinge und gab die nöthigen Befehle zur Zerstörung der Harzburg. Er machte jedoch zwei Bedingungen, die von den Sachsen angenommen wurden; zuerst: auch die Sachsen und Thüringer sollen die Burgen zerstören, die sie während seiner Regierung erbauet haben; zweitens: von der Harzburg sollen nur die Festungswerke abgeworfen werden, die Gebäude im Innern, die Kirche und das Kloster verschont bleiben. Sogleich begann die Abtragung der Mauern; die Bergspitze hatte bald ihr drohendes Ansehen verloren; die heiligen Gebäude standen zugänglich da für Jedermann. Der König verließ die Harzburg, den Ort jugendlicher Träume und schwerer Erinnerungen um sich nach Worms, der Stadt der Treue und des Vertrauens, zu begeben.

Am dritten Tage nach seiner Abreise stürmte ein großer Haufe rohes Gesindels gegen die Harzburg heran, brach die letzten Grundmauern aus, warf andere Gebäude nieder, raubte die Kostbarkeiten des Königs und der Kirche, zerstörte die Altäre, steckte die Kirche in Brand, schonte sogar die Gräber der Todten nicht, riß die Gebeine von einem Sohne und dem Bruder des Königs aus den Gräbern und zerstreuete sie weithin wie gemeinen Unrath.

Die sächsischen Fürsten erschraken selbst vor der frevelhaften Zerstörung. Sie verhängten grausame Strafen über die unglücklichen Werkzeuge der That; auch schickten sie eine Gesandtschaft an den König: er möge ihnen den Frevel nicht zurechnen; sie verabscheueten das Geschehene nicht minder als er. Heinrich antwortete kurz und kalt: „ich bin, von meinem Heere verlassen, außer Stande den Frevel mit den Waffen zu rächen; deßwegen werde ich mich an die Kirche wenden und Gottes Hülfe anrufen." Sogleich schickte er Abgeordnete nach Rom.

Neunzehntes Buch.

1.

Unglück der Stadt Cöln. Das Verbot der Priesterehe.

Gregor VII, seitdem er auf dem Stuhle des Apostels saß, hatte mit rastlosem Eifer für seinen Zweck gearbeitet; er hatte Großes erreicht, Größeres vorbereitet: seine Wirksamkeit dehnte sich über die ganze christliche Welt aus. Alles aber, was er that oder forderte, stellte er hin als altes von den Vätern überliefertes Recht, durch ausdrückliche Zugeständnisse und Beschlüsse oder durch die Natur der Dinge begründet.

Am Meisten war seine Aufmerksamkeit auf Italien und auf Teutschland gerichtet. In Italien war schon Vieles geschehen. Die Kirche zu Mailand bot keine Gefahr mehr dar. Die Verbindung der Normannen mit dem römischen Stuhl war erneuert und verstärkt: der Fürst Richard von Capua richtete sich ganz nach den Befehlen des Papstes. Am Wichtigsten aber war, daß die Markgräfin Mathilde von Toscana sich fest an den Papst angeschlossen hatte. Diese Frau verband mit den schönsten weiblichen Tugenden, mit inniger Frömmigkeit und tiefer Demuth vor Gott einen scharfen Verstand, eine unerschütterliche Willenskraft. Reich an Kenntnissen, reich an Gütern dieser Welt bewies sie die höchste Ehrerbietung für den Geist, förderte jede menschlich edele Bestrebung, erhob über Alles die Wissenschaft. Auch scheuete sie das Geräusch der Waffen, das Getümmel des Kampfes nicht. Ueberall suchte sie Gerechtigkeit zu üben, ein besseres

Recht in's Leben ein zu führen. Hätte Gregor VII je in seinem Systeme geschwankt: diese Frau würde ihn zur Festigkeit ermahnt haben; hätte die Welt ihn verlassen: sie würde ihm treu geblieben sein.

In die Verhältnisse Teutschland's hatte sich der Papst bisher nicht öffentlich eingemischt. Das verrätherische Treiben gegen den König erfüllte ihn mit Unwillen und Abscheu; zu dem jungen verwilderten Könige konnte er kein Vertrauen fassen. Dennoch hing seine Seele zu dem König. Die Fürsten hatten ihn gegen Heinrich IV ein zu nehmen versucht, im Besondern der Herzog Rudolf: er aber hatte sie mit leeren Worten hingehalten, seine wohlwollende Gesinnung für den König nicht verhehlt. Als dagegen auch Heinrich sich an ihn gewandt, seine Sünden bekennend, seine Fehler mit seiner Jugend entschuldigend, Besserung gelobend, da hatte er eine große Freude kund gegeben. Also hegte der König die Hoffnung, daß seine Klage wider die Sachsen vor dem apostolischen Stuhle nicht ohne Erfolg sein würde.

Inzwischen trug sich ein merkwürdiger Vorgang zu, der freilich, weil Heinrich ihn nicht benutzen konnte, nur als ein Zeichen dieser Zeit, als ein neuer Vorbote künftiger Ereignisse von Bedeutung ist. Der Bischof Friedrich von Münster hatte das Osterfest, 1074, in Cöln gefeiert. Als er heimkehren wollte, gab der Erzbischof Hanno seinen Leuten den Befehl ein geeignetes Schiff herbei zu schaffen. Den Leuten gefiel das Schiff eines reichen Kaufmanns; also liessen sie die Ladung heraus schaffen. Der Sohn des Eigenthümers aber eilte mit seinen Dienern und einigen Söhnen der Stadt herbei und vertrieb die Leute des Erzbischofs aus dem Schiffe. Da eilte der Stadtvogt mit Bewaffneten heran; aber auch viele junge Männer sammelten sich zu dem Kaufmann. Der Stadtvogt wurde zur Flucht genöthigt. Endlich stillte der Erzbischof selbst den Lärm, befahl des Kaufmannes Schiff unangetastet zu lassen, stieß aber beleidigende Worte gegen die Bürger aus, drohte den meuterischen Burschen mit gebürender Züchtigung. Diese Schmähworte, diese Drohungen liefen von Mund zu Mund durch die Stadt, neben denselben der Name Worms: „der Stadt Cöln gezieme nicht

hinter Worms zurück zu bleiben." In zwei oder drei Tagen war eine große Einigung der Einwohner zu Stande gebracht; der Held derſelben war der junge Kaufmann, der ſeines Vaters Eigenthum vertheidigt hatte.

Am Mittewoch nach dem Oſtertage predigte Hanno zum Feſte des Märtyrers Georg. In einer harten Rede erklärte er: die Stadt Cöln habe ſich in die Gewalt des Teufels gegeben; ſie werde zu Grunde gehen, wenn ſie nicht den Zorn Gottes ab zu wenden ſuche. Am Abend ſaß der Erzbiſchof mit dem Biſchofe von Münſter zum Mahle. Da drang eine große Menſchenmenge, der junge Kaufmann mit Helm und Harniſch angethan voraus, Steine und Pfeile werfend heran, und brach in die prieſterliche Wohnung ein. Die beiden Biſchöfe vermochten ſich kaum in die Capelle zu retten. Der Palaſt wurde geplündert, geſchändet; der wilde Haufe berauſchte ſich in den erzbiſchöflichen Kellern, ſtürmte mit wüſtem Gebrüll in die Capelle und ſchonte das Heilige nicht. Aber die Biſchöfe waren ſchon entkommen und gelangten glücklich nach Neuß. Sogleich wurden die Vaſſallen des Erzbiſchofes zu den Waffen gerufen. Die Einwohner fingen an die Stadt zu befeſtigen, und ſchickten Abgeordnete an den König. Aber die raſche Entwickelung der Dinge hemmte ihre Arbeiten, zerſtörte ihre Hoffnungen.

Schon am vierten Tage nach ſeiner Vertreibung erſchien der Erzbiſchof Hanno mit vielen Lehnleuten und Dienſtmannen vor der Stadt. Die zuerſt überraſchten, bald uneinigen Einwohner ſchickten Abgeordnete, baten um Frieden, bekannten ihre Schuld. Hanno erwiderte: den Reuigen werde er ſeine Verzeihung nicht verſagen. Auf dieſes Wort lieferten die Einwohner ihre Waffen aus. Alsdann der Befehl: die Schuldigen ſollten bei Strafe des Bannes vor dem Erzbiſchof erſcheinen. Sogleich zogen die Wehrloſen barfuß und in wollenen Hemden aus der Stadt. Im Heere des Prieſters aber war die Raubluſt ſo groß, daß er keinen Ausſpruch zu thun wagte: er entließ die Unglücklichen mit dem Befehle, ſich am dritten Tage in der Peterskirche zu ſtellen. Inzwiſchen bewog er die rohe Menge, die ihm gefolgt war, zur Heimkehr. Hierauf ließ er die Stadt von ſeinen Vaſſallen beſetzen; er

ſelbſt begab ſich erſt am folgenden Tage hinein. In der Nacht aber hatten ſich mehr als 600 der reichſten Kaufleute aus der Stadt geflüchtet um den Schutz des Königs an zu flehen. Dieſe Flucht ſetzte die übrigen Menſchen in ſolche Angſt, daß Keiner in der Peterskirche vor dem finſtern Prieſter zu erſcheinen wagte. Alſo drangen die Vaſſallen mit dem Schwert in der Fauſt in die Häuſer ein, raubten, mordeten, ſchleppten ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht Alle die dem Tod entgangen waren in Gefängniſſe. Einigen wurden die Augen ausgeriſſen: dieſes Schickſal traf auch den jungen Kaufmann, der zu dem Aufſtande Veranlaſſung gegeben hatte; Andere wurden mit Gerten gehauen, Alle ihres Vermögens beraubt. Dennoch mußten ſie ſchwören, daß ſie die Stadt für den Erzbiſchof vertheidigen, im Beſondern Alle als ihre ärgſten Feinde betrachten wollten, die ſich durch die Flucht gerettet hatten.

Inzwiſchen hielt Gregor VII in Rom eine große Kirchenverſammlung, bei welcher die Markgräfin Mathilde und einige weltliche Fürſten Italien's gegenwärtig waren. In derſelben ſetzte er zwei Beſchlüſſe durch, welche für die Ausführung ſeines Gedankens von der Erhebung der Kirche über alle weltliche Macht ſehr wichtig waren: gegen die Simonie und gegen die Ehen der Geiſtlichen. Die Simonie ward am Leichteſten behandelt. Zwar wurde die Strafe des Bannes ſowohl den Verkäufern als den Käufern einer Kirche angedroht, aber Niemand fand die Sache bedenklich. Anders war es mit dem Verbote der Prieſterehe: „Keiner ſollte fortan ein geiſtliches Amt erhalten, der ſich nicht zur Eheloſigkeit verpflichtet hätte; die Geiſtlichen, die ſchon verheirathet wären, ſollten ihre Frauen von ſich entfernen; kein Laie ſollte bei einem Geiſtlichen, der dieſer Vorſchrift zuwider handele, irgend eine religioſe Hülfe ſuchen: der Segen eines ſolchen Geiſtlichen ſollte ein Fluch ſein.“ Dieſes Decret wurde ſogleich in alle chriſtliche Länder geſendet; durch Zuſchriften oder beſondere Geſandſchaften ſuchte der Papſt die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und andere Männer von bedeutendem Einfluſſe für daſſelbe zu gewinnen, ſie von der Nothwendigkeit deſſelben zu überzeugen, zur Ausführung dringend auf zu fordern.

Mitten unter diesen Beschäftigungen empfing er die Abgeordneten des Königes Heinrich mit der Klage, daß die Sachsen den Frieden von Gerstungen gebrochen, in der Harzburg schreckliche Frevel verübt hätten. Sogleich beschloß er, zuvörderst eine Gesandtschaft an den König zu schicken, und bewog die Kaiserin Agnes mit den Gesandten nach Teutschland zu ihrem Sohne zu reisen, um denselben desto leichter von seiner wohlwollenden Gesinnung, von der Redlichkeit seiner Absichten zu überzeugen und dadurch zu einem festen Anschliessen an ihn, den Papst, zu vermögen. Heinrich befand sich als die Gesandtschaft anlangte zu Nürnberg, wo er so eben die Nachricht von den Vorgängen zu Cöln erhalten hatte. Er wurde von der Erscheinung seiner Mutter tief ergriffen, und nahm, wenn auch nicht ohne Widerstreben, ihre mütterlichen Rathschläge mit Ergebung an. Von seinen Verhandlungen mit den päpstlichen Gesandten ist kaum Etwas bekannt; als sie aber von ihm verlangten daß er nach den Satzungen der Kirche die Befreiung vom Kirchenbann erwirken sollte, in welchen er durch den Verkauf geistlicher Würden verfallen wäre, da lehnte er diese Anklage ab: er habe sich der Simonie nicht schuldig gemacht; er müsse zwar zugestehen, daß der Bischof Hermann von Bamberg durch Simonie zu seiner Würde gelangt sei, aber er sei bei dieser Gelegenheit hintergangen; auch seien fünf seiner Räthe von Alexander II wegen Simonie aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen worden; da indeß wegen des Ablebens Alexander's der päpstliche Spruch in Vergessenheit gerathen, so habe er zwar diese Räthe behalten, werde sie aber jetzt entfernen. Ferner begehrten die Gesandten eine Kirchenversammlung im teutschen Reiche zu halten; der König gab sogleich seine Genehmigung. Die teutschen Bischöfe jedoch, vor Allen der Erzbischof Liemar von Bremen, widersetzten sich: nach altem Rechte dürfe nur der Erzbischof von Mainz Synoden im teutschen Reiche veranstalten; Legaten des Papstes stehe dieses Recht nicht zu. Die Kirchenversammlung mußte daher unterbleiben. Endlich entließ der König die päpstlichen Gesandten mit einem Schreiben an den Papst, in welchem er dem heiligen Vater die schuldige Unterwürfigkeit versprach.

Auf den Bericht der Gesandten untersagte Gregor VII dem Erzbischof Liemar die Verwaltung seines erzbischöflichen Amtes und lud ihn vor die nächste Kirchenversammlung. Den Bischof Hermann von Bamberg erklärte er seines Bisthums entsetzt. Den König dagegen begrüßte er in zwei Schreiben als seinen geliebtesten Sohn mit dem apostolischen Segen, versicherte ihn, daß er seiner bei der Feier der Messe gedenke und Gott flehentlich bitte, ihn in seiner kundgegebenen Gesinnung zu kräftigen, ermahnte ihn vorsichtig mit seinem Vertrauen zu sein, warnte vor Allen, die Uneinigkeit zwischen dem Papst und dem Könige zu erregen suchen möchten, sprach endlich das Vertrauen zu der göttlichen Barmherzigkeit aus, daß sie einst offenbaren würde, mit welcher Innigkeit er ihn liebe. „Zu dieser Liebe, sagt er, treibt mich das Gebot aller Christen, der kaiserlichen Majestät, der Macht des apostolischen Stuhles; wenn ich dich nicht liebte, wie ich soll, so würde ich mich umsonst auf die Barmherzigkeit Gottes, auf das Verdienst des Apostels Petrus verlassen.“ Zugleich bezeugte er der Kaiserin Agnes seine Dankbarkeit für ihre Aufopferung: sie habe mit unaussprechlicher Anstrengung für den Frieden der Kirche gearbeitet, den Thron und den Altar, das Priesterthum und das Königthum durch das Band der Liebe zu vereinigen gestrebt; er hege den festen Glauben, daß sie noch mit Freude und Frohlocken selbst sehen werde, wie Gott sich ihres Sohnes erbarme. Aber auf die Klage des Königes gegen die Sachsen that er Nichts. Eine Verzögerung seines Einschreitens drohte keine Gefahr; wohl aber mochte er für nothwendig halten, daß der König die Gesinnung, die er mit Worten bekannt hatte, auch durch Handlungen, durch Thaten bewähre.

Unterdeß war das päpstliche Verbot der Priesterehe bekannt geworden. Sogleich entstand überall unter den Geistlichen eine große Aufregung, durch welche sie von der Theilnahme an weltlichen Angelegenheiten abgezogen wurden. Heinrich wollte diesen Augenblick zu einer Heerfahrt nach Ungarn benutzen. Der junge König Salomo, von seinen Vettern, Geisa, Ladislav und Lambert, nach einer Reihe widerwärtiger Auftritte zur Flucht genöthigt, hatte Schutz und Rettung

bei ihm ſeinem Schwager geſucht. Heinrich glaubte dem König und ſich ſelbſt eine Heerfahrt nach Ungarn ſchuldig zu ſein. Er begab ſich nach Regensburg. Hier erhielt er die falſche Nachricht: der König von England, Wilhelm der Eroberer, ſei von dem Erzbiſchof Hanno eingeladen mit einem Heere in Teutſchland zu landen, ſich des kaiſerlichen Sitzes in Aachen zu bemächtigen. Er gab daher den bedenklichen Zug nach Ungarn ſogleich und gern auf, um ſich ſelbſt und die Bürger von Cöln an dem Erzbiſchof zu rächen. Unterwegs aber kam ihm eine Geſandſchaft Hanno's entgegen: „der König ſei hintergangen; ſo verſtandlos ſei er nicht, daß er wünſchen könnte, das Vaterland den Barbaren zu überliefern.“ Zu Andernach erſchien der Erzbiſchof ſelbſt und beſtärkte mit einem Eide, daß er verläumdet worden ſei. Heinrich antwortete dem Prieſter mit Bitterkeit: „da dieſe Beſchuldigung hinweg falle, ſo wolle er auch andere, wegen ihrer alten Freundſchaft und aus Achtung für die erzbiſchöfliche Würde, auf ſich beruhen laſſen.“ Dennoch begab er ſich nach Cöln um die Einwohner wegen der Gräuel, die in der Stadt verübt waren, zu vernehmen. Aber die armen Menſchen, durch Blut und Gräuel eingeſchüchtert, wagten nicht irgend eine Anklage gegen den Erzbiſchof zu erheben; ſie ſchwiegen zu den harten Worten, mit welchen Hanno alle Schuld auf die Einwohner der Stadt warf. Der König verlangte verdrießlich, daß der Erzbiſchof den Einwohnern von Cöln Verzeihung gewähren, den Kirchenbann, den er ausgeſprochen, aufheben und ihm ſechs Vaſſallen als Geiſſeln ſtellen ſolle. Hanno aber verwarf dieſe Forderung als unerhört, unerträglich, unwürdig. Heinrich ſah ſich genöthigt die Sache auf zu geben. Alſo blieb das Schickſal der unglücklichen Stadt in der Hand des trotzigen Prieſters.

Der König begab ſich nach Aachen, alsdann nach Worms. Daſelbſt trafen neue Abgeordnete des Königes Salomo bei ihm ein. Salomo erbot ſich ihn als ſeinen Lehnherrn an zu erkennen, ihm einen jährlichen Zins zu zahlen, ſechs feſte Städte ſeines Reichs ein zu räumen. Heinrich forderte einige Fürſten auf mit ihm nach Ungarn zu ziehen. Alle aber entſchuldigten ſich. Er ſammelte daher ein freies Geleit und

drang mit demſelben in Ungarn ein, er fand aber nur ein völlig verwüſtetes Land, und ſah ſich genöthigt, thatlos zurück zu kehren.

2.

Wirkungen des Verbotes der Prieſterehe. Verbot der Inveſtitur.

Die Wirkungen des Verbotes der Prieſterehe fingen an ſich zu entwickeln. Nicht bloß die verheiratheten Geiſtlichen ſträubten ſich wider den päpſtlichen Befehl, ſondern auch die ehrwürdigſten Männer aus der höhern Geiſtlichkeit, die in freiwilliger Eheloſigkeit lebten, deren Tugend rein, deren Sitten fleckenlos waren, ſahen mit Schmerz das Unglück der Menſchen. Der zürnende Jammer füllte nicht bloß die Häuſer der Geiſtlichen, ſondern ergriff auch die Väter und Mütter ihrer Frauen, und Tauſende von Jungfrauen theilten den Schmerz. Mancher Biſchof ließ das päpſtliche Decret unbeachtet; unbetheiligte Geiſtliche widerlegten und verwarfen daſſelbe: ſie beſtritten es mit Ausſprüchen der heiligen Schrift, mit Gründen weiſer Männer, mit dem Glauben der Väter, mit den beſtehenden Verhältniſſen; ſie bezeichneten es als einen Quell mannichfaltiges Verderbens; ſie beſchuldigten den Papſt der Ketzerei, ſeine Lehre des Unſinns.

In Teutſchland, dem Lande häuslicher Tugenden, kam es zu den heftigſten Auftritten. Der Erzbiſchof Siegfrid von Mainz verſtattete den Geiſtlichen ſeines Sprengels eine Zeit von ſechs Monden zur Erfüllung der päpſtlichen Vorſchrift: die Geiſtlichen behielten ihre Frauen auch nach dem Ablaufe dieſer Friſt. Alsdann forderte er, im Monat October 1074, auf einer Synode zu Erfurt, daß ſie nunmehr der Ehe abſchwören oder dem Dienſte des Altars entſagen müßten. Die Geiſtlichen gingen hinaus um ſich zu beſprechen: Einige ſchlugen vor, ohne Weiteres nach Hauſe zurück zu kehren; Andere verlangten den Tod des Erzbiſchofes. Der erſchrockene Erzbiſchof verſprach, nach Rom zu ſenden um eine Milderung des harten Befehles zu bewirken. Das beruhigte.

Am folgenden Tag aber berief er eine neue Versammlung von Geistlichen und Laien und erhob abermals seine Ansprüche auf den Zehnten in Thüringen. Die Thüringer antworteten: diese Sache sei im Frieden von Gerstungen abgethan. Siegfrid verwarf diese Antwort. Da riefen die Thüringer in den Gassen der Stadt zu den Waffen. Bald drang eine große Menschenmenge heran; nur mit Mühe gelang es den Erzbischof zu retten. Siegfrid ging nach Heiligenstadt, und nahm durch Bannflüche Rache für die erlittenen Kränkungen.

Gregor VII hielt fest. Die Ehelosigkeit der Geistlichen schien ihm nothwendig und darum zulässig, ja gerecht. Auch zweifelte er nicht an dem Sieg. Und der Ausgang hat für ihn entschieden. Eben deßwegen darf die Sache nicht nach den Verhältnissen späterer Tage beurtheilt werden. Die Ehelosigkeit der Geistlichkeit hat in jener Zeit, in welcher sie erzwungen wurde, gewiß unermeßliches Unglück über Tausende von Menschen gebracht; aber eine andere Frage ist, ob nicht der Geist, die Pflege des Geistes, die Bildung des Menschengeschlechtes durch dieselbe gewonnen habe? Gewiß hat sie viel zur Einheit, zur Macht der Kirche beigetragen: und war diese Einheit, diese Macht der Kirche nicht nothwendig, wenn sie sich der rohen Gewalt des Schwerts entgegen stellen, den Druck mildern sollte, den das Lehnwesen auf das Leben gelegt hatte? Ist nicht auch vielleicht die germanische Welt durch die Ehelosigkeit der Geistlichen vor einem erblichen Priesterthume bewahrt worden? In dieser Welt ist Alles, was ursprünglich auf Widerruf, auf Lebenszeit verliehen war, erblich geworden, Ehren und Besitzungen, Würden und Rechte, Throne und Gewalten: ist es gewiß, daß die kirchlichen Würden und Güter nicht auch durch die Investitur und die Simonie, wenn die Geistlichen Familien gegründet hätten, im Verlaufe der Zeit erblich geworden sein würden? Ein Anfang war schon gemacht. Man findet Beispiele, daß geistliche Stellen vom Vater auf den Sohn und den Enkel übergegangen waren; man findet Beispiele, daß Kirchen den Töchtern von Geistlichen zur Ausstattung verliehen worden. In den weltlichen Verhältnissen sind zuerst

die Lehen der gemeinen Vaſſallen erblich geworden, alsdann die Lehen, Ehren und Würden der höhern, endlich der höchſten. Iſt es unmöglich, daß auch die Bisthümer, die Erzbisthümer, zuletzt der apoſtoliſche Stuhl ſelbſt erblich geworden wären? Ein erbliches Prieſterthum neben einem erblichen Adelthum würde ein Kaſtenweſen erzeugt haben, das ſchwer auf dem Geiſte gelaſtet hätte, ſchwer zu zerſtören geweſen ſein würde.

An ſolche und andere Folgen hat Gregor VII freilich wohl nicht gedacht: er hat dem Geiſte vielleicht in einem höhern Sinne gedient als er ſelbſt ahnte. In ſeinen Gedanken von der Freiheit und der Herrſchaft der Kirche verloren arbeitete er vorwärts und ſcheuete den härteſten Kampf nicht. Ehe noch voraus zu ſehen war, ob die Feuersbrunſt, die er erregt hatte, gelöſcht werden würde, warf er eine neue Brandfackel in die Welt hinein, die nicht minder hohe Flammen empor trieb. Die Simonie nämlich, die zwiſchen Weltlichen und Geiſtlichen Statt fand, war nicht zu vertilgen, ſo lange die Geiſtlichen mit den Gütern der Kirche von weltlichen Herren inveſtirt werden mußten. Daher gab der Eifer gegen die Simonie einen ſchicklichen Vorwand auch die Inveſtitur als ſündhaft und ketzeriſch zu verwerfen. Wenn aber dem Papſte der Verſuch auch die Inveſtitur ab zu ſchaffen gelang, ſo ſtand die Kirche in irdiſcher Beziehung frei auf freiem Boden, und durch die Eheloſigkeit der Geiſtlichen waren dieſe ſämmtlich frei von allen Verhältniſſen, die außer der Kirche lagen. Aber das Streben Gregor's mußte, wenn es gelang, viel weiter wirken: das Netz des Lehnweſens erhielt durch die Aufhebung der Inveſtitur einen großen Riß, in welchem ſich die Kräfte der Städte hinein zu drängen vermochten; die Scholle mußte aufhören für das Erſte zu gelten, und der Menſch, nur als Zubehör der Scholle zu erſcheinen.

Ueber das Verderbliche der Simonie gab es nur Eine Stimme; Simonie aber und Inveſtitur waren ſehr verſchieden. Wenn auch die weltlichen Fürſten der Ketzerei der Simonie entſagten, ſo war doch nicht zu erwarten, daß ſie die Inveſtitur, das Recht der Belehnung mit den Gütern des

Fiscus, aufgeben würden. Gregor jedoch mochte auf Heinrich's IV Jugend und Noth rechnen, wenigſtens von dieſem König erwarten, daß er ihm nicht entgegen treten würde. Auf die Mitwirkung der Geiſtlichen allzumal ſchien er ſich verlaſſen zu können, weil ein jeder Geiſtliche den Gedanken der gänzlichen Befreiung des Kirchengutes mit Begeiſterung ergreifen zu müſſen ſchien: vielleicht hoffte er ſogar, ſie in dieſer Begeiſterung auch für die Eheloſigkeit zu gewinnen. Gewiß iſt: Gregor VII trug kein Bedenken, die Inveſtitur kühn und entſchloſſen an zu greifen. Im Monate Februar, 1075, verſammelte er zu Rom ein allgemeines Concilium, in welchem er zuvörderſt viele Erzbiſchöfe und Biſchöfe, die ſich der Verordnung gegen die Ehen der Geiſtlichen widerſetzt hatten, die durch Simonie zu ihrer Würde gelangt oder anderer Vergehungen beſchuldigt waren, unter denſelben die Erzbiſchöfe von Bremen und Mainz nebſt ſechs teutſchen Biſchöfen, hierauf auch manche Laien, Hohe und Geringe, die Gewalt des apoſtoliſchen Stuhles ſtark und ſchneidend fühlen ließ. Alsdann wurde folgendes Decret erlaſſen: „Wer fortan ein Bisthum oder eine Abtei aus der Hand eines Laien annimmt, der ſoll nicht als Biſchof oder Abt anerkannt werden; ihm ſoll der Eintritt in die Kirche verboten ſein bis er die ſündhaft erworbene Stelle aufgegeben hat. Daſſelbe ſoll gelten von allen geringern geiſtlichen Würden. Jeden Kaiſer aber, jeden König, Herzog, Markgrafen, Grafen, jede weltliche Gewalt und jede weltliche Perſon, welche ſich anmaßt, die Inveſtitur mit einem Bisthum oder einer andern kirchlichen Würde zu ertheilen, ſoll gleichfalls die Strafe des Kirchenbannes treffen.“ Dieſen Beſchluß jedoch theilte der Papſt nur den Geiſtlichen mit; für die Mittheilung an die weltlichen Herren ſollte die Gelegenheit zur Anwendung abgewartet werden. Daher geſchah, daß dieſer gewaltige Vorſchritt nicht das Aufſehen erregte, das man erwarten möchte.

3.

Heinrich's IV Sieg über die Sachsen und Thüringer bei Hohenburg.

Heinrich IV war seit seiner Zurückkunft aus Ungarn im südlichen Teutschland geblieben, um kirchliche Dinge unbekümmert, nur bemüht, die Fürsten wider die Sachsen zu gewinnen. Der Versuch gelang. Rudolf von Schwaben glaubte im Frieden von Gerstungen von den Sachsen verlassen, verrathen zu sein: in dem Verlangen nach Rache verband er sich mit Heinrich, seinem Schwager. Der Herzog Welf sollte nach den Bedingungen dieses Friedens das Herzogthum in Bayern an Otto von Nordheim zurückgeben: er mußte den Umsturz des Friedens mit aller Macht erstreben. Manche andere Fürsten waren über die Zerstörung der Harzburg aufgebracht oder zürnten über das eigenmächtige Verfahren der Sachsen: dieser war unzufrieden, weil er nach großen Erwartungen seine Hände leer sah, jener hielt für das Sicherste seine Fahne auf die Seite zu stellen, an welcher sich die größere Macht zu stellen schien; Alle zeigten sich für die Verheissungen empfänglich, mit welchen Heinrich nicht sparsam war. Auf die geistlichen Fürsten wirkten überdieß die freundlichen Verhältnisse zwischen dem König und dem Papste; Keiner hielt für rathsam sich bei dieser Eintracht als einen Feind des Königes zu beweisen. Wer sich der Simonie schuldig fühlte, wer bei dem Verbote der Priesterehe saumselig gewesen, wer aus irgend einem Grunde den Zorn des Papstes zu fürchten hatte, trug Bedenken den Zorn des Königes gegegen sich zu erregen. Der Erzbischof Siegfrid von Mainz im Besondern fürchtete, daß er nie zu dem Zehnten in Thüringen gelangen möchte, wenn der Friede von Gerstungen aufrecht erhalten würde.

Unter den Sachsen dagegen wurde die Uneinigkeit täglich größer. Heinrich wird von sächsischen Schriftstellern beschuldigt, daß er durch böse Künste die Knechte gegen ihre Herren, die Geringern gegen Höhere aufgereizt, ja daß er Versuche mit Gift gegen einzelne Häupter gemacht habe. Aber auf diese Beschuldigungen ist um so weniger ein Gewicht zu

legen, da ſolche Beſtrebungen völlig überflüſſig waren. Zwiſchen den Vaſſallen und der unfreien Menſchenmaſſe hatte nie eine Gemeinſchaft beſtanden; zwiſchen den Untervaſſallen und den Fürſten war ſchon vor dem Frieden von Gerſtungen ein arger Zwieſpalt ausgebrochen, der nicht ausgefüllt, der durch die Zerſtörung der Harzburg erweitert war. Selbſt von den vornehmſten Männern fingen Manche an, ihr eigenes Heil zu berathen: Einige begaben ſich an den Hof des Königs, Andere, welche Beſitzungen in Sachſen und außer Sachſen hatten, jene zu behalten, dieſe nicht zu verlieren wünſchten, überlieſſen ihre Güter in Sachſen ihren Söhnen und begaben ſich ſelbſt in die Länder, in welchen die Sache des Königs obſiegte. Von den geiſtlichen Fürſten blieben nur die Biſchöfe von Halberſtadt, Magdeburg, Merſeburg und Paderborn der frühern Verbindung getreu.

Die Häupter der Sachſen wurden bedenklich. Sie boten Alles auf um die Fürſten im ſüdlichen und weſtlichen Teutſchland wieder von der Seite des Königes hinweg zu ziehen; aber die Herzen ihrer alten Bundesgenoſſen waren umgewandelt: ſie gewannen Niemand. Da entſchloſſen ſie ſich den König ſelbſt zu verſuchen. Sie ſchickten Geſandtſchaften zu ihm, bezeugten von Neuem ihre Unſchuld, erklärten ſich bereit dieſe Verſicherung vor einem Fürſtengerichte zu beweiſen. Der König aber, durch große Erfahrungen belehrt, achtete dieſe Anträge nicht; er glaubte den günſtigen Augenblick raſch benutzen zu müſſen. Am Oſterfeſte, 1075, befand er ſich zu Worms, von vielen Fürſten umgeben. Da erhielt er die Anzeige, daß auch ſächſiſche Fürſten im Anzuge wären, um ſeinem Hoflager bei zu wohnen. Sogleich ſchickte er denſelben die Botſchaft entgegen, daß er ſie nicht empfangen würde, daß ſie heimkehren ſollten in ihr Land. Dieſe Botſchaft entſchied.

Der König erließ einen feierlichen Befehl durch das ganze Reich, daß die Fürſten mit ihren Vaſſallen am Achten Junius' bei Breitenbach an der Werra zu einer Heerfahrt nach Sachſen verſammelt ſein ſollten. Die Sachſen rüſteten und verſammelten ihre Macht zu Goslar. Der König ſandte ihnen folgende Botſchaft: „Er beſchuldige keineswegs alle

Sachsen des Verbrechens der Beleidigung königlicher Majestät, wohl wissend, daß nur einige Fürsten zu den verübten Freveln verleitet hätten; daher verlange und befehle er, daß die Sachsen ihm diese Fürsten, namentlich den Bischof Burchard von Halberstadt, den Herzog Otto von Nordheim und den Pfalzgrafen Friedrich ausliefern sollten. Wenn dieses geschehe, so würde er Alles verzeihen, wenn nicht, so würde er Alle als Theilnehmer an der Schuld der Fürsten zu behandeln genöthigt sein." Im sächsischen Lager zu Goslar wurde folgende Antwort an den König durchgesetzt: „Wenn ihre Fürsten sich weigerten dem Könige Genugthuung zu leisten, so würden sie dieselben aus dem Lande treiben, Alles Ihrige mit Feuer vernichten; wenn sie sich aber bereit erklärten sich zu reinigen oder ihre Verschuldung zu sühnen, so möge der König denselben ein sicheres Geleit zu einer Fürstenversammlung bewilligen; wolle der König dieses Verlangen nicht gewähren, so könnten sie ihre Fürsten nicht verlassen." Sogleich entflohen Viele zur Nachtzeit aus Goslar um sich auf die Seite des Königes zu stellen: unter denselben zwei Fürsten, die zur Erregung des Aufruhres mitgewirkt hatten, Wilhelm, der König beigenannt, und Friedrich vom Berg. Ueber diesen Abfall betreten, erklärten die Fürsten, deren Auslieferung der König begehrt hatte: „sie hätten den Frieden von Gerstungen nicht verletzt; sie seien bereit ihre Unschuld dar zu thun, auch bereit die Kirche auf der Harzburg schöner als zuvor wieder her zu stellen, Alles Geraubte zu ersetzen; überdieß möge der König von ihrem Geld und Gut nehmen was ihm beliebte, wenn er nur Sachsen mit dem Kriege verschonen wolle; ja, sie würden, wenn der König ihr Anerbieten verwürfe, doch nicht die Waffen gegen ihn führen, sondern ihm mit bloßen Füßen entgegen gehen, ihm die nackte Brust darbieten." Diese Erklärung wurde dem König überbracht. Heinrich IV aber wies diese widerliche Sprache barsch zurück. Hierauf suchten jene Fürsten Sachsen und Thüringen durch religiose Bräuche von Neuem zu entflammen: man ging einher im Sack und in der Asche, fastete, spendete Almosen, füllte Tag und Nacht die Kirchen um mit Gebet, Büßungen und Gelübden den Zorn Gottes zu

beſänftigen. Endlich ward angeordnet, daß das Heer der Sachſen und Thüringer am Achten Junius' bei Lupezen, in der Gegend von Sondershauſen, verſammelt ſein ſollte.

Zur beſtimmten Zeit ſtanden beide Heere an den beſtimmten Plätzen: das königliche Heer war ſtark und ſchön, das Heer der Sachſen und Thüringer dem königlichen an Zahl gleich, an Rüſtung überlegen. Schon am Achten Junius' führte Heinrich IV ſein Heer nach Elen, den Neunten am frühen Morgen bis Beringen. Daſelbſt ward ein Raſtlager aufgeſchlagen. Plötzlich erſchien der Herzog Rudolf vor ihm: die Sachſen ſeien ganz nahe, ahnten aber ſeine Nähe nicht, wären ſorglos, unvorſichtig; alſo möge er ſogleich das Lager der Sachſen beſtürmen laſſen. Der König gab das Zeichen zur Schlacht. Die Beſchaffenheit des Bodens aber erlaubte keinen allgemeinen Angriff; das Heer wurde daher in Abtheilungen ſtufenartig aufgeſtellt. Die erſte Stelle zur Eröffnung des Kampfes nahm Rudolf mit den Schwaben ein; der König befand ſich bei der fünften, von einer Schar tüchtiger jungen Männer umgeben.

Die Sachſen lagerten in verſchiedenen Abtheilungen an der Unſtrut nicht fern von Langenſalza; ihre Stellung erſtreckte ſich von dem Kloſter Hohenburg bis Nägelſtadt. Sie wurden in tiefer Ruhe überraſcht. Ihre Beſtürzung war groß, ihre Aufraffung taumelhaft. Niemand vermochte das Banner auf zu ſuchen, zu welchem er ſich zu ſtellen hatte; Viele verloren die Beſinnung und warfen ſich in die Flucht. Unter Hohenburg jedoch hatte ſich ein ſtarker Haufe ſächſiſcher Reiter zuſammen gedrängt. Dieſe ſtürzten ſich mit wilder Verwegenheit in die Schwaben hinein.

Ein ſchauderhafter Kampf. Der Bruder ſtritt wider den Bruder, der Sohn wider den Vater. Es kam ſogleich zum Schwert. Viele tapfere Männer im königlichen Heere fanden ihren Tod: unter denſelben der Markgraf Ernſt von Oeſterreich, der Graf Engilbert, zwei Söhne des Grafen Eberhard von Nellenburg; der Herzog Rudolf ſelbſt wurde nur durch ſeinen Panzer geſchützt: ſtarke Quetſchungen zeugten von der Gefahr, die er beſtanden hatte. Im Heere der Sachſen zeichnete ſich vor Allen Otto von Nordheim aus:

von den tapferſten Jünglingen begleitet brach er ſich hier und dort Bahn durch die dichteſten Haufen der Feinde, und vergaß ſelbſt im ärgſten Gemetzel nicht, die Muthigen an zu regen, die Verzagenden zu ermuthigen. Die Sache des Königes ſchien verloren. Da fielen plötzlich der Graf Hermann von Glizberg und die Lehnleute des Bisthumes Bamberg den Sachſen in die Seiten und ſtellten das Gleichgewicht wieder her. Endlich trafen auch die letzten Abtheilungen des königlichen Heers ein, welche durch die Herzoge Wratislav von Böhmen und Gozelo von Lotharingien angeführt wurden; zugleich der König ſelbſt mit ſeiner auserwählten Schar. Da warfen ſich die Sachſen in die Flucht; ihnen nach die Sieger. In der Unſtrut fanden viele Sachſen ihren Tod. Ihr Lager ward erſtürmt, das Fußvolk in demſelben nieder gehauen. Erſt die tiefe Nacht machte dem Morden ein Ende. Als der König in ſein Lager zurück kam, ward er mit großem Jubel von Denen empfangen, welche dieſen Sieg mit ihm erfochten hatten.

4.

Unterwerfung der Sachſen.

Am Tage nach der Schlacht, als man das Feld überſchauete, die Haufen der Erſchlagenen, den blutigen Gräuel, da verſchwand das Jauchzen im königlichen Heer. Ein dumpfes Schweigen, eine tiefe Trauer ergriff auch die ſtärkſten Männer. Das Gefühl, daß dieſer Streit ſündhaft ſei, durchdrang jede Seele. Der allgemeine Schrecken ergriff noch Viele mit beſonderer Heftigkeit: ſie fanden nahe Verwandte unter den Todten, entſtellt und verſtümmelt. Daher Angſtruf und Klaggeſchrei über den blutigen Fluren. Und doch mußten ſich die Beſonnenen geſtehen, daß durch den Sieg Nichts gewonnen war. Die Häupter der Sachſen, die Urheber und Schürer der Empörung, waren Alle entkommen: nur den Grafen Gevehard von Querfurt, deſſen Sohn Lothar in der Folge zum Kaiſerthrone gelangt iſt, fand man unter den Erſchlagenen. Daher die Beſorgniß, der Krieg möge nicht geendigt, ſondern erſt angefangen ſein.

Heinrich IV theilte die Gefühle seines Heers; aber ihn beunruhigte noch eine andere Besorgniß: er glaubte, daß es den Sachsen bei der allgemeinen Trauer in seinem Heere bald gelingen werde, die Fürsten, die mit ihm gesiegt hatten, von Neuem abwendig zu machen. Bei dieser Lage der Dinge leistete ihm der Erzbischof Siegfrid von Mainz einen so wichtigen als heillosen Dienst: er sprach den Bannfluch über die Fürsten der Thüringer aus, weil sie im vorigen Jahre zu Erfurt das Schwert in der Faust auf ihn eingedrungen wären; zugleich erklärte er öffentlich, zu dem Fluche sei er vom Papste bevollmächtigt. Durch dieses Verfahren, diese Erklärung gab er dem Krieg einen religiosen Zusatz. Das königliche Heer wurde zur Fortsetzung des Krieges geneigt. Der König gab sogleich den Befehl zum Aufbruch und zog nach Sachsen. Er fand aber keine Gelegenheit zu ehrenwerthen Thaten. Die Sachsen stellten sich ihm nicht entgegen, sondern schlossen sich in ihre Festen und Burgen ein. Das königliche Heer verübte daher in seinem Unmuth die ärgsten Verwüstungen, und rohe Horden, die dem Heere folgten, vollendeten was die Krieger begonnen hatten.

Auf beiden Seiten wünschte man das Ende solches Gräuels, aber noch immer in verkehrter Weise. Der König glaubte als Sieger von der Forderung einer unbedingten Nachgiebigkeit nicht abweichen zu dürfen; die sächsischen Fürsten rechneten auf eine neue Wendung der Dinge. Der König selbst, die Fürsten in seinem Heere knüpften Unterhandlungen mit einzelnen Fürsten an, aber Jeder dieser Fürsten verwarf entschieden die Forderung des Königs und antwortete nur mit Klagen und mit Bitten um Mitleid. Heinrich IV hatte sich inzwischen nach Goslar begeben und war daselbst von einigen sächsischen Bischöfen feierlich empfangen worden, aber diese Feier brachte ihn nicht weiter; vielmehr gerieth er mit jedem Tag in größere Verlegenheit. Es war schwer den Unterhalt für sein Heer herbei zu schaffen, und die Ernte war noch fern. Ein weiteres Vorgehen in die nördlichen Gaue schien wegen der vielen Festen und Burgen am Harze bedenklich. Also schickte der König noch eine Gesandtschaft an einige sächsische Fürsten, die in der Gegend von Magdeburg feste

Oerter besetzt hielten. Der Erzbischof Siegfrid war der Wortführer. Aber weder die Bitten noch die Versprechungen dieses Mannes machten Eindruck auf die Sachsen. „Wir kennen, antworteten sie, den König. Was er im Frieden von Gerstungen verziehen hat, das rächt er jetzt auf die grausamste Weise. Des Erzbischofes Bürgschaft gilt uns Nichts: Thüringen zeugt gegen ihn.“ Zwei Fürsten jedoch, der Markgraf Udo und der Bischof von Merseburg verliessen die Sache der Sachsen und unterwarfen sich dem Könige. Der Markgraf, der seinen Sohn als Geissel stellte, behielt seine Freiheit; der Bischof mußte sich auf einige Zeit in das Kloster Lorsch begeben. Nach dem Mißlingen dieses Versuches drangen die Fürsten in Heinrich IV, daß er den Krieg bis nach der Ernte unterbrechen möchte. Der König führte das Heer nach Eschwege, empfing das Versprechen, daß alle Fürsten am 22. October's von Neuem bei Gerstungen versammelt sein wollten, und entließ einen Jeden in seine Heimath. Er selbst begab sich nach Worms, der Stadt der Treue und des Vertrauens.

Bald traten einige Ereignisse ein, die den König in seinen Hoffnungen auf einen endlich günstigen Ausgang bestärkten. Der bischöfliche Stuhl von Lüttich ward erledigt. Heinrich setzte ohne Säumen den Canonicus Heinrich zu Verdun, einen Blutsverwandten des Herzoges Gozelo von Nieder-Lotharingien, auf diesen Stuhl und gewann dadurch zwei Freunde, die ihm ihre Treue stets bewährt haben. Auch seiner Geldnoth ward abgeholfen. Der Großfürst Demetrius von Rußland, Jaroslav's ältester Sohn, war, von seinen Brüdern vertrieben, nach Teutschland gekommen, und hatte am Ende des vorigen Jahres dem Könige Heinrich IV große Geschenke dargebracht, um Beistand wider seinen Bruder Swätoslaw zu erhalten. Heinrich hatte den Propst Burchard von Trier, mit dessen Schwester Swätoslaw vermählt war, nach Kiew geschickt um den Bruderzwist aus zu gleichen, nöthiges Falles den russischen Fürsten mit der Macht des teutschen Reiches zu bedrohen. Die Ausgleichung war nicht gelungen; der alte Ruhm der teutschen Waffen aber hatte Swätoslaw bewogen große Summen zu zahlen, um die Drohung des Königes der

Teutschen ab zu lenken. Mit diesem Gelde kam Burchard jetzt zum Könige zurück. Dadurch sah sich Heinrich IV in den Stand gesetzt Diejenigen zu befriedigen, die für den letzten Feldzug belohnt, zu einem neuen erkauft sein wollten. Seine größte Hoffnung jedoch setzte er auf die Zwietracht, die sich mehr und mehr unter den Sachsen selbst entwickelte.

Die Fürsten in Sachsen und Thüringen veranstalteten nach dem Abzuge des königlichen Heeres neue Versammlungen um den erschlafften Geist in den gemeinen Lehnleuten und Dienstmannen wieder auf zu richten, sie zur alten Gesinnung zurück zu führen. Aber umsonst. Die Lehnleute sagten den Fürsten in's Angesicht: sie seien von ihnen verführt worden die Waffen gegen den König zu ergreifen; als es zum Kampfe gekommen, da hätten die Fürsten durch feige Flucht ihre Rettung gesucht; sie aber wären dem Schwerte der Feinde, dem Hufschlage der Pferde blos gestellt gewesen, Viele der Ihrigen wären wie das Vieh geschlachtet worden. Die Fürsten warfen die Anklage zurück: während sie selbst ruhmvolle Thaten vollbracht, hätten die Lehnleute und Dienstmannen sorglos und träge im Lager gesessen und ihnen die Unterstützung nicht gewährt, zu welcher sie verpflichtet gewesen. Diese Beschuldigung brachte die gemeinen Krieger zur Meuterei; sie traten unter die Waffen und schienen entschlossen, die Fürsten gefangen zu nehmen. Otto von Nordheim aber und der Bischof Burchard von Halberstadt gaben dem Zorn eine andere Richtung. Sie schoben die Schuld alles Unglücks auf die Thüringer. Da verlangten die sächsischen Krieger sogleich gegen die Thüringer geführt zu werden. Otto von Nordheim und sein Gehülfe suchten zu besänftigen: es würde ein Frevel sein mit den Waffen, die man in großer Eintracht zum Schutze der Freiheit getragen habe, nunmehr die eigenen Eingeweide zu zerfleischen; die Feinde selbst trauerten über ihren Sieg; wahrscheinlich würde der Friede bald hergestellt werden; am Leichtesten durch Eintracht, durch Festhalten an der alten Tugend. Hierauf sandten die Fürsten, um die Lehnleute zu beruhigen, Abgeordnete an den König, aber nur mit ihren alten Forderungen. Sie wollten Zeit gewinnen, um geheime Unterhandlungen mit den Herzogen

im südlichen Teutschland zum Schlusse zu bringen. Der König ertheilte den Abgeordneten einen kurzen Bescheid: die Sachsen möchten am Zweiundzwanzigsten October's nach Gerstungen kommen und daselbst die Entscheidung der Fürsten des Reichs erwarten.

Inzwischen hielten die sächsischen Fürsten neue Versammlungen um die Lehnleute und Dienstmannen zu bearbeiten; nicht durch die Erinnerung an erduldete Leiden, sondern durch Schilderungen der Grausamkeit des Königes, der Drangsale, die er über Sachsen bringen würde, strebten sie einen einmüthigen Entschluß zur Fortsetzung des Krieges zu bewirken. Umsonst. Die gemeinen Lehnleute bestanden auf einem Frieden mit dem Könige. Diese Hartnäckigkeit trieb die Urheber und Schürer des Aufstandes zu einem neuen, dem letzten Versuche. Der königliche Name hatte einen lauten Wiederhall in den Herzen des Volkes. Vor dem Frieden von Gerstungen hatten die gemeinen Krieger den Herzog Otto von Nordheim mit der Bitte bestürmt, daß er ihr König werden möchte. Auf diese Gesinnung bauend, ward in einer großen Versammlung folgender Vorschlag gemacht: „die Sachsen müßten, um auf ihren alten Ruhm keinen Schandfleck zu bringen, was sie ehrenwerth angefangen hätten, ehrenwerth endigen. Ihr Unglück sei, daß sie keinen König gehabt, unter dessen Leitung sie den Krieg geführt hätten. Würde diesem Bedürfniß abgeholfen, so würde die sächsische Tapferkeit unüberwindlich sein. Also müsse man einen König wählen, diesem den feierlichen Eid schwören, daß man für das Vaterland und die Freiheit bis zum Tode kämpfen wolle." Aber auch dieser Versuch schlug fehl. Nach vielen Berathungen kehrten Alle mit größerer Ungewißheit heim, als mit welcher sie gekommen waren.

Am Zweiundzwanzigsten October's erschien der König Heinrich in Gerstungen. Daselbst waren schon alle Bischöfe und Grafen des Reiches mit ihren Leuten versammelt. Auch die Herzoge Theoderich und Gozelo aus Lotharingien waren anwesend, der Letzte mit einer so starken und schön gerüsteten Mannschaft, daß sie das ganze übrige Heer übertraf. Die Herzoge Rudolf, Welf und Berthold aber fand der König

nicht: er erhielt von ihnen folgende Botschaft: „das viele umsonst vergossene Blut reue sie; auch schmerze sie, daß der Zorn des Königes noch nicht versöhnt worden; sie könnten sich daher nicht entschliessen, an einer neuen Fahrt nach Sachsen Theil zu nehmen.“ Diese Erklärung drückte einen neuen Stachel in Heinrich's Brust. Sein Heer aber war noch stark genug; auf den Herzog Gozelo konnte er rechnen, und die Kraft des Willens, und die Macht der Beredtsamkeit dieses Fürsten sicherte ihm ungeachtet seines gebrechlichen Körpers einen nicht zu berechnenden Einfluß. Hanno von Cöln, durch Alter und Verdruß erschöpft, vermochte Nichts zu hintertreiben. Endlich durfte der König auch des Herzoges Wratislav von Böhmen gewiß sein: der Markgraf Dedi von Meïssen war gestorben, und Wratislav strebte nach dieser Markgrafschaft. Also entschloß sich der König ohne Verzug in das feindliche Land ein zu brechen.

Inzwischen hatten die Sachsen sich in der Nähe des königlichen Hofes Nordhausen gelagert. Sie schickten den Erzbischof von Bremen, den Bischof von Hildesheim und den Markgrafen Udo an den König: er möge einige Fürsten zu ihnen senden; Alles was gerecht wollten sie gewähren. Heinrich antwortete: nicht im Wortstreite, sondern nur mit bewaffneter Faust sei das gemeine Wesen zu retten. Zugleich brach er auf, am Dreiundzwanzigsten October's. Die sächsischen Abgeordneten folgten ihm und setzten ihre Bitten fort. Endlich wurden die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die Bischöfe von Augsburg und Würzburg und der Herzog Gozelo bewogen sich in das feindliche Lager zu begeben. Bei ihrer Ankunft warfen sich ihnen sächsische Fürsten zu Füßen, jammerten über ihr Unglück, trugen von Neuem ihre Beschwerden vor. Die Abgeordneten erwiderten: „sie wollten weder den Aufstand der Sachsen tadeln, noch des Königes Hartnäckigkeit loben; gewiß aber sei das Unternehmen der Sachsen ein unerhörter Vorgang im Reich, und sowohl der König als das gemeine Wesen könnten nur durch eine unbedingte Ergebung Genugthuung erhalten. Sie jedoch wollten dahin arbeiten, daß diese Ergebung den sächsischen Fürsten keinen Nachtheil bringe, weder für ihr Leben, noch für ihre

Ehre und ihr Vermögen." Da die sächsischen Fürsten immer starkes Mißtrauen äußerten, so kehrten die Abgeordneten zum Könige zurück um von ihm ausdrücklich berechtigt zu werden, den Sachsen vollkommene Verzeihung zu versprechen. Heinrich erklärte schnell und bestimmt: wenn sich die Sachsen ergäben, so wolle er gegen sie ohne den Rath und die Entscheidung Derer, welchen er diesen Sieg zu verdanken habe, Nichts unternehmen. Diese bestimmte Erklärung überbrachten die Abgeordneten den Sachsen. Die sächsischen Fürsten aber verwarfen auch jetzt noch das königliche Wort. Da bekräftigten die Abgeordneten mit einem feierlichen Eide das Versprechen: „daß die Sachsen nicht an ihrem Leben, an ihrer Freiheit, an ihrem Eigenthum, auch nicht an ihren Lehen und an ihrer fahrbaren Habe irgend einen Schaden leiden, daß sie vielmehr sobald sie die Person des Königs und die Majestät des Reiches durch eine augenblickliche Unterwerfung verherrlicht hätten, sogleich ihrer Freiheit und ihrem Vaterlande zurück gegeben werden sollten." Hierauf willigten die Sachsen in die Unterwerfung, nicht ohne wilde Ausbrüche der Leidenschaft.

Am folgenden Tage stellte der König sein Heer in der Ebene von Spier an der Helbe, nicht weit von Sondershausen, in einem Viereck auf, die eine Seite offen. Er selbst nahm seinen Sitz in der Mitte. Es war der glänzendste Augenblick und für ihn wohl auch der glücklichste seines Lebens. Denn das sächsische Heer war aufgelöst, und die Fürsten geistliches und weltliches Standes erschienen waffenlos, entblößtes Hauptes und barfuß an den Stufen seines Throns um ihre Unterwerfung unter seine Hoheit als ihres Königs und Herrn laut und öffentlich zu bekennen. Von den Fürsten, die sich dem Könige bei Spier an diesem Tag oder etwas später unterworfen haben, werden nicht nur der Erzbischof Wernher von Magdeburg, der Bischof Bucco von Halberstadt, der Herzog Otto von Nordheim, der Pfalzgraf Friedrich genannt, sondern auch die beiden Billunger, der Herzog Magnus und Graf Hermann; ferner der Graf Dietrich von Katelenburg, der Graf Adelbert von Thüringen, die Grafen Rödiger, Sizzo, Berenger und Bern.

Ueber die Ereigniſſe, die nach der Unterwerfung der Sachſen Statt gefunden haben, ſind die Ueberlieferungen unverſtändlich, lückenhaft, widerſprechend. Als geſchichtliche Wahrheit aber ſteht feſt, wie die ſpäteren Ereigniſſe beweiſen, daß der Aufſtand in Sachſen unterdrückt war, daß die Urheber und Häupter gefangen genommen und vertragswidrig gefangen gehalten wurden. Uebrigens kehrte der junge König als Sieger ſogleich nach Worms zurück und blickte wohl nicht ohne eine große Zuverſicht in die Tage, die bevorſtanden. Aber zu derſelbigen Zeit, da er obgeſiegt zu haben glaubte, erhob ſich gegen ihn eine neue und ſchreckliche Gefahr, welche nicht mit den Waffen überwunden werden konnte, die ihn bei Hohenburg zum Sieger, bei Spier zum Herrn im Reiche gemacht hatten.

5.

Erſte Feindſeligkeiten zwiſchen Gregor VII und Heinrich IV.

Gregor VII hatte auf die Klage des Königes gegen die Sachſen noch immer Nichts gethan. Heinrich IV, mißtrauiſch gegen die ganze Welt, ſah in dieſer Unthätigkeit des Papſtes eine feindſelige Geſinnung. Seine Stimmung gegen den Papſt war um ſo bitterer geworden, da er auch eine perſönliche Kränkung von demſelben erhalten zu haben glaubte.

Als der junge König Salomo ſeine Zuflucht zu ihm, dem Könige Heinrich, ſeinem Schwager genommen, demſelben ungariſche Feſtungen verſprochen, die Hoheit des teutſchen Reichs über Ungarn anerkannt hatte, war ein Schrei des Unwillens durch ganz Ungarn gegangen: Salomo's Vetter Geiſa war als König der Ungarn begrüßt worden. Hierauf hatten ſich beide Fürſten Salomo und Geiſa an den Papſt gewandt: Salomo, um als rechtmäßiger König den Thron zu erhalten, Geiſa, um die Unabhängigkeit Ungarn's durch die Hülfe der Kirche zu behaupten. Salomo's Bitte wurde durch die Kaiſerin Agnes, ſeine Schwiegermutter, Geiſa's durch den Wunſch ſeines Volks unterſtützt. Gregor ſchrieb an den

König Salomo: „er habe Recht und Gerechtigkeit verlassen, weil er das Reich der Ungarn von dem Könige der Teutschen als ein Lehen angenommen habe; dieses Reich dürfe keinem fremden Könige, sondern lediglich dem apostolischen Stuhl untergeben sein.“ Zugleich schrieb er an Salomo's Gemahlin, die Königin Judith, versicherte sie seiner innigsten Theilnahme, tröstete sie mit Gründen der Religion, mit Betrachtungen über den Wechsel menschlicher Dinge; auch gab er ihr das Versprechen, daß ihr die apostolische Hülfe nie fehlen solle. An Geisa aber, den Herzog der Ungarn, schrieb er einige Monate später: „das Reich der Ungarn muß wie alle großen Reiche selbständig bestehen; es darf nur der heiligen und allgemeinen Mutter, der römischen Kirche, untergeben sein, die ihre Untergebenen nicht wie Sklaven, sondern wie Söhne ansieht. Weil nun dein Vetter dieses Reich von dem teutschen Könige mißbräuchlich angenommen hat und nicht vom römischen Papste, so hat Gottes Gericht ihm die Herrschaft untersagt.“ Hierauf empfing Geisa die Krone des Reiches der Ungarn. Der König Heinrich IV aber, als Bruder und als König gekränkt, sah in Gregor's Verfahren nur Hinterlist und Feindschaft.

Nach der Schlacht bei Hohenburg glaubte er des Papstes entbehren zu können. Also nahm er gegen denselben eine andere Stellung. Er schickte einen Abgeordneten nach Rom um dem Papst Nachricht von seinem Siege zu geben und ihn zugleich auf zu fordern, den Fluch des Erzbischofes von Mainz gegen die Thüringer zu bestätigen, auch die Bischöfe in Sachsen, die in der Schlacht gegen ihren König gestanden, mit dem Bannfluche zu belegen, sie ihrer kirchlichen Würden zu entsetzen. Gregor antwortete sehr freundlich: Er sei krank, von Rom entfernt, und könne wegen Heinrich's Forderungen allein keinen Beschluß fassen; sein Wunsch aber sei, ihm, den Gott auf den höchsten Gipfel weltlicher Macht gestellt habe, mit Herz und Seele an zu hängen; auch sei er bereit ihn nunmehr mit der Kaiserkrone zu schmücken, „ihm den Schoß der Kirche zu öffnen, ihn als Herrn, Bruder und Sohn zu empfangen, ihm jeden nöthigen Beistand zu gewähren, Nichts von ihm begehrend als daß er den Ermahnungen

zu ſeinem Heile nicht ſein Ohr verſchlieſſe und Gott die Ehre gebe, die Gott gebüre." Endlich bezeugte er ſeine Freude über den Sieg des Königes, bedauerte nur das viele vergoſſene Blut, und ermahnte den König den Sieg weniger zu ſeinem eigenen Ruhm als zur Ehre Gottes zu benutzen. Auf dieſes Schreiben ſandte der König zwei Geiſtliche mit geheimen Aufträgen nach Rom, die in dieſer Stadt bleiben ſollten, und verſprach nach ſeiner Rückkehr aus Sachſen andere Geſandte ab zu ſchicken.

Inzwiſchen traf ein zweiter Brief vom Papſt ein. In demſelben preiſ't Gregor den König, „ſeinen theuerſten Sohn", auf das Höchſte, weil er ſich der Simonie entgegenſtelle und die Keuſchheit der Prieſter zu fördern ſuche; er ermahnt ihn, der Zerrüttung in der Kirche zu Bamberg ab zu helfen; von Allem aber, was dem König am Meiſten am Herzen lag, ſagte er kein Wort. Heinrich ſchickte daher die Abgeordneten, die er zu ſenden verſprochen hatte, nicht nach Rom. Auf die wiederholten Erinnerungen ſeiner beiden geheimen Botſchafter erklärte er unumwunden: er wolle mit dem Papſte nicht weiter im Geheimen, ſondern nur mit Vorwiſſen der Fürſten des Reichs unterhandeln. Dieſe Erklärung brachte den Papſt zu der Ueberzeugung, daß ſeine Bemühungen, den jungen König zu gewinnen, vergeblich ſein würden, wenn er ihm nicht zuvor die Macht der Kirche fühlbar gemacht hätte. Und Heinrich fuhr fort, ihn in dieſer Ueberzeugung zu beſtärken. So wie er das Bisthum Lüttich willkührlich beſetzt hatte, ſo vergab er jetzt eine Reihe von geiſtlichen Stellen unbekümmert um den Papſt und die päpſtlichen Decrete. Am Meiſten jedoch ſcheint er den Papſt durch ſein Verfahren mit dem Erzbisthume Mailand gekränkt zu haben.

Die Kirche von Mailand war ſeit dem Tode Heinrich's III in großen Wirrniſſen, die aus dem Kampfe der Päpſte gegen die Simonie und aus ihrer Forderung eines keuſchen Lebens von den Prieſtern hervorgegangen war. Der Friede, den Petrus Damiani als päpſtlicher Legat vor ſechszehn Jahren zu Stande gebracht hatte, war nur drei Jahre beſtanden. Ein ſchwärmeriſcher Diaconus Ariald, der die höchſte Strenge gegen die Simonie und die Unkeuſchheit der Prieſter in An-

wendung bringen wollte, erhielt einen ſtarken weltlichen Arm zur Unterſtützung. Ein vornehmer Mailänder Herlembold, ein Mann ſchwaches Körpers, aber kühnes Geiſtes, ſtellte ſich ihm aus Leidenſchaft zur Seite und ſtand feſt aus Ueberzeugung. Der Erzbiſchof Wido ward angegriffen, weil er ſelbſt Simonie treibe und die Laſter der Geiſtlichen dulde, beſchönige. Nach furchtbaren Auftritten ging Ariald zu Grunde, der Erzbiſchof Wido aber ſah ſich genöthigt ſeine Würde nieder zu legen. Dennoch ward ein Freund deſſelben, Gottfrid, durch die Geiſtlichen und das Volk von Mailand auf den erzbiſchöflichen Sitz erhoben. Dieſer Mann erhielt im Namen Heinrich's IV die Inveſtitur, in Gegenwart eines königlichen Abgeordneten die Weihe, ward aber vom Papſte Alexander II, 1068, verworfen. Alſobald ſtellte Herlembold mit ſeinem Anhang einen andern Erzbiſchof Atto auf, der ſogleich vom Papſt anerkannt wurde. Da erhob ſich der verderbliche Kampf von Neuem und ward in der Stadt Mailand und im ganzen erzbiſchöflichen Sprengel durch eine Reihe von Jahren fortgeführt. Inzwiſchen fand der Aufſtand der Sachſen Statt; der König Heinrich gerieth in Noth. In derſelben überließ er die Angelegenheit der mailändiſchen Kirche unbedingt und ausdrücklich dem heiligen Vater. Um dieſelbe Zeit aber, da er ſeinen Sieg über die Sachſen gewann, fand Herlembold ſeinen Tod. Sogleich fiel der ganze Haß der Mailänder, die durch Herlembold bis zur Verzweiflung gebracht waren, auf den Erzbiſchof Atto allein. Um denſelben zu vernichten ſchickten die Mailänder Abgeordnete an den ſiegreichen König Heinrich IV: er möge ihnen einen Erzbiſchof ſetzen, damit die beiden Männer der Parteiung, Gottfrid und Atto, entfernt und dem Unweſen ein Ende gemacht werden möchte. Heinrich ſandte den Grafen Eberhard von Nellenburg nach Italien um über die wahre Lage der Dinge Erkundigung ein zu ziehen. Auf den Bericht des Grafen nahm er keinen Anſtand einen Capellan an ſeinem Hofe, den Subdiaconus der mailändiſchen Kirche, Thedald, zum Erzbiſchof von Mailand zu ernennen. Die Geiſtlichkeit und das Volk nahmen den Ernannten mit Freuden auf, die Biſchöfe des mailändiſchen Sprengels ertheilten ihm die Weihe. So erhielt die Kirche von Mailand drei Erzbiſchöfe: Gottfrid,

der ein früheres Recht, Atto, der die Anerkennung des Papstes, und Thebald, der die Investitur des Königs und den guten Willen der Mailänder für sich hatte.

Diese Angelegenheit war für den Papst von entscheidender Wichtigkeit. Er durfte Atto's Sache nicht aufgeben ohne sich selbst auf zu geben. Indeß verlor er seine ruhige Haltung nicht. Er richtete an Thebald ein Schreiben: „so lange Atto lebe, könne er nicht Erzbischof von Mailand sein; er solle aber vor einer Synode oder an den Schwellen der Apostel erscheinen, damit die Sache untersucht und entschieden werde; bis dahin habe er sich aller erzbischöflichen Handlungen zu enthalten." Zwischen dem König Heinrich aber und ihm, dem Papste, wurde die Feindschaft nunmehr um so unheilbarer, da Heinrich auch die Bisthümer Spoleto und Fermo willkührlich an Männer ertheilte, die dem Papst unbekannt waren. Ueberdieß unterliessen Heinrich's Feinde nicht den Papst zu reizen: sie klagten, verläumdeten, brachten Wahres und Falsches vor, verbanden Nahes und Entferntes, so daß Gregor kaum umhin konnte, in allem Widerwärtigen, das ihm begegnete, die Hand des abtrünnigen Königes zu erblicken. Und Heinrich stand nicht still auf der feindseligen Bahn, die er betreten hatte. Auch er ward über die Lage des Papstes schwer getäuscht: er wußte nicht, aus welchem Stoffe der heilige Stuhl bestand. Während die weltlichen Herren mit Spott und Hohn des Papstes gedachten, der ihre Einkünfte schmälern wolle, tobten die Geistlichen laut gegen den Frevler, der die heiligsten Gefühle nicht achte, die Gesetze der Natur unter die Füße trete. Wem das Eheverbot gut schien, der hatte die Simonie vortheilhaft gefunden; wer die Simonie verwarf, dem lag die Ehe der Priester am Herzen. Der König vernahm daher in der Nähe und aus der Ferne nur Klagen gegen den Papst, nur Verachtung und Verwünschungen. Im Monat October, 1076, berief der Erzbischof Siegfrid die Geistlichen seines Sprengels zu einer Versammlung wegen des Verbotes der Priesterehe. Zu derselben erschien der Bischof Heinrich von Chur als päpstlicher Legat mit neuen Befehlen. Siegfrid fing an diese Befehle vor zu lesen. Sogleich erhoben alle Geistliche ein großes Geschrei

ſtanden auf, machten ſo drohende Geberden, daß der Erzbiſchof, für ſein Leben beſorgt, das Getümmel nur durch die Erklärung zu überwinden vermochte: er wolle ſich mit dieſer Sache nicht weiter befaſſen.

Mit dem Eindrucke dieſes Auftrittes zog Heinrich zum zweiten Male gegen die Sachſen; mit dem ſtolzen Gefühl eines Siegers kehrte er bald zurück. Da erhielt er von Neuem Nachrichten aus Italien, die ihn in ſeiner Anſicht von den Gefahren beſtärkten, in welchen der Papſt zu ſtehen ſchien. Hohe Herren hatten ſich in die Mitte von Unzufriedenen geſtellt, um den Papſt zu vernichten. Wibert, der als Canzler des Reichs Italien die Wahl Honorius' II veranlaßt hatte, war durch Alexander II zum Erzbisthume Ravenna gelangt, von Gregor VII aber wegen ſeiner Widerſpänſtigkeit von der Ausübung aller erzbiſchöflichen Handlungen zurück gewieſen worden, und hegte jetzt keinen andern Gedanken, als Gregor VII zu ſtürzen, ſich ſelbſt auf den päpſtlichen Stuhl zu ſetzen. Ein Cardinal Hugo, der von Cadolaus ein großes Glück erwartet hatte, haßte den Papſt Gregor mit unendlichem Haß. Auch jene Adelspartei in Rom, die in frühern Tagen mit dem apoſtoliſchen Stuhl ein loſes Spiel getrieben, war noch nicht ausgeſtorben. Die Seele war Cencius, Sohn des Präfecten Stephan von Rom, der die Sache Honorius' II auf jegliche Weiſe vertheidigt hatte: ein wilder verwegener Menſch, ſchamlos und frech, mit Laſtern und Verbrechen befleckt, zu jeglicher Gewaltthätigkeit bereit. Der Herzog Robert Guiscard ſtand, mit dem Bannfluche belegt, in offener Feindſchaft gegen Gregor VII. Da nun das Erzbisthum Mailand ſich vom apoſtoliſchen Stuhle gleichſam losgeriſſen hatte, da auch Heinrich IV nach der Unterwerfung der Sachſen im Stande zu ſein ſchien bald eine Fahrt nach Italien zu unternehmen: ſo glaubten jene Häupter der Unordnung, Wibert, Hugo, Cencius, nunmehr ſei ihre Zeit gekommen, verſtändigten ſich unter einander, forderten Heinrich IV auf, ſobald als möglich nach Italien zu kommen. Um ſo mehr glaubte Heinrich mit völliger Willkührlichkeit in der Beſetzung erledigter Kirchenſtellen fortfahren zu dürfen, hielt jedoch auch jetzt noch ſeine Hände rein von Simonie.

Der Bischof Hermann von Bamberg, welchem von Gregor VII wegen arger Simonie jede bischöfliche Amtsverrichtung untersagt war, hatte früher in Bamberg eine Anstalt gegründet, in welcher 25 junge Geistliche auf seine Kosten wissenschaftlich unterrichtet werden sollten. In seinem Verdruß über den päpstlichen Spruch hatte er diese gelehrte Anstalt aufgehoben, die Güter derselben dem Kloster des heiligen Michael zugewiesen. Der Schmerz der Zöglinge, die Bitten vieler Geistlichen hatten ihn nicht zu einer Aenderung seines Entschlusses zu bringen vermocht. Dadurch gekränkt hatten die Geistlichen der Kirche von Bamberg die Sache an den Papst gebracht, ihre Beschwerde mit bitteren Beschuldigungen des Bischofs unterstützend. Hermann war immer mit großer Treue dem Könige Heinrich zugethan gewesen; auch hatte er der frühern Ladung des Papstes, in Rom zu erscheinen, keine Folge geleistet. Gregor VII mag daher geheime Ränke zwischen ihm und dem Könige geargwohnt haben. Gewiß ist, der Papst sprach den Bann aus über den Bischof Hermann und erklärte ihn jedes kirchlichen Amtes für unwürdig. Hermann's Freunde verwandten sich für ihn; der Erzbischof Siegfrid suchte zu vermitteln; Hermann selbst bat den Papst flehentlich seinen Spruch zurück zu nehmen: Alles vergeblich. Da entschloß sich Hermann das Bisthum Bamberg dem Papste zum Trotze zu behaupten. Aber die Geistlichen entflohen allzumal aus Bamberg, die Kirche erödete, aller Gottesdienst hörte auf. Der König Heinrich IV aber begab sich nach Bamberg, ertheilte, ohne sich um den Papst zu bekümmern, dem Probste Rupert von Goslar am Dreißigsten November's die Investitur und ließ ihn zum Bischofe weihen. Rupert war ein gewandter Mann, nicht ohne Kenntnisse, ein Vertraueter des Königs, und stand in dem Verdachte, denselben zu manchen verkehrten Dingen verleitet zu haben.

Zu Fulda war der alte Abt Widerad gestorben. Ein neuer Abt sollte erwählt werden. Der König begab sich nach Fulda. Viele Aebte und Mönche waren heran gezogen um die Pfründe an sich zu bringen. Es entstand eine wahre Versteigerung: der Eine erbot sich zur Zahlung großer Sum-

men, der Andere zur Ertheilung von Lehen, der Dritte zu einem stärkern Heerdienst. Heinrich IV aber, seines Vaters Beispiel vor Augen, rief einen armen Mönch, Ruzelin aus Hersfeld, der in Angelegenheiten seines Klosters an den Hof gekommen war, zu sich, überreichte ihm den Hirtenstab, erklärte ihn zum Abte von Fulda und erhielt von allen Anwesenden die Anerkennung des neuen Abtes.

In ähnlicher Weise verfuhr der König mit der schönen Abtei Lorsch. Der Abt Ulrich war gestorben. Die Mönche und die Lehnleute der Abtei wollten den Propst des Klosters, der sich stets durch eine rege Thätigkeit für die Sache des Königs ausgezeichnet hatte, zum Abt erwählen. Heinrich aber stellte ihnen einen Mönch des Klosters, Adalbert, der bescheiden unter dem Haufen stand, als den künftigen Abt vor, überreichte ihm zu seinem eigenen Erstaunen und zum Erstaunen der Versammlung den Hirtenstab, ertheilte ihm die Investitur und brachte die ganze Versammlung zur Anerkennung des neuen Abtes.

Auf solche Weise benahm sich Heinrich IV launenhaft, rücksichtslos, übermüthig in Angelegenheiten der Kirche. Gregor VII sah seinem Treiben mit fester Haltung zu, sandte jedoch schon im Monat December, ehe er von den Vorgängen in Bamberg, Fulda und Lorsch unterrichtet war, Legaten mit einem scharfen Brief an den König Heinrich. Dieser Brief aber kam nicht vor dem Weihnachtsfeste in Heinrich's Hand, und das Weihnachtsfest brachte eine große Veränderung in der Stellung des Papstes zum Könige.

6.

Absetzung des Papstes Gregor VII durch Heinrich IV und die Synode von Worms.

In der heiligen Nacht des Weihnachtsfestes fiel in Rom ein unermeßlicher Regen. Daher blieben die Kirchen leer; die Geistlichen jedoch warteten ihres Amtes; der Papst selbst las die Messe in der größern Kirche der Mutter Gottes. Plötzlich drang unter wildem Geschrei ein bewaffneter Haufe,

Cencius mit den Seinigen, in die Kirche ein. Der Papst wurde bei den Haaren von dem Hochaltar hinweg gerissen, an der Stirn verwundet, des päpstlichen Gewandes beraubt, endlich unter steten Mißhandlungen in einen der festen Thürme gebracht, die Cencius erbauet hatte: man wollte ihn lebendig an den König Heinrich ausliefern.

Die Kunde von diesem Vorgange flog schnell durch die Stadt; die Geistlichen liefen mit Jammergeschrei durch die Straßen; ganz Rom kam in Bewegung. Der Thurm, in welchem sich der Papst befand, wurde bald entdeckt; eine unermeßliche Menschenmenge verlangte die Freiheit des heiligen Vaters. Ein Theil der Frevler ergriff die Flucht, die verwegenste Rotte stellte sich zur Vertheidigung des Thurms um Cencius zusammen. Bei Tagesanbruch begann der Angriff mit der Drohung, daß Jeder niedergeschlagen werden solle, der sich zu vertheidigen gewagt. Eine Mauer stürzte ein. Da warf Cencius sich dem Papste zu Füßen, bekannte seine Sünden, erklärte sich zu jeglicher Buße bereit, flehte um Barmherzigkeit. Gregor erwiderte: „Was du wider mich gefrevelt hast, das vergebe ich dir väterlich; was du gegen Gott und die Kirche gesündigt, das soll nur vergeben werden, wenn du eine Wallfahrt nach Jerusalem machst, und dich nach deiner Rückkehr meiner Leitung überlässest.“ Cencius versprach. Als hierauf der heilige Vater mit blutigem Angesicht unter der Menge erschien, da weinte alles Volk und suchte ihm seine Verehrung zu beweisen. Er aber begab sich von der Menge begleitet in die Kirche der heiligen Jungfrau zurück, trat vor den Altar, vollendete die unterbrochene Messe, ertheilte dem Volke den apostolischen Segen, und entließ es so ruhig als wenn sich Nichts Widerwärtiges ereignet hätte. Aber die Seele des Papstes fühlte sich durch den überstandenen Gräuel gehoben; sein Glaube an seine hohe Bestimmung war gekräftigt, seine Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Grundsätze gestärkt. Zugleich scheint er den Entschluß gefaßt zu haben, nunmehr dem Getreibe gegen ihn ein Ende zu machen, kühn in die Mitte hinein zu greifen, alle Fäden ab zu reissen oder zu verwirren. Den König Heinrich IV aber sah er um so mehr für den eigentlichen Urheber

des Frevels an, da die Verschworenen nicht nur im Vertrauen auf sein feindliches Auftreten gegen den Papst die verwegene That gewagt hatten, sondern da Cencius mit seiner Gemahlin und seinen Kindern die Flucht ergreifend nach Teutschland ging, und auch der Cardinal Hugo sich nach Teutschland rettete.

Heinrich feierte das Weihnachtsfest in Goslar. Zu demselben hatte er alle Fürsten des Reichs eingeladen, aber nur wenige waren erschienen. Er hatte beabsichtigt die Sache der sächsischen Fürsten bei dieser Versammlung zur Entscheidung zu bringen; wegen dieser Entscheidung waren die Meisten ausgeblieben. Die Anwesenden gaben dem Könige das eidliche Versprechen, daß sie zu seinem Nachfolger Niemand anders als seinen Sohn Konrad erwählen wollten, aber über die Sache der sächsischen Fürsten mochten sie keine Meinung abgeben. Heinrich sah sich daher genöthigt die Gefangenen noch länger in Haft zu halten. Er schickte sie jetzt der Sicherheit wegen in Länder, die von Sachsen am Entferntesten waren. Einem jener Fürsten jedoch, dem wichtigsten von Allen, Otto von Nordheim, gab er die Freiheit. Er ließ diesen Herzog von Bamberg nach Goslar holen, und zwischen ihm und dem Herzog kam es, scheinbar, zu einer völligen Aussöhnung, die bald in solche Vertraulichkeit überging, daß alle öffentlichen Angelegenheiten zuerst zwischen Heinrich und Otto verhandelt wurden, und daß Otto's Wort gewöhnlich den Ausschlag gab. Otto's früheres Leben aber und späteres Verfahren setzt es außer Zweifel, daß er seine neue Stellung erschlichen habe, um den König zu mißbrauchen. Und auch Heinrich gab sich ihm nicht mit redlicher Gesinnung hin: er wollte den Sachsen die Seele entziehen. Hatte er doch den Herzog Otto und die Seinigen nur dadurch überwunden, daß sich Rudolf von Schwaben im Zorne gegen Otto zu ihm gestellt hatte; von Rudolf aber war er später verlassen worden, und gegen diesen zweideutigen Mann wünschte er den Herzog Otto auf seiner Seite zu behalten.

Uebrigens waren auch Abgeordnete von Cöln zu Goslar angelangt. Hanno war am Vierten December's gestorben; die Abgeordneten sollten sich mit dem Könige wegen des erz-

bischöflichen Stuhles verständigen. Heinrich schlug ihnen den Kanonicus Hildolf von Goslar vor. Gegen diesen Mann aber machten die Abgeordneten Einwendungen: er sei zu klein, zu häßlich, von gemeiner Herkunft, von geringem Geiste. Hildolf wurde durch diese Bemerkungen zum Gegenstand allgemeines Gelächters. Um so fester hielt der König an seinem Vorsatz. Er entließ die Abgeordneten mit der Erklärung, daß sie entweder keinen Erzbischof erhalten, oder den Kanonicus Hildolf als ihren Erzbischof annehmen sollten.

Um dieselbe Zeit langten die Legaten des Papstes an. Sie überreichten dem König am Ersten Januar's, 1076, das Schreiben Gregor's VII. In demselben sagte der Papst: „Du hast wissentlich Gemeinschaft mit Menschen gehabt, auf welchen der Bann der Kirche liegt. Ich kann dir nur rathen, solche Menschen schnell zu entfernen. Nach deinen Worten bist du, ein Sohn der Kirche, uns im Glauben unterthan, voll von Liebe und Verehrung; in deinen Werken zeigest du dich als hartnäckigen Feind aller kanonischen, aller apostolischen Anordnungen. Ich ermahne dich mit väterlicher Liebe auf dieser Bahn nicht fort zu gehen. Erkenne das Reich Christi über dich an. Es ist gefährlich deine Ehre höher zu stellen als die Ehre Christi. Du wirst die Freiheit der Kirche nicht aufhalten. Möge der Sieg, den du über deine Feinde gewonnen hast, dich zur Demuth stimmen, zur Furcht vor Gott, in dessen Hand jedes Reich, jede Herrschaft ist. Der König Saul rühmte sich eines Siegs und achtete in seinem Stolze nicht auf die Warnung des Propheten: er wurde von dem Herrn verworfen und verlor das Reich."

Heinrich war höchst verwundert über ein solches Schreiben. Er warf dasselbe mit schnöder Verachtung von sich. Da kündigten die Legaten ihm den Befehl des Papstes an, daß er sich am Sonntage Petri Stuhlfeier, 22. Februar's 1076, in Rom vor eine Synode zu stellen habe, um dem heiligen Stuhl Rechenschaft zu geben von den Vergehungen, deren er beschuldigt wäre; sie fügten die Drohung hinzu, daß er, Falls er dem Befehle nicht Folge leiste, an demselben Tage durch den Bannfluch aus der Gemeinschaft der

Kirche ausgestoßen werden würde. Eine solche Ladung an den König der Teutschen, welcher, sobald er die Kaiserkrone erhalten hatte, für den Landesherrn des Papstes galt, war Etwas Unerhörtes. Nach den Satzungen der Kirche fiel Derjenige in den Bann der Kirche, der mit Menschen, die unter dem Banne standen, Gemeinschaft hatte, und die Könige waren nicht ausgenommen. Gesetzwidrig verfuhren also der Papst und seine Legaten nicht. Heinrich aber, durch sein Glück in Teutschland verblendet, mit Lügen und Täuschungen aus Italien umnebelt, durch seinen neuen Freund Otto von Nordheim gereizt, fuhr furchtbar auf über die Frechheit des Papstes; er wies die Legaten mit Schimpf und Schmach von seinem Hofe hinweg. Auch schickte er sogleich an alle Bischöfe und Aebte des Reiches den Befehl, daß sie sich am Vierundzwanzigsten Januar's in Worms zu einer Synode versammeln sollten.

Fast alle Bischöfe eilten nach Worms; auch viele weltliche Fürsten zogen hin. Der König selbst erschien mit einem starken Gefolge. Bei der Eröffnung der Synode trat der Cardinal Hugo in die Versammlung und stellte sich als einen Abgeordneten der Cardinäle, des Senats und des Volkes von Rom dar. Er überreichte eine Schrift, in welcher dem Papste Gregor VII seine niedrige Geburt zur Last gelegt, in welcher derselbe aber auch eines schlechten Lebens von Jugend auf beschuldigt war: er hätte den apostolischen Stuhl auf ungesetzliche Weise an sich gebracht und die schändlichsten Verbrechen, die ärgsten Laster, Unzucht, Lüge, Zauberei, Meuchelmord, Gotteslästerung begangen und ausgeübt. Ein solcher Mensch müsse von dem Stuhle des Apostels hinabgestoßen werden.

Die ganze Versammlung, den König nicht ausgenommen, wußte gar wohl, daß Hugo kein Abgeordneter aus Rom war; sie wußte eben so gut, daß die Schrift, von der gemeinen Geburt des Papstes hinweggesehen, vom Anfang bis an's Ende nur Lügen enthielt. Dem König aber war in seiner Leidenschaft die Schrift willkommen; die ehrwürdigen Väter wurden durch einen wunderlichen Taumelgeist von der Bahn der Wahrheit und Gerechtigkeit hinweggerissen; aber

auch Viele spielten ein falsches Spiel um den König bis an den Abgrund des Verderbens fort zu stoßen. Die Versammlung beschloß: „Ein Mann, dessen Leben mit solchen Lastern und Verbrechen besudelt sei, könne die Macht zu binden und zu lösen nicht haben und niemals gehabt haben." Alle gaben eine schriftliche Erklärung ab, daß sie von Stund an Hildebrand nicht mehr als Papst ansehen, nicht mehr Papst nennen wollten. Zwei Bischöfe, Adalbert von Würzburg und Hermann von Metz, erlaubten sich zwar die Bemerkung: es sei gegen die Satzungen der Kirche einen Bischof in seiner Abwesenheit ohne eine allgemeine Kirchenversammlung, ohne gesetzmäßige Ankläger und Zeugen zu verurtheilen, und gegen den römischen Bischof dürfe Niemand als Kläger auftreten, weder ein Erzbischof noch ein Bischof; sogleich aber brauſ'te der Bischof Wilhelm von Utrecht mit der äußersten Heftigkeit auf: „sie müßten unterschreiben oder sich vom Könige lossagen." Eingeschüchtert durch diese Drohung unterschrieben Adalbert und Hermann die Erklärung.

Hierauf ward im Namen aller Bischöfe und Aebte ein schmähendes Schreiben an Gregor VII abgefaßt: er habe den apostolischen Stuhl sogleich zu räumen. Der König selbst erließ ein Schreiben mit folgender Ueberschrift: „Heinrich nicht durch Anmaßung sondern durch Gottes gnädige Fügung König nicht an den Apostolischen sondern an den falschen Mönch Hildebrand." In demselben wurde dem falschen Mönche vorgeworfen, daß er die Kirche verwirrt, ihre Fürsten und Diener mißhandelt, ihre Zerstörung erstrebt habe. „Ich habe, fährt der König fort, diese Dinge wegen der Ehre des apostolischen Stuhls ertragen. Du hast meine Demuth für Furcht gehalten und dich gegen die königliche Gewalt, die mir von Gott verliehen ist, erhoben. Sind etwa Reiche und Herrschaften in deiner und nicht in Gottes Hand? Nein, mich hat unser Herr Jesus Christus zum Königthum berufen. Du aber hast durch List Geld, durch Geld Gunst, durch Gunst Eisen, durch Eisen den Sitz des Friedens gewonnen, und von diesem Sitz herab den Frieden gestört." Am Schlusse heißt es: „Du bist durch den Bann aller unserer Bischöfe und auch durch meine Entscheidung verflucht.

Verlaß den apostolischen Stuhl, damit sich auf den Thron des heiligen Petrus ein Anderer setze, der die wahre Lehre des Apostels lehrt. Ich Heinrich, der König von Gottes Gnaden, befehle dir mit allen unsern Bischöfen: herab, herab." Der Inhalt dieses Schreibens ward in einem besondern Briefe der Geistlichkeit und dem Volk in Rom mit der Aufforderung bekannt gemacht, daß sie den Papst Gregor mit Gewalt vom apostolischen Stuhle stoßen sollten. Endlich wurden Abgeordnete ernannt, welche die langobardischen Bischöfe zum Beitritte der Beschlüsse von Worms bewegen und jene Schriften alle nach Rom besorgen sollten, ehe die Synode sich versammelte, vor welche der König geladen war.

7.

Absetzung Heinrich's IV durch Gregor VII.

Die Vorgänge zu Worms bestärkten den König in seiner Täuschung. Sorglos und stolz verlebte er die nächste Zeit. Er traf Anordnungen, die in Sachsen Schrecken und Angst, überall Aufsehn und Besorgniß erregten. Er gab die Güter der verhafteten sächsischen Fürsten an seine Günstlinge hin; er bedrohte die Sachsen, die sich noch nicht unterworfen hatten, auf die härteste Weise; er stellte die zerstörten Burgen wieder her, gründete neue, legte in alle Besatzungen. Auch ließ er neue Abgeordnete aus Cöln kommen wegen der Besetzung des erzbischöflichen Stuhls: es erschienen jedoch nur drei Geistliche und nur wenige Lehnleute des Hochstiftes. Diesen Männern erklärte Heinrich kalt, scharf und schnöde, daß es bei seiner Entscheidung bleibe, daß der Kanonicus Hildolf Erzbischof von Cöln werden solle. Und um diese Angelegenheit zu Ende zu bringen, begab er sich im Anfange des Monates März nach Cöln und ließ dem neuen Erzbischof durch den Bischof Wilhelm von Utrecht die Weihe ertheilen. In Cöln erhielt er die Nachricht, daß der Herzog Gozelo von Nieder-Lotharingien zu Antwerpen meuchlerisch ermordet worden sei. Sogleich ertheilte er, nach dem Beispiele seines Vaters, das erledigte Herzogthum seinem eigenen kleinen

Sohne Konrad. Bald jedoch gab er die Mark Antwerpen einem Neffen Gozelo's, einem Sohne des Grafen Eustach, Gottfrid, einem tüchtigen Jüngling, der in der Folge, von Bouillon beigenannt, der Held der Zeit geworden ist. Das Osterfest feierte er in behaglicher Ruhe zu Utrecht. Hier aber trafen auch die Gesandten ein, die er von Worms aus nach Italien gesendet hatte, und durch sie erhielt er die erste Nachricht von der Wirkung der Wormser Beschlüsse.

Die Gesandten hatten eine Versammlung der Bischöfe in Langobardien zu Piacenza veranstaltet. Diese Versammlung hatte die Wormser Beschlüsse mit Freuden angenommen und unterschrieben. Nach Rom aber hatte sich ein Geistlicher, Roland aus Parma, begeben, um die Beschlüsse der Bischöfe in Teutschland und Langobardien, so wie die Briefe des Königs an den Papst und die Römer zu überbringen. Als dieser Mann in Rom anlangte, hatte Gregor so eben seine Synode eröffnet. Roland, schamlos von Natur, frech aus Verlegenheit, trat plötzlich in die Versammlung ein und überreichte die Schriften dem Papste mit den Worten: „Mein Herr, der König, und die teutschen und italischen Bischöfe befehlen Dir, den geschändeten Stuhl des heiligen Petrus und die römische Kirche sogleich zu verlassen." Hierauf zu den Geistlichen: „Euch, meine Brüder, zeige ich an, daß ihr am Pfingstfeste vor dem König erscheinen sollt, um von ihm einen Papst zu empfangen. Dieser hier ist ein reissender Wolf." Sogleich stürzten die weltlichen Herren, welche der Synode beiwohnten, mit gezogenen Schwertern auf Roland los; der Papst aber bedeckte ihn mit seinem Leib, und redete, als er sich Gehör verschafft, so ruhig und überzeugend, daß die Versammlung schnell zur Besonnenheit zurückkam. Alsdann entließ er die Versammlung bis zum folgenden Tag.

Aber schon vor der Sitzung am folgenden Tage waren Boten einzelner Bischöfe aus Teutschland eingetroffen, welche den Beschluß der Versammlung zu Worms verwarfen, sich mit dem Zwange des Augenblicks entschuldigten, dem heiligen Vater Treue und Gehorsam gelobten. Mit desto größerer Zuversicht trat Gregor in die Versammlung. Er ließ

ſogleich den Beſchluß und die Erklärung der Biſchöfe aus Worms vorleſen; alsdann ſprach er mit allgemeiner Zuſtimmung über den Erzbiſchof Siegfrid von Mainz und über die Biſchöfe Wilhelm von Utrecht und Rupert von Bamberg den Bannfluch der Kirche aus. Den übrigen teutſchen Biſchöfen beſtimmte er einen Tag, an welchem ſie zu Rom ihre Vertheidigung zu führen hätten, wenn ſie den Bann vermeiden wollten; den Biſchöfen in Langobardien unterſagte er die weitere Verwaltung ihres Amts und ſchloß ſie von der Gemeinſchaft der Kirche aus. Hierauf las er ſelbſt das Schreiben des Königes vor, und ſprach alsdann in den kräftigſten Ausdrücken der heiligen Schrift über das Verhalten Heinrich's, über die Kirche und deren hohe Beſtimmung. „Dieſer unglückliche König, ſo ſchloß er die Rede, weiß nicht, was die ewige Wahrheit zu unſerm Meiſter dem Fürſten der Kirche geſprochen hat: auf dieſen Felſen will ich meine Kirche gründen, und die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen. Deßwegen iſt es Zeit das Schwert der Rache zu ſchwingen, damit der Feind Gottes und der Kirche vernichtet werde.“ Die ganze Verſammlung rief aus: „Heiliger Vater, dir gebührt an dieſem Läſterer ein warnendes Beiſpiel auf zu ſtellen. Wir ſind bereit mit dir den Tod zu erdulden. Ergreife das Schwert, übe Gericht, entreiß ihm die königliche Ehre, binde ihn mit der Feſſel des Fluches.“ Gregor ſprach den Fluch der Kirche über den König in einer flehenden Anrede aus, die an den Apoſtel Petrus gerichtet war. „Heiliger Petrus, höre mich deinen Knecht, den du von Kindheit auf beſchützt, den du aus der Hand der Gottloſen befreiet haſt, die mich haſſen wegen meiner Treue zu dir. Du biſt mein Zeuge, und die Mutter Gottes und Paulus dein Bruder unter den Heiligen ſind meine Zeugen, daß deine heilige römiſche Kirche mich wider meinem Willen zu ihrer Leitung berufen hat. Deßwegen habe ich den Glauben, daß das chriſtliche Volk mir gehorchen ſoll an Deiner Statt. In dieſem Glauben unterſage ich zur Ehre und zur Vertheidigung deiner Kirche im Namen des allmächtigen Gottes dem Könige Heinrich des Kaiſers Heinrich Sohn, weil er ſich mit unerhörter Frechheit gegen deine Kirche empört hat, die Re-

gierung des Reiches der Teutschen und Italien's. Ich spreche alle Christen von dem Eide los den sie ihm geschworen haben oder noch schwören werden, und verbiete Jedem ihm als Könige zu dienen. Ich binde ihn mit dem Bande des Fluchs an Deiner Statt, damit die Völker sehen und erkennen, daß du Petrus bist, daß der Sohn des lebendigen Gottes auf diesen Felsen seine Kirche gegründet hat, und daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden."

8.

Neuer Aufstand der Sachsen und Thüringer. Heinrich's IV neue Noth.

Fluch gegen Fluch, Absetzung gegen Absetzung. Alle Verhältnisse des Lebens, selbst die heiligsten Bande der Familie lösten sich auf, wurden zerrissen; Viele geriethen in eine heillose Zwietracht mit sich selbst. Dieser stellte sich zum Thron, Jener zum Altar, Manche wechselten ihre Stellen. Eine Ausgleichung war kaum möglich. Das Lehnwesen lehnte sich an die Kirche, das Kirchenwesen stützte sich auf den Feudalismus; ein entschiedener Sieg des einen Theils über den andern war nicht ein Mal wünschenswerth: er würde die Entwickelung des Geistes gehemmt, dem Leben seinen Werth genommen haben. Im Streite war der Altar erhaben: er nährte das Feuer des Glaubens, pflegte das Gemüth, schärfte den Gedanken; im Streite war auch der Thron schön: er unterhielt die Lust zu That und Ruhm, mahnte an das Vaterland, stärkte die Liebe zur Freiheit. Im Siege würde die Kirche leicht ihre heilige Bestimmung vergessend, den Geist niedergehalten, der Feudalismus durch rohe Beknechtung die schönsten Kräfte gebrochen haben. Aber der Streit war auch kein Streit zwischen Personen, sondern ein Streit zwischen Grundsätzen, zwischen Mächten, welche bei der Verwickelung der Verhältnisse, bei den Zuständen der Gesellschaft nur in ihrer Feindseligkeit dem Geiste dienen konnten. Gregor und Heinrich, der Papst und der König, verschwinden vor diesen Gewalten. Mochte der Erste den Letzten zur Un-

terwerfung schrecken, der Letzte den Ersten überwältigen, vernichten: weder durch Dieses noch durch Jenes konnte der Kampf entschieden werden.

Heinrich IV nahm die Nachricht, die er zu Utrecht von dem päpstlichen Bannfluch erhielt, mit Gleichgültigkeit auf; der Bischof Wilhelm behandelte den Fluch als etwas Lächerliches. Dadurch wurde der König in seinem Vertrauen, in seiner Sicherheit bestärkt; noch mehr durch die Nachrichten, die er aus Italien erhielt: alle Bischöfe und Aebte in Langobardien hätten auf einer neuen Synode zu Pavia den Bann gegen den Papst ausgesprochen. Bald jedoch sah er Alles verändert; jeder Bischof, jeder Fürst und Vassall schien ihm aus zu weichen; die Sachsen erhoben sich zu einem neuen und furchtbaren Aufstand: nur die Städte blieben in der Treue des Königes, denn ihre Feinde waren auch seine Feinde. Heinrich aber verstand den Geist der Städte, obgleich Worms und Cöln zu ihm gesprochen hatten, nicht zu würdigen; noch weniger wußte er von ihren Kräften Gebrauch zu machen.

Zu demselben Osterfeste, das der König in Utrecht feierte, hatten die Herzoge Rudolf, Welf und Berthold mit den Bischöfen Adalbert von Würzburg und Hermann von Metz eine Zusammenkunft, bei welcher die schwersten Beschuldigungen gegen ihn ausgesprochen wurden. Und indem diese Fürsten sich gegenseitig durch Rede und Gegenrede wider den König aufreizten, traf bei ihnen die Nachricht von dem päpstlichen Bannfluch ein. Da verschworen sie sich unter einander fest zusammen zu halten, nur nach gemeinem Rathe zu handeln, ihre Verbindung so weit als möglich aus zu breiten.

Inzwischen kamen auch Gerüchte von wundervollen Erscheinungen und Vorgängen in Umlauf, welche die Gemüther der Menschen erschütterten, der Sache des Königes schadeten. Mehrere Fürsten, von welchen des Königes Sache eifrig geführt worden, hätten, hieß es, plötzlich ihren Tod gefunden. Der Herzog Gozelo, der treueste Freund des Königes, der auch für den Urheber der Absetzung des Papstes zu Worms gehalten wurde, war auf eine seltsame Weise an demselben Tag um's Leben gebracht, an welchem der Papst den Bannfluch ausgesprochen. Der Bischof Wilhelm von Utrecht, kurz nach

dem Osterfeste in eine schwere Krankheit verfallen, glaubte Geister der Hölle an seinem Lager zu sehen, schrie, heulte, erklärte sich für ewig verloren, verwarf alle Tröstungen der Religion und hauchte in Raserei den Athem aus. Solche und andere Vorgänge wirkten stark auf die gereizten Gemüther der Menschen. Bald traten größere Ereignisse ein.

Bei seinem Abzuge von Goslar hatte der König dem Herzog Otto die Vollendung der angefangenen Werke in Thüringen und Sachsen, so wie die Ausführung aller seiner Maßregeln mit unbedingter Vollmacht übertragen. Seitdem saß Otto in der wiederhergestellten Harzburg und betrieb seine Aufgabe mit Kraft und Arglist; überall lauerten Bewaffnete, überall wurde geplündert und geraubt; schwere Steuern wurden verlangt, starke Strafgelder beigetrieben. Dagegen wurde die Verschwörung der südteutschen Fürsten thätig. Die gefangenen Sachsen und Thüringer wurden ohne Vorwissen des Königs in Freiheit gesetzt, oder erhielten Gelegenheit zu entfliehen. Zwei Söhne des Grafen Gero von Camburg aus dem Hause Wettin, Thiedrich und Wilhelm, hatten sich über die Elbe gerettet, hier eine Anzahl von Männern und Jünglingen versammelt, mit welchen sie einen kleinen Krieg gegen die Dränger ihres Volkes begannen. Kleine Erfolge hatten ihnen andere Krieger zugeführt; in kurzer Zeit waren sie so stark geworden, daß sie einen offenen Kampf wagen durften. In Sachsen und Thüringen fanden sie jegliche Förderung, jegliche Hülfe. Da eilten mehrere sächsische Fürsten, vor Allen zuerst der Billunger Graf Hermann und der Graf Thiedrich von Katelenburg zu dem Heere der Wettiner und brachten neues Leben und neue Leidenschaft. Bald erhoben sich die Sachsen allzumal, griffen die Burgen und Befestigungen des Königs an, erstürmten sie, oder veranlaßten die Besatzungen zur Uebergabe. Jeder Anhänger des Königes ward aus dem Lande getrieben, was ihm gehörte zerstört oder verwüstet.

Otto von Nordheim bauete an der Harzburg und an einer andern auf dem Steinberge ruhig fort. Die Sachsen schickten Abgeordnete an ihn: „Er möge den Bau einstellen, nicht mit Sachsen's Verderben seinen Vortheil erkaufen; er

möge zu seinem Volke stehen: wenn nicht, so würden sie ihn wie einen feigen Ueberläufer, wie einen Verräther des Vaterlandes behandeln." Otto antwortete: „noch seien sächsische Fürsten in der Haft; er wolle die Befreiung derselben, die Zerstörung der Burgen, die alten Freiheiten und Rechte des sächsischen Volkes vom Könige verlangen: wenn der König diese Forderung bewillige, so sei Alles erreicht, wenn nicht, so werde er die Sache seines Vaterlandes zu vertheidigen, zu fördern, zu schirmen wissen." Hierauf schickte er eine Gesandtschaft an den König; aber noch ehe er Heinrich's Antwort erhalten hatte, führte er die Besatzungen aus beiden Burgen und stellte sich mit denselben auf die Seite der Sachsen.

Vor solchen Bewegungen, vor solchem geheimen Wühlen und Weben verschwindet der König in der Geschichte. Man findet nicht wo er gewesen, nicht was er gethan. Was hätte er auch unter solchen Umständen zu thun vermocht? Die Welt seiner Träume war abermals eingestürzt; wohin er den Blick richtete, sah er nur Trümmer und Schutt. Erst zum Pfingstfest erscheint er wieder in Worms, wohin er die Fürsten des Reiches zu einer Berathung über die öffentlichen Angelegenheiten eingeladen hatte. Viele Geistliche und Weltliche waren der Einladung gefolgt, aber von den Herzogen des Reichs auch nicht Einer. Daher schrieb der König einen neuen Tag nach Mainz aus, und richtete an die Herzoge besonders die Bitte, daß sie doch bei so großen Gefahren ihn und das Reich nicht verlassen möchten. Aber auch auf diese Bitte erschien kein Herzog in Mainz. Unter den anwesenden Fürsten trat dagegen ein neues Aergerniß ein. Udo, Erzbischof von Trier, war in Rom gewesen um sich vor dem Papste wegen seines Antheils an den Beschlüssen der Wormser Synode zu rechtfertigen. Gereinigt zurückgekehrt, weigerte er sich jetzt jeder Gemeinschaft mit den Erzbischöfen von Mainz und von Cöln oder mit irgend einem andern, auf welchen der Bannfluch des Papstes lag. Der Papst habe ihm die Erlaubniß gegeben, mit dem Könige zu sprechen, aber auch jede weitere Gemeinschaft untersagt. Diese Erklärung erregte Schauder und Entsetzen. Alle die sich für rein

hielten begaben sich heimlich, um nicht durch die Nähe von Verfluchten befleckt zu werden, aus dem Palaste hinweg und waren durch keine Bitte zur Rückkehr zu bewegen. Es ist besser, sagten sie, den König zu beleidigen als Gott. Die Erzbischöfe und Bischöfe wurden höchst aufgebracht; sie erklärten den Bann des Papstes für eine Handlung wilder Wuth, und beschuldigten den Erzbischof von Trier der Lüge und Heuchelei; aber nur mit ängstlicher Seele. Auch die Versammlung in Mainz löste sich auf ohne irgend einen Erfolg.

Heinrich IV sah nunmehr zu einer Verständigung mit den Sachsen und den verschwornen Fürsten keinen andern Weg als durch die Fürsten die noch in der Haft waren. Ein eigener Vorfall aber zeigte bald, daß auch auf diesem Wege kaum Etwas zu erreichen sein würde. Von den Gefangenen war der Bischof Burchard von Halberstadt den Sachsen besonders theuer, dem Könige besonders verhaßt; deßwegen hatte Heinrich ihn an seinen Hof bringen lassen, um ihn selbst unter Augen zu haben. Bei der neuen Verwickelung der Dinge wollte er den Bischof seinem Schwager dem Könige Salomo anvertrauen, der sich Preßburg's bemächtigt hatte und mit dem Könige Geisa abwechselnd kämpfte und unterhandelte. Ein bayerischer Vassall Ulrich sollte den Bischof nach Preßburg bringen. Ulrich aber sorgte für eine Verkleidung und entließ ihn nach Sachsen. Burchard kam glücklich zu seinem Volk und warf seinen ganzen Ingrimm in die Sachsen hinein. Dieser Vorgang brachte den König zu dem Entschluß, allen Gefangenen die Freiheit zu geben, ehe sie in Freiheit gesetzt würden oder sich durch die Flucht zu retten vermöchten. Er ließ sie sämmtlich nach Mainz kommen; die bedeutendsten waren der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Merseburg und von Meissen, der Herzog Magnus von Sachsen und der Pfalzgraf Friedrich. Heinrich IV empfing diese Fürsten und ihre Genossen mit Freundlichkeit und Güte: „Eingedenk ihres Geschlechts und ihrer Tugenden, sagte er, wolle er Alles verzeihen was geschehen wäre, und sie ohne Rückhalt in Freiheit setzen; nur sollten sie ihm versprechen, daß sie ihm fortan treu und er-

geben sein und ihm ihren Beistand zur Herstellung der Ordnung im Reiche gewähren wollten. Wenn sie dieses Versprechen gäben und erfüllten, so sollten sie die Ersten unter seinen Freunden sein, und er würde sie mit königlicher Freigebigkeit ehren und belohnen." Die Fürsten gaben ihr Wort und bekräftigten dasselbe mit dem feierlichsten Schwure. Hierauf kehrten sie einzeln unter königlichem Geleite heim zu ihrem Volke.

Heinrich vertrauete dem beschworenen Wort und hegte selbst noch einigen Glauben an den Herzog Otto von Nordheim. Dieser Fürst hatte noch immer von seiner Treue gesprochen, sein Verhalten gegen die Sachsen als eine List im Interesse des Königes darstellend. Heinrich hatte ihn daher schon vor der Befreiung der Fürsten zu einer Unterredung nach Salfeld eingeladen um mit ihm weitern Rath zu pflegen; jetzt aber, da er der sächsischen Fürsten wegen ihres Eides sicher zu sein glaubte, hielt er für möglich leichter und schneller zum Ziele zu kommen. Er begab sich daher nicht nach Salfeld, wo sich der Herzog Otto wirklich eingefunden hatte; vielmehr forderte er den Herzog auf, so viele Krieger als möglich nach der Mark Meissen zu führen, daselbst werde er mit einem böhmischen Heere zu ihm stoßen und alsdann mit ihm vereint nach Sachsen ziehen. Otto versprach. Auf dieses Wort schickte Heinrich an die entlassenen sächsischen Fürsten die Aufforderung, daß sie sich mit ihren Lehnleuten und Dienstmannen bereit halten möchten sich zu ihm zu stellen. Er selbst eilte nur mit einem kleinen Geleite nach Böhmen. Der Herzog Wratislav hatte sein Heer schon versammelt; der König zog daher unverweilt mit demselben durch die böhmischen Berge in die Mark Meissen. Otto von Nordheim aber blieb aus; er ließ dem Könige durch den Bischof Eppo von Zeitz entbieten: „da der König die Rathschläge, die er ihm zu seiner Ehre und zum Heile des Reiches gegeben, nicht beachtet hätte, da er auch mehr Vertrauen zu den Böhmen als zu den Teutschen hege: so möge er selbst endigen was er angefangen; der Herzog Otto wolle weder seinen Ruhm noch seine Schmach theilen; er achte sich seines Eides ledig und werde fortan die gerechte Sache seines Volkes vertheidigen."

Bald erhielt auch der König von den übrigen Fürſten in Sachſen die Botſchaft: „ſie ſeien außer Stand Etwas für ihn zu thun; ihre Lehnleute verſagten ihnen den Dienſt.“ Und wirklich ſtand jetzt alles Volk in Sachſen und Thüringen wie ein einiger Mann gegen den König Heinrich; mit furchtbaren Drohungen verlangten ſie gegen den grauſamen Dränger geführt zu werden. Große Maſſen, Gero's Söhne mit 7000 leichten Reitern voran, eilten nach der Mark Meiſſen. Die ausgetretene Mulde aber hielt die Fahrt der Sachſen und Thüringer auf und machte dem Könige den Rückzug nach Böhmen möglich. Hierauf wurden die Burgen zerſtört, die Wratislav in der Mark Meiſſen angelegt hatte, und der junge Ekbert ward in den Beſitz der Markgrafſchaft geſetzt. Der König aber, vor Scham und Schmerz verzagt und gebrochen, eilte aus Böhmen durch Bayern nach Worms, wo er noch Treue und einige Ruhe zu finden hoffte. Im Anfange des Monats Auguſt traf er daſelbſt ein.

9.

Fürſtenverſammlung zu Tribur. Unterwerfung Heinrich's IV unter die Beſchlüſſe derſelben.

Bei allen dieſen Begebenheiten hielt der Papſt Gregor VII ſich ruhig. Er erkannte, daß ſeine Sache gegen den König Heinrich gewonnen war: er galt in der ganzen chriſtlichen Welt für den rechtmäßigen apoſtoliſchen Biſchof; er durfte daher erwarten, daß auch Heinrich IV bald die Laſt des Bannes fühlend ſeine Unterwerfung bekennen würde um Krone und Reich zu retten. Einzelne denkende Menſchen gingen zwar in die Geſchichte früherer Tage hinein und erwogen die Natur und das Weſen der Verhältniſſe zwiſchen dem Reich und der Kirche; Manche vermochten ſich nicht zu überzeugen, daß dem Oberhaupte der kirchlichen Geſellſchaft verſtattet ſei, das Oberhaupt der bürgerlichen Geſellſchaft in den Bann zu thun; Andere dagegen meinten, als Mitglied der Kirche ſei ein Kaiſer oder König allen Andern gleich;

man müsse jedoch den Menschen und den König unterscheiden: der Mensch stehe unter der Gewalt der Kirche; was der König fehle, das gehe die bürgerliche Gesellschaft an, nicht die Kirche; der Papst könne daher einen Kaiser oder König mit dem Banne belegen, wenn derselbe ein unchristliches Leben führe oder Eingriffe in die Kirche mache: des Reiches hingegen, der Krone dürfe er ihn nicht entsetzen. Aber solche Gedanken waren für die Sache Heinrich's IV gegen Gregor VII noch völlig verloren. Die Leidenschaften wütheten fort; es wurden durch Ereignisse Ereignisse erzeugt; Gregor und Heinrich IV standen unter der Gewalt der Dinge.

Zu derselben Zeit, da Heinrich seine Fahrt durch Böhmen nach Meissen unternahm, hatten die Herzoge Rudolf, Welf, Berthold und ihre Mitverschworenen eine Zusammenkunft in Ulm. Sie befanden sich noch in dieser Stadt, als der König seine Rettung in der Flucht zu suchen genöthigt war. Eine Gesandtschaft der Sachsen überbrachte ihnen die Nachricht von ihrem Glück, und von ihrem Entschlusse, den König vom Throne zu stoßen. Diese Nachricht erzeugte neue Verwirrung. Rudolf von Schwaben verlangte die Krone; Otto von Nordheim war, wenn er das Reich nicht erhielt, nur mit dem Herzogthum Bayern ab zu finden; Welf aber war nicht gemeint dieses Herzogthum auf zu geben. Das Feld der Ränke mußte erweitert, die Zahl der Wechselfälle vergrößert werden. Vor Allem aber schien zweckmäßig den Papst zu gewinnen. Die Versammlung beschloß, daß sie sich am Sechszehnten October's von Neuem zu Tribur vereinigen, alle Fürsten einladen, und den Papst bitten wolle sich entweder selbst zu Tribur ein zu finden, oder doch Legaten zu senden um ihr frommes Werk, die Herstellung des gestörten Friedens in der Kirche zu begünstigen und zu fördern. Beides geschah.

Bei dieser Lage der Dinge faßten mehrere Bischöfe, die bisher noch zum Könige gehalten halten, den Entschluß sich los zu sagen und dem Bunde der drei Herzoge an zu schliessen. Sie erboten sich dem Papste jegliche Genugthuung zu leisten. Gregor VII, wenn er auch eine tiefe Verachtung gegen diese Menschen der Selbstsucht und des Verrathes gefühlt haben

mag, glaubte bei dem Stande des Streites die Abtrünnigen nicht zurückweisen zu dürfen; aber er ward auch in seinen Gedanken von der Nothwendigkeit der Herrschaft der Kirche über die Welt von Neuem bestärkt, damit das Schicksal der Völker nicht in solchen Händen bleibe. Er schickte zwei Legaten, den Patriarchen Sigard von Aquileia und den Bischof Altmann von Passau, mit einem Schreiben an alle Teutschen nach Tribur. Daselbst versammelten sich die meisten Fürsten, Geistliche und Laien aus allen teutschen Ländern. Große Kriegsscharen begleiteten sie. Die Südteutschen gingen den Sachsen und Thüringern entgegen um sie zu empfangen. Otto und Welf gaben sich den Friedenskuß; die übrigen Fürsten gaben sich gleichfalls den Friedenskuß. Die Gemeinen umarmten sich in Wahrheit und Redlichkeit und erkannten sich unter Freudenthränen als Genossen eines einigen Volkes. Bald aber erlitt die Freude einen Stoß.

Die päpstlichen Legaten wollten mit Niemand Gemeinschaft haben, der durch Wort oder That mit dem Könige Heinrich Gemeinschaft gehabt hätte; auch nicht mit einem beweibten Priester; eben so wenig mit Jemand, der für Geld und Geldeswerth zur Weihe gelangt war, bis sie von dem Bischof Altmann die Lösung des Bannes erwirkt hätten. Viele erwirkten die Lösung. Die Verhandlungen über den König und das Reich gingen gleichfalls nicht rasch vorwärts. Das Schreiben des Papstes war keineswegs im Sinne der Verschworenen, sondern mit bitterer Kälte abgefaßt: „Heinrich sei mit dem Fessel des Bannes gebunden, und der königlichen Würde entsetzt; dieses aber sei nur geschehen aus Sorge für den heiligen Stuhl und für die allgemeine Kirche. Deßwegen bitte der Papst die Fürsten, nicht bloß Gerechtigkeit, sondern auch Barmherzigkeit gegen Heinrich zu beweisen; sie möchten an Heinrich's Vater und Mutter denken, welchen in diesen Tagen Niemand an Würdigkeit das Reich zu regieren gleich komme. Der Papst dürfe die Kirche nicht wie eine Magd ansehen, sondern wie seine Gebieterin; er müsse die Satzungen der heiligen Väter befolgen. Wenn Heinrich diesen Forderungen genug thue, so möchten sie sogleich Abgeordnete nach Rom senden, damit er mit denselben überlege

was weiter zu thun sei. Kehre aber Heinrich nicht mit aufrichtiger Seele zu Gott zurück, so müsse allerdings ein Anderer König werden. Damit aber er, der Papst, ihre Wahl, Falls sie nöthig würde, bestätigen könne, möchten sie so schnell als möglich die Person, so wie deren Sitten und Wandel anzeigen. Gut und löblich würde sein, daß sie auch die Kaiserin Agnes, Heinrich's Mutter, wegen des Mannes um Rath fragten, den sie für das Reich ausersehen hätten."

Die Herzoge Rudolf, Otto und Welf fühlten sich durch dieses Schreiben tief gekränkt. Sie hatten schon mit einander ein Abkommen getroffen, wie derjenige sich zu dem neuen Könige stellen sollte, der nicht gewählt würde; und nun entsank ihren Händen die Krone des Reiches. Sieben Tage verliefen mit eitelen Redereien, mit Klagen, Beschwerden, Beschuldigungen, mit welchen den päpstlichen Legaten bewiesen werden sollte, daß Heinrich nothwendig und ohne Weiteres vom Reich entfernt werden müsse; die Legaten aber versagten ihre Einwilligung, so lange Heinrich sich nicht erklärt hätte. Da die teutschen Fürsten das Recht des Papstes, den König der Teutschen mit dem Bann zu belegen, des Reiches zu entsetzen, anerkannt hatten, so durften sie nicht wagen ohne Einwilligung des Papstes einen neuen König auf zu stellen.

Heinrich IV hatte die wenigen Fürsten, die ihn noch nicht verlassen hatten, mit ihren Lehnleuten um sich versammelt. Es waren der Erzbischof von Cöln, die Bischöfe von Verdun, Bamberg, Strasburg, Basel, Speier, Lausanne, Zeitz und Osnabrück, die Grafen Ulrich von Cosheim, Eberhard von Nellenburg, Hartmann und einige Andere. Ueberdieß hatten sich ihm noch Einzelne wie ein freies Geleit angeschlossen. Er stand in einem Lager bei Oppenheim, Tribur gegenüber; das treue Worms war einer tüchtigen Besatzung anvertrauet. Fast täglich schickte er Abgeordnete nach Tribur. Er bot Alles auf, die Fürsten zu dem Gefühle der Hoheit und der Würde des Reiches, zu dem Gefühle der Schmach zu bringen, die sie auf sich laden würden, wenn sie die teutsche Krone der Verfügung des Priesters in Rom überliessen, das Reich dem päpstlichen Stuhl unterwürfen; er versprach

Alles zu ändern und zu bessern, was ihnen Anstoß gegeben hätte, das Andenken an frühere Kränkungen durch Wohlthaten aus zu tilgen, künftig Nichts ohne ihren Rath zu unternehmen; er erklärte sich bereit, selbst der Regierung des Reiches zu entsagen: nur sollten ihm der königliche Name und die Auszeichnungen der königlichen Würde bleiben. Da er Beides auf gesetzliche Weise von den Fürsten erhalten hätte, so müßte ja die Schande, ihn derselben zu berauben, auf die Fürsten zurückfallen.

Die Versammlung zu Tribur wies den König rauh und scharf zurück. „Sein Wort sei Nichts, sein Eid eine Lüge, das gemeine Wesen zerrüttet, der Friede der Kirche gestört, die Majestät des Reiches vernichtet, das Ansehen der Fürsten verschwunden, Gesetz und Sitte abgethan, von Gerechtigkeit und Frömmigkeit, von Religion und Ehrbarkeit keine Rede. Ohne ihre Seligkeit in Gefahr zu setzen, könnten sie mit ihm, dem Verfluchten, keine Gemeinschaft haben; sie wollten vielmehr, was sie längst zu thun beabsichtigt hätten, das Reich in andere Hände geben."

Der König blieb bei seinen friedlichen Anträgen; die päpstlichen Legaten standen fest. Da faßten die Fürsten den Entschluß, den König bei Oppenheim zu überfallen. Alles wurde vorbereitet, der Tag der Ausführung festgesetzt; der König war auf seiner Hut, schlagfertig den Angriff erwartend. Aber das Unternehmen ward in demselben Augenblick aufgegeben, da die Ausführung Statt finden sollte. Die päpstlichen Legaten hatten sich widersetzt, und in der letzten Nacht ein letztes drohendes Wort gesprochen, wie sie sich denn auch mit dem Könige verständigt zu haben scheinen. Also schickten die Fürsten eine Gesandtschaft an den König mit ihrer letzten Erklärung: „am Zweiten Februar's des nächsten Jahres, 1077, sollte zu Augsburg ein allgemeiner Reichstag Statt finden, zu welchem sie den Papst einladen wollten; ihnen und dem Könige sollte freie Rede und freie Gegenrede verstattet, dem Papste die Entscheidung überlassen werden; wenn aber der König nicht vor dem Jahrstage des Bannes von diesem Fluch entbunden wäre, so solle er aller seiner Rechte am Reiche verlustig sein; inzwischen müsse er

Alle, die im päpstlichen Bann ständen, von sich entfernen, und sein Heer entlassen; nur den Bischof von Verdun und einige Diener dürfe er um sich behalten, und zu Speier als Privatmann leben, ohne irgend ein Zeichen der königlichen Würde zu gebrauchen; die Stadt Worms endlich müsse er an den Bischof zurückgeben. Wenn diese Bedingungen nicht sämmtlich erfüllt würden, so würden sie sich als frei von aller Schuld ansehen und ohne das Urtheil des Papstes ab zu warten, thun was für das gemeine Wesen nützlich sei."

Heinrich IV erkannte, daß ihm gegen diese Erklärung Nichts übrig bleibe als die unbedingte Unterwerfung unter die Gewalt des römischen Stuhls. Aber die päpstlichen Legaten, die ihm diese Nothwendigkeit fühlbar machten, mögen ihm auch den Weg gezeigt haben, auf welchem er die Schmach, die man ihm auf dem Reichstag in Augsburg zu bereiten suchte, umgehen, vermindern, ja auf seine Feinde zurück werfen könnte, die in blinder Leidenschaft ihre eigenen Rechte aufgaben und die Hoheit des teutschen Reiches dem Papst unter die Füße warfen: er müßte rasch zuvorkommend die Lösung des Bannes bewirken und alsdann mit dem Papste vereint seinen Feinden entgegen treten. Heinrich schickte schnell und im Geheimen Gesandte nach Rom, und die Legaten säumten wohl auch nicht, dem heiligen Vater Nachricht zu geben. Hierauf nahm er, der König, die Bedingungen der Fürsten ohne Verzug an. Sogleich entließ er Alle, die bei ihm waren, übergab die Stadt Worms dem Bischof, rief seine Gemahlin, die sich in Worms befand, zu sich, begab sich nach Speier nnd that alle Zeichen der königlichen Würde ab. Da schickten auch die Fürsten zu Tribur eine Gesandtschaft nach Rom, um den Papst zu bitten, daß er zu dem festgesetzten Tage nach Augsburg kommen und die Stürme besänftigen möchte, die Teutschland erschütterten. Die Herzoge Rudolf und Berthold übernahmen alle Wege durch die Alpen zu besetzen, damit es dem König unmöglich würde, sich vor dem Tage in Augsburg mit dem Papst in Verbindung zu setzen und ihre Entwürfe zu zerstören. Alsdann kehrten Alle, hocherfreuet, daß sie den König nieder hatten, ein Jeder in sein Land zurück.

10.

Die Tage von Canossa.

Aussöhnung Heinrich's IV mit Gregor VII.

Heinrich's Gesandte waren nicht nur glücklich, sondern auch früher in Italien angekommen, als die Abgeordneten der Fürsten; auch wurden die Letzten zu Piacenza von dem Erzbischofe Dionysius, einem Feinde des Papstes, an der Fortsetzung ihrer Reise verhindert. Die königlichen Gesandten hatten daher Zeit genug um sich zuerst zu der Markgräfin Mathilde zu begeben und diese erhabene Frau um ihre Verwendung bei dem Papste zu bitten. Die Markgräfin war gegen den König aus menschlichem, aus weiblichem Mitleiden wohl gesinnt; sie wußte, daß das ungeheuere Unglück, von welchem er in seiner Kindheit und Jugend verfolgt war, ihn zu Dem gemacht hatte der er geworden. Sie verwandte sich für ihn bei dem Papst. Auch Heinrich's Mutter, die Kaiserin Agnes, blieb nicht unthätig. Gregor selbst hatte in dem Könige neben vielen Fehlern auch tüchtige Eigenschaften erkannt und traucte ihm, einem Jünglinge von 26 Jahren, so viele Schnellkraft der Seele zu, daß er alle Fehler zu überwinden im Stande sein würde. Die treue Anhänglichkeit, welche die Königin Bertha in diesen gräßlichen Tagen an ihrem Gemahl bewährte, schien ihm gleichfalls ein achtungswerthes Zeugniß zu enthalten. Endlich schien die furchtbare Erfahrung, die Heinrich gemacht hatte, jegliche Hoffnung des Papstes zu rechtfertigen. Die Reise nach Augsburg dagegen war ihm bedenklich: von Rom aus hatte er wie eine verborgene Gottheit gewirkt; die teutschen Fürsten hatten ihm das Recht zugestanden, ihren König in den Bann zu thun, seines Thrones zu entsetzen: ob er aber, der alternde Mann, mit mancher Gebrechlichkeit behaftet, in einem fremden Land, in einer großen bewaffneten Versammlung, unter wilden Begierden, unter tobenden Leidenschaften, sein Ansehen aufrecht zu erhalten im Stande sein würde, das war wenigstens ungewiß. Und gab es denn unter den großen teutschen Fürsten auch nur Einen, der seines vollen Vertrauens würdig gewesen wäre? Hatten nicht Alle sich der Treulosigkeit und des Verrathes schuldig gemacht, mit Wort und Eid ein loses Spiel getrieben?

Zwischen dem Papste, der Markgräfin Mathilde und den Gesandten Heinrich's IV wurde verabredet, daß der Papst sich nach der Felsenburg Canossa begeben, und daß Heinrich versuchen sollte nach Italien zu kommen, hier vor ihm zu erscheinen, seine Buße zu bestehen und die Freisprechung vom Bann zu erwarten. An die Fürsten von Tribur aber schrieb Gregor: „er habe die Absicht zu ihnen zu kommen; am Achten Januar's des folgenden Jahres 1077 wolle er in Mantua sein; sie möchten sorgen, daß er hier gebürend empfangen würde und mit Sicherheit weiter reisen könne."

Der König lebte inzwischen zu Speier. Er bemühte sich in der Stille Geld herbei zu schaffen. Auf die Nachricht von der Uebereinkunft mit dem Papste beschloß er mit seiner Gemahlin Bertha und seinem kleinen Sohne Konrad, nur von einem einzigen treuen Mann geringes Standes begleitet, heimlich ab zu reisen. Mit dem Bischof Thiedrich von Verdun indeß, der bei ihm geblieben war, scheint er sich verständigt zu haben: wenigstens begünstigte der Bischof die Abreise des Königes, vielleicht nach der Weisung des Papstes. Heinrich trat die Reise kurz vor dem Weihnachtsfest an; der Bischof Thiedrich folgte ihm wenige Tage später unter dem Vorwande den Entkommenen ein zu holen, ward aber, zu seiner Sicherheit, durch einen Grafen Adalbert von Calw aufgehoben und lange in Haft gehalten. Am Weihnachtsfeste befand sich Heinrich IV mit den Seinigen bei Wilhelm, dem Oheime seiner Mutter, zu Besançon. Von hier ging er durch Wilhelm's Fürsorge mit einem anständigen Gefolge weiter über Genf. Am Fuße des Berges Cenis kam ihm die mächtige Markgräfin Adelheid von Susa, die Mutter seiner Gemahlin, mit ihrem Sohn Amadeus entgegen. Von diesen Verwandten wurde die königliche Familie auf das Ehrenvollste und in fürstlicher Weise empfangen und nach Susa geführt. Daselbst versammelten sich sogleich mehrere italiänische Fürsten, Geistliche und Weltliche zu dem König um ihn zu begrüßen, ihm ihre Ergebenheit zu bezeugen.

Das ist die Reise des Königs über die Alpen, von welcher eine furchtbare Beschreibung, aus Sagen und Gerüchten, aus Liebe zum Abenteuerlichen und Ungeheuern, aus dem Verlangen die Seelen der Menschen zu erschüttern hervorge-

gangen, selbst in geschichtliche Werke aufgenommen ist und häufig Glauben gefunden hat. Unangenehm, mühselig war die Fahrt des Königes mit Weib und Kind über die Alpen mitten im Winter gewiß, aber Todesgefahren droheten nirgends und auf Händen und Füßen sind die Reisenden über die Berge zu klettern nicht genöthigt gewesen.

Der Papst Gregor war im Anfange des Monates Januar aus Rom abgereist; man glaubte allgemein, er wolle sich nach Augsburg begeben. Er aber kam nicht bis Mantua, sondern begab sich nach Canossa. Die Schriftsteller versichern: Gregor habe die Nachricht von der Ankunft des Königs in Italien erhalten, sei erschrocken und habe in Canossa eine sichere Zuflucht gesucht; er selbst hat angegeben: es sei von den teutschen Fürsten nicht für ein sicheres Geleit über die Alpen gesorgt gewesen; deßwegen habe er die Reise nicht fort zu setzen gewagt. In Canossa aber erschienen alsbald Bischöfe und Laien aus Teutschland, die zu Heinrich gehalten hatten und in den Bann der Kirche gefallen waren: sie bekannten dem Papst ihre Sünde, bestanden ihre Buße und empfingen die Lossprechung von dem Fluche.

Der König hatte eine Unterredung mit der Markgräfin Mathilde, welcher die Markgräfin Adelheid von Susa, deren Sohn Amadeus, der Markgraf Azzo von Este und der Abt Hugo von Clugny, der den König aus der Taufe gehoben hatte und sich im Gefolge des Papstes befand, beiwohnten. Diese fürstlichen Männer und Frauen übernahmen die weitere Vermittelung zwischen dem König und dem Papst, nicht wegen der Sache selbst: denn die reuige Unterwerfung des Königes stand fest, sondern über die Art der Buße, die Heinrich übernehmen sollte. Gregor behauptete drei Dinge im Auge behalten zu müssen: die kirchlichen Satzungen, die er in Anwendung zu bringen hätte, den Leichtsinn des Königes, der nur durch eine tiefe unvergeßliche Erschütterung besiegt werden könnte, den Ingrimm der teutschen Fürsten, die keinen Grund zu dem Vorwurf erhalten durften, daß er den König nicht nach seinen apostolischen Pflichten behandelt hätte. Die Mittler vermochten nicht diese Ansicht des Papstes zu verwerfen, zu widerlegen.

Canossa hatte drei Mauern. Am Fünfundzwanzigsten

Januar's, 1077, wurde Heinrich durch die beiden ersten Thore geführt, das dritte blieb verschlossen. Hier legte er, wie der Papst verlangt hatte, Alles ab was an die königliche Würde erinnern konnte, um als reuiger Mensch da zu stehen. Er that die Schuhe von seinen Füßen, legte ein wollenes Gewand an und blieb bis zum Abend ohne Nahrung. Dasselbe geschah am zweiten Tage, dasselbe am dritten. Unerhört war eine solche Buße nicht; Kaiser und Könige haben Härteres erduldet, Härteres sich selbst aufgelegt. Indeß verwandten die Markgräfinnen Mathilde und Adelheid sich für den König; auch Heinrich's Gemahlin mit ihrem kleinen Sohne verstärkte die Theilnahme von Männern und Frauen, von Geistlichen und Laien. Aber erst am Morgen des vierten Tages ließ Gregor das dritte Thor öffnen, empfing den König, ließ ihn ein feierliches Gelübde ablegen, das eidliche Versprechen schriftlich ausstellen: daß er sich wegen der Zwiste mit den teutschen Fürsten entweder dem richterlichen Spruche des Papstes unterwerfen, oder jede Vereinbarung, welche der Papst ein zu gehen riethe, eingehen wolle; daß er auch dem Papste, wenn er über die Alpen zu gehen für gut hielte, jede Sicherheit, jede Freiheit zu gewähren und zu verschaffen bereit sein würde, so weit seine Macht es möglich mache. Diese Schrift wurde von den anwesenden Fürsten und Fürstinnen als Zeugen unterzeichnet. Hierauf erklärte der Papst den Bann für gelöst, las die Messe, reichte dem Könige das heilige Abendmahl und nahm ihn auf diese Weise wieder in den Schoß der Kirche auf. Und nun lebten Beide einige Tage in freundlicher Weise und vertraulichem Verkehr. Gregor suchte den König in der Ansicht zu befestigen, daß sie nothwendig in Einem Geiste handeln und wirken müßten, um den Frieden in der Kirche, die Ruhe im Reiche her zu stellen. Alsdann entließ er den König mit seinem apostolischen Segen.

An die teutschen Fürsten aber erstattete der Papst sogleich einen Bericht über diesen Vorgang. Da der König, sagte er, nach Italien, nach Canossa zu ihm gekommen sei, so habe er die Lossprechung desselben vom Banne weder versagen noch verzögern können; er habe aber dem Könige solche Bußen aufgelegt, daß alle Anwesende zum Mitleiden ge-

bracht seien, sich über die Härte seines Herzens gewundert und gesagt hätten, er handele nicht mit apostolischer Strenge, sondern mit Grausamkeit. Uebrigens wünsche er nunmehr bald nach Teutschland zu kommen um mit Gottes Hülfe an den Frieden der Kirche, an der Eintracht des Reiches zu arbeiten. Dazu aber sei ihre Einigkeit nothwendig. Sie möchten also in der Treue und in der Gerechtigkeit beharren.

11.

Heinrich's IV Verlegenheit in Italien. Neue Trennung zwischen ihm und Gregor VII.

Heinrich, von dem Bannfluche befreiet, war nach dem eigenen Bekenntniß der Fürsten auf dem Tage zu Tribur rechtmäßiger König der Teutschen. Aber die Fürsten hatten bei diesem Bekenntnisse vorausgesetzt, daß der Papst ihm die Lösung nicht ertheilen würde. Er durfte daher den vaterländischen Boden nicht ohne Vorbereitung wieder betreten; der Papst hatte dieselbe Ansicht: sein Segen sollte eben so wenig mißachtet werden als sein Fluch. Wegen dieses Verhältnisses kam der König sogleich in eine neue übele Stellung. Gegen die teutschen Fürsten hatte er nunmehr den Papst auf seiner Seite; die meisten italiänischen waren nur gegen den Papst zu gewinnen, zu halten. In Teutschland hatten die weltlichen Fürsten das Uebergewicht, in Italien die geistlichen; Jene wollten den König vom Throne stoßen um Rudolf oder Otto zu demselben zu erheben, Diese wollten den Papst stürzen, um den Erzbischof Wibert von Ravenna auf den apostolischen Stuhl zu setzen. In den teutschen Städten endlich war zwar der Geist des freien Bürgerthums erwacht, hatte aber sein Ziel und seine Richtung noch nicht gefunden; in einer großen Zahl italiänischer Städte hingegen hatte dieser Geist das Ziel klar gefaßt und die richtige Bahn erkannt. Der städtische Geist aber haßte nicht nur das Vasallenthum, sondern liebte auch den kirchlichen Zwang keineswegs: er wollte eine geordnete bürgerliche Gesellschaft, über welcher ein mächtiger Thron mit einem schützenden Könige stehen sollte. Unter solchen Umständen konnten der Papst und der König,

auch bei dem besten Willen, kaum friedlich bestehen. Gregor wünschte mit dem Könige vereint zu wirken, aber der König sollte unter seiner Leitung sein; Heinrich trug die Hoheit des Reichs in seiner Brust: er wollte den Thron keineswegs unter den päpstlichen Stuhl gestellt wissen.

Der König bemühete sich, die Eintracht mit dem Papste zu erhalten, die Italiäner für den heiligen Stuhl zu gewinnen; Gregor, in Canossa verweilend, wollte ihm zu Rath und Hülfe bereit sein. Päpstliche Legaten zogen vor dem Könige her von Ort zu Ort, um Allen die Lossprechung vom Banne zu verkündigen, die wegen des früheren Verkehres mit dem Könige den Fluch der Kirche auf sich geladen hatten. Aber sie fanden selten Gehör, oft Hohn und Spott. Häufig wurden die wildesten Schmähungen gegen Gregor ausgestoßen, nicht selten auf den König ausgedehnt, weil er die Schande auf sich geladen hätte sich einem solchen Menschen zu Füßen zu werfen. Manche kamen auf den Gedanken, sich von dem Könige los zu sagen, seinen Sohn Konrad als König zu begrüßen, mit demselben nach Rom zu ziehen, einen neuen Papst zu setzen und den kleinen Konrad zum Kaiser krönen zu lassen. Heinrich schickte Männer nach allen Seiten aus um zu besänftigen, zu beruhigen. Diese Männer aber, zum Theil noch im Bann oder vom Banne kaum losgesprochen, waren dem Papste verdächtig und vermochten nicht den König zu heben. Man sagte ihm hier und dort in's Angesicht, daß er das Vertrauen Italien's mißbraucht, nur an sich selbst gedacht habe. Einige Städte verschlossen ihm die Thore; er konnte nicht ein Mal erhalten was er bedurfte. Er war sehr bedrängt. In Teutschland hatte ihn der Papst durch die Fürsten gestürzt; in Italien konnte ihn der Papst gegen die Fürsten nicht halten. Dennoch durfte er, ohne die Teutschen gewonnen zu haben, die Italiäner nicht zurückweisen; eben so wenig durfte er sich den Italiänern in die Arme werfen, weil alsdann der Papst sogleich auf die Seite der Teutschen treten mußte. In diesem Gedränge suchte er mit dem Papst ein gutes Einverständniß zu bewähren, hatte aber zugleich heimliche Zusammenkünfte mit Feinden desselben. Dem Papst entging dieses Schwanken nicht. Zwei edele Frauen jedoch arbeiteten mit Eifer an der Eintracht zwischen ihm

und dem Könige: die Kaiserin Agnes und die Markgräfin Mathilde, die unter solchen Verhältnissen ihre eigenthümlichen Güter dem römischen Stuhle zum Geschenke gemacht hat; aber auch diese fürstlichen Frauen vermochten weder durch Wort noch durch Werk die Verhältnisse zu ändern, die Macht der Dinge zu besiegen.

Heinrich versammelte alle Bischöfe, die unter Gregor's Banne standen, zu Reggio, um eine Verständigung zu bewirken. Hierauf hatte er eine Unterredung mit dem Papste zu Bianello in der Nähe von Canossa. Man ward einig, zu Mantua einen öffentlichen Tag zu halten, alle Fürsten Italien's zu demselben ein zu laden. Der König begab sich über den Po um sich, wie man glaubte, nach Mantua zu begeben. Zur bestimmten Zeit ging auch der Papst, von Mathilde begleitet, über den Po; kaum aber waren sie hinüber, so kehrten sie nach Canossa zurück. Ohne Zweifel sind der Papst und die Markgräfin durch irgend einen Verdacht, den sie auf eine Warnung in Treue oder Arglist oder auf bedenkliche Anzeichen gefaßt haben, zu dieser schnellen Rückkehr bewogen worden. Die Ueberlieferungen geben keine Auskunft. Gewiß aber ist: der Tag zu Mantua hat nicht Statt gefunden, Heinrich und Gregor haben sich niemals wieder gesehen; die Welt war überzeugt, daß zwischen dem Papst und dem Könige nunmehr eine unübersteigliche Scheidewand stehe.

12.

Wahl Rudolf's von Schwaben zum Gegenkönig. Heinrich's IV Rückkehr nach Teutschland. Anfang des Krieges zwischen ihm und Rudolf.

Die teutschen Fürsten waren seit des Königes Flucht aus Speier in großer Unruhe. Schon im Anfange des Monates Februar hatten die Herzoge Rudolf, Welf und Berthold mit den Bischöfen von Mainz, Würzburg und Metz eine Zusammenkunft zu Ulm. In Folge derselben luden sie die großen Herren im ganzen Reiche zu einer Versammlung auf den Dreizehnten des Monates März nach Forchheim ein, und schickten den Grafen Mangold von Veringen nach Italien um

auch den Papſt zu jenem Tag ein zu laden. Dem Könige Heinrich aber gab der Herzog Rudolf wie aus alter Freundſchaft Nachricht von der beſchloſſenen Verſammlung, zugleich den Rath, daß er nicht nach Teutſchland kommen möchte, weil das Aergſte zu fürchten wäre. Der Papſt hatte ſchon früher Botſchaft aus Teutſchland erhalten und ſogleich Legaten dahin geſchickt: man möge nicht zur Wahl eines andern Königes ſchreiten; auf Mangold's Bericht ſandte er dieſen Mann mit einem Legaten an den König Heinrich: er, der Papſt, gedenke ſich nach Forchheim zu begeben, wenn Heinrich ihm ein ſicheres Geleit bewilligen wolle; Heinrich ſelbſt möge doch auch in Forchheim erſcheinen um wegen der Anklagen wider ihn die Entſcheidung zu erwarten. Der König antwortete: er könne Italien noch nicht verlaſſen; auch ſei unmöglich Forchheim vor dem beſtimmten Tage zu erreichen; übrigens ſei dem heiligen Vater ſelbſt bekannt, daß er kein ſicheres Geleit zu gewähren vermöge. Hierauf ſandte Gregor eiligſt zwei Legaten nach Forchheim: „er ſei außer Stande nach Teutſchland zu kommen, ja nach Rom zurück zu kehren; die teutſchen Fürſten möchten für das Wohl des Reiches, das ſchon ſo lange durch Eines Menſchen kindiſchen Leichtſinn erſchüttert worden, nach ihren beſten Kräften ſelbſt ſorgen."

Die päpſtlichen Legaten waren zeitig genug zu Forchheim eingetroffen. Als die alten Beſchuldigungen gegen den König wiederholt wurden, verwunderten ſie ſich, daß man einen ſolchen Menſchen ſo lange als König geduldet habe, äußerten aber auch den Wunſch, daß man die Wahl eines Andern bis zur Ankunft des Papſtes verſchieben möchte. Die Fürſten erklärten, ein Aufſchub der Wahl würde die größte Gefahr bringen. Da gab der Erzbiſchof Siegfrid von Mainz dem Herzoge Rudolf ſeine Stimme. Andere ſtimmten bei. Otto von Nordheim machte ſeine Stimme von der Zuſicherung abhängig, daß ihm das Herzogthum Bayern zurückgegeben werden ſollte; Andere ſtellten andere Bedingungen. Die päpſtlichen Legaten traten vermittelnd ein: „wenn ein Fürſt ſolche Verſprechungen gebe um König zu werden, ſo erkaufe er den Thron und gelange gleichſam durch Simonie zur Krone; wenn aber der neue König gegen Alle Gerechtigkeit zu beweiſen verſpreche, ſo dürfte Otto, es dürften Alle ſich be-

ruhigen." Hierauf wurde Rudolf einstimmig erwählt; jedoch wurden ihm zwei Bedingungen gemacht, die erste zum Vortheile der Kirche: der König solle weder um Geld noch aus Freundschaft ein Bisthum vergeben, sondern einer jeden Kirche die freie Wahl ihres Bischofes verstatten; die andere zum Unglücke des teutschen Volkes: die königliche Gewalt solle Niemand durch Erbschaft erhalten; auch der Sohn des Königes solle nur durch freie Wahl König werden, und unter allen Umständen solle das Volk (nämlich die Vasallen) das Recht haben nach seinem Belieben einen König zu wählen. Hierauf leisteten alle Anwesende dem Könige Rudolf den Eid der Treue; die beiden Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg vollzogen die Salbung; zwölf Tage nach seiner Wahl, den 26. März, erhielt er zu Mainz durch den Erzbischof Siegfrid die königliche Weihung.

Die Bürger von Mainz betrachteten Rudolf als einen König des Verraths und priesterlicher Künste, mit Zorn, Murren, Spott. Als nun einige junge Männer aus seinem Gefolge sich mit Scherz und Spiel erlustigten, drängten sich viele Menschen aus der Stadt herzu, das Getreibe mit Witzeleien und Lachen begleitend. Endlich schnitt ein Jüngling einem jungen Manne von Rudolf's Hof ein Stück von seinem Prachtkleide. Der Verletzte warf sich gegen der Frevler; seine Genossen gegen die Menge. Es entstand eine Rauferei. Bald wurden die Sturmglocken gehört; die ganze Stadt kam in Aufruhr; Verwirrung, Kampf, Blut und Gräuel überall. Rudolf sah sich zum Abzuge genöthigt; der Erzbischof Siegfrid mußte Mainz verlassen. Rudolf wandte sich nach Worms, von dem Bischofe dieser Stadt begleitet. Sie fanden die Thore der Stadt verschlossen, die Bürger unter den Waffen. Der neue König ging nach Schwaben in das Land seiner Jugend: auch hier fand er nur Mißtrauen, Abgeneigtheit, Gleichgültigkeit. Unter den Geistlichen gab es viele, die sich mit Gregor's VII strengen Grundsätzen nicht versöhnen konnten, und einen König fürchteten, der sich nur durch ein unbedingtes Hingeben an den Papst halten zu können schien. Die Weltlichen hatten den Vorzug nicht vergessen, der ihnen von Heinrich eingeräumt war. Zum Osterfeste befand sich Rudolf in Augsburg: der Bischof Imbrico sagte sich fast öf-

sentlich von ihm los. Ein päpstlicher Legat wollte nach Italien zurückkehren: der Graf Ulrich von Lenzburg plünderte ihn aus und setzte ihn gefangen. Rudolf begab sich nach Burgund, fand aber überall was er bisher gefunden hatte. Der Bischof von Constanz wies seine Anträge zurück und entfernte sich aus der Stadt.

Der König Heinrich IV erhielt zu Pavia die Nachricht von Rudolf's Wahl. Sie scheint ihm nicht unwillkommen gewesen zu sein, weil sie ihn aus den Wirrnissen elender Ränke hinweg auf die Bühne der That rief. Er stellte sogleich die Forderung an den Papst, den Empörer Rudolf mit dem Bannfluche zu belegen. Gregor antwortete: Rudolf müsse zuvor gehört werden. Sogleich versammelte Heinrich seine Anhänger zu Verona und erklärte ihnen, daß er für sein gutes Recht, für Reich und Krone bis zum Tode zu kämpfen entschlossen sei. Am Palmsonntage, den Neunten April's, brach er auf und zog unaufgehalten über Aquileia nach Bayern.

Im südlichen Teutschland war die Feindseligkeit gegen Heinrich wie ursprünglich in Sachsen nur das Werk einiger Fürsten. Sobald daher Heinrich in Bayern erschien, stellten sich Viele freiwillig zu ihm, Andere wurden leicht gewonnen. Die Bischöfe betrachteten den König Rudolf als den Schildträger des Papstes und fürchteten den Verlust ihres alten Ansehens; die untern Geistlichen hofften ihre Frauen und Kinder durch den König Heinrich zu retten; nur die Mönche hielten zu Rudolf. Die weltlichen Vasallen wandten sich aus Eifersucht gegen die Herzoge dem Könige zu, die Städte verabscheueten das Spiel, das Selbstsucht, Hochmuth und Trotz mit Eid, Ehre und Treue trieben, und mochten, was sie erstrebten, Gerechtigkeit und Freiheit nicht von einem Fürsten erwarten, der durch Schleicherei, Lüge und Verrath zu einer Krone gekommen war.

In Regensburg wurde Heinrich mit lautem Jubel empfangen; Welf sah sich genöthigt in festen Burgen Sicherheit zu suchen. Heinrich versammelte die bayerischen Vasallen zu Regensburg und gewann sie allzumal: nur die Bischöfe von Passau und Salzburg blieben seine Feinde. Auch die Böhmen begrüßten ihn mit Freude. Bald vermochte er ein Heer von 12,000 Mann nach Schwaben zu führen. Mit

jedem Tage vermehrten sich seine Anhänger. Im südwestlichen Teutschland blieb außer den Bischöfen von Chur und von Worms kaum ein geistlicher Fürst auf Rudolf's Seite: der Bischof Imbrico von Augsburg nahm im Angesichte der ganzen Gemeinde das heilige Abendmahl sich selbst zum Gericht auf die Behauptung, daß Heinrich's Sache die gerechte sei. Auch von den weltlichen Fürsten und Herren in Schwaben und Burgund ging der größte Theil zu Heinrich über, selbst Rudolf's Blutsverwandte, so wie sein Eidam, der Graf von Bregenz. Endlich fehlten die Städte fast nirgend's. Zum ersten Mal erschienen bewaffnete Jünglinge und Männer aus den Städten neben Lehnleuten und Herren im Heere des Königes Heinrich IV, und diese städtische Mannschaft hielt aus und folgte dem Könige, wohin er sie führte. Dennoch vermochte Heinrich nicht in schnellen und großen Schlägen Alles zu beendigen. Die Bischöfe und Grafen trugen nur den königlichen Namen vor sich her, wollten aber während des Streites der Könige ihre Fehden unter einander auskämpfen, an Besitz und Macht gewinnen. Also löste sich der Streit zwischen Heinrich und Rudolf in einzelne verworrene und verheerende Befehdungen auf, die zu keiner Entscheidung im Großen führten.

Rudolf hatte den Haß gegen Heinrich, der in ihm selbst war, allen Fürsten und Vasallen zugeschrieben; um so schrecklicher sah er sich getäuscht. Auf die Herzoge Welf und Berthold durfte er wohl rechnen; aber zwei Herzoge ohne Land, ohne Vasallen, nur in festen Burgen sich haltend, gaben ihm keine Macht zum Kampf. Er brachte nur etwa 5000 Mann zusammen und sah sich bald genöthigt nach Sachsen zu entfliehen. Heinrich berief seine Anhänger zu einer Versammlung nach Ulm. Daselbst mit der Krone auf dem Haupt in der Versammlung erscheinend ließ er die drei südlichen Herzoge des Verraths und der Empörung gegen ihren König anklagen. Die Versammlung fand die Angeklagten schuldig und verurtheilte sie, da sie Schwaben waren, nach dem Gesetze der Alemannen zum Tod und zum Verlust ihrer Lehen und Güter. Durch diesen Spruch wurde Heinrich in den Stand gesezt, seine Anhänger zu belohnen, Unentschiedene durch die Aussicht auf Belohnung zu gewinnen. Alsdann forderte

er sogleich zu einer Heerfahrt nach Sachsen auf; er erhielt aber von seinen Getreuen nur das eidliche Versprechen, daß sie ihm später nach Sachsen folgen wollten: Einige hielten eine bessere Rüstung für nothwendig, Andere meinten, sie hätten vor der Hand schon genug gethan; Mancher wünschte seine Beute in Sicherheit zu bringen. Das war ein Unglück für Heinrich. Seine großen und unerwarteten Erfolge hatten Schrecken und Angst in die Sachsen gebracht: wenn er schnell herangezogen wäre, so würden sie sich vor ihm gebeugt haben. Während der Unterbrechung seiner Fahrt aber gelang es dem Gegenkönige Rudolf, ein bedeutendes Heer in Sachsen und Thüringen zusammen zu bringen. Mit diesem Heere ging er im Monat August vorwärts und begann die Belagerung von Würzburg.

Heinrich hatte sich wieder nach Bayern gewendet und in diesem Lande die Güter seiner Gegner verheert. Hierauf zog er nach dem Rhein um die Städte für seine Rüstung zu benutzen. Inzwischen versammelten die Herzoge Welf und Berthold kriegerische Schaaren um ihrem Könige Rudolf vor Würzburg zu Hülfe zu kommen. Es gelang ihnen sich mit Rudolf zu vereinigen. Aber auch diese vereinte Macht vermochte Nichts gegen den Muth der Bürger von Würzburg. Die Fürsten sahen sich genöthigt die Belagerung auf zu geben. Sie zogen gegen Heinrich, der zwischen dem Rhein und dem Necker eine feste Stellung genommen hatte. Seine Feinde lagerten sich ihm gegenüber auf der rechten Seite des Flusses. Zu einer Schlacht kam es nicht; Heinrich erwartete den Angriff, Rudolf wagte nicht über den Fluß zu gehen. Vielmehr kehrte er im Monat September dahin zurück woher er gekommen war. Heinrich nöthigte hierauf in Schwaben und Bayern seine Feinde zur Flucht, brach ihre Burgen, besetzte Bisthümer und Abteien mit Männern, auf welche er rechnen zu können glaubte, unbekümmert um den Papst und die päpstlichen Decrete. Rudolf verfuhr in Thüringen und Sachsen, besonders in Westfalen gegen die Anhänger Heinrich's in derselben Weise, bewies sich jedoch stets als gehorsamen Sohn der Kirche, als getreuen Unterthan des Papstes.

Zwanzigstes Buch.

1.

Fortgang des Krieges zwischen Heinrich IV und Rudolf.

Gregor VII blieb nach Heinrich's Abzug in Lombardien. Eine allgemeine Versammlung, die im Monate Mai in der roncalischen Ebene die Absetzung des Papstes beschliessen sollte, wurde nur durch den plötzlichen Tod des königlichen Canzlers verhindert. In Rom wurde des Papstes treuer Freund, der Präfect Cencius, meuchlerisch ermordet. Robert Guiscard setzte seine Feindseligkeiten ununterbrochen fort. Zu diesem Allen kamen nun die ungünstigsten Berichte aus Teutschland. Die Aufnahme, die Heinrich IV in Bayern und Schwaben gefunden hatte, bewies dem Papste, daß er getäuscht worden sei. Von Heinrich IV durfte er jetzt weniger als je eine aufrichtige Unterwerfung erwarten; Rudolf's Partei zu nehmen war aber auch bedenklich. Dem Papste blieb nur übrig, die weitere Entwickelung der Verhältnisse in Teutschland unthätig ab zu warten, den Schein der Parteilosigkeit so lange als möglich zu erhalten.

Beide Könige schickten Botschaft an den Papst, Heinrich um ihm von seinen Erfolgen, Rudolf um ihm von seinem Mißgeschicke Nachricht zu geben. Der Papst befahl, 30. Mai's 1077, seinen beiden Legaten in Teutschland: beide Könige, Heinrich und Rudolf auf zu fordern, ihm einen sichern Weg nach Teutschland zu öffnen, damit er Dem das Reich ertheilen könne, dem es nach der Gerechtigkeit gebüre; wer dieses Verlangen nicht erfüllen wolle, dem sollten sie das Reich untersagen und nebst allen seinen Anhängern mit dem Banne

belegen; Den hingegen in der königlichen Würde bestätigen, der seinem Befehl in Demuth gehorche. Von diesem Schreiben gab Gregor allen Teutschen Nachricht. Heinrich verwarf mit Schnödigkeit den Antrag des Papstes und ließ den Ueberbringer des päpstlichen Schreibens verhaften. Rudolf erklärte sich zu Allem bereit, vermochte aber dem Papste keine Sicherheit zu gewähren. Auch ward er durch das päpstliche Schreiben auf das Schmerzlichste ergriffen. Er hatte mit Zuversicht auf den Papst gerechnet: und nun stellte Gregor sich ihm eben so entfernt gegenüber als dem Könige Heinrich; was er für ausgemacht gehalten hatte, war von Neuem in Frage gestellt. Rudolf war daher ängstlich bemüht den Inhalt der beiden päpstlichen Schreiben vor der Welt zu verbergen. Der Legat Cardinal Bernhard suchte ihn zu beruhigen, und veranstaltete endlich, um ihn aufrecht zu halten, zu Goslar, 12. November's, eine Versammlung von sächsischen Bischöfen und Fürsten, in welcher er den König Heinrich von der Gemeinschaft der Kirche ausschloß, ihm das Reich untersagte, den Gegenkönig Rudolf bestätigte.

Gregor VII war im Monate September nach Rom zurückgekehrt, wo er kaum Etwas Sicheres über die Lage der Dinge in Teutschland erfuhr. Das bewog ihn vielleicht eine große Synode auf das Ende des Monates Februar, 1078, zu berufen, und die beiden Könige in Teutschland ein zu laden, vor derselben ihre Sache durch Abgeordnete vertheidigen zu lassen. Heinrich sandte zwei durch Frömmigkeit und Mäßigkeit ausgezeichnete Männer, die Bischöfe Benno von Osnabrück und Thiedrich von Verdun, nach Rom; Rudolf fand keinen bedeutenden Mann, welcher die Gefahr der Reise wagen wollte. In einer Versammlung sächsischer Fürsten dagegen sah sich der Cardinal Bernhard genöthigt sein Verfahren zu rechtfertigen. Für diesen Zweck trug er die beiden Schreiben des Papstes vom 30. Mai's 1077 vor. Erstaunen und Zorn. Die Sachsen sahen in dem Verfahren des Papstes nur Wankelmuth, Doppelzüngigkeit, Hinterlist. Also erliessen sie eine Zuschrift an den Papst, in welcher sie des Ganges der Dinge von Heinrich's Absetzung bis zu Rudolf's Wahl mit Bitterkeit gedachten. „Und nun, setzen sie hinzu,

ſprechen deine Briefe von zweien Königen in Einem Reiche, ſtellen den von Dir Abgeſetzten vorauf und verlangen von ihm ein ſicheres Geleit. Gewiß handelſt du in guter Abſicht, nach der feinſten Ueberlegung. Wir aber, einfältige Menſchen, vermögen ſolche Geheimniſſe nicht zu durchdringen, und ſehen die Folgen, die aus dieſer Förderung beider Theile hervorgehen, vor Augen: innere Kriege, Ermordungen, Verwüſtungen, Brandſtiftungen, Unterdrückung der Armen, Verfall aller göttlichen und menſchlichen Geſetze, endlich eine ſolche Verſtörung aller königlichen Güter, daß fortan die Könige in unſerer Gegend eher vom Raub als von ihren eigenen Gütern leben müſſen. Soll denn, was du gethan, vergeblich gethan ſein? Wenn, was auf einer römiſchen Synode beſchloſſen, von einem apoſtoliſchen Legaten beſtätigt worden, mit Stillſchweigen zugedeckt, für Nichts geachtet wird, ſo werden wir in der Folge Nichts mehr glauben, Nichts für gewiß halten."

Dieſes Schreiben mußte auf geheimen Wegen durch unbedeutende Männer nach Rom befördert werden. Der Papſt gab ſich daher das Anſehen als habe er daſſelbe nicht erhalten. Den Geſandten des Königes Heinrich aber verſtattete er vor der Synode die Sache ihres Herrn zu führen. Sie führten dieſelbe mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß von mehrerern Biſchöfen verlangt wurde: man müſſe ſogleich wider Rudolf den Bannfluch der Kirche ausſprechen. Nur mit Mühe hielt der Papſt von ſo raſcher Entſcheidung zurück. Am Zweiten des Monates März ward endlich durch einen Beſchluß der Synode das bisherige Verfahren des Papſtes gebilligt, die Fortſetzung deſſelben zum Voraus genehmigt. Es ſollten neue Legaten nach Teutſchland gehen um in einer großen Verſammlung von Geiſtlichen und Laien noch ein Mal eine Vermittelung zu verſuchen, oder nach der Gerechtigkeit entſcheiden: gegen Jeden, der die Legaten in ihrem Friedenswerke zu ſtören wagen würde, ward ein furchtbarer Fluch ausgeſprochen. Die Legaten reiſ'ten mit Heinrich's Geſandten nach Teutſchland ab. Rudolf's Boten entließ der Papſt in der Stille; zugleich ſprach er in einer eigenen Zuſchrift an alle Teutſche viele Ermahnungen zur Einigkeit und zum

Gehorsam aus. Inzwischen befehdeten sich die Fürsten und Herren unter einander, ihre Frevel mit den Fahnen der beiden Könige bedeckend. Zugleich wirkten die päpstlichen Decrete gegen die Investitur und die Ehen der Geistlichen zerrüttend weiter. Die Gesellschaft war in unübersehbarer Verwirrung; sie bietet Nichts Erfreuliches dar als die Rührigkeit des Geistes in den untern Menschenklassen.

Auf die erste Nachricht von dem Beschlusse der römischen Synode begab sich Heinrich IV an den Rhein. Er empfing die päpstlichen Legaten zu Cöln und zeigte sich ihren Forderungen geneigt. Die Legaten blieben bei ihm. Um so stärker war der Verdruß Rudolf's und der Sachsen. Sie erliessen ein zweites Schreiben an den Papst, das mit noch größerer Bitterkeit abgefaßt war als das erste. Gregor jedoch ließ auch dieses Schreiben unbeantwortet. Dagegen bezeugte er in einer neuen Zuschrift an alle Teutsche, daß ihm Nichts mehr am Herzen liege als der trostlose Zustand des Reiches, daß er aber glaube, derselbe könne nur durch die Ausführung des Beschlusses der Synode von Rom beendigt werden. Dieses Schreiben blieb gleichfalls ohne alle Wirkung; nur das Schwert konnte bei solcher Feindseligkeit entscheiden. Auch ruhte dasselbe keinen Augenblick. Um den Grausamkeiten zu entgehen, die Welf und Berthold an Allen verübten, die von ihnen überwunden wurden, riefen die Bischöfe von Strasburg und Basel das Landvolk unter die Waffen, und weckten dadurch in diesen unglücklichen Menschen das Bewußtsein, daß auch sie Arme und Fäuste hätten zum Kampfe wie für fremde so für die eigene Sicherheit. Die Bauern, die so unglücklich waren in die Hand der Feinde zu fallen, wurden für die Verwegenheit, das Schwert getragen zu haben, auf die gräßlichste Weise verstümmelt; der Geist aber wurde nicht ausgetilgt, der Haß gegen die Dränger um so größer.

Rudolf entschloß sich den König Heinrich selbst an zu greifen; er forderte die Herzoge Welf und Berthold auf sich mit ihm zu vereinigen. Um die Vereinigung der drei Fürsten zu verhindern trug auch Heinrich kein Bedenken, die Bauern in Schwaben zum Kampfe für ihren König auf zu

rufen. Die Bauern erhoben sich; aber nur 12,000 Mann konnten bewaffnet werden. Dieses ungeübte, jedoch zum Aeußersten entschlossene Heer stellte der König am Neckar den Herzogen Welf und Berthold entgegen; er selbst zog über den Main wider das sächsisch-thüringische Heer das Rudolf heran führte. Die Bauern am Neckar wurden nach einem furchtbaren Kampf überwunden; die Sieger höhnten auf die schandbarste Weise ihre Tapferkeit und Kühnheit. Aber die Unglücklichen hatten dem Könige Heinrich einen großen Dienst geleistet: sie hatten ihm möglich gemacht, gegen Rudolf eine Schlacht zu bestehen.

Diese Schlacht fand Statt am Siebenten August's, an welchem Tag auch die Bauern zu Grunde gingen, in der Nähe von Melrichstadt. Der Streit war grimmig, der Erfolg verschieden. Auf beiden Seiten Flucht und Sieg. Die Bischöfe von Magdeburg und Merseburg ergriffen zuerst die Flucht. Ihnen folgten der päpstliche Legat Bernhard, der Erzbischof Siegfrid von Mainz, der Bischof Adalbert von Worms. Der Magdeburger wurde von den Landleuten erschlagen, der Merseburger ausgeplündert, Bernhard, Siegfrid und Adalbert wurden gefangen genommen: die beiden Ersten entkamen im Getümmel; Adalbert ward als Gefangener vor den König Heinrich geführt. Diese Flucht der Bischöfe riß einen großen Theil des Heeres fort; und da auch die Billunger, der Herzog Magnus und der Graf Hermann, in Gefangenschaft geriethen, so hielt Rudolf Alles für verloren und suchte seine Rettung gleichfalls in der Flucht. Aber auf der andern Seite des Schlachtfeldes hielten der Herzog Otto von Nordheim und der Pfalzgraf Friedrich den Kampf. Sie zwangen den König Heinrich zum Rückzug und verfolgten ihn bis gegen Würzburg. In der Verwirrung jedoch geriethen Verfolgende und Fliehende unter einander. Diese Vermengung brachte Einigen den Tod, Andern Rettung. Der Erzcapellan Hartwig von Mainz schloß sich einer Schar von Heinrich's Kriegern an und entging dem Verderben; Wilhelm des Grafen Gero Sohn wurde durch Eberhard von Nellenburg zum Gefangenen gemacht: ein Haufe von Sachsen tödtete den treuen Eberhard und verschaffte dem

Gefangenen die Freiheit. Otto von Nordheim und der Pfalzgraf Friedrich wurden von einander gedrängt. Friedrich kam am Abend auf das Schlachtfeld zurück und lagerte sich auf demselben um die Ehre des Sieges zu wahren. Bald näherte sich Otto, lenkte aber, Friedrich's Mannschaft für Feinde haltend, ab und zog traurig weiter. Friedrich blieb auf dem Kampfplatz und feierte seinen Sieg. Am folgenden Morgen sammelte er die zerstreueten Sachsen und kehrte plündernd und verwüstend über Schmalkalden heim.

Die Sachsen schrieben sich den Sieg zu, weil Friedrich der Letzte auf der Wahlstatt gewesen war. Aber ihre Sache war nicht weiter gebracht, Nichts entschieden worden. Bald stand Heinrich in Bayern an der Spitze eines neuen Heeres, führte dasselbe nach Schwaben, und richtete auf Welf's und Berthold's Besitzungen gräßliche Zerstörungen an. Als der alte Herzog Berthold von seiner festen Burg Lintberg die Rauchsäulen erblickte, welche die Verwüstung seiner Güter verkündigten, da brach ihm das Herz; er starb nach wenigen Tagen und sein Sohn Berthold II erbte den herzoglichen Namen. Die Verwüstung ging weiter, über die Besitzungen des welfischen und des zähringischen Hauses hinaus. Rudolf's Anhänger wurden überall bezwungen; nur der Graf Hugo vertheidigte sich glücklich in seiner festen Burg Tübingen: der Erzbischof Udo von Trier, ein Sohn Eberhard's von Nellenburg, fand bei der Belagerung seinen Tod.

Diese unglücklichen Ereignisse in Teutschland erhielten auch den Papst Gregor in seiner alten Verlegenheit. Er versammelte zwei Synoden in Rom, im Monate November dieses Jahres, 1078, und im Monate Februar des folgenden. Zu beiden erschienen Gesandte der Könige Heinrich und Rudolf. Anklagen und Vertheidigungen waren von beiden Seiten so stark, daß der Papst auch jetzt nicht zu entscheiden wagte. Die Gesandten der Könige versprachen ihm, daß ihre Herren sich der Entscheidung unbedingt unterwerfen wollten, die er selbst auf einem Reichstag in Teutschland aussprechen oder durch seine Legaten geben würde. Der Papst ernannte drei Legaten, welche die Fortsetzung des Kampfs untersagen, einen allgemeinen Reichstag veranlassen sollten.

Die Wahl dieser Männer berechtigt zu der Vermuthung, daß Gregor sich noch immer auf Heinrich's Seite neigte; es waren der Bischof Petrus von Alba, zwar gegen Heinrich gestimmt, aber für die Leitung öffentlicher Dinge nicht gemacht, der Bischof Ulrich von Padua, durch Klugheit und Beredtsamkeit ausgezeichnet, immer ein treuer Anhänger Heinrich's, der Patriarch Heinrich von Aquileia, von dem Könige Heinrich zu seiner Würde erhoben.

Inzwischen war ein neuer Keim besonderer Zwietracht gelegt worden. Die Kaiserin Agnes hatte einst ihrem Eidam, dem Grafen Rudolf von Rheinfelden, das Herzogthum Schwaben mit erblichem Rechte verliehen. Nachdem Rudolf den königlichen Namen angenommen, hatte er dieses Herzogthum seinem Sohne Berthold überlassen; die Herzoge Welf und Berthold II hatten denselben wegen ihrer Besitzungen in Schwaben als Herzog anerkannt. Rudolf's Tochter Agnes war hierauf dem Herzoge Berthold II vermählt worden. Heinrich IV aber ertheilte am Osterfeste, 1079, zu Regensburg das Herzogthum in Schwaben dem Grafen Friedrich, ältestem Sohne Friedrich's von Büren, zu welchem er ein großes wohlbegründetes Vertrauen gefaßt hatte. Derselbe pflegt, weil er auf einer hohen Bergspitze der rauhen Alp zwischen der Vilz und der Rems eine feste Burg erbauet hatte, Friedrich von Staufen genannt zu werden; der König vermählte mit ihm seine eigene Tochter Agnes, und gründete durch diese Vermählung das Haus der Hohenstaufen, das in den beiden folgenden Jahrhunderten so groß geworden ist an Ruhm und Unglück.

In Schwaben ein furchtbarer Kampf: Herzog Friedrich von Staufen bewährte sich im Kampfe für den König Heinrich; Welf und Berthold von Zähringen stritten für sich, für Rudolf und Rudolf's Sohn. Inzwischen begannen die päpstlichen Legaten ihr Werk. Sie hatten sich zuerst nach Regensburg zum Könige Heinrich begeben, zugleich dem Gegenkönige Rudolf und den Sachsen öffentlich die freundlichsten Verheissungen ertheilt. Beide Könige erklärten laut und bestimmt, daß sie sich dem Ausspruche der Legaten auf einem Reichstag unterwerfen wollten, jeder Theil jedoch unter der

Bedingung, daß der Ausspruch für ihn entscheiden müsse. Die Legaten verhüteten daher wohl eine Zeit lang den Kampf, einen Reichstag aber brachten sie nicht zu Stande. Gegen den Anfang des Winters kehrten sie nach Italien zurück; der Patriarch von Aquileia indeß blieb bei dem Könige Heinrich. Der Bericht der Legaten über Heinrich und Rudolf ließ den Papst in so großer Ungewißheit, daß er auch jetzt noch keinen Entschluß zu fassen wagte.

Im Januar, 1080, führte Heinrich ein starkes aus Burgund, Schwaben, Bayern, Franken und Böhmen zusammengebrachtes Heer durch Thüringen. Die Sachsen zogen ihm entgegen mit großer Macht. Bei seiner Annäherung gingen die Grafen Widukind, Wiprecht und Thiedrich, Gero's Sohn, mit vielen andern Sachsen zu ihm über. Der Markgraf Ekbert II mit seiner Schwiegermutter der Markgräfin Adala von der Lausitz vereint zog heran, blieb aber in einer solchen Stellung, daß er auf die Seite Dessen treten könnte, für welchen sich das Glück entscheiden werde. Die Billunger Magnus und Hermann wollten sich auch mit Heinrich vereinigen: der König hatte ihnen nach der Schlacht bei Melrichstadt die Freiheit gegen das Versprechen gegeben, daß sie ihm treu Hülfe leisten wollten; an der Ausführung ihrer Absicht gehindert, kehrten sie zurück und überliessen den König Rudolf seinem Schicksale. Der Erzbischof Siegfrid von Mainz aber sprach über den König Heinrich mit seinen Anhängern den Bannfluch aus und brachte dadurch Ungewißheit in manchen Menschen. Hierauf stiessen die beiden Heere am Siebenundzwanzigsten Januar's bei Flarchheim an einander. Ein tiefer Bach trennte sie. Die Sachsen waren an dem Abhang eines Hügels gelagert, Otto von Nordheim dem Feinde zunächst. Heinrich aber, ein ungestümes Wetter benutzend, umging das feindliche Heer und erschien plötzlich im Rücken der Sachsen. Rudolf erschrak: er hatte auf Otto von Nordheim am Meisten gerechnet und dieser Fürst stand jetzt am Entferntesten vom Feinde. Heinrich griff an; die Sachsen wichen, der Burggraf Meinfrid von Magdeburg fiel, der Herzog Wratislav von Böhmen bemächtigte sich des Banners, das bei den Sachsen für das königliche galt. In zu

raſcher Verfolgung aber gerieth Heinrich's Heer in Unordnung. Da kam Otto von Nordheim heran, fiel mit Ungeſtüm in die verwirrten Haufen und entriß dem Könige Heinrich den Sieg. Er ſah ſich zum Rückzuge genöthigt. In der Nacht bemächtigten ſich die Sachſen des königlichen Lagers; ſie hatten aber einen ſo ſtarken Verluſt erlitten, daß ſie auch am nächſten Tag an eine Verfolgung des Feindes nicht denken konnten. Indeß ſchrieben ſie ſich den Sieg zu, und über Heinrich's Niederlage wurden die ſchlimmſten Gerüchte verbreitet: er hätte ſich nur auf geheimen Wegen gerettet, ſei in der Nähe der Wartburg von der Beſatzung dieſer Feſte überfallen, in die Flucht getrieben; Alles was er an Pferden, Waffen und andern Dingen mit ſich geführt, ſei den Siegern zur Beute geworden.

2.

Neue Abſetzung und Verdammung Heinrich's IV; neue Abſetzung und Verdammung Gregor's VII. Die Schlacht an der Elſter.

Rudolf hatte den Sieg gewonnen, aber mehr durch Zufall und ſeines Feindes Vermeſſenheit als durch ſeine Macht. Die Vorgänge vor der Schlacht waren auch nicht geeignet ihn mit Vertrauen zu erfüllen. Nach dem Siege begann er zwar nicht ohne Erfolg gegen die Abgefallenen den Kampf; aber dieſer Kampf kam ihm theuer zu ſtehen, und auf die Bezwungenen war kaum zu rechnen. Heinrich's Lage war kaum beſſer. Die großen Herren, die mit ihm gezogen waren, hatten die Aufregung in den untern Menſchenklaſſen nicht mit Gleichgültigkeit geſehen. Sie würden ihm treu geblieben ſein, wenn er Sieger geweſen wäre: nach dem Verluſte der Schlacht zeigten ſie ſich lau und zweideutig. Die Kräfte der Städte verſtand Heinrich nicht zu vereinigen und nicht zu gebrauchen; die Niederlage der Bauern am Neckar hatte allgemeinen Schrecken erregt. Am Uebelſten war ſeine Stellung zu den Geiſtlichen. Die Anhänger Gregor's ſchenkten ihm keinen Glauben, die Gegner kein Vertrauen. Des

Erzbischofes Siegfrid Bannfluch blieb daher nicht ohne Wirkung: die kirchlichen Verhältnisse geriethen in die ärgste Zerrüttung; der fromme Mensch vermochte in der letzten Stunde eben so wenig einigen Trost für die Ewigkeit zu finden, als er im Leben Sicherheit gefunden hatte. Heinrich mußte entweder sich ganz in die Hände des Papstes geben oder mit entschiedener Feindseligkeit gegen ihn auftreten.

Gregor's VII Werk war in den sieben Jahren seines Papstthumes nicht weiter gekommen. Alle Hoffnungen, die er vor drei Jahren auf Heinrich's Gelübde gebauet hatte, waren unerfüllt geblieben: nur öffentliche Wirren, heimliches Wühlen, Erschlaffung, Noth und Jammer waren erfolgt. Er war in der Achtung beider Parteien gesunken. In den Zuschriften der Sachsen am Ende des Jahres 1079 ist die Sprache so schneidend, daß sie eine völlige Lossagung vom päpstlichen Stuhl an zu kündigen schien. Jetzt aber, nach der Schlacht bei Flarchheim, schickten beide Könige Gesandte nach Rom: Heinrich's Gesandte verlangten von einer so eben versammelten Synode, daß gegen Rudolf ohne Verzug der Bann ausgesprochen werden sollte; sie fügten die Drohung hinzu, daß Heinrich, wenn dieses Verlangen unerfüllt bliebe einen andern Papst ernennen würde; Rudolf's Gesandte baten demüthig um Gerechtigkeit gegen Heinrich, den gottlosen Zerstörer der Kirche Gottes. Sogleich rief der Papst die Apostel Petrus und Paulus als Zeugen der Wahrheit an, und stellte den Gang der Dinge auf eine solche Weise dar, daß die Schuld alles Unglücks auf Heinrich IV fiel. „Deßwegen, setzt er hinzu, unterwerfe ich den genannten Heinrich mit allen seinen Anhängern dem Banne der Kirche, binde ihn mit der Fessel des Fluchs, untersage ihm abermals das Reich, nehme ihm alle königliche Würde, verbiete allen Christen ihn als König an zu erkennen, spreche endlich Alle von dem Eide los, den sie ihm geleistet haben oder noch leisten möchten. Dagegen verstatte ich, daß Rudolf das Reich der Teutschen regiere und vertheidige, und ertheile Allen, die treu zu ihm halten, die Vergebung ihrer Sünden, den wahren Segen in diesem und dem zukünftigen Leben." Dieses geschah am Siebenten des Monates März 1080.

Der Spruch des Papſtes brachte neues Leben. Jedermann war nunmehr genöthigt wenigſtens ſcheinbar eine beſtimmte Partei zu ergreifen. Gregor's erſte Sorge war ſich für den Fall der Noth eine Zuflucht zu bereiten. Er ſuchte mit Robert Guiscard die frühern freundlichen Verhältniſſe wieder her zu ſtellen. Robert, von dem Fluche des Papſtes ſchwer gedrückt, in ſeinen Entwürfen gegen das griechiſche Reich ſtark gehindert, verſtändigte ſich leicht mit dem Papſte: Gregor löſ'te den Fluch, Robert verſprach ein treuer Vaſſall zu ſein. Ganz Italien kam in eine krampfhafte Bewegung. Schon bei der Rückreiſe der Geſandten Heinrich's entſtanden Unruhen in Tuscien; die Geſandten wurden beſchuldigt das Volk gegen die Markgräfin Mathilde aufgereizt zu haben; in Lombardien trafen ſie Verabredungen mit den Biſchöfen die Gregor's Feinde waren; Alles ſchien auf Heinrich's Entſchluß, Feſtigkeit und That an zu kommen. Er ſelbſt, der König, erhielt die Nachricht von Gregor's Ausſpruch zu Oſtern in Bamberg. Sogleich erließ er ein Schreiben in den ſtärkſten Ausdrücken an alle Unterthanen des Reichs, und ſetzte auf den Einunddreißigſten Mai's einen öffentlichen Tag zu Mainz feſt, auf welchem Gregor abgeſetzt, ein neuer Papſt gewählt werden ſollte. Aber nur 19 Biſchöfe erſchienen in der Verſammlung. Einige und ſelbſt der Biſchof Thiedrich von Verdun, der das Schreiben an alle Unterthanen des Reichs abgefaßt hatte, verlieſſen Mainz, als ſie kaum eingetroffen waren. Die Zurückgebliebenen ſagten ſich zwar von Gregor los, aber einen neuen Papſt zu erwählen wagten auch ſie nicht. Sie ſandten jedoch eine Aufforderung an die Biſchöfe Italien's zur Wahl eines neuen Papſtes mit dem Verſprechen ihrer Zuſtimmung, an Gregor ſelbſt ein offenes Schreiben, das Wahres und Falſches in einander mengend mit folgenden Worten ſchloß: „Dein Eintritt iſt alſo mit ſchweren Meineiden befleckt, die Kirche Gottes durch deine Neuerungen in Gefahr gebracht, dein Leben und Wandel durch mannichfache Infamie entehrt worden: daher kündigen wir dir den Gehorſam auf und erklären, daß du für Niemand von Uns der Papſt ſein ſollſt."

Mit diesen beiden Schreiben begab sich der Bischof Heinrich von Speier nach Brixen, wo sich dreißig Bischöfe aus Lombardien versammelt hatten. Auch der König Heinrich begab sich nach Brixen. Die Versammlung faßte folgenden Beschluß: „Da der falsche Mönch Hildebrand, Papst Gregor VII genannt, sich durch Betrug und Bestechung schamlos aufgedrungen, die kirchliche Ordnung umgestoßen, das Reich verwirrt, den katholischen und friedfertigen König an Leib und Seele zu verderben, den meineidigen König zu vertheidigen gesucht, unter Einträchtigen Zwietracht, unter Friedfertigen Hader, unter Brüdern Streit, unter Ehegenossen Trennung bewirkt hat, so sprechen wir gegen den frechen Hildebrand, der Kirchenraub und Brandstiftung predigt, der Meineid und Menschenmord verkündigt, der den Glauben in Zweifel stellt, den alten Ketzer, den Traum- und Zeichendeuter, den Zauberer, einstimmig das Urtheil aus, daß er ab zu setzen und zu vertreiben, und wenn er den apostolischen Stuhl nicht verläßt auf ewig zu verdammen sei.“ Hierauf erwählte sie den Erzbischof Wibert von Ravenna zum Papst. Wibert nahm die Wahl an; Heinrich versprach im nächsten Jahr eine Heerfahrt nach Rom um am Pfingstfeste die Kaiserkrone zu empfangen. Der neue Papst sprach am Fünfundzwanzigsten Junius' gegen den König Rudolf und den Herzog Welf den Bannfluch aus, über Heinrich den apostolischen Segen. Alsdann zog Wibert mit den Seinigen nach Italien, und Heinrich kehrte nach Teutschland zurück.

Im Anfange des Monats October drang Heinrich mit seinem Eidam Friedrich von Staufen, den Erzbischöfen von Cöln, von Trier und vierzehn Bischöfen von Neuem gegen die Unstrut vor; die Sachsen standen in einem festen Lager an diesem Flusse. Heinrich wandte sich zurück gegen Erfurt; die Sachsen folgten. Heinrich warf ihnen einige leichte Reiterei in den Rücken, die verschiedene Dörfer in Flammen setzte. Die Sachsen von den Rauchsäulen betroffen kehrten um. Heinrich ließ die Stadt Erfurt ausplündern und anzünden, nahm alsdann seinen Marsch auf Naumburg, und ging über die Sale um sich mit der Mannschaft zu vereinigen, die er aus Meissen und Böhmen erwartete; die

Sachsen folgten dem Könige rasch nach und nöthigten ihn am Ufer der Elster Halt zu machen. Er stellte sich auf hinter einem Sumpfe, den rechten Flügel an die Elster gelehnt; die Sachsen bildeten ihre Schlachtordnung an der andern Seite des Sumpfs. Ein Theil ihres Heeres stieg vom Pferd um den Sumpf zu umgehen. Am 15. October's begannen die Sachsen unter Absingung des Psalmes: Gott steht in der Gemeinde Gottes, den Angriff. Sie wurden Anfangs zurückgedrängt; Otto von Nordheim aber nöthigte mit dem Fußvolke Heinrich's Reiterei in dem sumpfigen Boden bald zur Rückkehr. In dem Streite fiel der tapferste Fürst in Heinrich's Heer, der Graf Rappod, und Diejenigen, welche die Leiche in das Lager brachten, riefen im Schmerz oder aus Verrätherei laut aus: rettet euch, rettet euch. Auf diesen Ruf wandte sich der größte Theil zur Flucht. Der Graf Heinrich von Lacha jedoch, unbekannt mit dem Geschehenen, hielt noch auf der Wahlstatt und dankte Gott für den Sieg, den er selbst errungen hatte; Otto von Nordheim überraschte ihn und trieb auch seine Krieger in die Flucht. Die Fliehenden stürzten sich in die Elster: Mancher verlor sein Pferd, Mancher sein Leben. Das ganze königliche Lager fiel in die Hand der Sachsen, und der Raub von Erfurt ward eine Beute der Sieger.

Als aber die Sachsen in ihr Lager zurückkamen, fanden sie ihren König Rudolf schwer verwundet: ihm war die rechte Hand abgehauen und im Unterleibe war er tödtlich verletzt. Er starb noch am Tage der Schlacht oder am folgenden. Nach einer Sage soll er sich bis zum letzten Augenblicke des Sieges gefreuet und die Seinigen getröstet und ermuntert haben; nach einer andern Sage soll er bei dem Anblicke der abgehauenen Hand tief betrübt gegen die anwesenden Bischöfe ausgerufen haben: „mit dieser Hand hatte ich meinem König und Herrn Treue geschworen; ich habe seinen Thron bestiegen und verlasse jetzt sein Reich und das Leben. Ihr habt mich wohl nicht den rechten Weg geführt.“ Die Leiche ward in Merseburg bestattet.

Um den günstigen Augenblick zu benutzen trat Heinrich im December eine neue Fahrt nach Sachsen an, fand aber

die Sachsen zur Vertheidigung bereit. Er ließ ihnen entbieten: „wenn sie durchaus einen eigenen König verlangten, so möchten sie seinen Sohn erwählen; in diesem Falle wolle er ihr Land niemals betreten.“ Auf diesen Antrag erhielt er von Otto von Nordheim die Antwort: „Ein schlechter Stier, ein schlechtes Kalb; ich begehre des Sohnes so wenig als des Vaters.“

3.

Heinrich IV nach Italien. Der Gegenkönig Hermann.

Der König hatte zu Brixen eine Fahrt nach Italien versprochen; seine Anhänger in Italien hatten am Tage der Schlacht an der Elster einen Sieg über das Heer der Markgräfin Mathilde gewonnen, der ihn einen glücklichen Erfolg in Italien hoffen ließ; auch schien eine Beruhigung Teutschland's unmöglich, so lange Gregor VII auf dem Stuhle des Apostels saß. Also beschloß er nach Italien zu ziehen. Um aber seine Absicht zu verbergen setzte er im Laufe des Winters seine Unterhandlungen mit den Sachsen fort. Die Sachsen liessen sich ein. Von beiden Seiten versammelten sich im Monate Januar 1081 je fünf Bischöfe auf der linken Seite der Weser bei Kaufungen. Sie hielten ihre Sitzungen öffentlich. Nach langem Zögern stellte endlich Gebehard von Salzburg im Namen der Sachsen die Forderung: die Abgeordneten Heinrich's sollten ihnen beweisen, daß er mit Recht regieren könne, oder ihnen verstatten zu beweisen, daß er es nicht könne. Die königlichen Bischöfe dagegen verlangten einen Waffenstillstand bis in die Mitte des Monates Junius: „nämlich um die nöthige Zeit zu gewinnen, rief Otto von Nordheim aus, um den, der unser Haupt ist, nach Gefallen zu mißhandeln. Geht hin, woher ihr gekommen seid.“

Inzwischen betrieb Heinrich seine Rüstung. Gregor's Anhänger bestürmten den heiligen Vater sich mit ihm zu verständigen. Gregor widerstand, bot aber Alles auf, um Heinrich's Feinden in Teutschland eine neue Seele zu geben,

ihn selbst durch die Aufstellung eines andern Gegenkönigs von der Fahrt nach Italien ab zu halten. Dennoch brach Heinrich im Monate März nach Italien auf. Bei seinem Eintritte brachten fast alle Fürsten und Herren ihm ihre Huldigungen dar. Nur die Markgräfin blieb der Sache, die sie für gerecht hielt, und dem Manne, dem sie ihr Vertrauen geschenkt hatte, getreu. Sie öffnete allen Vertriebenen und Flüchtlingen ihre Burgen und übersandte dem Papst, was sie an Gold und Silber zusammen zu bringen vermochte. Am Osterfeste war der König in Verona; zu Mailand empfing er die Krone des lombardischen Reichs; in Pavia wurde sein Papst Wibert von den meisten Bischöfen Lombardien's anerkannt. In den Apenninen widerstanden die Burgen der Markgräfin; im offenen Felde fand er keinen Feind; auch die Städte und die meisten Bischöfe in Tuscien erklärten sich für ihn. Zu Pfingsten hatte er vor Rom's Thoren sein Lager aufgeschlagen; eine Ueberrumpelung der Stadt aber mißlang. Und als der erste Schrecken vorüber war, erhob sich vor dem Könige, hinter ihm und in seinen Seiten ein so arger Kampf des Schwertes und des Wortes, der Wahrheit und der Lüge, der Treue und des Meineides, daß er die Stadt nicht zu erobern vermochte.

Drei Jahre verliefen, die auch für Teutschland Jahre der Noth und blutiger Kämpfe waren. Sogleich nach Heinrich's Abzug sandten die Häupter seiner Feinde an alle teutsche Völker die Aufforderung zur Wahl eines neuen Königes. Zur Förderung dieses Werkes brach im Monate Junius ein sächsisches Heer plündernd und zerstörend in das östliche Franken ein. In der Gegend von Bamberg vereinigten sie sich mit ihren schwäbischen Freunden. Sogleich wurde wegen der Wahl eines neuen Königs unterhandelt. Die Sachsen wollten Otto von Nordheim auf den Thron erheben. Die Herzoge Welf, Berthold Rudolf's Sohn und Berthold von Zähringen, widersetzten sich dieser Wahl. Die Sachsen zeigten sich einem südteutschen König abgeneigt. Inzwischen versammelte Friedrich von Hohenstaufen ein Heer. Die versammelten Sachsen und Schwaben zogen ausweichend weiter nach der Donau. Auf dieser Fahrt, gleichsam im

Angesichte des Feindes ward ausgemacht, daß ein Fürst, der ihnen allen gleich fremd wäre, zum König erwählt werden sollte. Hierauf begrüßten beide Heere am Neunten August's den Grafen Hermann von Salm des Grafen Giselbert von Lützelburg Sohn als König. Alsdann trieben sie den Herzog Friedrich bei Höchstädt in seine Burgen, rückten vor Augsburg, bedrängten diese Stadt drei Wochen lang, waren aber außer Stande sie zu erobern. Sie zogen ab, und der König Hermann folgte den Sachsen in ihr Land.

Hermann war ein reicher und tapferer Herr, den teutschen Völkern diesseits des Rhein's aber vor seiner Wahl nicht bekannt. Diese Wahl verdankte er lediglich der Gefahr, mit welcher der Herzog Friedrich von Schwaben gedroht hatte. Sobald dieselbe vorüber war, glaubte Otto von Nordheim, welcher der Wahl nicht beigewohnt hatte, seinen Unmuth über die neue Kränkung nicht verbergen zu dürfen: er verweigerte dem neuen Könige den Eid der Treue und trat mit den Anhängern des Königes Heinrich in Unterhandlung. Ein Zufall jedoch brachte den alten Fürsten zu einen andern Entschluß. Im Monate November stürzte sein Pferd auf ebenem Feld und quetschte ihm den einen Schenkel. Dieser Fall schien ihm eine göttliche Warnung: er entsagte seinem Widerspruch. Also ward Hermann durch den Erzbischof Siegfrid von Mainz am zweiten Weihnachtstag in Goslar zum Könige gesalbt und gekrönt.

Aber die Krone gewährte ihm kein Ansehen, keine Macht. In Sachsen ward er nicht geehrt, von den übrigen teutschen Völkern verachtet. Während im südlichen Teutschland heillose Kämpfe, Hungersnoth, Krankheiten und Jammer herrschten, arbeitete der König Hermann sich in Sachsen ab um die Häupter dieses Volkes zu gewinnen; aber am Ende des Jahres, 1082, überließ er trostlos dieses Land dem Herzog Otto von Nordheim und begab sich nach Schwaben. Im Anfange des folgenden Jahres, 1083, aber schied Otto von Nordheim aus dem Leben. Da eilte Hermann sogleich nach Sachsen zurück mit geringen Hoffnungen zu noch geringern Erfolgen.

Im südlichen Teutschland ging der Kampf ununterbrochen mit steigender Wildheit fort. Die Stadt Augsburg

mußte ihre Anhänglichkeit an den König auf eine furchtbare Weise büßen. Wie in vielen andern Bisthümern, so stritten auch um den bischöflichen Sitz von Augsburg zwei Männer, Siegfrid, den Heinrich erhoben hatte, und Wigold, der zu der Gegenpartei gehörte. Der Herzog Welf bemächtigte sich durch Verrätherei der Stadt; der Bischof Siegfrid rettete sich durch die Flucht. Die Einwohner wurden von den Kriegshorden des Herzogs auf das Grausamste mißhandelt; die Kirchen sogar wurden geschändet: der Bischof Wigold legte die Schätze des Heiligthumes selbst in die Hände, welche die ärgsten Frevel verübt hatten.

Der Zustand in Teutschland war schauderhaft; es gab so wenig eine kirchliche als eine bürgerliche Gesellschaft. Was frühere Menschengeschlechter zur Förderung, Erleichterung, Erheiterung des Lebens gegründet hatten ging größtes Theiles zu Grunde. Aber die Menge und Größe der Klöster nahm zu. Viele Menschen am Leben verzweifelnd suchten Schutz in den heiligen Mauern; manche andere gaben ihre Güter gern an Klöster hin, weil sie des Ihrigen keinen Augenblick gewiß waren. Selbst Diejenigen, die sich mit Raub und Mord befleckt hatten, legten, wenn sie an die letzte Stunde dachten, den Ertrag ihrer Unthaten auf die Altäre des Herrn, gründeten oder erweiterten ein Kloster, gingen selbst hinein und suchten durch Gebet, durch fromme Widmungen, auch wohl durch wissenschaftliche Bestrebungen die Versöhnung mit Gott und mit sich selbst.

4.

Heinrich IV in Rom und Rückkehr nach Teutschland. Verwüstung Rom's durch die Normannen.

Heinrich IV hatte (1081) die Stadt Rom zu belagern angefangen, aber sich schon nach einigen Wochen zurück gezogen. Sein Rückzug zu rechter Zeit fand kein Hinderniß. Er ging über den Po, blieb aber zwischen diesem Fluß und den Alpen bis gegen das Ende des Jahrs und wirkte für seine

Sache besonders durch die Besetzung der bischöflichen Stühle mit seinen Anhängern und durch die Förderung der Freiheit in den Städten. Auch ging er mit dem griechischen Kaiser Alexius ein Bündniß gegen den Herzog Robert Guiscard ein und erhielt von demselben nicht unbedeutende Geldsummen. Im Anfange des folgendes Jahres ging er über den gefrorenen Po, zog bei strenger Kälte Italien hinab und stand um die Fastenzeit von Neuem vor Rom. Aber die Eroberung dieser Stadt war auch jetzt unmöglich. Heinrich ging über den Tiber in das südliche Land, um Rom aus der Verbindung mit den Normannen zu bringen und um neue Summen von dem griechischen Kaiser zu erhalten. Viele Städte begrüßten ihn sogleich als ihren Retter und Herrn; der Fürst von Capua nahm sein Land von ihm zu Lehen; andere Häuptlinge der Normannen traten mit ihm in Verbindung; unter den Einwohnern Apulien's kam es hier und dort zu offener Empörung gegen die grausame Herrschaft der Normannen. Bald aber sah er sich genöthigt vor Robert's Schwert und der heissen Jahreszeit zurück zu weichen. Er ließ einen Theil seines Heers unter der Anführung seines Papstes Wibert vor Rom und zog sich nach Tuscien. Wibert neckte und quälte die Römer, aber Etwas Entscheidendes konnte er nicht unternehmen; Heinrich selbst versuchte die Markgräfin Mathilde zu bekämpfen, aber „der Wald ihrer Festungen" auf unzugänglichen Bergen vereitelte jedes Unternehmen.

Im Anfange des folgenden Jahres, 1083, erschien er zum dritten Male vor Rom. Er umringte Rom und machte Versuche die Mauern der Stadt zu brechen. Aber erst nach einigen Monaten gelang ihm sich des Theiles von Rom zu bemächtigen, der auf der rechten Seite des Tibers liegt, des Vaticans, der Peterskirche. Der Papst Gregor jedoch verließ das rechte Ufer des Flusses nicht, sondern begab sich in die Engelsburg. Seine Standhaftigkeit theilte sich den Römern nicht mit. Sie fühlten ihre Noth, ihren Hunger, und sehnten sich nach der Beendigung ihrer Leiden. Heinrich IV gewann einzelne Römer; alsdann erklärte er öffentlich, daß er bereit sei Gregor VII als rechtmäßigen Papst an zu erkennen,

von ihm die Kaiserkrone zu empfangen. Dieses Wort wirkte stark auf die Römer: Geistliche und Laien flehten den Papst an sich doch der armen Stadt zu erbarmen. Gregor aber gab nur zur Antwort: „zwischen mir und Heinrich kann keine Gemeinschaft sein, bis dieser die Lösung des Bannfluches der Kirche erwirkt hat.“ Diese Erklärung des Papstes wirkte nicht minder stark auf die Römer. Heinrich vermochte sie nur zu einem Vertrage zu bringen, nach welchem sie sich vom Papste lossagen wollten, wenn er nicht eine allgemeine Synode im Monate November ausschriebe und deren Entscheidung, nachdem Heinrich sie anerkannt hätte, anerkennen würde.

Heinrich ließ eine tüchtige Besatzung in einer Feste zurück, die er in der Nähe der Peterskirche angelegt hatte, zog sich nach Tuscien und begann von Neuem einen vergeblichen Kampf gegen die Markgräfin Mathilde. Der Papst schrieb die Kirchenversammlung aus; aber nur die Bischöfe und Aebte, die auf des Papstes Seite geblieben waren, machten sich auf den Weg nach Rom, und Heinrich ließ die Meisten anhalten, ausplündern, gefangen setzen. Dennoch eröffnete Gregor die Synode. Da aber nur sehr wenige Bischöfe zugegen waren, so löſ'te er dieselbe nach dreien Tagen auf und die Dinge blieben, wie sie gewesen.

Der König war nach Rom zurück gekommen. Er blieb den Winter hindurch in dem eroberten Theile der Stadt, zerstörte einige Burgen in der Nähe von Rom, schnitt den Römern alle Zufuhr ab und brachte über sie jegliches Drangsal; aber er selbst ermüdete wie sein Heer und blickte nur mit Schauder in die Verwüstung. Daher entschloß er sich nach dem Vaterlande zurück zu kehren. Zu derselben Zeit wurde den Römern ihr Zustand unerträglich; und da der Papst nicht im Geringsten von seinen Forderungen abweichen wollte, so kamen sie zu dem Entschluß dem Könige die Thore zu öffnen; aber selbst diesen Entschluß faßten sie im Einverständnisse mit dem Papste. Die bedeutendsten Anhänger desselben wurden in befestigten Häusern der Stadt untergebracht; zu ihm selbst, dem Papste, stellte sich eine nicht geringe Zahl tüchtiger Männer um ihn in der Engelsburg zu

vertheidigen. Erst als diese Vorkehrungen getroffen waren, wurde die Einladung an den König gesandt, daß er die Stadt im Besitz nehmen möge. Heinrich zog in Rom ein und umringte die Engelsburg wie die übrigen Befestigungen. Bald berief er die Bischöfe, die zu vereinigen waren, in die Peterskirche. Zu dieser Versammlung ward auch der Papst Gregor eingeladen. Gregor aber erschien nicht, kein Cardinal erschien, kein Geistlicher der römischen Kirche. Da erwählte die Versammlung am Palmsonntage den Erzbischof Wibert von Ravenna, der von der schismatischen Synode zu Brixen erwählt worden war, zum Papste. Wibert legte sich den Namen Clemens III bei. Er wurde von Bischöfen, die wie er selbst unter dem Banne der Kirche standen, geweiht. Am Osterfeste, 31. März, krönte der neue Papst den König Heinrich IV zum Kaiser und schmückte zugleich Heinrich's Gemahlin Bertha als Kaiserin mit einer Krone.

Die Krönung verbesserte Heinrich's IV Stellung nicht. Seit drei Jahren hatte er Teutschland gleichsam aufgegeben, und in Italien fand er sich von den wildesten Leidenschaften umringt. Das römische Volk hatte ihn nur aufgenommen, um seinen Hunger zu stillen. Gregor stand ihm gegenüber in der ganzen Kraft seines Geistes und gewann überall Theilnahme und Ehrfurcht durch die Art, mit welcher er das Unglück trug. Dennoch sah Heinrich sich genöthigt, einen bedeutenden Theil seines Heeres zu entlassen, weil es an Lebensmitteln gebrach. Auch war sein Kampf gegen die päpstlichen Festungen nicht glücklich. Im Anfange des Monates Mai aber erhielten Heinrich und Gregor gleichzeitig die Nachricht, daß der Herzog Robert Guiscard mit 30,000 Mann zu Fuß und 6000 zu Roß im Anzuge gegen Rom sei. Mit einer solchen Macht konnte Heinrich den Kampf nicht wagen. Daher brach er auf, von Clemens III begleitet, und überließ Rom seinem Schicksal. Seine Fahrt durch Tuscien war eine Flucht. Erst in Lombardien, in Verona vergönnte er sich und den Seinigen einige Erholung.

Robert Guiscard bemächtigte sich, ohne Widerstand zu finden, der Stadt Rom, befreiete den Papst aus der Engelsburg, führte ihn nach dem Vatican zurück, empfing mit sei-

nem ganzen Heere den apostolischen Segen, und gab alsdann die Stadt seinem Heere zur Plünderung Preis. Drei Tage lang wurde Rom auf die gräßlichste Weise ausgeraubt und geschändet; jeglicher Frevel ohne Scham und Schonung an göttlichen und menschlichen Dingen verübt. Endlich als der Gräuel nicht nachließ, als das Jammergeschrei mißhandelter Mütter und Töchter fortwährend nur dem Hohn und der Verachtung der wilden Horden begegnete, endlich wagten die Römer mit jeglicher Waffe den Normannen Widerstand zu leisten. In den Straßen der Stadt kam es zu einem schrecklichen Kampfe, dem Robert erlegen sein würde, wenn er die Stadt nicht in Flammen gesetzt, dadurch die wachsende Wuth der Römer gebrochen hätte. Bei dem Anblicke des Feuermeeres, von welchem sie sich umgeben sahen, wurden sie von einer unüberwindlichen Verzweiflung ergriffen. Auf die höchste Anspannung folgte eine allgemeine Erschlaffung. Viele wurden ermordet, Viele fortgeschleppt und als Sklaven verkauft. Robert blieb noch einige Tage in Rom, besetzte die Engelsburg, verließ dann mit seiner Beute die Stadt und suchte die Burgen ringsher zu erobern, die noch von Heinrich's und Wiberts Anhängern besetzt waren. Und auch der Papst Gregor verließ die Stadt: der Anblick der ungeheueren Zerstörung, des unermeßlichen Elendes war ihm unerträglich. Er begab sich zuerst nach Monte Cassino, bald weiter nach Salerno.

5.

Heinrich's IV neues Ansehen in Teutschland. Tod Gregor's VII.

Der Kaiser Heinrich erhielt die Nachricht von Rom's Unglück noch in Italien; sie trug nur bei, seinen Rückmarsch, ohne den Papst Clemens III, zu beschleunigen. In Teutschland erschien er, im Monate Julius, mit einer neuen Krone; aber auf dieser Krone ruhte nur der Segen eines Gegenpapstes, der unter dem Fluche der Kirche stand. Dennoch machte sein unerwartetes Auftreten mit der Kaiserkrone einen tiefen Eindruck, schreckte hier, erfreuete dort, setzte Hohe

und Geringe in Spannung. Es kam hinzu, daß nicht nur Otto von Nordheim, Heinrich's unversöhnlichster Feind, im Grabe lag, sondern daß auch andere, einflußreiche Männer, wie der habsüchtige Schleicher Erzbischof Siegfrid von Mainz, nicht mehr am Leben waren. Ueberall zeigte sich daher eine starke Sehnsucht nach einer einigen und kräftigen Verwaltung; aber die Verwilderung der Fürsten und Vassallen war zu arg, die Gährung dunkeler Ideen zu groß, der Kampf streitender Elemente des Lebens zu hart, als daß Heinrich IV Ordnung zu schaffen vermocht hätte. Durch die ungeheuern Ereignisse in seinem Leben war er allerdings gestählt; die Fehler seiner Jugend hatte er abgelegt; manche fürstliche Eigenschaft, manche Tugend war in ihm entwickelt: aber der Argwohn in seiner Seele war nicht ausgetilgt. Dadurch kränkte er leicht die Menschen und erregte Mißtrauen gegen sich, dadurch blieb ihm die Kunst fremd Menschen zu gewinnen oder zu halten. Dem Reiche konnte durch ihn nicht geholfen werden. Er zog von einem bayerischen Heere begleitet am Ende des Monates Julius nach Schwaben, seinem Eidam Friedrich von Hohenstaufen gegen den Herzog Welf zu Hülfe. Welf wurde genöthigt aus zu weichen; Heinrich zog in Augsburg ein und setzte seinen Bischof Siegfrid wieder auf den bischöflichen Stuhl. Sogleich nach Mainz. Daselbst erhob er einen Geistlichen der Kirche zu Halberstadt, Wetzel genannt, zu dem erzbischöflichen Sitze. Nach einer raschen Fahrt durch Lotharingien kam er nach Cöln, wo sich zum Weihnachtsfeste viele Fürsten versammelten, um ihn als Kaiser zu begrüßen. Dasselbe Fest feierte der Gegenkönig Hermann in Goslar.

Die Bischöfe, die dem Papste Gregor gefolgt waren, sahen mit Schrecken das Anschließen so vieler Fürsten an Heinrich IV. Um ihm die Waffen aus den Händen zu winden, luden sie die Bischöfe, die zu ihm hielten, zu einer Besprechung ein. Heinrich ließ sich zu einem Waffenstillstand verlocken. Die Verhandlungen wurden am Zwanzigsten Januar's 1085 zu Berka an der Werra eröffnet. Von kaiserlicher Seite erschienen die Erzbischöfe von Bremen, Mainz und Cöln mit einigen ihrer Suffraganen, von der andern

Seite der Erzbischof von Salzburg und die meisten Bischöfe aus Sachsen: auch der Bischof Otto von Ostia, den Gregor VII mit einem neuen Bannfluche gegen Heinrich von Salerno nach Teutschland geschickt hatte, war gegenwärtig. Gebehard von Salzburg nahm das Wort um zu beweisen, daß seine Partei keine Gemeinschaft mit Menschen haben könnte, die vom Papste mit dem Bannfluche belegt wären; Wetzel von Mainz und Konrad von Utrecht behaupteten dagegen, daß dieser Satz auf Heinrich IV keine Anwendung finden könne. Gebehard erklärte, daß ihnen nicht zukomme mit dem Papste zu rechten; der Papst Gregor habe den Bann ausgesprochen; ob mit Recht oder mit Unrecht sei nicht ihre Sache; der Papst habe über die Kirche zu richten, Niemand über ihn. Die Versammlung endigte ohne eine Uebereinkunft, aber nicht ohne Folgen.

Viele Sachsen stimmten mit Gebehard's Grundsätzen nicht überein. Eine neue Versammlung von Sachsen und Thüringern wurde veranstaltet, in welcher ein Jeder rund und bestimmt erklären sollte, ob er auf Tod und Leben fest zu halten entschlossen sei oder nicht. In dieser Versammlung wurde gegen den Bischof Udo von Hildesheim, dessen Bruder Konrad und einen Grafen Thiedrich die Beschuldigung ausgesprochen, daß sie dem Könige Heinrich das Vaterland verrathen wollten: sie leugneten. Man verlangte Geisseln für ihre Treue: sie verwarfen das Verlangen. Da wurden die Schwerter gezogen: der Graf Thiedrich, des Markgrafen Ekbert Schwager und ein Vetter desselben wurden niedergestoßen; der Bischof Udo und sein Bruder entgingen dem Tode nur durch zeitige Flucht. Udo eilte zum Kaiser nach Fritzlar, unterwarf sich und versprach der Mittler zwischen ihm und den Sachsen zu werden: Heinrich dagegen, daß seine Regierung eine väterliche sein, und daß den Sachsen jenes Recht, das sie seit Karl dem Großen streng aufrecht erhalten hätten, unverletzt bewahrt werden sollte.

Dieses Versprechen, daß Udo forderte und Heinrich gab, ist merkwürdig: es zeigt wofür die Sachsen gekämpft hatten, was sie ihre Freiheit nannten, nämlich jene furchtbaren Lehnrechte, mit welchen der harte Eroberer den Geist und die

Kraft des freien Volkes der Sachsen zu brechen gehofft und versucht hatte, jene Lehnrechte, für deren Vernichtung die unglücklichen Stellingen umsonst gefallen waren. Nicht das Volk der Sachsen hatte Ursache zum Kampfe wider Heinrich, sondern nur die Herren und Vasallen, in welchen die Neuerungen, die von Heinrich III begonnen waren, die Furcht erregt hatten, daß ein Riß in jene Rechte ihre Größe und Herrlichkeit vernichten möchte. Daher die Erbitterung, der unversöhnliche Eifer.

Als die Nachricht, daß Heinrich die alten Lehnrechte unangetastet lassen wollte, sich unter den sächsischen Vasallen und Herren verbreitete, änderte sich plötzlich die Gesinnung. Die Jüngern verlangten, daß man sich mit ihm in Verbindung setzen, ihn als Kaiser begrüßen solle. Die Bischöfe, die noch in Berka hart gegen Heinrich gesprochen hatten, geriethen in die größte Besorgniß. Als daher der Kaiser eine Synode nach Mainz ausschrieb, hielten sie für nöthig in der Osterwoche eine andere Synode zu Quedlinburg unter dem Vorsitze des päpstlichen Legaten zu veranstalten, um den Beschlüssen der kaiserlichen Synode zuvor zu kommen. Aber nur vierzehn Bischöfe erschienen: der König Hermann jedoch war gegenwärtig, auch der Markgraf Ekbert und die Söhne Otto's von Nordheim, Heinrich der Dicke und Konrad von Beichlingen. Daher nannte die Versammlung sich eine allgemeine Synode. Dennoch wagte ein Geistlicher Gumpert aus Bamberg den Satz, daß der Papst von Niemand gerichtet werden dürfe, zu verwerfen. Aber er wurde von den Geistlichen überschrieen, von den Laien mit den Worten Christi, daß der Jünger nicht über seinen Meister sei, zurückgewiesen. Zuletzt wurde bei brennenden Kerzen über den Gegenpapst Clemens III, über viele italiänische Bischöfe, so wie über die teutschen Bischöfe Liemar von Bremen, Udo von Hildesheim, Otto von Constanz, Burchard von Basel, Hermann von Speier, Wetzel von Mainz, Siegfrid von Augsburg, Norbert von Chur und alle ihre Mitschuldigen ein harter Fluch ausgesprochen. Zu der Synode hingegen, die Heinrich IV nach Mainz ausgeschrieben hatte, erschienen Legaten des Papstes Clemens III, so wie Abgeordnete von Bi-

ſchöfen aus der Lombardei, ſelbſt aus Frankreich; es erſchienen die Erzbiſchöfe von Mainz, von Trier, von Cöln, von Bremen und neunzehn teutſche Biſchöfe; einige Andere hatten Vollmachten eingeſendet. Alſo glaubte auch dieſe Synode ſich als eine allgemeine Kirchenverſammlung anſehen zu dürfen. Sie erklärte den Gegenkönig Hermann und alle Biſchöfe, die zu Quedlinburg verſammelt geweſen für Empörer gegen die rechtmäßige Hoheit des Kaiſers und entſetzte ſie aller ihrer Aemter und Würden. Heinrich ernannte ſogleich neue Biſchöfe an die Stelle der Abgeſetzten. Und ſo war durch dieſe Vorgänge zu Berka, zu Quedlinburg, zu Mainz, eine Menge neues Stoffs in den alten Brand geworfen.

In Italien fortwährend dieſelbe Zerrüttung. Heinrich hatte den Fürſten, die zu ihm hielten, die Fortſetzung des Kriegs empfohlen; er hatte verſprochen, bald mit einem neuen Heere nach Italien zurück zu kehren. Die Markgräfin Mathilde aber hatte über dieſe Fürſten einen großen Sieg gewonnen, durch welchen das Uebergewicht des Kaiſers und des Papſtes Clemens zerſtört war. In dem gegenwärtigen Jahre, 1085, brach über das arme Land ein neues ſchreckliches Unglück zuſammen: Mißwachs, Ueberſchwemmungen, eine furchtbare Hungersnoth und ſchwere Krankheiten: zwei Drittheile der Menſchen ſollen zu Grunde gegangen ſein. Aber ſelbſt ein ſolches Unglück führte keine Ausſöhnung, keine Verſtändigung herbei. Jede Partei ſah in dem Gräßlichen nur eine Strafe Gottes für die Verſchuldung ihrer Gegner.

Auch der Tod Gregor's VII beſſerte die Verhältniſſe nicht. Dieſer Papſt hatte ſich nach Salerno begeben. Die gräßlichen Unfälle der letzten Zeit hatten ihn in ſeinen Grundſätzen nicht wankend gemacht: er war in ſeiner Anſicht von den heiligen und von den weltlichen Dingen wie in einer ewigen Wahrheit verloren; aber er war doch durch den unendlichen Jammer, der über Rom, über Italien, über Teutſchland, über die ganze chriſtliche Welt gekommen war, tief gebeugt. Seine Kräfte ſchwanden ſichtbar dahin. Als die letzte Stunde nahte, ward er von anweſenden Freunden gefragt, in weſſen Händen er nach ſeinem Hinſcheiden am Liebſten die Sache der Kirche wiſſen möchte. Er nannte drei Männer

als die würdigſten: den Abt Deſiderius von Monte Caſſino, den Biſchof Otto von Oſtia, den Biſchof Hugo von Lyon. Auch ward er an Diejenigen erinnert, über welche er den Fluch der Kirche ausgeſprochen hatte. Auf dieſe Erinnerung hob er den Bann auf und gab Allen ſeinen Segen, die wirklich glaubten, daß er die Macht zu binden und zu löſen von den Apoſteln empfangen habe: den König Heinrich IV jedoch und jenen Wibert, der ſich den Papſt Clemens III nannte, ſo wie einige Häupter und Schürer der kirchlichen Trennung ſchloß er ausdrücklich von der Löſung des Bannfluchs aus. Sein letztes Wort ſoll geweſen ſein: „Weil ich die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt habe, ſterbe ich im Elend.“ Und er ſtarb am Fünfundzwanzigſten Mai's dieſes Jahres, 1085. Sein Tod machte einen tiefen Eindruck auf die ganze chriſtliche Welt. Die Wirren endigte er nicht, weil ſie nicht aus einem Streite zwiſchen Perſonen hervor gegangen waren, ſondern aus einem Streite zwiſchen Grundſätzen, zwiſchen dem Reich und der Kirche, dem Thron und dem Altar. Der Streit jedoch erhielt nach Gregor's Tod eine andere Farbe: von Seiten der Kirche ward er weniger rein und weniger großartig geführt, und Heinrich's Ringen und Streben erregt ein geringeres Intereſſe, weil der würdige Gegner fehlt.

6.

Heinrich's IV neue Verlegenheiten.

Im Anfange des Monates Julius unternahm der Kaiſer eine Heerfahrt nach Sachſen. Er kam ohne Widerſtand nach Magdeburg, hielt einen feierlichen Einzug in dieſe Stadt und wurde von den Einwohnern auf das Freudigſte begrüßt. Sogleich fing er an, alle biſchöflichen Stellen willkührlich mit ſeinen Anhängern zu beſetzen; auch zeigte er ſich keineswegs geneigt, alle Forderungen zu erfüllen, die man aus ſeiner Uebereinkunft mit dem Biſchof Udo von Hildesheim herleitete. Das alte Mißtrauen erwachte von Neuem in den Sachſen, die feindſeligſte Geſinnung gegen Heinrich

verbreitete sich weiter mit jedem Tage. Da erhob der junge kühne ehrgeizige Markgraf Ekbert von Meissen die Fahne des Kriegs, und an diese Fahne versammelten sich so viele sächsische Herren und Vasallen, die früher mit dem Könige Hermann entflohen waren, oder im Lande verborgen gelauert hatten, daß Heinrich für nöthig hielt sich gegen das Ende des Jahres zurück zu ziehen. Am Siebenten Februar's, 1086, erklärte er zu Wehmar in Thüringen mit Zustimmung einiger sächsischen und thüringischen Fürsten, die noch zu ihm standen, den Markgrafen Ekbert seiner Lehen und Alodien für verlustig und verfügte über einen Theil derselben ohne Weiteres zum Vortheile seiner Anhänger.

Nach dieser mißlungenen Fahrt gegen die Sachsen faßten auch die Bayern den Entschluß sich mit ihrem Herzoge Welf aus zu söhnen. Der Kaiser eilte nach Regensburg, traf aber zu spät ein. Unzufriedene Fürsten hatten sich schon der Stadt Freisingen bemächtigt, den Herzog Welf herbei gerufen. Sie zogen gegen Regensburg. Heinrich mußte Regensburg verlassen und erreichte Mainz nicht ohne Schwierigkeit. Er war nunmehr nur noch zweier Fürsten sicher: seines Eidames, des Herzoges Friedrich, dem er die Vertheidigung von Würzburg aufgetragen hatte, und des Herzoges Wratislav von Böhmen. Um den Letzten in seiner Treue auch für die Zukunft zu befestigen, belieh er denselben zu Mainz mit der königlichen Würde: der Erzbischof Egilbert von Trier krönte den neuen König, am Fünfzehnten Junius'. Bald erschienen der Herzog Welf, der König Hermann und der Markgraf Ekbert vor Würzburg. Der Kaiser bot Alles auf seinem Eidam zu Hülfe zu kommen, die Festung zu retten. Mit einem Heere von fast 20,000 Mann zu Roß und zu Fuß, das von den Bischöfen und den Städten am Rhein aufgebracht war, zog er heran, als die Belagerung schon fünf Wochen gedauert hatte. Das feindliche Heer stellte sich zusammen, bereitete sich durch religiose Widmungen vor und führte, um sich als „die Getreuen des heiligen Petrus" zu bezeichnen, ein gewaltiges Kreuz mit einer rothen Fahne, auf einem Wagen aufgerichtet, voraus in die Schlacht. Sie fand Statt bei Bleichfeld am Eilften August's.

Kaum aber war sie begonnen, so ergriffen Die von Cöln und Utrecht, verrätherisch oder von einem religiosen Schrecken ergriffen, die Flucht. Im kaiserlichen Heer entstand eine allgemeine Verwirrung. Heinrich sah sich zum Rückzuge genöthigt; aber er hatte doch dem Herzoge Friedrich den Abzug aus Würzburg möglich gemacht. Die feindlichen Fürsten nahmen am folgenden Tage die Stadt in Besitz, kehrten aber bald heim, die Vertheidigung der Festung dem Bischof Adalbert, der seinen Stuhl wieder in Besitz genommen hatte, überlassend. Der Kaiser kam zurück, bemächtigte sich der Stadt Würzburg und gab die Kirche abermals an seinen Bischof Meginhard. Und dem Volke wurde zugemuthet, solche Bischöfe, Männer augenblicklicher Uebermacht, als heilige Hirten zu betrachten, von welchen sie auf dem Wege der Wahrheit geleitet werden müßten! Aber unter der Herrschaft des Widerspruchs und der Lüge erwachte in der menschlichen Seele die Sehnsucht nach Licht und Wahrheit, und unter dem langen Mißbrauche des Schwerts entstand in der Brust der mißhandelten Menschen das Verlangen nach Freiheit und Recht.

Nach der Schlacht bei Bleichfeld hatte sich der König Hermann, von dem Gefühle durchdrungen, daß er in Sachsen nur der Spielball der Leidenschaften sei, nach Schwaben begeben, hatte aber noch mehr Gleichgültigkeit und Mißachtung unter den Schwaben, als unter den Sachsen gefunden. In Unmuth und Ueberdruß begab er sich noch ein Mal wieder nach Sachsen. Hierauf kam es zwischen dem Kaiser und den Fürsten im südlichen Teutschland zu einer Unterhandlung. Bei einer Zusammenkunft zu Speier am Ersten August's erboten sich „die Getreuen des heiligen Petrus", Heinrich IV als König und Kaiser an zu erkennen, wenn er zuvor die Lösung des Fluches vom apostolischen Stuhl erwirkt hätte. Heinrich verwarf diese Bedingung durch die Behauptung, daß er keineswegs unter dem Banne der Kirche stehe. Da wurde ein Schreiben des neuen Papstes Victor III vorgelesen, in welchem derselbe den teutschen Fürsten seine Wahl und seinen Entschluß auf den Fußtapfen Gregor's VII fort zu wandeln, so wie die Bestätigung des Bannfluches kund that,

den dieſer Papſt gegen Heinrich IV und ſeine Anhänger ausgeſprochen hätte. Sogleich erklärten die verſammelten Fürſten, daß ſie nunmehr mit Heinrich keinen Frieden und keine Eintracht haben könnten. Heinrich kündigte ihnen auf Michaelis die Erneuerung des Kriegs an.

Inzwiſchen unternahm er, von den Böhmen unterſtützt, eine Heerfahrt nach Sachſen. Die Sachſen entgegen. Der Markgraf Ekbert von Meiſſen jedoch bot dem Kaiſer ſeine Unterwerfung an, erſchien vor ihm in Hersfeld, ſchwur Treue und Ergebenheit und ward in ſeine Länder und Beſitzungen wieder hergeſtellt. Ekbert erbot ſich zugleich zwiſchen dem Kaiſer und den Sachſen Ausſöhnung und Frieden zu vermitteln, verlangte aber, daß der Kaiſer ſein Heer inzwiſchen entlaſſen ſollte, weil die Furcht vor den Böhmen bei den Sachſen und Thüringern zu groß wäre. Heinrich ſandte die Böhmen zurück und entließ das übrige Heer. Als hierauf Ekbert aus Hersfeld abreiſ'te, ward er von den Biſchöfen Hartwig und Burchard aufgefangen und wegen der Gemeinſchaft, die er mit einem Verfluchten gehabt hätte, auf das Höchſte geängſtigt: auch ſcheinen ſie ihm die Krone des teutſchen Reiches vorgehalten zu haben. Gewiß iſt, Ekbert gab den Prieſtern nach; „er könne, ließ er dem Kaiſer entbieten, die Treue, die er früher ſeinem Volke gelobt habe, nicht brechen, dürfe den Eid, den er ihm geſchworen, nicht halten, was er ihm verſprochen, nicht erfüllen.“ Der Kaiſer kam voll Schmerz und Scham nach dem Rheine zurück; aber auch der Markgraf Ekbert und die beiden Prieſter erfreueten ſich ihres Werkes nicht lange.

In einer Verſammlung thüringiſcher und ſächſiſcher Fürſten zum Weihnachtsfeſte 1087 am Hofe des Königes Hermann wollte Ekbert ſeine Anſprüche auf die Krone geltend machen. Es kam zu ſtürmiſchen Auftritten. Unter denſelben faßten der König Hermann und der Markgraf Ekbert, von Unmuth und Widerwillen erfüllt, den Entſchluß nicht länger mit dieſen Fürſten denſelben Weg zu gehen. Hermann, längſt durch ſein Mißgeſchick gebeugt, unter der Schmach des leeren königlichen Namens erliegend, wandte ſich an den Kaiſer Heinrich, legte den königlichen Namen

ab, kehrte auf seine früheren Besitzungen zurück und schied bald vor Verdruß und Kummer vom Leben. Ekbert fiel in der Fastenzeit 1088 in das Bisthum Halberstadt ein um an dem arglistigen Bischofe Burchard Rache zu nehmen. Burchard wandte sich bittend an den Markgrafen. Ekbert ging einen Waffenstillstand ein, während dessen man in der Woche vor dem Palmsonntage zu Goslar weitere Unterhandlungen pflegen wollte. Er begab sich nach Goslar. Dahin kam auch der Bischof Burchard, aber umgeben von seinen Lehnleuten und Dienstmannen wie zu einem kriegerischem Werke. Bald trafen andere große Herren mit kriegerischen Gefolgen ein, unter ihnen der Erzbischof von Magdeburg. Ekbert erkannte, daß er von Fallstricken umgeben sei. Also versuchte er die Einwohner von Goslar zum Aufruhr gegen die Fürsten zu bewegen. Es gelang leicht: die Einwohner von Goslar waren wie alle Städte dem Kaiser zugethan, und Ekbert versicherte die Sache des Kaisers zu führen. Der Sturm brach zur Nachtzeit so unerwartet aus, daß die Fürsten an keine Vertheidigung zu denken vermochten; die Kriegsleute des Bischofes von Halberstadt fanden größtes Theils einen schmählichen Tod. Die Aufrührer drangen gegen die feste Wohnung des Bischofes vor, brachen und eroberten sie, und Alle die sich in derselben befanden wurden niedergeschlagen. Der Bischof wurde tödtlich verwundet. Bald aber sammelten sich Kriegsleute vor der Stadt, drangen ein, legten Feuer an, gelangten endlich zur bischöflichen Wohnung. Der Bischof lag unter Schutt und Trümmern in seinem Blute. Er wurde nach Ilsenburg gebracht, starb aber am Abend des folgendes Tags. In ihm war der hartnäckigste und kraftvollste unter des Kaisers Feinden zu Grunde gegangen.

Dieser blutige Vorgang brachte alle Entwürfe in Verwirrung. Die großen Herren, die zur Vertheidigung des Bischofes nach Goslar gekommen waren, retteten sich hierhin und dorthin. Der Erzbischof von Magdeburg wandte sich in seiner Angst an den Kaiser und bot ihm Aussöhnung, Treue und Ergebenheit an. Heinrich empfing die Nachrichten aus Goslar, wie dieses Anerbieten des Erzbischofes mit düsterer

Seele. In denſelben Tagen war die edele Stadt Augsburg durch Verrätherei in die Gewalt des Herzoges Welf gefallen, und Welf hatte nicht nur den gefangenen treuen Biſchof Siegfrid, ſondern auch die Einwohner der Stadt mit furchtbarer Härte behandelt. Andere Unfälle waren über ihn herein gebrochen. Von Denen, die ihm treu geblieben, waren mehrere in's Grab geſunken. Auch die edele Kaiſerin Bertha, ſeine Gemahlin, die ihm ſtets im Unglücke wie im Glücke mit tiefer und zarter Treue ergeben geweſen, war ihm von der Seite hinweg geriſſen: ihr älteſter Sohn Konrad, ein Knabe von dreizehn Jahren, war ſchon zum Könige geweiht; ihren zweiten Sohn Heinrich hatte ſie im Jahre 1081 geboren. Unter ſolchen Zuſtänden nahm der Kaiſer Heinrich das Anerbieten des Erzbiſchofes Hartwig und die Nachrichten aus Goslar mit Gleichgültigkeit auf, bewilligte jedoch dem Erzbiſchofe ſeine Bitten und unternahm eine Fahrt nach Sachſen.

In dieſem Lande berief er die Fürſten, geiſtliche und weltliche, zu einem öffentlichen Tage. Die Meiſten erſchienen. Der Markgraf Ekbert wurde von dieſer Verſammlung abermals ſeiner Lehen und Allodien verluſtig erklärt, und der Kaiſer unternahm ſelbſt einen Zug um den Spruch in Ausführung zu bringen. Bei Erfurt ſtieſſen viele Fürſten aus Sachſen zu ihm, unter ihnen Herzog Magnus der Billunger. Die Burg Gleichen, die dem Markgrafen gehörte, ward angegriffen; der Kaiſer hoffte eine ſchnelle Uebergabe, fand aber einen tüchtigen Widerſtand. Inzwiſchen ging Ekbert öſtlich um den Harz hinweg. Der Kaiſer ſandte den Erzbiſchof von Magdeburg ab um den Markgrafen zu vertreiben. Der Erzbiſchof aber gab dem Markgrafen Nachricht und umging alsdann weſtlich den Harz. Der Markgraf ging raſch zurück und nahm ſeinen Marſch nach der Burg Gleichen. Am Tage vor Weihnachten kam er in die Nähe. Als man am Abend im kaiſerlichen Heere nur an die Feier des hohen Feſtes dachte, lief plötzlich die Nachricht von Ekbert's raſchem Anmarſch ein. Ein taumelhaftes Gewühl, in welches der Markgraf mit ſeinen geordneten Scharen einbrach. Der Kampf dauerte bis tief in die Nacht. Viele von des Kaiſers Ge-

treuen fanden ihren Tod: unter denselben der Bischof Burchard von Lausanne, der, des Reiches Banner tragend, lieber sterben als dasselbe von sich werfen wollte. Viele wurden gefangen: unter ihnen der Erzbischof Liemar von Bremen, dessen Seele stets auf Gerechtigkeit, Treue und Wissenschaft gerichtet war; Viele wurden verwundet. Der Kaiser jedoch entkam dem Verderben; er rettete sich nach Bamberg. Aber auch der Sieger Ekbert entging dem Rächer nicht. Alle sächsischen Fürsten waren gegen ihn aufgebracht, und Alle, die ihm den Rücken kehrten, wandten sich dem Kaiser zu. Sein Untergang war daher unvermeidlich; aber er fand ihn auf eine schmähliche Weise. Er bedrängte, 1089 und 1090, den Bischof Udo von Hildesheim sehr hart. Nach den Anstrengungen eines heissen Tages kehrte er in eine Mühle ein, und ward in derselben von unbekannter Hand ermordet. Ueber seinen Tod entstanden übele Gerüchte, weil die Mühlen in dieser Zeit wegen mancher Unzüchtigkeiten, zu welchen sie Gelegenheit gaben, in einem bösen Rufe standen.

Nach seinem Tode schien es in Heinrich's Hand zu liegen die jammervolle Verwirrung zu beendigen. Die Sachsen und Thüringer bekannten sich zu seinem Namen; die fränkischen Länder am Main und Rhein waren ihm zugethan; beide Lotharingien waren in seiner Treue und die Erhebung Gottfrid's von Bouillon, des edelsten Fürsten dieser Zeit, zum Herzogthum in Nieder-Lotharingien, 1088, war eine starke Gewähr für die Fortdauer dieser Treue. In Bayern und Schwaben setzten zwar die Herzoge Welf, Berthold Rudolf's Sohn und Berthold von Zähringen die alte Widerspänstigkeit fort, aber Friedrich von Hohenstaufen hielt den Kampf, und an seinem Heldensinne richteten sich Andere mannhaft auf. Im ganzen Reiche waren nur noch fünf Bischöfe, von Würzburg, von Passau, von Worms, von Constanz, von Metz, erklärte Feinde des Kaisers; dagegen lebte in allen Städten nur eine Gesinnung für den Kaiser und für das Vaterland.

Aber der apostolische Stuhl stand zwischen Heinrich IV und einem allgemeinen Frieden. Zwei Päpste, Urban und Clemens, stritten um den Sitz des Apostels. Urban saß auf

dem Stuhle Gregor's VII, Clemens auf einem Stuhle, den Heinrich selbst erbauet hatte. Beide hatten sich und ihre Anhänger gegenseitig mit den schwersten Bannflüchen belegt. Heinrich mochte den Mann, von welchem er die Kaiserkrone empfangen hatte, nicht fallen lassen. „Die Getreuen des heiligen Petrus" in Teutschland trieben ihn zu einem solchen Verfahren; alle Bischöfe aber, die von ihm erhoben waren und mit ihm unter dem Fluche standen, nannten dasselbe schmachvoll, schandbar und schrien Ach und Wehe. Der Gedanke aber, Italien auf zu geben, beide Päpste sich selbst zu überlassen und in den teutschen Kirchen Frieden und Eintracht her zu stellen, dieser Gedanke kam in keines Menschen Seele. Dem Kaiser schien Nichts Anderes übrig zu bleiben als den Kampf gegen den Papst Urban fort zu setzen, eine neue Heerfahrt nach Italien zu unternehmen.

7.

Heinrich IV abermals in Italien.

Gregor VII hatte sterbend vor Allen den Abt Desiderius von Monte Cassino zu seinem Nachfolger empfohlen. Seine Anhänger sahen den Wunsch als ein heiliges Vermächtniß an. Desiderius aber lehnte die hohe Berufung ab. Ein Mann von vielen Kenntnissen, großer Weisheit, frommem Wandel, hatte er unter den Leidenschaften dieser Zeit selten die Zufriedenheit, immer die Achtung des Papstes und des Kaisers zu erhalten verstanden. Die Ruhe seines Klosters auf zu geben, sich auf dem apostolischen Stuhle dem Andrängen von Freunden und Feinden aus zu setzen war ihm jetzt um so bedenklicher, da er das Gefühl hinschwindender Kräfte in sich trug. Erst nach dem Verlauf eines ganzen Jahres gelang es der kirchlichen Partei, halb durch List halb durch Gewalt, ihm den päpstlichen Namen Victor III und die äußeren Zeichen der päpstlichen Würde auf zu nöthigen. Desiderius aber entfloh aus Rom nach seinem Kloster und warf unterwegs diese Zeichen von sich. Abermals verliefen zehn Monate in verworrener Weise. Ein schwerer Zorn er-

hob ſich gegen den Abt; Beſchuldigungen von Zweizüngigkeit und Heuchelei wurden gegen ihn erhoben. Da endlich nahm er die päpſtliche Würde an und empfing die Weihe. Den erſten Gebrauch von ſeiner Gewalt aber machte er durch einen Bannfluch über den Biſchof Hugo von Lyon, den Gregor VII für den Würdigſten nach ihm erklärt hatte: Hugo war einer der Hauptſchürer der Verläumdungen gegen ihn geweſen, hatte ihn noch zuletzt höhniſch und hämiſch von dem apoſtoliſchen Stuhle hinweg zu drängen geſucht um ſelbſt Papſt zu werden.

Inzwiſchen hatte ſich der Gegenpapſt Clemens III in Rom ſelbſt feſt geſetzt. Robert Guiscard war ſchon ſieben Wochen nach Gregor VII geſtorben; zwiſchen ſeinen Söhnen Boemund und Roger, von zwei Müttern geboren, war ein heftiger Streit um die Herrſchaft entſtanden. Dadurch war die Macht der Normannen geſchwächt worden. Der Fürſt von Capua zwar hatte den neuen Papſt Victor III nach Rom geführt, vermochte aber Clemens III nicht aus Rom zu vertreiben. Victor III ſah ſich daher genöthigt nach Monte Caſſino zurück zu gehen. Daſelbſt iſt er ſechs Monate nach ſeiner Erhebung geſtorben, und nach abermals ſechs Monaten ward in einer Verſammlung der Cardinäle zu Terracina der Biſchof Otto von Oſtia zum Papſt erwählt. Der Gewählte, ein Franzoſe von Geburt, nicht ohne Kenntniſſe, nicht ohne Beredtſamkeit, nannte ſich Urban II. Er hatte den großen Gedanken Gregor's VII mit Liebe ergriffen und erſtrebte die Ausführung. Da er jedoch nach einem fremden Entwurf arbeiten mußte, ſo ſtand er ſinnend hinter dem Werk, und berechnete ſtets den möglichen Erfolg ſeiner Handlungen; auch fehlten ihm Gregor's feſter Charakter und ſtrenge Grundſätze. Wegen des Zwecks achtete er die Sittlichkeit der Mittel nicht, ſcheuete ſich nicht vor böſen Künſten.

Früher war Urban päpſtlicher Legat in Teutſchland geweſen. Daher war ihm nicht unbekannt, daß eigentlich nur der Herzog Welf die Feinde Heinrich's noch zuſammen hielt. Alſo ſchien ihm nothwendig, den Herzog Welf durch Aufregung ſeines Eigennutzes, ſeiner Ehrſucht unauflöslich an den römiſchen Stuhl zu knüpfen, und zugleich den Haß gegen

den Kaiser Heinrich von Neuem zu schüren und zu pflegen. Und bald gelang ihm eine Vermählung der Markgräfin Mathilde mit Welf Welf's Sohne zu Stande zu bringen. Mathilde war eine Wittwe von 43, Welf ein Jüngling von 18 Jahren. Mathilde, den Geist mit großen Gedanken, die Brust mit frommen Gefühlen angefüllt, sah in dem Bräutigam nur einen Knaben, aber sie scheuete kein Opfer für die Kirche und verachtete das Urtheil der Welt. Welf war nur Werkzeug in der Hand seines Vaters: auch er brachte sich zum Opfer dar, weil sein Vater die großen Besitzungen der Markgräfin für sein Haus zu erwerben wünschte. Der Papst aber, auf die Verbindung zwischen der Markgräfin und den Welfen bauend, ernannte die Bischöfe Gebhard von Constanz und Altmann von Passau mit großen Vollmachten zu seinen Legaten in Teutschland, und bestätigte zugleich die Bannflüche, die Gregor gegen Heinrich, Wibert und ihre Anhänger ausgesprochen hatte.

Dem Kaiser war die Erneuerung des Bannfluches gleichgültig, die Verbindung der Markgräfin Mathilde mit dem welfischen Hause bedenklich. Um den Folgen zuvor zu kommen führte er, im Monate März 1090, ein bedeutendes Heer nach Italien. Sein Eidam Friedrich von Hohenstaufen, dessen Bruder und mehrere Bischöfe begleiteten ihn. Er fing sogleich an, die Stadt Mantua zu belagern, um am Eingang in die Länder der Markgräfin einen sichern Anhalt zu gewinnen. Mathilde aber hatte den Bürgern große Rechte zugestanden um ihren Eifer zur Vertheidigung der Festung auf zu regen. Erst nach eilf Monaten, am Tage vor dem Osterfeste 1091, wurde Mantua dem Kaiser übergeben. Da verzagten Heinrich's Feinde im obern Italien. Bald bekannte sich alles Land bis zum Po zu seinem Namen und der Fortgang seiner Waffen wirkte weithin. Die Römer nahmen den Gegenpapst Clemens III in ihre Stadt auf und nöthigten den Papst Urban II sich nach Benevento zurück zu ziehen. Die Einwohner von Capua vertrieben die Normannen um unter dem Schutze des Kaisers frei zu werden. Adelheid, Markgräfin von Susa, die Mutter von Heinrich's erster Gemahlin, war dem Tode nahe und hatte keinen Sohn: der

Kaiser nahm daher das Land für seinen ältesten Sohn, den jungen König Konrad, in Anspruch und Niemand widersprach. Der junge Welf verlor den Muth und wünschte sich mit dem Kaiser zu verständigen; Mathilde dagegen blieb ihren alten Grundsätzen getreu. Daher zwischen Welf und seiner Gemahlin eine Zwietracht, die um so bedeutender war, da auch der Herzog Welf für seine Erhaltung in Teutschland besorgt wurde. Die Herzoge Liutpold von Kärnthen nämlich und Berthold von Schwaben waren gestorben. Durch diese Todesfälle war eine große Auflösung der gesellschaftlichen Verhältnisse entstanden, und viele Menschen wandten sich dem Kaiser zu, die früher erbitterte Feinde gewesen waren. Berthold von Zähringen selbst schien geneigt sich mit dem Kaiser aus zu söhnen. Unter solchen Umständen eilte der alte Welf nach Italien um dem Kaiser Vergleichsvorschläge zu machen; aber seine Verhandlungen mit dem Kaiser hatten keinen Erfolg. Welf kehrte von Zorn und Furcht durchdrungen nach Teutschland zurück, und versuchte nunmehr eine neue Königswahl zu Stande zu bringen, um selbst den königlichen Namen zu erhalten oder wenigstens den Kaiser in neue Verlegenheiten zu verwickeln. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt um die Gemüther von Neuem gegen den Kaiser auf zu reizen, für den apostolischen Stuhl zu gewinnen. Heinrich's Anhänger aber stellten allen Anklagen und Verläumdungen das Gottesurtheil entgegen, daß die Hauptfeinde des Kaisers auf eine traurige Weise ihren Tod gefunden hätten: der König Rudolf durch eine Wunde im Kampfe wider Heinrich, der König Hermann wie von unsichtbarer Hand, der Herzog Otto durch Ueberdruß und Erschlaffung, der Herzog Berthold in Verzweiflung, der Markgraf Ekbert durch einen Meuchelmörder; Gregor VII im Elende, Victor III als er kaum den päpstlichen Namen angenommen hatte, der Bischof Burchard von Halberstadt in einem furchtbaren Aufruhr, Andere in ähnlicher Weise.

Solchen Erscheinungen gegenüber waren alle Bestrebungen der Feinde Heinrich's IV umsonst. Andere wirkten ein. Dichte Züge von unbekannten Insecten, feurige Luftbilder, Mißwachs und Mangel an Lebensmitteln ängstigten die Men-

schen. Wer sich nicht für den Kaiser zu entscheiden wagte, der hielt sich von jeglicher Theilnahme an der Parteiung zurück. Viele Menschen begaben sich in Klöster; Männer und Frauen überliessen was sie besaßen einem Kloster, um im Dienste des Abtes den Wirrnissen zu entgehen; Andere verkauften was sie hatten und wanderten als Pilger nach dem Grabe des Heilandes. Dennoch ging in Italien der Kampf mit wechselndem Glücke weiter; im Allgemeinen hatte der Kaiser das Uebergewicht. Urban II blieb das ganze Jahr 1092 im untern Italien; Clemens III behauptete sich in Rom. Heinrich's Sohn Konrad setzte sich nach dem Tode seiner Großmutter in den Besitz der Markgrafschaft Susa; Heinrich selbst fuhr nicht ohne Erfolg in dem Kampfe wider Mathilde fort. Die Vassallen der Markgräfin verlangten entschieden den Frieden mit dem Kaiser; und wenn Mathilde den Kampf für die Kirche auf zu geben genöthigt wurde, so schien die Sache der Kirche gänzlich verloren zu sein.

Unter solchen Umständen sahen die Getreuen des heiligen Petrus nur mit der höchsten Besorgniß dem neuen Jahre 1093 entgegen. In derselben glaubten sie für die Rettung ihrer heiligen Sache jegliches Mittel anwenden zu müssen, das irgend wirken zu können schien. Die Nacht, die ihr Getreibe deckt, ist nicht auf zu hellen: Das aber möchte keinen Zweifel leiden, daß die Markgräfin Mathilde durch priesterliche Künste so lange bearbeitet und umstrickt worden sei, bis sie wie ein fühlloses Werkzeug zur Ausführung aller Entwürfe bereit war. Die Angaben und Andeutungen der Schriftsteller führen zu folgendem Ergebniß.

Des Kaisers ältester Sohn Konrad, jetzt ein Jüngling von 19 Jahren, war vor fünf Jahren zum Könige gekrönt worden; hierauf hatte ihn der Vater nach Italien gesendet, seinen Anhängern ein Unterpfand seiner Gesinnung, ein Anreiz zur Treue. Seitdem war Konrad in Italien geblieben. Der Vater hatte ihm in dieser Zeit sein Wohlwollen vielfach bewährt, zuletzt, 1092, ein Heer gegeben, damit er die Erbschaft seiner Großmutter in Besitz nehmen möchte. Von des jungen Königes Wesen und Eigenschaften wird kaum Etwas berichtet; eine schöne Gestalt, eine gewisse Liebenswür-

digkeit wird ihm zugeſchrieben. Von ſeinem Geiſte, ſeinem Verſtande iſt nicht die Rede, wohl aber von ſeiner Geneigtheit zu religioſen Widmungen. Nun hatte der Kaiſer in der Nähe von Canoſſa durch das Heer der Markgräfin Mathilde einen Unfall erlitten, der ihn nöthigte das Land ſüdlich vom Po zu räumen. Die Feinde ſetzten ſich ſelbſt an der nördlichen Seite des Fluſſes feſt. Der Winter jedoch unterbrach den Krieg. Da verließ Heinrich kurz vor dem Weihnachtsfeſte, 1092, Italien wegen einer Zuſammenkunft mit dem Könige Ladislaus von Ungarn. Sein Sohn Konrad blieb in Verona. Daſelbſt befand ſich auch ſeine zweite Gemahlin Adelheid, mit welcher er ſich nach dem Tode des Grafen Udo von Stade, des erſten Gemahles dieſer ruſſiſchen Fürſtin, 1089, vermählt hatte.

Plötzlich erſchien eine Schar von Mathilden's Kriegern in Verona, bemächtigte ſich der Kaiſerin und des Königes Konrad und führte ſie nach Canoſſa, wo die Markgräfin ſich aufhielt. In dieſem Schloſſe wurde zuerſt Konrad, bald auch Adelheid durch prieſterliche Künſte bewogen, ſich los zu ſagen von dem „verfluchten" Vater und Gemahl. Man ſtellte dem jungen ſchwachen Fürſten dieſe Losſagung als das ſicherſte Mittel vor, den Frieden im Reiche her zu ſtellen und ſeinen unglücklichen Vater von dem Wege des Verderbens zu dem Wege des ewigen Heiles zurück zu bringen. Man verlockte ihn mit der Verſicherung, daß ſein Vater, ſobald die Löſung des Fluchs erwirkt wäre, Kaiſer und König der Teutſchen bleiben, er aber, Konrad, König von Italien werden, alle Italiäner um ſeinen Thron vereinigen ſolle. Die Nachricht wurde ſogleich durch Italien verbreitet und veranlaßte eine große Bewegung: gemeine Naturen wandten ſich dem jungen Könige zu, wo ihnen ein friſches Glück zu blühen ſchien; in edelen Seelen erhob ſich der Gedanke an ein italiſches Volk, an ein italiſches Vaterland. Vier Städte, Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza, ſchloſſen, wie freie Republiken, ein Bündniß auf zwanzig Jahre und erklärten ſich wider den Kaiſer; der Erzbiſchof Anſelm von Mailand krönte Konrad zu Monza mit der eiſernen Krone.

Heinrich IV eilte nach Verona zurück. Als er hier das ganze Unglück übersah, da ergriff ihn ein ungeheuerer Schmerz und die Kraft seiner Seele versagte vor diesem Schlag. Er wurde kaum abgehalten, seinem Leben ein Ende zu machen. Nach langem Kampfe siegte die Erinnerung an seinen zweiten Sohn Heinrich über seine Erschlaffung, seine Gleichgültigkeit, und brachte die erste Spannkraft der Seele zurück. Die lebendige Theilnahme, zuerst der Einwohner von Verona, bald vieler Menschen in der Nähe und in der Ferne an seinem Unglücke mehrte und stärkte seinen Muth. Auch der Zufall, daß der Erzbischof Anselm von Mailand nicht lange nach der Krönung des Königes Konrad vom Leben schied, blieb nicht ohne Wirkung auf die Gemüther der Menschen. Heinrich faßte die Hoffnung, daß seine Sache noch keinesweges verloren sei. Deßwegen nahm er auch das Anerbieten seines Papstes Clemens III: dem apostolischen Stuhle zu entsagen, nicht an. Um so mehr aber hielt die päpstliche Partei für nothwendig alle Schuld auf den Kaiser zu wälzen. Sie rührte den alten Schmutz wieder auf, mit welchem man in Sachsen Heinrich's Jugend besudelt hatte, mengte andere giftige Zuthaten hinein und warf den zähen Schlamm schamlos auf Heinrich IV. Mathilde, hieß es, sei die Beschützerin des Sohns und der Gemahlin des Kaisers: Konrad habe, aus der Gefangenschaft entfliehend, seine Zuflucht zu der Markgräfin genommen; Adelheid habe die Markgräfin gebeten, sie aus der Gewalt ihres Gemahles zu befreien; aus Mitleid und Erbarmen habe Mathilde Bewaffnete nach Verona gesendet, durch welche die unglückliche Frau glücklich in den Schutz der Markgräfin gebracht worden sei. Diese Lüge wurde durch ein Gewebe von schmutzigen Schandbarkeiten gerechtfertigt, welche die Sprache zu bezeichnen nicht wagen darf. Aber die albernen Beschuldigungen sind auch gewiß von keinem guten oder besonnenen Menschen geglaubt worden. Zwar wird versichert, Adelheid habe mit vielen Thränen vor dem Papst Urban II die Wahrheit anerkannt und vor einer großen Kirchenversammlung zu Piacenza diese Anerkennung wiederholt; da aber Adelheid fortan gänzlich aus der Geschichte verschwunden ist, und da später nur im Allgemeinen

angegeben wird, daß sie nach Rußland gegangen sei, so hat eine solche Versicherung aus diesen Zeiten der Lüge keinen Werth. Dagegen ist gewiß, daß Konrad, wie schwach er sein mochte, nicht zu bewegen war, die Schande seines Vaters an zu erkennen. Er bewies gegen die Kirche stets die größte Demuth, wie er sich denn dazu verstand, dem Papste den Steigbügel zu halten; aber er duldete nicht, daß Jemand vor ihm die Verläumdungen aussprach, die man gegen seinen Vater verbreitete; vielmehr nannte er denselben immer mit Ehrfurcht seinen Herrn und seinen Kaiser. Auch verstand er sich zu einer Vermählung mit der Tochter des Grafen Roger von Sicilien, zu welcher man ihn, um große Entwürfe zu fördern, nöthigte. Aber niemals entschloß er sich, mit dieser aufgedrungenen Frau ehelich zu leben. Also geschah, daß die Empörung Konrad's zwar mannichfache Verworrenheiten zur Folge hatte, aber keineswegs eine Entscheidung herbeiführte.

Der Herzog Welf bemühte sich aus diesen Vorgängen Vortheil zu ziehen. Auf die erste Nachricht von Konrad's Krönung eilte er abermals nach Italien, um mit dem neuen Könige, mit seinem Sohn und mit dessen Gemahlin ein gemeinsames Handeln gegen den gemeinsamen Feind zu verabreden. Dieser Uebereinkunft gemäß suchte er alsdann die Fürsten im südlichen Teutschland zum Frieden und zur Eintracht zu bringen. Bei einer Zusammenkunft mit mehrern Bischöfen, Grafen und Herren aus Schwaben und Bayern zu Ulm ward ein Landfriede vom Ende November's 1093 bis zum Osterfeste des Jahres 1096 verabredet, der auch für die Städte, die Kaufleute und Jeden gelten sollte, der sich zu demselben bekennen würde. Mannichfaltiges Unglück, Stürme, Ueberschwemmungen, Mißwachs, Hungersnoth und pestartige Krankheiten machten überall zu dem Frieden geneigt. Aber die Hoffnungen des Herzoges Welf brachen zusammen, als er der Vollendung seines Werkes nahe zu sein glaubte. Der Zwist zwischen seinem Sohn und der Markgräfin Mathilde war immer größer geworden. Daher faßte der junge Welf den Entschluß sich von seiner Gemahlin zu trennen, und um den Anfang des Jahres 1095 führte er diesen Ent-

schluß wirklich aus. Der Vater begab sich wiederum nach Italien um die Güter und Besitzungen der Markgräfin für sein Haus zu retten. In Italien aber brachte er in Erfahrung, daß die Markgräfin alle ihre Güter längst dem heiligen Stuhl und der römischen Kirche vermacht habe. Hierüber vor Schmerz und Zorn außer sich wandte sich der Herzog Welf an den Kaiser und bot ihm Aussöhnung und Treue an. Der Kaiser genehmigte das Anerbieten und bestätigte den beiden Welfen das Herzogthum in Bayern. Auf diese Weise ward ein neuer Knoten von Begebenheiten geschürzt und die Leidenschaften hatten einen neuen Stachel erhalten.

8.

Die Kreuzzüge.

In diesen Zustand der Dinge fiel plötzlich der Ruf vom Kreuze des Herrn, den Peter der Einsiedler, im Jahre 1094 von einer Pilgerfahrt zu dem Grabe des Heilandes zurückkehrend, laut und begeistert erschallen ließ. Dieser Ruf erzeugte eine allgemeine Bewegung unter den Völkern. Aus derselben ist eine lange Reihe wichtiger Begebenheiten hervor gegangen, die in ihrer Gesammtheit mit dem Namen der Kreuzzüge bezeichnet zu werden pflegt. Die Geschichte dieser Kreuzzüge gehört der Geschichte der christlichen Welt an; da sie aber ohne die Zustände in Teutschland und in Italien schwerlich zu Stande gekommen sein würden, da sie auch die Teutschen im Fortgange der Zeit ergriffen, dieselben zu großen Thaten fortgerissen, zur Erduldung schwerer Leiden gebracht und auf das Leben der Teutschen auf das Tiefste eingewirkt haben: so dürfen sie in einer Geschichte der Teutschen nicht unberührt bleiben.

In unserer aufgeklärten, kalten, calculirenden, auch wohl künstlich frommen und süßlich heuchlerischen Zeit ist es schwer, über den Geist und das Wesen der Kreuzzüge, besonders im Anfange, weniger im Fortgange ein sicheres Urtheil zu gewinnen. Daher ist nicht zu verwundern, daß man sie bald als ein Werk priesterlicher Arglist, grasses Aberglaubens,

wilder Abenteuerlichkeit, ohne Plan beschlossen, ohne Verstand unternommen, betrachtet, bald als die schönste Erscheinung ächter Religiosität, als die erhabenste Offenbarung des Menschengeistes, als den stärksten Beweis von der Gewalt des Heiligen über das Gemeine bezeichnet hat. Aber es möchte keinen Zweifel leiden, daß die kühnen Fahrten, die mit so großen Opfern, mit so unendlicher Hingebung begonnen wurden, in derselben Weise wie andere große Ereignisse aus den Zuständen der menschlichen Verhältnisse hervor gegangen sind. Ueber die Jahrhunderte, die man das Mittelalter zu nennen pflegt, lag ein düsterer Himmel; glänzende Sterne quollen aus demselben in immer größerer Zahl hervor, welche die Finsterniß hier milderten, dort sichtbar machten, aber nirgends Klarheit zu bewirken vermochten: im zwölften Jahrhunderte herrschte ein täuschendes Zwielicht, eine verwirrende Dämmerung. Es war eine Zeit des Glaubens und der That, der Gnade und der Gewalt: des Glaubens, der noch von keiner Wissenschaft, nur von einzelnen unsichern Zweifeln bedroht war; der That, deren sittlicher Werth nicht bedacht, deren Mittel und Zwecke nicht erwogen wurden; der Gnade, welche die Kirche sowohl für den wilden Frevler, als für die fromme Demuth bereit hielt; der Gewalt, die von der Leidenschaft erzeugt schonungslos den Schwachen traf. Seit einem halben Jahrhunderte waren alle gesellschaftlichen Verhältnisse tiefer und gründlicher erschüttert und zerrüttet als je zuvor: Grundsätze waren im Kampfe, welche, weil sie alle gesellschaftlichen Verhältnisse betrafen, den Geringsten so wenig gleichgültig sein konnten als den Höchsten, dem frommen Dulder so wenig als dem übermüthigen Dränger. Die Zwietracht zwischen der Kirche und dem Reiche, die nicht auf Teutschland und Italien beschränkt blieb, hatte zu den häßlichsten Dingen geführt und Ungewißheit in jede menschliche Brust gebracht, da Niemand eine Ausgleichung für möglich hielt, Niemand eine haltbare Gränze zwischen den beiden Mächten auf zu finden vermochte; die Spaltung in der Kirche, zwei Päpste mit Bannflüchen einander gegenüber stehend, erfüllte alle Herzen mit Sorgen und Angst; die Parteiung im Reiche, zwei Könige mit den

Waffen in der Faust wider einander, einen Bürgerkrieg jegliches Gräuels voll unterhaltend, riß den Bruder vom Bruder, den Sohn vom Vater hinweg, brachte unermeßliches Unglück über Teutschland und Italien. Und viele Unfälle anderer Art, aus menschlicher Verkehrtheit oder aus natürlichen Erscheinungen hervorgehend, vermehrten den Jammer.

Der Zustand war furchtbar. Vielen schien Vieles, Manchen Alles verloren, und Niemand sah einen Ausweg aus dem ungeheuern Irrsal. Der Glaube war noch ungebrochen, aber er hatte keinen Halt; die That hatte noch ihren Werth, aber sie fand keine Richtung; die Gnade war Bedürfniß wie zuvor und ward in reichem Maß angeboten, aber die spendende Hand, sie mochte sich auf dieser Seite zeigen oder auf jener, war immer zum Voraus von der andern Seite mit einem Fluch im Namen der wahren Kirche belegt; die Gewalt endlich, zu welcher die Verhältnisse und die Leidenschaften um so stärker trieben, je weniger die Kirche im Stande war, die Leidenschaften zu zügeln, ward um so schamloser verübt.

Unter solchen Umständen wurde der Ruf vom Kreuze des Herrn gehört, die Beschreibung des Unglückes der Christen im Morgenlande, der Entweihung, der Schändung des heiligen Grabes, die Predigt von der Pflicht Hülfe zu bringen, Rache zu üben. Dieser Ruf, diese Predigt zerriß die Wolke, die auf dem Leben lag, erschütterte die Seelen, öffnete den Weg des Heiles, warf Glauben und Vertrauen in die menschliche Brust. Man meinte die Stimme Gottes zu hören und vermochte auf die Aufforderung zu der heiligen Fahrt nur mit dem Ausrufe: Gott will es! zu antworten. Also empfing man das Kreuz und verpflichtete sich durch die Annahme zur Ausführung des heiligen Werks, ohne die Aufopferungen zu berechnen, die unvermeidlich waren, ohne den Erfolg irgend wie zu bezweifeln: lag doch das Heil, das man suchte, die Gnade, deren man bedürftig war, keineswegs im Erfolge, sondern in der Unternehmung selbst, in dem ernsten Entschluß, als Krieger Christi die Feinde des christlichen Namens auf zu suchen und zu bekämpfen. Auf solche Weise

entstand der erste Kreuzzug; zu den folgenden nöthigte die Gewalt der Dinge.

Im Fortgange der Zeit haben die Kreuzzüge einen Einfluß auf den Gang des Lebens, auf die Entwickelung des Geistes gehabt, den Niemand zu übersehen, Niemand zu berechnen vermag; auch haben sie sogleich die Stellung des Papstes Urban II zu dem Kaiser Heinrich IV wesentlich verändert: aber den Streit zwischen der Kirche und dem Reiche, zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt haben sie weder zu entscheiden noch zu unterdrücken, kaum zu unterbrechen vermocht. Peter der Einsiedler wandte sich, von dem heiligen Grabe zurückgekommen, als Abgesandter des Patriarchen Simeon von Jerusalem, ja des Heilandes selbst, an Urban II, der in Frankreich, seinem Vaterland, als der wahre Papst anerkannt ward, um ihn zu bewegen, die Gläubigen aller Länder des Abendlandes zu der heiligen Fahrt auf zu fordern. Der Papst, von dem Antrage des schwärmerischen Mannes überrascht und betreten, scheint nicht gewußt zu haben was zu thun. Seine Verhältnisse waren sehr bedenklich. Er befand sich in Rom; aber sein Gegner Clemens III hatte die Engelsburg, den Vatican, selbst den Palast vom Lateran im Besitz; der Kaiser Heinrich IV befand sich in Italien, gewann in diesem Lande, jeglicher Argliſt trotzend, immer festern Boden, und ganz Teutschland schien geneigt seine Sache zu ergreifen. Also wagte Urban II zwar nicht den Einsiedler ab zu weisen, damit derselbe die heilige Angelegenheit nicht in die Hand seines Gegners legte, aber er wagte noch weniger das Werk zu übernehmen, zu dessen Ausführung der Pilger ihn antrieb: wenn sein Auftreten ohne Erfolg blieb, so lieferte er seinen Feinden neue Waffen in die Hände, und die bedrängte Sache der Kirche mochte in eine unübersehbare Gefahr gerathen; wenn aber sein Wort von den christlichen Völkern beachtet würde, so war doch nur von „den Getreuen des heiligen Petrus" zu erwarten, daß sie demselben folgend nach dem heiligen Lande ziehen und durch ihren Abzug die Ueberlegenheit des Kaisers und des Gegenpapstes Clemens III entscheiden würden. Also wies er den Einsiedler Peter an, die Predigt vom Kreuze

nicht unter päpstlicher, sondern unter der Auctorität Dessen, von welchem er gesendet zu sein behauptete, allein zu versuchen. Peter trat sogleich seine Wanderung an, durch Italien, Burgund, Frankreich. Als Pilger und Heiliger fand er überall Verehrung. Seine Erzählungen wurden nicht im Mindesten bezweifelt; seine Thränen über das Unglück der Christen im Morgenlande, seine Sprache der höchsten Begeisterung, in welcher er alle Gläubigen bei ihrer ewigen Seligkeit zur Rettung und Rächung beschwor, sein Weheruf über die Gleichgültigen, über die Zögernden erschütterten jede menschliche Brust. Sein Eifer erzeugte Eiferer. Die Nothwendigkeit einer kriegerischen Fahrt nach dem heiligen Lande ward allgemein anerkannt. In kurzer Zeit waren Frankreich, Burgund, Lothringen in Bewegung.

Der Papst Urban II, nicht ohne Erstaunen über die Wirkung von Peter's Predigten, erkannte mehr und mehr die Nothwendigkeit sich derselben zu bemeistern. Am Ende des Jahres 1094 begab er sich unerwartet zu der Markgräfin Mathilde, bei welcher sich der Herzog Welf befand. Seine Erscheinung trieb diesen Fürsten, weil sie die letzte Hoffnung desselben auf die Güter der Markgräfin vernichtete, rasch auf die Seite des Kaisers. Der Papst aber berief, um die Geister selbst zu prüfen, eine allgemeine Kirchenversammlung zu Piacenza in dem Lande der Abtrünnigen. Heinrich IV hatte Peter's Wanderung durch Italien in keiner Weise gestört; auch hinderte er die Kirchenversammlung nicht; vielmehr betrachtete er alle Vorgänge erwartungsvoll und nicht ohne Hoffnung. Am Ersten März' 1095 eröffnete Urban die Versammlung: fast 4000 Geistliche und mehr als 30,000 Laien aus Italien, aus Frankreich, aus Bayern und Schwaben, waren gegenwärtig. Der Papst, noch vor kurzer Zeit kaum seines Lebens sicher, wurde von dieser Versammlung mit Ehrfurcht und Freude als das rechtmäßige Oberhaupt der Einen allgemeinen Kirche begrüßt. Dennoch ließ Urban keinen Beschluß über die große Angelegenheit fassen; den jungen König Konrad aber knüpfte er fest an sich und brachte ihn durch das Versprechen der Kaiserkrone zu einem Eide der Treue. Hierauf begab er sich nach Frankreich, seinem

Vaterlande. Der König dieſes Landes, Philipp I, ſtand ihm faſt eben ſo feindlich wie Heinrich IV gegenüber: und auch Philipp I hielt ſich ruhig und ließ den Papſt gewähren. Urban II ſchrieb eine neue Kirchenverſammlung aus, die um die Mitte des Monates November zu Clairmont in Auvergne eröffnet werden ſollte. Der rauhen Jahrszeit ungeachtet erſchienen 13 Erzbiſchöfe, 205 Biſchöfe, viele Aebte und eine unüberſehbare Menge von Laien. Der Papſt zeigte ſich ſehr zurückhaltend. Ueber den König der Franzoſen, Philipp I, der ehrenwerthe Beſtrebungen durch ein unreines Leben befleckte, ſprach er den Fluch aus; unter der großen Zahl anderer Beſchlüſſe bezog ſich nur einer im Allgemeinen auf die Sache, die Peter der Einſiedler verkündigt hatte: „Wer aus reiner Andacht, ohne Abſicht auf Ehre und Gewinn, zur Befreiung der Kirche Gottes nach Jeruſalem zieht, den ſoll dieſe Fahrt von aller Kirchenbuße befreien.“ Bald aber zeigte ſich die Begeiſterung in der Verſammlung ſo ungeſtüm, daß der Papſt für nothwendig hielt ein zu ſtimmen. Durch den Ausruf: Gott will es, wurde die Fahrt beſchloſſen. Und nun ſuchte Urban II ſo viel als möglich Ordnung in die Unternehmung zu bringen.

In Frankreich und Lothringen wurde von allen Kanzeln das Kreuz verkündigt, das der Papſt den Theilnehmern an der heiligen Fahrt auf die Schulter zu heften befohlen hatte. Viele Tauſend Menſchen zeigten ſich bald mit dem rothen Kreuz auf der Schulter. Viele brannten es ſich in die Haut, ätzten es ſich auf die Stirn. Aber die heilige Sache blieb nicht frei von unedlen Leidenſchaften; Sünde und Schuld, Frevel und Leichtſinn, Ehrgeiz, Habſucht, Lüſternheit und Abenteuerlichkeit ſuchten den Ernſt der Frommen und Eiferer aus zu beuten, nahmen das Kreuz und predigten das Kreuz um ihr Werk zu vollführen. Die Völker in Teutſchland blieben ruhig: Peter der Einſiedler war nicht nach Teutſchland gekommen; was ſie über die Ereigniſſe in Frankreich vernahmen, wirkte auf ihre Einbildungskraft: ſie ſahen Zeichen und Wunder in Menge, aber trieb nicht zur That. Sie hatten ſich alle entweder für den Kaiſer Heinrich IV erklärt oder neigten ſich doch zu ihm hin; aus Schwaben und

Bayern waren zwar einige Bischöfe auf der Synode zu Piacenza gewesen: da sich aber der Herzog Welf zu derselbigen Zeit mit dem Kaiser ausgesöhnt, so ward auf der Synode zu Clairmont kaum ein teutscher Name vernommen.

Im Frühlinge des Jahres 1096 zogen die ersten mit dem Kreuze bezeichneten Menschen durch Teutschland: rohes, waffenloses Gesindel, das in religiosem Taumel oder in der Hoffnung vorauseilte, die beste Beute müßte den Zuerstkommenden zu Theil werden. Diese Menschen, 15,000 an der Zahl, kamen bis nach Ungarn, unterlagen aber hier ihrem Geschick. Ein zweiter Haufe, bei welchem sich Peter der Einsiedler befand, zog 40,000 Mann stark ohne Unfug zu verüben, dnrch Schwaben, Bayern und Oestreich. Die Teutschen betrachteten diese armen Menschen mit Verwunderung und Mitleid, mit Lachen und Spott. Inzwischen sammelten sich an der linken Seite des Rhein's neue Menschenmassen. Am Nieder-Rhein stellten sich zwei Priester Folkmar und Gottschalk als Leiter und Führer ein. Zu den Horden am Ober-Rhein gesellte sich ein Graf Emicho von Leiningen, der seinen Einfluß mißbrauchte, um als Muster und Vorbild die Unglücklichen zu bösen Thaten auf zu reizen. Die Massen wollten die Feinde des Erlösers bekämpfen; die ersten und ältesten Feinde des Heilandes schienen die Juden zu sein. Daher richteten sie ihre Waffen um so lieber gegen die Juden, da dieselben leicht zu besiegen waren und am Schnellsten Beute gewähren konnten. In Cöln wurden die Häuser wie die Synagoge der Juden niedergerissen, und die Flucht schützte sie nicht vor dem Mord. In Mainz flüchteten die Juden sich mit ihrer besten Habe in den Palast des Bischofs und stellten sich unter seinen Schutz: der Bischof und seine Lehnleute sorgten für die Sicherheit des Vermögens, aber nicht für die Sicherheit der Menschen: 900 Juden wurden im erzbischöflichen Palaste nieder gemacht. In Trier war die Verzweiflung der Juden so groß, daß Mütter ihre Kinder tödteten und sich alsdann mit Steinen belastet in die Mosel stürzten. Der Bischof Albero von Worms versprach den Juden in dieser Stadt Sicherheit, wenn sie sich zur Taufe verstehen wollten. Sie erbaten sich einige Stunden um sich

zu besprechen. Als man das Zimmer öffnete, da lagen die Juden sämmtlich todt in ihrem Blute. Nur in Speier verschaffte der Bischof Johann den Juden ein besseres Loos: er gab ihnen Waffen, stellte sich ihnen bewaffnet zur Seite und vertrieb die feigen Mörder. Sie aber, diese Helden des Mords und des Blutes, die sich Krieger Christi nannten, zogen weiter durch Teutschland, Folkmar durch Sachsen und Böhmen, Gottschalk durch Franken, Emicho ging denselben Weg, den Peter der Einsiedler genommen hatte. Auf diesen Wegen setzten die Bekreuzten das Werk fort, das von ihnen am Rhein begonnen war; die Juden aber nunmehr gewarnt, hatten sich größtes Theiles durch die Flucht gerettet, die Meisten nach Polen. Die Masse, bei welcher sich der Graf Emicho befand, benahm sich auf eine so wahnsinnige Weise, daß man sie nicht für zurechnungsfähig halten kann und mehr Mitleid als Verachtung fühlt. Endlich wurde Teutschland von diesem Gesindel befreiet, das bald in Ungarn den Lohn seiner Thaten fand.

Der schmerzliche Eindruck solcher Vorgänge wurde durch die Fahrt des Herzoges von Nieder-Lothringen, Gottfrid's von Bouillon, gemildert. Dieser Fürst zog mit einem großen glänzenden wohlgerüsteten Heere von Fürsten, Herren und kriegskundigen Männern durch Teutschland die Donau hinab. Gottfrid, eine schöne Erscheinung in der Nacht dieser Zeiten, war ein Mann, der die edelste Adels-Ehre, die höchste Kriegskunde, die kühnste Tapferkeit mit Milde, Schonung, Menschlichkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit vereinigte. Er hatte redlich zum Kaiser Heinrich IV gehalten und in den Kämpfen desselben ehrlich gestritten. Nach einer Sage hatte er in der Schlacht an der Elster das Reichsbanner getragen und vor dem Könige Heinrich hergehend mit dem Schafte des Banners dem Gegenkönige Rudolf den Stoß auf die Brust versetzt, der diesem Fürsten das Leben kostete. Auch jetzt als ihm die Sache des Kreuzes eine schönere Heldenbahn öffnete, wandte er sich nicht von dem Kaiser ab. Er hatte von demselben die Erlaubniß erbeten und erhalten die Fahrt mit seinen Kreuzgenossen durch Teutschland zu machen: er wollte nicht dem Papste, nicht den Feinden des Kaisers

dienen, sondern Gott und dem Sohne Gottes. Und in ihm und seinen Genossen sahen die Teutschen das heilige Werk der Kreuzzüge in so würdiger Gestalt, daß fortan auch unter den Völkern im Innern Teutschland's bei Hohen und bei Geringen eine große Begeisterung für diese Fahrten geweckt wurde.

9.

Heinrich's IV Rückkehr nach Teutschland. Heinrich (V) Heinrich's IV Sohn als Nachfolger im Reich anerkannt.

Heinrich IV hielt sich in den Jahren 1095 und 1096 ruhig in der Gegend von Padua und Verona, ohne Ruhm und ohne Schmach, ohne Sieg und ohne Niederlage. Sein Papst Clemens III blieb unangefochten; sein Feind Urban II verweilte bis in die zweite Hälfte des Jahres 1096 in Frankreich. Der König Philipp I unterwarf sich diesem Papste demuthsvoll. Ueberhaupt gelang demselben seine Gewalt in Frankreich aus zu dehnen und zu befestigen, weil die Menschen nur von einem einzigen Gedanken, von dem Kreuze des Herrn, voll waren. Nach dem Abzuge der Kreuzheere kehrte er nach Italien zurück und ward in Rom auf das Feierlichste empfangen. Aber die Engelsburg blieb in der Gewalt seines Gegners, und Niemand machte einen Versuch diese Feste zu erobern.

Der Kaiser aber kehrte im Frühlinge des Jahres 1097 nach Teutschland zurück. Er ward in Regensburg mit Freude und Jubel begrüßt. Die beiden Welfe, Vater und Sohn, schlossen sich ihm eifrig an. Denn um diese Zeit starb der Vater des Herzoges Welf, der Markgraf Azzo II von Este, mehr als 100 Jahre alt. Welf war ihm von seiner ersten Gemahlin geboren; von der zweiten hatte er zwei Söhne, Hugo und Fulco, welchen er seine großen Besitzungen in Italien bestimmt hatte. Welf aber, den Willen seines Vaters nicht achtend, rüstete sich stark um das italische Erbe seines Vaters in Besitz zu nehmen. Deßwegen lag ihm Vieles

an der Freundschaft des Kaisers. Heinrich IV rechnete gewiß nicht auf seine Treue, nahm jedoch die Versicherung derselben freundlich an, wie er denn überall die größte Vorsicht bewährte.

Nach siebenjähriger Abwesenheit war er wie ein Fremdling im Vaterlande; die schweren Schicksale seines Lebens hatten ihn gebrochen; er besorgte den Geist der die Welt in Bewegung gebracht hatte gegen sich auf zu rufen. Im Spätsommer begab er sich nach Mainz. Nirgends zeigte er kaiserliche Pracht, nirgends königliche Gewalt; er suchte nur die Menschen zu versöhnen und zu gewinnen. Aber der unglücklichen Juden, welchen man die Taufe aufgezwungen hatte, erbarmte er sich und verstattete ihnen Gott nach der Weise ihrer Väter zu verehren. Und er gewann überall Vertrauen. Der Gedanke an das Grab des Herrn brachte den Statthalter des Herrn, den Papst, in Vergessenheit; in der Gegenwart des vaterländischen Königes dachte Niemand an den fremden Priester. Um den Anfang des Monates December versammelte der Kaiser viele Fürsten des Reiches zu Mainz. Auch in dieser Versammlung waltete der Geist des Friedens und der Versöhnung. Berthold von Zähringen, ein gemäßigter Mann, jeglicher Tugend ergeben, war nur durch die Leidenschaftlichkeit der Zeit auf die Seite der Feinde des Kaisers geworfen worden, und hatte zuletzt dem Eidam des Kaisers, Friedrich von Hohenstaufen, das Herzogthum in Schwaben streitig gemacht. Jetzt erschien er in Mainz, beugte sich vor dem Kaiser und überließ das Herzogthum freiwillig dem Hohenstaufen. Der Kaiser bestätigte dagegen dem Zähringer und dem zähringischen Hause die herzogliche Würde, trennte die Stadt Zürich und den Thurgau von dem Herzogthume Schwaben, und übergab die Stadt und das Land dem Herzoge Berthold als ein unmittelbares Reichslehen. Auf diese Weise wurde der Streit ausgeglichen und für die Größe der Häuser Staufen und Zähringen der Grund gelegt.

Selbst ein arger Zwist zwischen dem Kaiser und dem Erzbischofe Ruthard von Mainz hatte keine nachtheiligen Folgen für die kaiserliche Sache. Heinrich nämlich brachte in

Erfahrung: der Erzbiſchof habe zwar das Vermögen der Juden gegen die wilden Kreuzhorden geſchützt, aber nicht die Juden ſelbſt. Er glaubte, das Vermögen müſſe, wenn kein rechtmäßiger Anſpruch erhoben würde, der königlichen Kammer zufallen, weil die Juden unmittelbar unter dem Reiche ſtanden, als kaiſerliche Kammerknechte betrachtet wurden. Daher ordnete er eine Unterſuchung an: wohin das Vermögen der Ermordeten gekommen ſei. Die Unterſuchung ergab, daß ſich Anverwandte des Erzbiſchofs unter den Beſitzern befanden, daß ſelbſt auf dem Erzbiſchofe der ſtarke Verdacht liege, einen bedeutenden Theil des Raubs an ſich gebracht zu haben. Ruthard verließ heimlich die Stadt Mainz und begab ſich nach Thüringen: er könne, ſagte er, keine Gemeinſchaft mit einem Manne haben, der unter dem Fluche der Kirche ſtehe. Aber Ruthard täuſchte Niemand: er ſelbſt hatte ſeine hohe Stelle von Heinrich IV empfangen und war ein eifriger Anhänger des Gegenpapſtes Clemens III geweſen. Alſo wurde ſeine Stimme nicht beachtet; er lebte in Thüringen wie in der Verbannung; der Kaiſer zog die Einkünfte des Erzbisthums ein, befehdete und demüthigte die Anverwandten des Erzbiſchofs und Niemand widerſprach. Ruthard aber ſann auf Rache und ſpann Ränke.

Unter ſolchen Umſtänden fühlte Heinrich IV ſich ſtark genug, um den königlichen Namen und die Nachfolge im Reiche ſeinem älteſten Sohne Konrad entziehen und ſeinem zweiten Sohne Heinrich zuwenden zu können. Die teutſchen Fürſten glaubten dem tief gekränkten Vater eine große Genugthuung vor Welt und Nachwelt ſchuldig zu ſein; auch fanden ſie bedenklich den teutſchen Thron einem Fürſten zu überlaſſen, der ſchon ſeit zehn Jahren unter einem fremden Volke lebend das Vaterland eben ſo wenig kenne als in demſelben bekannt ſei. Alſo gingen ſie in die Anträge des Kaiſers ein: auf einem öffentlichen Tag, am Ende des Jahres, zu Cöln wurde Heinrich's Sohn Konrad des Reiches verluſtig erklärt und der jüngere Heinrich als Nachfolger ſeines Vaters im Reich anerkannt. Am Sechsten Januar's 1098 ſchwur der junge König zu Aachen über dem Grabe Karl's des Großen einen feierlichen Eid, daß er ſeinem Vater

in allen Dingen treu und gehorsam sein wolle; hierauf empfing Heinrich V die Krone. Er aber war im achtzehnten Jahre seines Lebens. Die Welt wußte noch nicht was in ihm war; der eigene Vater kannte ihn wenig.

Der König Konrad hatte schon längst sein Schicksal vorausgesehen: daher wirkten seine Verwerfung und die Wahl seines Bruders wie ein Gottesurtheil; sie brachen die Kräfte seines Geistes völlig zusammen. Und als er sich selbst verließ, da ward er schnell und allgemein von Denen verlassen, die ihn in Unglück und Schmach gelockt hatten. In Italien brauchte man ihn nicht mehr, in Teutschland war er nicht zu brauchen. Also nahm man ihm was er noch hatte und überließ ihn seinem Schmerz. In diesem Schmerze verzehrte er sich, welkte hin in seiner Blüthe, wie vom Fluche des Vaters getroffen, ohne Achtung, ohne Ehre, ohne Theilnahme, ein schreckliches Beispiel eines verlorenen Sohnes. Die Markgräfin Mathilde gewährte ihm aus Mitleid eine Freistatt zu Florenz. Daselbst ist er im Jahre 1101 gestorben. Erst als er dahin war sind ihm unnütze Lobsprüche gespendet worden.

10.

Händel zwischen Heinrich IV und dem Papste Paschal II. Abfall des Königes Heinrich V von seinem Vater.

Dem Kaiser wurde seine Würde von Niemand streitig gemacht, von Niemand beneidet. Die alten Leidenschaften waren ausgebrannt und die Nachricht von der Eroberung der heiligen Stadt Jerusalem durch die Kreuzfahrer erfüllte jegliche Brust mit Andacht und Freude. Wer sich von den Fürsten des Reiches dem Kaiser nahte, wurde freundlich empfangen. Bei der Ertheilung von Reichslehen schien Heinrich den alten Hader gänzlich zu vergessen: einem Sohn Otto's von Nordheim, Heinrich genannt, ertheilte er die Mark Friesland. Durch dieses Verfahren machte er sich aus Feinden Freunde. Auch schien die Habgierde, früher unersättlich, verschwunden zu sein. Gottfrid von Bouillon hatte ein

Herzogthum aufgegeben um für den Herrn zu kämpfen; seine Treue in diesem Kampfe hatte ihm das Königreich Jerusalem eingetragen. Das bewirkte bei vielen Menschen eine andere Ansicht von den weltlichen Dingen. Im südlichen Teutschland nahmen viele vornehme Männer und Frauen, viele Tausend geringere Menschen das Kreuz: der Erzbischof Thimo von Salzburg begleitete den Herzog Welf, der ihn arg mißhandelt hatte, auf einer Fahrt nach dem heiligen Land. Im nördlichen Teutschland führten die sächsischen Fürsten den Krieg wider die Slaven in einer weit mildern Weise als zuvor. Sie schienen nur die Begründung des Christenthumes, nicht Raub und Beknechtung im Auge zu haben.

Auch mit den benachbarten Völkern friedliche Verhältnisse. Die Fahrten der Kreuzheere nahmen die ganze Aufmerksamkeit der Ungarn in Anspruch. Die Polen hatten ihre Einfälle in Teutschland aufgegeben; ihr gegenwärtiger Herzog oder König Wlatislaw war durch seine Vermählung mit der Wittwe des Königes Salomo von Ungarn Heinrich's IV Schwager geworden. Die Herzoge oder Könige von Böhmen bewährten dem Kaiser unter allen Umständen die größte Treue. Der Name Nordmannen war verschwunden, seitdem die eigentlichen Namen der Völker in den nördlichen Ländern bekannt geworden; von nordmannischer Seeräuberei wurde kaum gehört; die Berserkerwuth lebte nur noch in der Sage. Knut der Große hatte die Kräfte der Dänen in Norwegen und England stark angestrengt und auf große Siege waren große Unfälle gefolgt. Auch begann das Christenthum besänftigend und gesittigend ein zu wirken. In Frankreich endlich war das Gelüste nach dem schönen Lothringen immer noch stark, aber die Schwäche des Königs und die Begeisterung der Vasallen für das Kreuz liessen keine Erneuerung der frühern Versuche fürchten.

Der Streit zwischen dem Kaiser und Papste hatte seine Bitterkeit in Teutschland gleichfalls verloren. Von den Getreuen des heiligen Petrus, auch wohl „die Katholischen" genannt, traten Viele öffentlich zum Kaiser über. Heinrich IV besetzte unbedenklich die erledigten bischöflichen Stühle; nur selten trug ein gewissenhafter Mann, wie der fromme Otto,

der Apostel der Pommern, bei seiner Ernennung zum Bisthume Bamberg ein Bedenken, die Beleihung mit Ring und Stab aus der Hand des Kaisers zu empfangen. Als der Erzbischof Ruthard von Mainz seinen Sitz verlassen hatte, befahl der Kaiser, daß die priesterlichen Handlungen, die dem Erzbischofe von Mainz zustanden, durch den Legaten seines Papstes Clemens III verrichtet werden sollten; und Niemand widersprach. Der Bannfluch des Papstes schien verbrancht zu sein.

Im Jahre 1099 starb Urban II und schon sechszehn Tage nach seinem Tode saß Rainer, ein Toscaner von Geburt, durch die Cardinäle erwählt, unter dem Namen Paschal II auf dem Stuhle des Apostels. Derselbe bekannte sich zu den Grundsätzen Gregor's VII; in seiner Gesinnung, in seiner Handlungsweise war er Urban II gleich, an Einsicht und Kraft blieb er zurück. Der andere Papst Clemens III hatte nach dem Abzuge des Kaisers aus Italien Rom verlassen und sich nach seinem Erzbisthume Ravenna zurückgezogen; aber schon im folgenden Jahre schied er vom Leben, von seinen Anhängern als ein Märtyrer betrauert. Hierauf wurden noch mehrere Versuche gemacht, einen andern Gegenpapst auf zu stellen: sie dienten aber nur dazu den Papst Paschal auf dem apostolischen Stuhle zu befestigen. Im Besondern regten sie den Eifer der Markgräfin Mathilde von Neuem auf. Diese erhabene Frau hatte der Kirche des heiligen Petrus alle ihre Güter, gegenwärtige und zukünftige, freiwillig zum Geschenke gemacht, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie, da ihre Besitzungen größtes Theiles Lehen waren, zu einer solchen Schenkung das Recht habe; die Urkunde dieser Schenkung aber war nicht auf zu finden. Deßwegen erneuerte und bestätigte sie die Schenkung am 17. November's 1102 urkundlich in die Hand eines päpstlichen Legaten, des Cardinals Bernard, auf die bündigste und feierlichste Weise. Aber jene Versuche hatten schon früher die alten Leidenschaften gegen Heinrich IV wieder hervor gerufen. Paschal und die Markgräfin glaubten, der Kaiser betreibe die Wahl neuer Gegenpäpste; gewiß ist, die Blicke der Feinde Gregorianischer Grundsätze waren auf Heinrich gerichtet, ihr Getreibe hing

an ſeinem Namen. Heinrich ſelbſt gab ſich das Anſehen als wünſche er den Streit mit dem apoſtoliſchen Stuhl aus zu gleichen, aber in einer Weiſe, die Paſchal, Mathilde und alle Anhänger des apoſtoliſchen Stuhls in dem Glauben beſtärkten, ſeine Geſinnung ſei noch eben ſo feindlich als in frühern Tagen.

Im Anfange des Jahres 1102 kündigte der Kaiſer nach einer Unterredung mit vielen Fürſten des Reichs eine neue Fahrt nach Rom an: daher wolle er, wie es hieß, eine allgemeine Synode berufen, die ſeine und des Papſtes Sache unterſuchen, die Eintracht zwiſchen dem Reich und der Prieſterſchaft herſtellen ſolle. Dieſe Ankündigung war dem Papſte Paſchal verdrießlich; da aber der Kaiſer die ganze Sache bald ſelbſt aufgab, ſo wurde ſie ihm verdächtig: er glaubte, Heinrich habe nur ſehen wollen, wie ſtark oder ſchwach die Macht des heiligen Stuhles ſei. Daher hielt er für nöthig, ihm und der Welt von dieſer Gewalt einen Beweis zu geben. Im Monate März hielt er eine große Synode zu Rom, erneuerte und beſtätigte in derſelben alle Bannflüche, die Gregor VII und Urban II gegen Heinrich ausgeſprochen hatten, „weil derſelbe nicht aufhöre, das Gewand Chriſti zu zerreiſſen, die Kirche mit Raub und Brand zu verwüſten, mit Ausſchweifungen, Beleidigungen, Ermordungen zu beflecken.“ Dieſer Bann jedoch, auf lügenhafte Angaben geſtützt, ſcheint keinen Eindruck auf die teutſchen Völker gemacht zu haben. Die Ruhe wurde nirgends geſtört.

Aber bei aller Ruhe lag doch Etwas Unheimliches auf dem Leben. Man hatte das Gefühl, daß die Verhältniſſe nicht bleiben könnten wie ſie waren, und Niemand wußte wie zu helfen. Fromme und denkende Menſchen waren in großer Beſorgniß. Die Anhänger des päpſtlichen Stuhles machten im Verborgenen von ihren bewährten Künſten Gebrauch; der Papſt ſelbſt unterließ nicht, durch Zuſchriften, Sendlinge, auf jegliche Weiſe die Fürſten und Herren zu locken, zu bedrohen, um ſie zum Heil ihrer Seele gegen den Kaiſer auf zu bringen. Die Fürſten und der geſammte Adel blieben nicht lange unempfänglich für die päpſtlichen Lockungen: ſie waren des Friedens überdrüſſig; das Kampfroß und

die eherne Rüstung mahnten an Krieg und Schlacht, Sagen und Lieder erinnerten an That und Ruhm; in mancher Wirthschaft war der Ertrag räuberischer Fahrten nothwendig. Nur die Bewohner der Städte und die beknechteten Bauern sahen frohe Tage in der Ruhe, sahen mit Hoffnung in die Zukunft. Wege und Flüsse waren sicher, und wo der Verwüster wich, wo der Räuber verschwand, da regten sich sogleich fleissige Hände zu Ackerbau, Gewerken und Handel. Deßwegen schlugen die Herzen der Bauern und der Bürger immer und allein für den Kaiser Heinrich, welchem sie das Gute zuschrieben, welches sie hatten, von welchem sie Besseres erwarteten.

Der Kaiser selbst scheint erkannt zu haben, daß er sich auf Niemand als auf die Bürger und Bauern verlassen könnte. Daher sein Streben, den Frieden im Reich auf jegliche Weise zu erhalten. Aber die Gesinnung des Adels trieb ihm überall entgegen. Die Kirche war in bitterster Feindschaft. Er selbst, obwohl ein hart geprüfter Mann, hatte keinen festen Charakter gewonnen; unter dem heimlichen Treiben, das ihn ängstigte, wußte er nicht was er thun, was er ergreifen sollte. Darum erschien Vieles als Arglist, was doch nur aus der Unsicherheit seiner Verhältnisse hervorgegangen war.

Zum Weihnachtsfeste des Jahres 1102 sprach der Kaiser in Mainz, um die versammelten Fürsten, wie es scheint, zu prüfen, den Entschluß aus, seinem Sohne Heinrich das Reich zu übergeben, selbst eine Fahrt zum heiligen Grabe zu unternehmen; ja er ließ diesen Entschluß am Feste der heiligen drei Könige 1103 öffentlich in der Kirche ankündigen. Das machte einen gewaltigen Eindruck auf Hohe und Geringe, auf Geistliche und Laien. Viele Menschen in allen Theilen des Reichs entschlossen sich mit dem Kaiser nach dem heiligen Lande zu ziehen. Heinrich wollte diese Stimmung benutzen um die Ruhe im Reiche zu befestigen. Er berief die vornehmsten Männer des Reichs an seinen Hof und bewog sie einen allgemeinen Frieden auf vier Jahre zu beschwören. Zugleich aber erließ er ein offenes Schreiben an den Abt Hugo von Clugny: „Bisher habe er die Kirche verwirrt;

fortan wolle er nur an der Herstellung der Kirche arbeiten. Sobald zwischen dem Reich und der Priesterschaft der Friede befestigt sei, werde er nach Jerusalem ziehen und empfehle sich und sein Vorhaben dem frommen Gebete des heiligen Mannes." Dieses Schreiben fiel sehr auf, weil Heinrich die Fahrt von der Herstellung des Friedens mit dem Papst abhängig machte. Der Papst Paschal aber, in Allem was Heinrich that und sprach nur Arglist erblickend, war der Meinung, der Kaiser spräche nur vom Frieden, um auf ihn die Schuld zu werfen, wenn er die Kreuzfahrt unterliesse. Bald war Heinrich's Absicht überall verdächtig; im Besondern durchdrang ein böser Argwohn ganz Sachsen und Thüringen. Je weniger man wußte was Heinrich vor hatte, desto ärgere Entwürfe wurden ihm zugeschrieben.

Bei dieser Stimmung der Gemüther trug sich zu, daß Otto's von Nordheim zweiter Sohn Cono auf einem öffentlichen Wege von gemeinen Menschen ermordet wurde. Cono's Bruder, Heinrich der Dicke, Markgraf von Friesland, war vor zwei Jahren gleichfalls ermordet worden: da aber Heinrich für die Friesen ein harter Herr gewesen war, so hatte man seine Ermordung aus der Rache der Friesen hergeleitet. Cono dagegen hatte sich des besten Rufs erfreuet, und Niemand begriff, wie er eine Feindschaft zum Tode gegen sich erregt haben könnte. Die beiden Verbrechen wurden daher von des Kaisers Feinden Einem Urheber zugeschrieben: wer gegen den Kaiser keinen Verdacht hegte, der legte ihm doch zur Last, daß er durch seine Begünstigung der Bürger und Bauern gemeines Volk zu solchen Freveln verleitet habe. Die Fürsten und Herren in Sachsen kamen in große Aufregung.

Heinrich hielt sich lange in Bayern auf. Der Herzog Welf war auf der Rückkehr von Jerusalem gestorben; sein Sohn Welf II hatte das Herzogthum übernommen. Dieser Fürst war als Gemahl der Markgräfin Mathilde mit dem Leben der Städte Italien's bekannt geworden. Daher förderte und begünstigte er zu Heinrich's Freude die friedlichen Bestrebungen der Städte. Vor den Kaiser aber wurden starke Klagen über die Bedrückungen der unfreien Menschen durch

die Vögte auf den Gütern der Kirchen gebracht. Also ordnete er durch gesetzliche Bestimmungen die Leistungen dieser Menschen. Die Vögte, Grafen und Herren wurden höchst aufgebracht über die Schmälerung ihrer Einkünfte. Sie fingen an sich zu verbinden, wider den Kaiser zu wirken und zu wühlen. Der Graf Sichard von Burghausen, ein stolzer, hochfahrender und harter Herr, konnte die Wirkung nicht erwarten: er führte, um Andere zu rascher That fort zu reissen, ein großes kriegerisches Gefolge nach Regensburg, wo sich der Kaiser befand. Da aber Niemand von Denen, auf welche er gerechnet hatte, heran zog, so entließ auch er sein Gefolge und begab sich mit geringer Begleitung in die Stadt. Den Einwohnern von Regensburg und den Dienstleuten des Bisthumes war die Absicht des Grafen eben so wenig als dem Kaiser entgangen. Bald kam es zu einem wilden Auflauf. Sichard's Wohnung wurde belagert, die Thür erbrochen, der Graf ergriffen. Man verstattete dem Unglücklichen zu beichten und das heilige Abendmahl zu empfangen; alsdann ward ihm der Kopf abgeschlagen.

Zu Sichard's Verwandtschaft gehörten reiche und verwegene Männer. Diese beschuldigten den Kaiser, die Ermordung des Grafen begünstigt zu haben, und sannen auf Rache. Da Heinrich's IV Sohn allgemein als König und Nachfolger seines Vaters anerkannt war, so hofften sie alle Feinde des Kaisers im Süden und im Norden des Reichs um diesen Fürsten leicht zu vereinigen; es kam nur darauf an, den jungen König von seinem Vater los zu reissen. An Gelegenheit, ihn mit allen Künsten der Schlauheit und List zu umwickeln fehlte es nicht. Der Kaiser hatte ihm einen freundschaftlichen Umgang mit den jüngern Fürsten und Herren in Bayern verstattet. Diese führten den königlichen Jüngling auf die Jagd, zu Festlichkeiten und Vergnügungen, überschütteten ihn mit Schmeicheleien, Versicherungen, Betheuerungen. Zugleich warfen sie Besorgnisse und Begierden in seine Brust: „es sei ein Unglück, daß Teutschland in dieser Zeit einen König habe, dessen Kräfte durch schwere Schicksale gebrochen wären; Teutschland bedürfe eines jungen raschen Königs, eines Königes wie er, Heinrich V; und doch könne der Kaiser

noch lange leben, während das gemeine Wesen immer mehr erschlaffe, das Leben immer träger dahin schleiche; zu noch größerem Unglücke stehe der Kaiser unter dem Banne der Kirche, und er selbst, der junge König, sei in den Bann hinein verflochten; es sei zu fürchten, die Kirche werde Alles aufbieten den Sohn eines solchen Vaters vom Thron aus zu schliessen; er, Heinrich V, sei sich selbst, noch mehr seinem Hause schuldig, die Krone fest zu halten, den heiligen Stuhl, die ganze Kirche für sich zu gewinnen: Das werde geschehen, wenn er seinem Vater öffentlich entgegen trete; bleibe er demselben bis zum Tode zur Seite, so werde der Papst voraussetzen, daß er die Grundsätze seines Vaters hege; übrigens seien Schwert und Scepter den schwachen Händen des Kaisers längst entfallen; der Eid, den er demselben geschworen habe, sei ein nichtiges Wort geworden." Der König Heinrich verschwor sich mit seinen neuen Freunden; die Mittel und Wege zur Erreichung des Zweckes wurden verabredet.

Der Kaiser hatte sich mit seinem Sohne gegen Ostern 1104 nach Mainz, später nach Lüttich begeben. Dahin beschied er den Propst Hartwig von Magdeburg, um ihm die Beleihung mit dem Erzbisthume zu ertheilen. Den Propst begleitete der Burggraf Hermann. Beide aber wurden unterwegs von einem sächsischen Grafen Theoderich gefangen genommen, weil Hartwig das Erzbisthum Magdeburg durch Simonie erhalten hätte. Der Kaiser versammelte die nöthige Mannschaft um den Grafen Theoderich zu züchtigen. Von seinem Sohne Heinrich begleitet kam er im Anfange des Monates December bis Fritzlar. Hier verließ der Sohn heimlich den Vater und begab sich mit einigen Vertraueten nach Bayern. An der Gränze ward er von vielen großen Herren des Landes auf das Feierlichste empfangen, wie im Triumph nach Regensburg geführt. Der Kaiser, von diesem neuen Schlag auf das Grausamste getroffen, wagte nicht solcher Verrätherei gegenüber seine Fahrt nach Sachsen fort zu setzen. Er kehrte um und vertrauerte die heiligen Tage der Weihnachten in Mainz, an welchen Regensburg mit Frohlocken und Jauchzen angefüllt war.

11.

Heinrich IV in der Gefangenschaft seines Sohnes.

Heinrich IV schickte die Erzbischöfe von Trier und Cöln, den Herzog Friedrich und den Canzler Erlolf nach Regensburg um seinen verirrten Sohn auf die Bahn der Ehre und der Pflicht zurück zu führen. Der junge König erklärte: so lange sein Vater unter dem Banne der Kirche stehe, könne er keine Gemeinschaft mit ihm haben. Er konnte nicht anders: er hatte schon Botschaft an den Papst Paschal gesendet, und von dem päpstlichen Legaten, Bischof Gebhard von Constanz, den apostolischen Segen erhalten. Mit diesem Segen eilte er nach Thüringen. Zu Erfurt ward er von dem Erzbischofe Ruthard auf das Feierlichste als König begrüßt. Hierauf baten ihn viele sächsische Fürsten zum Osterfeste 1105 nach Quedlinburg zu kommen. Dieser Einladung folgend zog Heinrich, um sein Einverständniß mit dem apostolischen Stuhle zu beweisen, barfuß in Quedlinburg ein. Die Fürsten versprachen ihm Treue und Dienst. Er weiter über Halberstadt, Hildesheim nach Goslar, den Erzbischof Ruthard und den päpstlichen Legaten zur Seite. Die beiden Priester änderten überall die Verhältnisse der Kirchen und Klöster: alle Geistliche, die ihre Stellen dem Kaiser verdankten, mußten weichen, oder bei dem Legaten die Lossprechung vom Bann auswirken, alle die früher vom Kaiser vertrieben waren kehrten zu ihren Sitzen zurück. Die päpstliche Gewalt wurde hergestellt, das kaiserliche Ansehen vernichtet; der König Heinrich bot bereitwillig die Hand zu diesem Werk. In der Woche vor Pfingsten wurde zu Nordhausen eine Synode gehalten um den alten Zustand der Kirche her zu stellen. Die Bischöfe, die durch Simonie, nämlich durch den Kaiser, zu ihren Stellen gelangt waren, wurden die Lebenden abgesetzt, die Gestorbenen ausgegraben, die untern Geistlichen, die von solchen Bischöfen die Weihe erhalten, von Neuem geweiht, die beweibten Priester von allen kirchlichen Verrichtungen entfernt. Der König wohnte dieser Versammlung der Knechte Gottes in demuthsvoller Bescheidenheit bei und ertheilte allen Beschlüssen seine Zustimmung. Zugleich be-

theuerte er mit vielen Thränen, daß er seinen Vater, den Kaiser, keineswegs zu verdrängen wünsche, daß er bereit sei ihm das Reich zurück zu geben, sobald er sich dem Statthalter des heiligen Petrus unterwerfen würde. Die fromme Versammlung brach gleichfalls in Thränen aus, und betete andächtiglich für die Bekehrung des Vaters, für das Heil eines solchen Sohnes. Die Rührung wurde dadurch verstärkt, daß in derselben Stunde die Bischöfe Udo von Hildesheim, Friedrich von Halberstadt und Heinrich von Paderborn, die ihre Stellen dem Kaiser verdankten, hereintraten, sich ihren Metropoliten zu Füßen warfen, sich zum Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl bekannten.

Inzwischen hatte der Kaiser aus den Söhnen der Stadt Mainz ein Heer gebildet. Zu demselben hatten sich zwar auch manche Vassallen gestellt, aber kein einziger Fürst: sein Eidam, der Herzog Friedrich von Hohenstaufen, schied in dieser Zeit der Noth aus dem Leben, nur zwei Söhne, Friedrich und Konrad, hinterlassend, Knaben von 15 und 12 Jahren. Dennoch schien diese Rüstung dem Könige Heinrich bedenklich. Er brach mit einem sächsischen Heer auf zum „vatermörderischen Kriege." Gegen das Ende des Monates Junius kam er an den Rhein, fand aber die Schiffe nicht, die der Pfalzgraf Siegfrid bereit zu halten versprochen hatte. Siegfrid war zu dem Kaiser übergetreten; die Schiffe lagen in dem Hafen von Mainz, das kaiserliche Heer stand schlagfertig auf dem andern Ufer.

Diese Umstände brachten einige Fürsten im königlichen Heere zu der Einsicht, daß man zu einer unglückseligen Unternehmung ausgezogen sei. Auf ihr Verlangen ward eine Unterhandlung angeknüpft. Der Kaiser erbot sich seinen Sohn zum Reichsgehülfen an zu nehmen; der König forderte die unbedingte Unterwerfung seines Vaters unter den päpstlichen Stuhl und die Herstellung der kirchlichen Einheit. Die Unterhandlung ward abgebrochen. Im königlichen Heer aber entstanden Uneinigkeiten. Der König sah sich genöthigt, den Versuch über den Rhein zu setzen auf zu geben. Bei dem Rückzuge ging ein Theil des Heeres nach Thüringen. Der König selbst führte einen andern Theil nach Würzburg.

Hier vertrieb er den kaiserlichen Bischof Erlung und setzte den Propst Rupert auf den bischöflichen Stuhl. Der Kaiser aber verfolgte seinen Sohn, befand sich schon am Ersten Auguſt's in Würzburg und setzte seinen Bischof Erlung wieder ein. Hierauf folgte er dem Sohne nach Nürnberg. Daselbst verliessen die Sachsen und Thüringer den jungen König sämmtlich oder größtes Theiles. Der König begab sich nach Regensburg und sogleich ging ein allgemeines Kriegsgeschrei durch Bayern. Ehe aber die Vassallen und Herren sich um den König versammeln konnten, war schon der Kaiser heran gezogen. Die Einwohner von Regensburg, aus Liebe zur Freiheit wie die Bewohner aller Städte dem Kaiser getreu, kamen in Bewegung. Der König gerieth in solche Angst, daß er sich nur durch die Flucht retten zu können glaubte. Die Stadt Regensburg begrüßte mit unendlichem Jauchzen den Kaiser.

Das aber war das Ende der siegreichen Fahrt des unglücklichen Fürsten. Bald sammelten sich um seinen Sohn große Scharen aus Bayern und Schwaben, mit welchen er sich nach und nach der Stadt Regensburg näherte. Der Kaiser war nicht stark genug; er ging um die Stadt Regensburg nicht der Zerstörung aus zu setzen über die Donau zurück und weiter über den Regen. Bald vereinigte er sich mit dem Herzoge Boriwoi von Böhmen und dem Markgrafen Luitpold von Oestreich, die ihm zu Hülfe zogen. Nach der Vereinigung ging er von Neuem vor bis an den Regen. Auf der andern Seite des Flusses stand das Heer seines Sohnes. Die Häupter auf beiden Seiten maßen ihre gegenseitige Stärke und prüften ihre Gesinnungen. Man fand, daß Gesinnung und Kraft gleich waren, daß eine Schlacht für jeden Theil großen Verlust bringen, der Sieg jedesfalls ungewiß bleiben würde. Hierauf machte man die Entdeckung, daß ein solcher Krieg ungerecht sei, daß man der Brüder, daß man des christlichen Blutes schonen, daß man eine vatermörderische Schlacht vermeiden müsse: besser sei den Kaiser ohne Blutvergiessen wehrlos zu machen. Man veranstaltete geheime Besprechungen mit dem Herzoge von Böhmen und dem Markgrafen von Oestreich; Beide wurden durch große

Verheissungen für Heinrich V gewonnen: dem Markgrafen wurde die Schwester des Königes Heinrich, die Wittwe Friedrich's von Hohenstaufen, zur Gemahlin versprochen, und diese Vermählung schien ihm eine solche Aussicht auf Macht und Größe zu eröffnen, daß er über seinem eigenem Glücke das Unglück seines künftigen Schwiegervaters, des Kaisers, gänzlich vergaß. Der König Heinrich genehmigte das Abkommen mit den beiden Fürsten gern und dankbar; er betheuerte auf das Feierlichste, daß er weder Vatermörder sein noch Vatermörder heissen wolle, daß er vielmehr für das väterliche Reich zu streiten wünsche, daß er mit Allem was die Güte des Vaters ihm zugestehen möchte, zufrieden sein würde: nur nöthige ihn seine Christenpflicht von seinem Vater die Unterwerfung unter den heiligen Stuhl zu verlangen.

Der Kaiser rüstete sich zu einem ehrlichen Kampf. Am Abend vor dem zum Angriffe bestimmten Tag aber wurde plötzlich das feindliche Lager abgebrochen, und beim Abzuge riefen die Krieger höhnisch: „wir weichen aus Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät." Heinrich IV gab die nöthigen Befehle zur Verfolgung des Feindes am andern Morgen. Da erklärte ihm der Böhme und der Oestreicher, weder sie noch irgend Jemand sei zum Kampfe geneigt. Der Kaiser flehte die beiden Fürsten an, ihm doch ihre Hülfe nicht zu versagen. Keiner versprach die Gewährung dieser Bitte. In der Nacht langte geheimnißvoll ein Bote von dem König an: „Der Kaiser möge sich zu retten suchen; die Fürsten in seinem Lager seien gegen ihn verschworen. Er mache ihm diese Anzeige mit der Liebe und in der Angst eines Sohnes." Der Kaiser verließ sogleich sein Lager und suchte seine Rettung durch die Flucht. Am andern Morgen brachen Alle auf, die bei ihm gewesen waren. Der König Heinrich V wurde Herr in ganz Bayern. Der Kaiser hatte seinen Weg, um den Anhängern seines Sohns aus zu weichen, durch Böhmen und durch das Land zwischen der Elbe und der Saale genommen. Er kam glücklich nach Mainz zurück.

Die Einwohner dieser Stadt hatten sich um für alle Fälle bereit zu sein wohl gerüstet; sie hatten sich mit den

Dienstleuten des Bisthumes verbunden und 20,000 Mann zu Roß und zu Fuß unter den Waffen. Auch hatten sie den Kaiser wiederholt gebeten so schnell als möglich zu ihnen zurück zu kommen: ihre Feinde seien seine Feinde, seine Sache ihre Sache. Der Kaiser kam schneller als sie gehofft hatten, aber als Flüchtling, gebrochen, zerschlagen, jeglicher Hülfe bedürftig. Sie wankten nicht in ihrer Treue, nicht in ihrem Entschlusse zu handeln und zu dulden. Der König Heinrich zog über Würzburg heran; in der Nacht des ersten November's setzte er bei Speier über den Rhein. Der Kaiser schickte ihm einen Abt Theoderich entgegen: er möge sich erinnern, daß er sein Vater sei. Er antwortete: wenn mein Vater Mainz nicht räumt, so werde ich die Stadt feindlich behandeln. Da verließ der Kaiser die Stadt, zog den Rhein hinab, überall in den Städten durch die Theilnahme, die Ergebenheit und Treue der Bürger getröstet. Sein Sohn zog in Mainz ein, setzte den Erzbischof Ruthard wieder ein, schrieb zum Weihnachtsfest einen allgemeinen Reichstag aus, und begab sich nach Burgund, um inzwischen auch dieses Land in seinem Rücken zu seinem Namen zu bringen.

Aber in dieser Zwischenzeit bildete der Kaiser zumeist aus den Söhnen der Städte ein neues Heer. Zwei Fürsten, der Pfalzgraf Siegfrid und ein Graf Wilhelm, hatten sich wieder zu ihm gestellt. Diese beiden Fürsten schickte er den Rhein hinauf um den Reichstag in Mainz zu hintertreiben. Der König Heinrich aber eilte rasch hervor, nöthigte sie zum Rückzuge, verfolgte sie bis an die Mosel. Bald erblickte er auf der andern Seite dieses Flusses seinen Vater, der Vater erblickte den Sohn. Sogleich schickte der Kaiser Boten des Friedens an diesen Feind; der Sohn ließ sich sogleich über den Fluß setzen und nahte sich seinem Vater. Dieser vermochte im Uebermaß seines ungeheuern Unglückes sich nicht zu halten: er sank hin zu den Füßen seines Sohns und bat denselben händeringend bei seiner ewigen Seligkeit nicht wider Gott und Natur zu freveln. Der Sohn hob den Vater empor, warf sich ihm zu Füßen, umfaßte seine Kniee, weinte, bekannte, bereuete, flehte, versicherte auf jene Wahrheit und Treue, mit welcher Gott den Kindern geboten hat, die

Eltern zu ehren: nur wünſchte er, daß der Vater ſich aussöhnen möchte mit dem apoſtoliſchen Stuhle. Der Kaiſer erklärte: dieſes ſei ſein Wunſch; er ſelbſt, ſein Sohn, und die Fürſten des Reiches möchten entſcheiden, auf welche Bedingungen dieſe Ausſöhnung erfolgen könne und dürfe. Der Sohn ſchlug vor: der Kaiſer möge ihn nach Mainz zu dem Reichstage begleiten; er ſelbſt wolle für ſeine Sicherheit einſtehen; jedoch rathe er dem Kaiſer vertrauensvoll ſein Heer zu entlaſſen, und nur mit einem kleinen Gefolge heran zu ziehen. Der Vater entließ ſein Heer und folgte von etwa 300 Mann zu Roß begleitet dem Sohn.

Einigen Männern im Gefolge des Kaiſers kam dieſe Fahrt unheimlich vor. Sie bemerkten, daß ſie von den Kriegern des Sohnes umgeben ſeien, und warnten den Kaiſer. Heinrich IV ließ ſeinen Sohn um eine Unterredung bitten. Heinrich V zeigte ſich unbefangen und offen; er wiederholte bereitwillig ſeine Schwüre. Alles Mißtrauen verſchwand. Am 21. December's kamen Vater und Sohn nach Bingen um daſelbſt zu übernachten. Sie brachten den Abend im vertrauteſten Geſpräche hin und bewieſen ſich gegenſeitig Liebe und Zärtlichkeit. Am andern Morgen trat der Sohn vor den Vater: „der Erzbiſchof Ruthard weigere ſich ihn, den Kaiſer, in Mainz auf zu nehmen; er ſelbſt dürfe nicht wagen ihn mit Gewalt in die Stadt ein zu führen; der Kaiſer möge ſich nach der Burg Beckelheim begeben und daſelbſt das Weihnachtsfeſt ruhig und friedlich feiern; er ſelbſt wolle nach Mainz ziehn und für ihre gemeinſchaftliche Sache mit allem Eifer arbeiten.“ Dem Kaiſer ging ein Schwert durch die Seele. „Mein Sohn, ſprach er, Gott ſei Zeuge und Richter zwiſchen dir und mir.“ Als er in die Burg Beckelheim eintrat, wurde das Thor ſo ſchnell hinter ihm geſchloſſen, daß nur drei Männer aus ſeinem Gefolge bei ihm zu bleiben vermochten. Der König zog nach Mainz und ſandte am Tage vor dem Feſte den Biſchof Gebhard von Speier, einen ſtarken Eiferer für den apoſtoliſchen Stuhl, nach Beckelheim um den Gefangenen zu überwachen.

Das hohe Feſt verlebte der Kaiſer einſam und verlaſſen, jeder Bequemlichkeit, ſelbſt der nothwendigſten Bedürfniſſe

beraubt, höhnischen Neckereien ausgesetzt, in Trauer, Jammer und Thränen. Der König feierte das Fest in Mainz in überschwenglicher Freude. Von den großen Herren in Teutschland waren 52 mit kriegerischen Gefolgen, auch zwei päpstliche Legaten anwesend. Der König erzählte denselben, auf welche gewandte Weise er seinen Vater hintergangen habe. Die Versammlung jauchzte dem frommen Sohne Preis und Dank zu; die päpstlichen Legaten schleuderten noch ein Mal den Bannfluch auf den besiegten Feind. Bald jedoch wurde die Freude getrübt. Die Gefangennehmung des Kaisers erregte in Mainz und im Lande bei den untern Menschenklassen Unwillen, Zorn und Abscheu: was die Männer der Paläste eine fromme Förderung der Sache Gottes nannten, das nannten die Bewohner der Hütten Schandbarkeit und Verruchtheit. Die Bürger von Mainz wurden durch die bewaffneten Gefolge der Fürsten in Ruhe gehalten; im Lande begann eine gefährliche Bewegung. Da erschien der Bischof Gebhard von Speier in Mainz mit der Erklärung des Kaisers: er sei bereit, Alles auf zu geben, und wünsche nur einige Güter zur Erhaltung seines Lebens zu behalten. Also wurden Abgeordnete nach Beckelheim gesandt: der Gefangene müsse zuvörderst alle Zeichen seiner Würde ausliefern. Der Kaiser gab den Befehl zur Auslieferung. Der Graf Werinher, dem König ergeben, und Volkmar, ein getreuer Rath des Kaisers, wurden nach der Burg Hammerstein gesandt, wo sich die Kleinodien befanden, dieser um die Auslieferung zu bewirken, jener um das Ausgelieferte in Empfang zu nehmen.

Hierauf verlangten die versammelten Fürsten, daß der Kaiser vor ihnen erscheinen, sich selbst des Reichs unwürdig erklären, seine Verzichtleistung auf die Krone „freiwillig" aussprechen sollte. Der König jedoch trug Bedenken, seinen Vater nach Mainz kommen zu lassen. Deßwegen begab er sich mit den Fürsten nach Ingelheim, wohin auch Heinrich IV gebracht ward. Am 30. December's stand der Kaiser seinem Sohne, den teutschen Fürsten, den päpstlichen Legaten gegenüber. Er ward auf das Härteste angefahren; alle unglücklichen Ereignisse seit einem halben Jahrhunderte wurden ihm

zur Last gelegt, sein ganzes Leben als ein einziges Verbrechen dargestellt, kein Wort der Rechtfertigung, der Vertheidigung, der Antwort verstattet. Man mißhandelte ihn so lange und so grausam, bis man ihn zur Verzweiflung gebracht hatte und mehr aus seinem Schweigen als aus seinen Ausdrücken folgende Erklärung heraus zu pressen vermochte: er thue unbedingt auf das Reich und seine Würden Verzicht; er habe bisher eine ungerechte Verfolgung des apostolischen Stuhles, der ganzen Kirche ausgeübt; er wolle sich nach Rom begeben um an den Stufen des apostolischen Stuhles selbst die Lossprechung vom Banne zu erwirken; er gebe diese Erklärung aus eigenem freien Willen.

Hierauf ward er zu Ingelheim in Gefangenschaft gehalten. Der König und die Fürsten kehrten im festlichen Aufzuge nach Mainz zurück. Daselbst wurde Heinrich V noch ein Mal als König anerkannt; die päpstlichen Legaten bestätigten ihn durch Auflegung der Hände; der Erzbischof Ruthard überreichte ihm, am 5. Januar's 1106, die Zeichen der kaiserlichen Würde mit dem laut ausgesprochenen Wunsche: „daß ihm das Los seines Vaters zu Theil werden möge, wenn er sich nicht als gerechten Verwalter des Reichs, als steten Vertheidiger der Kirche Gottes erweise." Uebrigens schickte die Versammlung in Mainz eine große Gesandtschaft nach Rom um den Papst in Kenntniß zu setzen, wie der alte Feind nunmehr hülflos in sicherem Gewahrsam sitze, um denselben zu bitten, selbst nach Teutschland zu kommen, hier den Sieg des apostolischen Stuhles zu feiern und die kirchlichen Angelegenheiten für alle Zukunft zu ordnen. Zuletzt ward noch „im heiligen Eifer für das göttliche Gebot" der Beschluß gefaßt, daß wie der Leichnam des ketzerischen Gegenpapstes Clemens III auf Befehl der römischen Kirche aus dem Grabe herausgerissen worden, so auch die Leichname aller falschen Bischöfe in Teutschland aus ihren Gräbern hinweg geschafft werden, und alle von diesen Bischöfen geweihten Geistlichen das Verbot kirchliche Handlungen zu vollziehen erhalten sollten. So glaubte die Versammlung die Einheit der Kirche festgestellt, allem fernern Streite zwischen der Kirche und dem Reiche vorgebeugt zu haben.

12.

Heinrich's IV Rettung und Tod.

Der König zog den Rhein hinauf, um die Unruhen zu unterdrücken, welche in den untern Classen der menschlichen Gesellschaft über die erzählten Ereignisse entstanden waren. Er kam bis Rufach im Elsaß. Daselbst traten ihm Weiber und Männer, Knechte und Herren mit jeglicher Waffe bewaffnet entgegen. Der König wurde mit seinen Kriegern zu einer so eiligen Flucht genöthigt, daß selbst die Zeichen der königlichen Würde in die Hände der Einwohner von Rufach fielen. Daher allgemeine Bestürzung, Verwirrung, Ungewißheit unter den Anhängern Heinrich's V. Dieser Zustand der Dinge aber wurde rasch von den Getreuen Heinrich's IV benutzt; und es gelang ihnen, den Kaiser aus der Gefangenschaft in Ingelheim zu befreien, ihn glücklich zu Schiffe den Rhein hinab nach Cöln zu bringen. Die Bürger dieser Stadt, bei dem Anblicke des unglücklichen Flüchtlinges von der tiefsten Theilnahme ergriffen, erklärten sogleich, daß sie für ihren Kaiser Alles zu thun und zu opfern bereit seien. Heinrich IV begab sich nach Lüttich. Der Bischof Otbert von Lüttich und alle Geistliche der Lütticher Kirche waren als falsche Priester mit dem päpstlichen Banne belegt; die Bürger der Stadt hielten wie die Bürger aller Städte mit ganzer Seele zum Kaiser. Also wurde Heinrich in Lüttich wie von den Bürgern so von der Geistlichkeit auf das Feierlichste empfangen. Auch der Herzog Heinrich von Lothringen und andere Fürsten dieses Landes erschienen vor ihm und versprachen redlich zu ihm zu stehen in seinem Unglücke. Der Kaiser selbst erließ ausführliche Schreiben an die Könige der benachbarten Völker, in welchen er die Geschichte seiner Leiden erzählte, um wenigstens die Wahrheit vor Welt und Nachwelt an's Licht zu bringen. In einem ähnlichen Schreiben an den ehrwürdigen Abt Hugo von Clugny forderte er diesen alten Freund zur Vermittlung zwischen ihm und dem Papst auf: er versprach Alles zu erfüllen was der Papst verlangen würde, aber seine Ehre, nämlich die Ehre seines Throns und die Würde seines Rei-

ches müßte unverletzt bleiben. Zugleich schrieb er an die Städte weithin und sandte Boten durch das Land um auch die geringsten Menschen von dem Unglück ihres Kaisers zu unterrichten. Die Wirkung war groß: viele Städte, in Lothringen und am Rhein zuerst, rüsteten sich für den Kaiser; das Landvolk vermochte nicht zu Entschluß und That zu kommen, aber menschliche Gefühle wurden in demselben aufgeregt, Gedanken geweckt, Urtheile über Fürsten und Herrscher, geistliche und weltliche, hervor gerufen. Die Gesandten, welche die Versammlung zu Mainz nach Rom abgeschickt hatte, wurden von den Bürgern der Stadt Trident, einen jungen Grafen Adalbert an der Spitze, im Namen des Kaisers angehalten, beraubt, in Gewahrsam gebracht. Nur der Bischof Gebhard von Constanz entkam; den Uebrigen verschaffte zwar der Herzog Welf von Bayern die Freiheit; sie aber wagten nicht ihre Reise fort zu setzen.

Inzwischen versammelte der König Heinrich eine größere Macht, die er zuerst gegen Rufach führte. Zugleich begann er mit den Einwohnern eine Unterhandlung: er versprach ihnen Verzeihung, wenn sie ihm die Reichsinsignien auslieferten. Die Unglücklichen erfüllten dieses Verlangen. Kaum war dieses geschehen, da ließ der König Alle niederhauen, die seinen Kriegern erreichbar waren, gab den Ort Rufach der Plünderung Preis und setzte ihn in Flammen. Alsdann lud er die Fürsten der Versammlung von Mainz zu einer neuen Vereinigung ein: „er wolle mit seinem Vater das Osterfest in Lüttich feiern." Er selbst zog den Rhein hinab bis Cöln, sein Vater aber setzte dem höhnischen Uebermuthe des Sohnes seine alte Weise entgegen. Er schickte ihm ein Schreiben entgegen, in welchem er „seinen geliebtesten Sohn" an das Gebot Gottes erinnerte, ihn vor den Fallstricken seiner Umgebung warnte, und ihn dringend bat, doch seinen Hof nicht zum Osterfeste nach Lüttich zu verlegen. „Schlägst du diese Bitte ab, fügte er hinzu, so will ich lieber in fremden Reichen ein Knecht werden als zum Gespött in den Reichen dienen, die einst mein waren." Des Vaters Noth und Bitten nicht achtend, brach Heinrich V nach dem Palmsonntage von Cöln nach Aachen auf um noch vor dem Osterfeste

zu endigen. Der Kaiser erklärte dem Bischof Otbert und dem Herzoge Heinrich: er wolle weiter wandern und sich in den Wäldern verbergen, damit sie wegen ihrer Anhänglichkeit keiner Gefahr ausgesetzt würden. Die beiden Fürsten erwiderten: „Nicht also. Das Reich ist dir geraubt, die Treue deiner Freunde ist dir geblieben; wir sind entschlossen der Gewalt Gewalt entgegen zu stellen.“

Alle Brücken über die Maas wurden abgebrochen; nur eine bei Wegesar blieb unverletzt. Der Herzog stellte seinen Sohn mit einer Schaar tüchtiger Männer zu Roß bei der Brücke auf; die übrige Mannschaft nahm eine Stellung, in welcher sie vom Feinde nicht gesehen werden konnte. Am grünen Donnerstage kam die Spitze des königlichen Heers an die Brücke. Bei dem Anblicke der kaiserlichen Reiter machte sie halt: der König war noch in Aachen. Der junge Führer der lothringischen Reiter forderte die Königlichen zu einem ehrlichen Kampf in gleicher Zahl heraus. Die Königlichen nahmen die Forderung an. Eine gleiche Zahl ging über die Brücke, und begann den Kampf. Sogleich folgten ihnen ihre Gefährten. Die Lothringer gingen zurück; jene verfolgten. Da stürzten die Kaiserlichen aus ihrem Hinterhalte vor, drangen von beiden Seiten in die Königlichen ein und haueten sie furchtbar zusammen. Diese geriethen in die verworrenste Flucht; Viele stürzten sich in den Fluß und fanden ihren Tod. Vor der Brücke, auf der Brücke wurde das Gedränge so groß, daß einer den andern in den Fluß hinab stieß. Endlich brach die Brücke zusammen, Mann und Roß stürzten in den Strom. Der König Heinrich eilte mit dem Ueberreste seines Heeres nach Cöln zurück; die Bürger von Cöln aber wiesen ihn mit Hohn von ihren Mauern hinweg. Er zog weiter und vergönnte sich und den Seinigen erst in Mainz einige Erholung.

Der Kaiser war erfreuet über das Glück, das ihm noch ein Mal lächelte. Er feierte das Fest der Auferstehung des Herrn mit den Siegern von der Maas in Andacht und Fröhlichkeit zu Lüttich. Hierauf zog er nach Cöln und wurde von den Bürgern mit Begeisterung empfangen: der Erzbischof entfloh aus der Stadt. Cöln ward in einen tüchtigen Ver-

theidigungsstand gesetzt und eine Besatzung strenger und schlaggeübter Krieger aus Lothringen ward in die Stadt gelegt, um für die Bürger Muster und Lehrer zu sein. Die Bürger schossen Geld zusammen, um diese Krieger für ihre Dienste zu bezahlen: deßwegen wurden dieselben Geldner, Söldner, genannt. Und wie Cöln so wurden auch andere Städte durch Festungswerke und Besatzungen wehrhaft gemacht. Endlich verpflichtete ein kaiserliches Gebot Jedermann zum Kampfe für das Vaterland, für Freiheit und Leben bereit zu sein.

Der König Heinrich zeigte mit bitteren Klagen, demüthig und schmeichelnd seinen Fürsten an, was geschehen war: „seine Schmach sei ihre Schmach; sie hätten ihn erhoben, und ihre Entscheidung werde verhöhnt; das Haupt eines Einzigen möge fallen: wenn aber die Fürsten des Reiches mit Füßen getreten würden, so müsse das Reich zusammen brechen.“ Er berief sie zum Pfingstfeste nach Worms. Sie kamen. Er erklärte den Herzog Heinrich in Lothringen für abgesetzt; die Fürsten gaben ihm das eidliche Versprechen einer Heerfahrt gegen die Widerspänstigen. Zum Sammelplatze des Heeres wurde Würzburg bestimmt. Bald waren 20,000 Mann vereinigt. Der König führte dasselbe am Ersten Julius' über den Rhein, den Strom abwärts gegen Cöln. Ein erster stürmischer Angriff auf diese Stadt aber wurde tapfer zurück geschlagen. Heinrich V sah sich genöthigt Cöln zu belagern. Die Belagerung zog sich in die Länge. In einzelnen Gefechten zeigten sich die Bürger von Cöln neben den Geldnern tüchtig und tapfer, fertig und gewandt. Inzwischen ließ der Kaiser seinem Sohn eine öffentliche Kundmachung zustellen, die an alle Fürsten des Reiches gerichtet war. In derselben sprach er noch ein Mal laut aus, daß er von seinem Sohne seiner Ehre und seines Reichs auf die gottloseste Weise beraubt worden. Er forderte die Fürsten auf ihn nicht länger zu verfolgen und berief sich auf den römischen Stuhl. Der König antwortete mit großer Bitterkeit, das ganze Unglück, das seit 40 Jahren über Kirche und Reich gekommen war, abermals auf des Kaisers Haupt legend. Aber die Belagerung von Cöln blieb ohne Erfolg. Die Hitze des Sommers wirkte verderblich auf die

Belagerer; die Schiffe mit Lebensmitteln wurden von den Bürgern der Städte längs des Rhein's hinweggenommen; von allen Seiten eilten kriegsluſtige Männer herbei um für den Kaiſer zu kämpfen. Faſt ſchien es, daß die Belagerer Belagerte ſeien. Endlich entſchloß ſich der König Heinrich die Belagerung auf zu heben. In demſelben Augenblick aber erhielt er die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters, des Kaiſers Heinrich IV. Am Siebenten Auguſt's dieſes Jahres, 1106, hatte der unglückliche Fürſt endlich das Glück gehabt, von treuen Männern umgeben in der zuverſichtlichſten Hoffnung auf eine beſſere Wendung ſeines Schickſals dieſem Leben durch einen ſchnellen Tod entzogen zu werden. Er war ſechsundfünfzig Jahre alt; fünfzig Jahre hatte er den Namen eines Königes der Teutſchen getragen.

Einundzwanzigstes Buch.

1.

Heinrich V. Das Reich. Der Papst Paschal II.

Der Bischof Otbert von Lüttich sorgte für eine feierliche Bestattung der Leiche Heinrich's IV in der Kirche des heiligen Lambert. Arme Leute strömten aus Stadt und Land herbei, bejammerten des Kaisers Schicksal und ihr eigenes Unglück. Bei Nacht und bei Tage wurden Menschen an seinem Grabe gefunden, die nicht aufhörten zu beten und zu weinen. Alle Städte, die untersten Menschenklassen in allen Gauen des Vaterlandes theilten den Schmerz.

Im Lager des Königes Heinrich V hatte man der ersten Nachricht vom Tode des Kaisers nicht getrauet. Als aber dem Könige seines Vaters Schwert, Siegelring und letzte Bitte: „der König möge die Getreuen des Kaisers nicht verfolgen und ihm selbst eine Ruhestatt neben den Gebeinen seiner Eltern gewähren" überbracht wurden: da erhob sich ein unermeßlicher Jubel über das große Ereigniß. Nunmehr gestanden auch die Feinde des Kaisers, daß er ein Mann gewesen, der an Schönheit der Gestalt, an Feinheit im Betragen, an Geist, Kraft, Tapferkeit in dieser Zeit seines Gleichen nicht gehabt habe.

Heinrich V wagte die letzte Bitte seines Vaters nicht ohne die Zustimmung der versammelten Fürsten zu gewähren. Die Fürsten erklärten, der Leichnam Heinrich's IV dürfe nicht in geweihter Erde ruhen, bis die Lossprechung vom Banne der Kirche ausgewirkt wäre. Der Bischof Otbert war genöthigt, den Leichnam auf eine Insel in der Maas bringen

zu lassen. Ein zufällig eingetroffener Mönch aus Jerusalem, von dem Jammer der untern Menschenklassen durchdrungen, begab sich auf das Eiland und sang Nacht und Tag Klagelieder am Sarge des Entschlafenen. Nach wenigen Wochen wurde der Leichnam nach Speier gebracht. Die Geistlichen und das Volk empfingen ihn mit Ehrfurcht und Thränen, begleiteten ihn in die Marienkirche, die Heinrich IV selbst auf das Schönste ausgeschmückt hatte. Der Bischof von Speier aber erhob sich gegen den Frevel. Er untersagte den Gottesdienst in dem entweiheten Dom, unterwarf Alle, die den geliebten Todten begleitet hatten, einer Kirchenbuße, ließ den Sarg in eine ungeweihte Capelle schaffen. Die geringen Menschen jener Gegend aber liessen sich nicht abhalten unter lautem Wehklagen zu der Capelle zu wallfahrten und an dem Sarge des Kaisers, der sich ihrer erbarmt, der sie geachtet, als Menschen behandelt hatte, zu beten wie bei den Gebeinen eines Heiligen.

Inzwischen hatten sich der Bischof Otbert von Lüttich und andere Herren in Lothringen dem Könige Heinrich V unterworfen. Der Herzog Heinrich aber war nicht vor ihm erschienen. Daher ward ihm das Herzogthum abgesprochen und dem Grafen Gottfrid von Löwen ertheilt: Heinrich versuchte umsonst dasselbe zu behaupten. Der König selbst zog wider die Stadt Cöln. Die Bürger dieser Stadt, obgleich jeglicher Hülfe beraubt, verloren den Muth nicht. Da aber der König die Bürger der übrigen Städte am Rhein ihm Hülfe zu leisten zwang: so entschlossen sie sich, um nicht gegen ihre Brüder zu kämpfen, mit dem König ein Abkommen zu treffen. Heinrich V empfing von ihnen 6000 Pfund Silbers und entfernte sich ohne Ruhm und Ehre von der Stadt Cöln.

Er befand sich keineswegs in einer erfreulichen Lage. Das Reich war in einer ungeheuern Verwirrung. Alte Rechte waren in Vergessenheit gerathen; ein gewisser Schmutz lag über dem Leben. Es gab Kirchen, aber keine Kirche; zwischen den Kirchen Hader und Haß, Grimm und Groll. Hier fehlte es an Geistlichen, dort lebte ein aufgedrungener Bischof mit seiner Geistlichkeit und mit seiner Gemeinde in leiden-

ſchaftlichem Streit. Ueberall trennten Flüche und Verwünſchungen Diejenigen, welchen die Seelſorge oblag: wilde Begierden und hämiſche Thaten gaben den Flüchen Leben und Kraft. Die Verhältniſſe der weltlichen Vaſſallen waren nicht beſſer. Was die Kreuzzüge anfänglich Gutes gewirkt hatten, war durch den Kampf zwiſchen dem Vater und dem Sohne vernichtet worden. Wo Ruhe Statt fand, da ging ſie aus Ermattung und Erſchöpfung hervor. Der königliche Thron wurde nicht geachtet; nur Bedrängte ſuchten ihn, und räuberiſche Frevler, die ihren Gewaltthaten durch den König den Schein des Rechtes zu geben wünſchten. Die Städte aber hatten ſich vergrößert, befeſtigt, verſtärkt und in den Städten wehte ein friſcher Geiſt, der bald demüthig, bald trotzig ſeinem Ziele, der Freiheit, zuſtrebte. Die armen Bewohner des Landes endlich, zu dem Gefühle gekommen, daß ſie Menſchen ſeien, blickten ſehnſuchtsvoll auf die Städte an deren Schickſal ſie ihr eigenes Schickſal geknüpft ſahen.

Dieſen wirren Verhältniſſen ſtand Heinrich V gleichſam verlaſſen gegenüber. Den Freunden ſeines Vaters, Hohen und Geringen, war er ein Abſcheu: er konnte ſie nur gewinnen, wenn er denſelben Kampf übernahm, den ſein Vater gekämpft hatte. Auf ſeine bisherigen Anhänger durfte er ſich nicht verlaſſen. Die Weltlichen achteten keinen Eid und kannten keine Treue; ſie hielten zu Dem, der zu geben hatte und zu geben bereit war. Für die Geiſtlichen war er bloß ein Werkzeug geweſen: die Verhandlungen wegen der Leiche ſeines Vaters hatten gezeigt, daß er auch als König ein Werkzeug der Prieſter bleiben ſollte. Entweder mußte er ganz in den Dienſt der Kirche treten, oder ſich allen prieſterlichen Künſten entſchloſſen gegenüber ſtellen. Er wählte das Zweite und zeigte dadurch der Welt, daß der Streit zwiſchen Heinrich IV und den Päpſten keineswegs ein Streit zwiſchen Perſonen, ſondern ein Streit zwiſchen Grundſätzen geweſen war.

Der Papſt Paſchal II hatte für den Monat October eine Kirchenverſammlung nach Guaſtalla ausgeſchrieben. Vor der Eröffnung dieſer Verſammlung erhielt er die Nachricht von Heinrich's IV Tode. Zu derſelben war eine große Zahl

von Bischöfen, die Markgräfin Mathilde, eine Menge vornehmer Laien erschienen; auch trafen Abgeordnete des Königes Heinrich V ein, die dem Papst einen Antrag des Königs übergaben: „der Papst möge ihm das Recht des Reiches zugestehen;" dem Antrage war die Versicherung hinzugefügt: „der König werde dem heiligen Stuhl wie einer Mutter getreu, wie einem Vater untergeben sein." Dieses Verlangen und diese Versicherung schienen dem Papst im Munde Heinrich's V sehr zweideutig. Daher setzte er sogleich vorsichtig zwei Beschlüsse durch: zuerst wurden alle Bischöfe in Teutschland, von wem sie auch die Weihe empfangen haben mochten, wenn sie nur nicht durch Gewalt oder Simonie zu ihren Stellen gekommen oder mit Verbrechen beladen waren, in die Kirche aufgenommen; zweitens wurde die Investitur durch einen Laien aufs Neue verboten: der investirte Geistliche sollte mit der Ausstoßung aus dem geistlichen Stande, der investirende Weltliche mit dem Banne bestraft werden.

Heinrich V durchschauete leicht die Absichten des Papstes. Da aber der Papst versprochen hatte nach Teutschland zu kommen, so begab er sich mit einem großen Gefolge nach Bayern um denselben zu empfangen. Der Papst jedoch blieb aus. Man erfuhr, er habe sich nach Frankreich begeben; er habe das Weihnachtsfest zu Clugny gefeiert. Da entstand in Teutschland der Verdacht, daß er die Gränzen des Reichs umschleiche, um eine Gelegenheit gegen den neuen König aus zu spähen. Heinrich V aber bekümmerte sich um die Beschlüsse der Synode zu Guastalla nicht. Er ertheilte Bischöfen des Reiches die Investitur; die Bischöfe nahmen keinen Anstand die Investitur von ihm zu empfangen; auch der Erzbischof Ruthard von Mainz trug kein Bedenken neu investirte Bischöfe zu weihen; selbst der päpstliche Legat, Bischof Gebhard von Constanz, gab seine Einwilligung zu solchen Weihungen.

Der Papst Paschal II ward inzwischen in Frankreich überall hoch gefeiert. Der König Philipp und sein Sohn Ludwig versprachen ihm, dem Statthalter des Apostels, nach der Weise Karl's des Großen Beistand gegen alle Feinde der Kirche, im Besondern gegen den König der Teutschen

zu leiſten. Eine Geſandtſchaft aber, die Heinrich V an den Papſt ſchickte, unterbrach die Feier. Heinrich hatte ſo eben, nach dem Tode des Herzoges Magnus, des letzten Billunger, das Herzogthum in Sachſen dem Grafen Lothar von Suplingenburg ertheilt; hierauf war er, von vielen Fürſten begleitet, an die Gränze von Lothringen gezogen, als erwarte er noch immer den Papſt. Von Metz aus ſchickte er jene Geſandtſchaft ab. Redner der Geſandtſchaft war der Erzbiſchof Bruno von Trier, ein feiner, angenehmer und geiſtreicher Herr, voll von Weisheit und Kenntniſſen; unter den Weltlichen war der Herzog Welf II der Bedeutendſte, ein Fürſt, der ſich durch Pracht und Glanz, durch eine rieſenhafte Geſtalt, durch eine ſtarke Stimme auszeichnete. Die Geſandten trafen den Papſt zu Chalons. Nachdem Bruno dem heiligen Vater den Gruß und die Unterwürfigkeit des Königes „mit Vorbehalt der Rechte des Reichs" entboten hatte, eröffnete er ihm Folgendes im Namen des Königes: „von Alters her habe man ſich bei der Wahl eines Biſchofs oder Abtes im Stillen über den Mann, den man wählen wolle, vereinigt; hierauf ſei die Meinung des Königs eingeholt; alsdann habe die Wahl Statt gefunden, und der Gewählte ſei vom Könige beſtätigt; der Beſtätigte ſei vom Könige durch Ring und Stab mit den weltlichen Gütern der Kirche inveſtirt und habe ſich dem Könige zu Treue und Dienſt verpflichtet; endlich habe der Inveſtirte die Weihe empfangen. Dieſe Ordnung ſei aus der Natur der Dinge hervorgegangen. Wenn nun der Papſt dieſelbe aufrecht zu erhalten geneigt ſei, ſo werde zwiſchen dem Reich und der Kirche fortan Friede und Eintracht beſtehen." Der Papſt gab zur Antwort: „die Kirche durch Chriſti Blut frei gemacht dürfe nicht dienſtbar ſein; wenn zur Wahl eines Prälaten die Einwilligung des Königes nothwendig wäre, ſo würde die Kirche eine Magd des Königes, Chriſtus umſonſt geſtorben ſein; Stab und Ring gehörten dem Altar; Hände, die für den Leib und das Blut Chriſti geweiht ſeien, dürften nicht den blutbefleckten Händen eines Laien unterworfen werden." Auf dieſe Antwort erwiderten die weltlichen Geſandten des Königes: „das heiſſe,

der Streit müsse zu Rom mit dem Schwert entschieden werden."

Der Papst hielt eine Synode zu Troyes. In derselben erneuerte er das Verbot der Investitur und untersagte dem Erzbischofe Ruthard von Mainz und seinem bisherigen Legaten, Gebhard von Constanz, die Ausübung aller priesterlichen Handlungen. Heinrich V verwarf diese Beschlüsse: „in einem fremden Lande könne Nichts über das Recht des Reiches beschlossen werden." Hierauf ließ der Papst ihm entbieten, er möge in Jahresfrist nach Rom kommen, damit hier von einer allgemeinen Kirchenversammlung über die Sache entschieden würde. Also standen Kirche und Reich abermals eben so scharf gegen einander als in den Tagen Heinrich's IV, mit dem Unterschiede jedoch, daß Heinrich V ein anderer Mann war als sein Vater, Paschal II ein anderer als Gregor VII gewesen.

2.

Heinrich's V kriegerische Fahrten gegen die benachbarten Völker.

Heinrich V hielt eine Heerfahrt nach Italien, nach Rom für nothwendig, aber auch für nothwendig, zuvor sein Ansehen im Reiche zu befestigen, im Besondern die teutschen Fürsten und Vassallen wieder an kriegerische Unternehmungen gegen Fremde unter seiner Leitung zu gewöhnen. Ein auffallendes Begegniß bestärkte ihn in diesem Entschluß. Er befand sich zu Goslar, ein Blitz fuhr zur Nachtzeit neben seinem Bette nieder. Der Buckel seines Schildes und ein Theil der Degenklinge unter dem Schilde wurde zu seinem Haupte geschmolzen; er selbst blieb unverletzt. Seitdem ging der König, ruhig dem päpstlichen Bannstrahl entgegen sehend, mit festem Schritte weiter auf seiner Bahn.

Noch im Herbste dieses Jahres 1107 unternahm er eine Heerfahrt gegen den kühnen Grafen Robert von Flandern, welcher von dem Zuge nach Jerusalem wohlbehalten zurückgekommen, sein Schwert für die Kirche und den apostolischen

Stuhl gebrauchen zu müſſen glaubte. Vom Papſte zur Züchtigung der widerſpänſtigen Lüttticher aufgerufen war er in die benachbarten Länder eingefallen und verbreitete Schrecken und Verwüſtung. Der König trieb ihn zurück, brach in Flandern ein und demüthigte ihn ſo tief, daß er zum Weihnachtsfeſt in Mainz Frieden erflehte und das königliche Wohlwollen.

Die Ungarn, Böhmen, Mähren, Polen, andere ſlaviſche Stämme, bis zum baltiſchen Meer, bis zur Gränze von Holſtein, waren in frühern Zeiten als vom teutſchen Reich abhängig betrachtet worden. Dieſe Abhängigkeit war ſeit einem halben Jahrhundert in Vergeſſenheit gerathen: nur die Herzoge von Böhmen hatten als Vaſſallen des Reiches mit großer Treue zum Throne gehalten. Jene Völker jedoch litten an denſelben Uebeln, in welchen Teutſchland ſeine eigene Kraft verzehrte: die Fürſten ſtritten wider einander um die Herrſchaft, die Leidenſchaften führten unaufhörliche Verwirrungen herbei. In dieſen Wirrniſſen fand Heinrich V eine Veranlaſſung zu kriegeriſchen Fahrten.

Noch im Jahre 1107 ſuchte der Herzog Boriwoi von Böhmen, durch ſeinen Vetter, den Herzog Suiatopolk von Mähren und deſſen Bruder Otto vertrieben, bei ihm Schutz und Hülfe. Boriwoi, ein milder und guter Mann, hatte ſeine Treue wohl bewährt: Heinrich V ſandte daher an Suiatopolk den Befehl ſogleich vor ihm zu erſcheinen. Suiatopolk leiſtete Gehorſam, verſammelte aber zugleich unter der Anführung ſeines Bruders Otto ein Heer in den Wäldern der böhmiſchen Gränze. Heinrich ließ ihn in Gewahrſam bringen und ſandte ſein Gefolge unter der Leitung des Grafen Wibert von Groitſch, einem Neffen des Herzoges Boriwoi, zurück, um dieſen Fürſten von Neuem in ſeine Würde ein zu ſetzen. Der Zug ward aber von Otto bei Dohna überfallen und auseinander geſprengt: Boriwoi rettete ſich nach Polen. Da bot Suiatopolk dem Könige für das Herzogthum in Böhmen 10,000 Mark Silbers an und verſprach ihm die treueſte Ergebenheit. Heinrich nahm keinen Anſtand, ihm das Herzogthum zu ertheilen. Suiatopolk kehrte nach Böhmen zurück und ſuchte von den Einwohnern das verſpro-

chene Geld zu erpressen. Er brachte nur 7000 Mark zusammen, stellte aber für den Rest seinen Bruder Otto als Geissel. Otto entfloh bald, und Heinrich drängte den unglücklichen Boriwoi ihm, damit er nicht zu kurz käme, das Geld zu zahlen, das er ihm früher versprochen. Boriwoi zahlte, um sein Recht auf Böhmen nicht aufzugeben.

Unterdeß war in Ungarn zwischen dem Könige Kolomann und seinem Bruder, dem Herzog Almus, ein Streit entstanden, in welchem Almus genöthigt wurde nach Teutschland zu entfliehen. Heinrich V beschloß eine Fahrt nach Ungarn. Um dieselbe Zeit wurde dem Herzoge Suiatopolk ein Sohn geboren: er sandte denselben an Heinrich V mit der Bitte ihn aus der Taufe zu heben. Heinrich erfüllte die Bitte, gab dem Täufling seinen Namen und machte dem Vater die rückständigen 3000 Mark zum Pathengeschenk. Dagegen aber verlangte er, daß Suiatopolk Theil nehmen sollte an seiner Fahrt nach Ungarn. Suiatopolk stellte sich mit seiner Macht dem Könige zur Seite. Heinrich drang vor bis Preßburg. Er begann im Monate September die Belagerung dieser Stadt. Preßburg aber wurde tüchtig vertheidigt; über das teutsche Heer kamen auch bald durch die Natur des Landes große Leiden. Daher großer Unmuth in demselben. Heinrich V wurde bedenklich, fing an die Treue seiner Krieger zu bezweifeln. Da lief die Nachricht ein, Boriwoi sei mit dem Herzoge Boleslaw von Polen vereint in Böhmen eingefallen. Hierauf verließ Suiatopolk das königliche Heer, um Böhmen zu retten, und nöthigte durch seinen Abzug den König nach Teutschland zurück zu kehren.

Bei Suiatopolk's Rückkunft nach Böhmen verliessen die Polen das Land. Er verübte eine grausame Rache an Allen, die Boriwoi's Sache begünstigt hatten, trieb die Ungarn zurück, die einen Einfall in Mähren gemacht, selbst Böhmen bedroht hatten, und wandte sich alsdann gegen die Polen. Zu derselben Zeit rüstete sich Heinrich V zu einer Fahrt nach Polen. Ein unächter Bruder des Herzoges Boleslaw war auch nach Teutschland zu entfliehen gezwungen worden, und hatte den König Heinrich leicht gewonnen. Heinrich stellte Forderungen an den Herzog wie an einen Vassallen; Boles-

law wies ihn schnöde zurück. Nach der Erndte des Jahres 1109 ging Heinrich V mit einem starken Heere vor bis an die Oder. Er belagerte in Verbindung mit Suiatopolk die Festung Glogau, fand aber einen unerwarteten Widerstand. Die Einwohner und die Besatzung von Glogau geriethen jedoch bald, weil sie überrascht und mit Lebensmitteln nicht gehörig versehen waren, in große Noth. Sie schlossen mit Heinrich einen Waffenstillstand auf fünf Tage und versprachen in dieser Zeit bei ihrem Herzoge die Erlaubniß zur Uebergabe der Stadt aus zu wirken. Boleslaw versagte diese Erlaubniß; der Kampf ward erneuert, und mit der äußersten Erbitterung. Inzwischen bot Boleslaw Alles auf, um dem vereinten teutsch-böhmischen Heere zu schaden. Ein Sturm auf Glogau mißlang gänzlich und brachte einen großen Verlust. Heinrich V und Suiatopolk mußten die Belagerung aufgeben. Um den Schein zu retten führte der König das Heer die Oder hinauf bis vor Breslau, bot aber zugleich dem Herzoge Boleslaw unter billigen Bedingungen Frieden an. Boleslaw war zum Frieden bereit, verlangte ihn aber ohne irgend eine Bedingung; und Heinrich scheint ihm einen solchen Frieden gewährt zu haben. Bei seinem Heimzuge sangen seine Krieger in ihrem Unmuthe Lieder zum Lobe des Herzoges Boleslaw.

In dem Augenblicke des Aufbruches wurde der Herzog Suiatopolk durch einen verwegenen, von Feinden des Herzoges gedungenen böhmischen Krieger ermordet. Am Tage nach dieser Unthat begab sich der König in das Lager der Böhmen und erlaubte ihnen einen andern Herzog zu erwählen. Das böhmische Heer erwählte Otto, den Bruder des Ermordeten. Als sie mit demselben nach Böhmen kamen, verwarfen der Bischof Hermann von Prag und das böhmische Volk den Erwählten und verlangten, daß Boriwoi's Bruder Wladislaw Herzog werden sollte. Während des Streites fiel der vertriebene Boriwoi durch den Grafen Wibert von Groitsch unterstützt in Böhmen ein und bemächtigte sich der Stadt Prag. Die Wirrniß stieg auf das Höchste. Freund und Feind waren kaum zu unterscheiden. Da wandte man sich von allen Seiten an Heinrich V. Heinrich zog im

Monate Januar 1110 in Böhmen ein und ertheilte allerdings dem Bruder Boriwoi's, Wladislaw, das Herzogthum, aber erst als derselbe ihm einen jährlichen Zins von 500 Mark Silbers versprochen hatte. Durch dieses Verfahren wurden die Böhmen von Neuem gekränkt. Das Land blieb in argen Wirrnissen, in großer Zerrüttung. Dennoch glaubte der König, nunmehr die Fahrt nach Italien wagen zu können.

3.

Heinrich V in Italien. Sein Vertrag mit Paschal II.

Seit der Synode von Troyes hatte Heinrich V „das Recht des Reiches", Paschal II die Grundsätze Gregor's VII fortwährend in Anwendung gebracht. Beide hatten gegen einander geschwiegen. Im Jahr 1109 jedoch hatte Heinrich eine glänzende Gesandtschaft nach Rom geschickt um seine Fahrt an zu kündigen und vor zu bereiten; der Papst hatte erklärt, er werde den König mit väterlichem Wohlwollen empfangen, wenn er sich als Freund der Gerechtigkeit, als Sohn und Vertheidiger der Kirche erweisen würde. Am Feste der heiligen drei Könige 1110 hatte hierauf der König den zu Regensburg versammelten Fürsten eine Fahrt nach Rom angekündigt, um die Kaiserkrone zu empfangen, den Frieden des Reiches mit der Kirche durch Gerechtigkeit zu ordnen und die Vertheidigung der Kirche nach dem Wunsche des heiligen Vaters zu übernehmen. Alle anwesenden Fürsten hatten versprochen ihn zu begleiten. Hierauf unterhandelte Heinrich mit andern Fürsten des Reiches; sechs Monate nach seiner Rückkunft aus Böhmen war Alles zu dem Zuge nach Italien bereit.

Inzwischen hatte sich der König um Mathilde, die Tochter des Königes Heinrich I von England beworben: ein Mann von fast 30 Jahren um ein Kind von 10 Jahren. Die Gründe liegen nahe. Der Papst Paschal II hatte von dem Könige Philipp I und dessen Sohn Ludwig das Versprechen erhalten, daß sie den heiligen Stuhl gegen den Kö-

nig Heinrich V zu vertheidigen bereit sein wollten; Heinrich I von England aber hatte das Herzogthum der Normandie mit der englischen Krone vereinigt und dadurch einen mächtigen Einfluß auf Frankreich gewonnen. Heinrich V glaubte daher, eine Verbindung mit Heinrich I werde den König von Frankreich nöthigen, jenes Versprechen unerfüllt zu lassen; und Heinrich I wußte wohl, daß die Franzosen ihm die Normandie nur so lange zugestehen würden als sie sich zu schwach fühlten dieses schöne Land zu erobern: deßwegen mußte auch ihm die Freundschaft des Königes der Teutschen willkommen sein. Also kam die Verlobung Heinrich's V mit der Tochter des Königes von England leicht zu Stande. Die junge Braut wurde, von dem Bischofe Burchard von Cambrai und andern ausgezeichneten Fürsten in Empfang genommen, nach Teutschland gebracht, und zu Lüttich von dem Bräutigam empfangen. Die priesterliche Einsegnung der Ehe fand am Osterfeste 1110 zu Utrecht, die Einsegnung der Mathilde als Königin am Jacobsfeste zu Mainz Statt. Hierauf übergab Heinrich die kindliche Gemahlin in gute Aufsicht, damit sie in der teutschen Sprache unterrichtet, in teutscher Sitte erzogen würde, bis sie zur Jungfrau heran gereift wäre.

Um dieselbe Zeit hatten sich die Heere im südlichen Teutschland versammelt, die den König nach Italien begleiten wollten. Heinrich V aber hatte auch dafür gesorgt, daß sich ihm gelehrte Männer anschlossen, die im Stande waren, die päpstlichen Behauptungen zu wägen, die Ausdrücke der heiligen Schrift zu erklären, geschichtliche Angaben zu prüfen, Wahres und Falsches zu unterscheiden: unter diesen Männern leuchtete besonders der Capellan des Königes, David, ein Schottländer, hervor, der die Schule zu Würzburg geleitet hatte und wegen der Reinheit seiner Sitten in hoher Achtung stand. David wurde vom Könige beauftragt die Geschichte der Begebenheiten dieser Heerfahrt zu beschreiben: er hat diesen Auftrag später erfüllt, den Beifall der ersten Männer unter Geistlichen und Laien erhalten; sein Werk aber ist nicht mehr vorhanden, und vielleicht absichtlich vernichtet worden, damit die Welt über das geheime Treiben

der römischen Geistlichkeit desto leichter irre geführt werden möchte.

Im Monat August brach das Heer auf und zog in zwei Abtheilungen über die Alpen: die eine führte der König durch Burgund über den großen Bernhard in das Thal der Dora; die andere ging über den Brenner nach Trident. Bei Piacenza in der roncalischen Ebene vereinigten sich die beiden Heere. Man zählte 30,000 Krieger zu Roß; das Gefolge, der Troß bildete eine unübersehbare Menschenmasse. Italien gerieth in Erstaunen und Angst. Das Land war uneinig, zerrissen. Der Geist in den Städten verfolgte rührig und beharrlich sein Ziel. Die Kämpfe unter Heinrich IV hatten angeregt und gefördert, das Leben mit neuen Gedanken befruchtet, wissenschaftliche Untersuchungen veranlaßt, die Kreuzzüge zu großer Betriebsamkeit Reiz und Gelegenheit gegeben. Die Städte in Longobardien, mächtig empor gestiegen, schienen reif zu sein freie Gemeinden zu bilden. Sie waren aber nicht im Stande dem Könige Widerstand zu leisten; eben so wenig hatten sie das Vertrauen, daß derselbe ihre Freiheit zu fördern geneigt sein würde. Schon bei seinem Eintritt in Italien hatte Heinrich die Stadt Novara mit Feuer und Schwert zerstört. Dieses Beispiel setzte die übrigen Städte in Schrecken, aber machte sie dem Könige nicht geneigt. Von allen Seiten wurden ihm reiche Spenden dargebracht, aber die Seelen blieben gespannt, die Herzen abgewandt. Mailand sandte keine Geschenke, versprach keinen Gehorsam. Die Vassallen dagegen eilten herbei, verstärkten durch ihre dienstpflichtige Mannschaft das königliche Heer und begrüßten Heinrich V als ihren König und Herrn. Die Markgräfin Mathilde erschien nicht. Einige Fürsten aus dem königlichen Heere begaben sich zu der erhabenen Frau nach Canossa, und Keiner kehrte ohne Bewunderung zurück. Durch diese Männer wurde zwischen dem König und der Markgräfin zu Bibianello ein Vertrag zu Stande gebracht, in welchem die Markgräfin dem König als ihren Lehnherrn die Heerfolge versprach, jedoch von der Verpflichtung gegen den Papst und Rom Dienste zu leisten entbunden wurde.

Das königliche Heer zog weiter. Durch starke Regengüsse waren die Wege in den Apenninen furchtbar verdorben. Für Menschen und Thiere fehlte die Nahrung: viele Pferde fielen, Gepäck und Gezeug ging zu Grunde. In ihrer Noth griffen die teutschen Krieger zu, wo sie Etwas fanden und schonten selbst die Kirchen nicht. Die Italiäner, über diese Plünderungen aufgebracht, übten an den Teutschen jegliche Rache: hin und wieder kam es zu offenem Widerstande. Nach sieben mühseligen Wochen erreichte der König zum Weihnachtsfeste Florenz. Bald weiter gegen Rom. Die Stadt Arezzo verschloß die Thore. Heinrich brach die Mauern, zog ein und zerstörte die festen Thürme. Von Arezzo aus schickte er Gesandte an den Papst, und schrieb an die Consuln, den Senat und das Volk von Rom, daß er zu der Hauptstadt seines Reiches komme wie ein Vater zu seinen Söhnen.

Paschal II hatte im Frühlinge des Jahres 1110, als die erste Gesandtschaft des Königes Rom verlassen hatte, eine Synode gehalten, in welcher das Verbot der Investitur abermals bestätigt war. Hierauf hatte er sich von den normannischen Fürsten das Versprechen geben lassen, daß sie ihm im Falle der Noth wider Heinrich V Hülfe leisten wollten; dasselbe Versprechen hatte er vom römischen Adel empfangen. Von dieser Zeit an scheint er völlig unthätig geblieben zu sein. Erst die Gesandten, die Heinrich von Arezzo aus nach Rom schickte, ziehen ihn wieder in die große Bewegung hinein. Er aber, oder sein vertraueter Rath Peter Leo's Sohn mag erkannt haben, daß er mit Waffen und Worten vergeblich wider den König kämpfen würde; daß ihm nur ein geduldiges Ausharren nützen könne, bis etwa der König in seinem Glücke den Zorn aller Italiäner gegen sich aufgereizt hätte. Aber die Dinge nahmen eine Wendung, die nicht vorausgesehen war.

In Aquapendente trafen die königlichen Gesandten von römischen Gesandten begleitet wieder bei dem König ein. Alles hatte ein freundliches Ansehen. Heinrich machte daher zu Sutri Halt und schickte neue Gesandte nach Rom, um die Unterhandlung mit dem Papste zu beendigen. Paschal II

erklärte denselben feierlich, daß er die Investitur unter keiner Bedingung dulden könne: sie sei verderblich, verdammlich, mit der Würde der Kirche unverträglich; der König müsse auf die Investitur Verzicht thun, oder könne die Kaiserkrone nicht empfangen. Die Gesandten des Königs antworteten: die Erfüllung dieser Forderung sei unmöglich; seit 300 Jahren hätten die Könige der Teutschen das Recht der Investitur gehabt und ausgeübt; seit der Zeit Karl's des Großen seien der Kirche so viele Regalien, Besitzungen und Rechte verliehen worden, daß die Macht des Reiches vernichtet sein würde, wenn der König der Investitur der Bischöfe und Aebte, mithin den Diensten und Leistungen derselben entsagen wollte. Der päpstliche Unterhändler Peter Leo's Sohn erwiderte: die Kirche könne durchaus das Fortbestehen der Investitur nicht zugeben; eben so wenig habe sie die Absicht dem König oder dem Reiche zu schaden. Die Kirche sei daher bereit Alles zurück zu geben was dem Reiche gehöre, was sie durch die Investitur vom Reich erhalten habe, und mit dem Zehnten, mit den Schenkungen und ihren eigenthümlichen Besitzungen zufrieden zu sein; dagegen möge der König der Investitur entsagen und die Kirche frei machen vom Reiche.

Dieses Anerbieten setzte die königlichen Gesandten in Erstaunen, in Schrecken. Sie erklärten: des Königs Absicht sei nicht Gewalt wider die Kirche zu üben, oder die Kirche irgend eines Gutes zu berauben; Peter erwiderte: er habe auch nicht an Gewalt und Raub gedacht; nach göttlichen Gesetzen und kirchlichen Satzungen aber sollten die Priester sich nicht mit weltlichen Dingen beschäftigen: so lange sie Reichsgüter durch die Investitur empfingen, könnten sie solche Beschäftigungen nicht umgehen; die Diener des Altares seien Diener des Hofes geworden, weil sie Städte, Herzogthümer, Münzrechte und andere zum Reichsdienste verpflichtende Dinge durch die Investitur von den Königen erhalten hätten. Gegen die Uebel, die aus diesen Verhältnissen hervorgingen, hätten sich die Päpste Gregor VII und Urban II erhoben, und der Papst Paschal trete in die Fußtapfen derselben, weil Abhülfe nothwendig sei. Endlich ward am Vierten Fe-

bruar's 1111 ein Vertrag abgeschlossen, der im Wesentlichen Folgendes enthielt: „Der Papst wird den König zum Kaiser krönen und ihm zur Erhaltung des Reiches beistehen; der König wird dahin wirken, daß der Papst Paschal II ungehindert und ungekränkt sein Amt für und für verwalten könne, und daß er selbst, so wie seine Legaten vollkommene Sicherheit finden. Am Tage der Krönung wird der Papst den anwesenden Bischöfen befehlen, dem König und dem Reiche zu überlassen, was dem Reiche zur Zeit Karl's des Großen und der spätern Könige gehört hat; zugleich wird er bei Androhung des Bannes schriftlich anordnen, daß kein Bischof jene Regalien, die unläugbar zum Reiche gehört haben, wieder in Anspruch nehme oder an sich reisse; dagegen wird der König an demselben Tag in die Hand des Papstes, im Angesichte der Geistlichkeit und des Volks, urkundlich auf jede Investitur Verzicht leisten, und mit einem Eide bekräftigen, die Investitur nie wieder in Anspruch zu nehmen, sondern die Kirchen mit ihren Schenkungen und eigenthümlichen Besitzungen völlig frei zu lassen, das Erbe des heiligen Petrus wieder her zu stellen, dem Papste zur Behauptung desselben behülflich zu sein."

4.

Der Papst Paschal Heinrich's V Gefangener.

Als dieser Vertrag dem Könige vorgelegt wurde, gerieth derselbe in nicht geringeres Erstaunen als seine Gesandten. Die Zurückgabe aller Regalien von der Kirche an das Reich schien ihm unmöglich. Aber der Papst hatte sich auch nicht verbindlich gemacht, diese Zurückgabe zu bewirken, sondern nur zu befehlen. Heinrich V legte daher dem Vertrag um so mehr eine hinterlistige Absicht unter, da er selbst während der Verhandlung vom Papste persönlich gekränkt worden war. Er hatte den Papst gebeten, den Bann, in welchem sein Vater gestorben, auf zu heben und ihm die Beisetzung der Leiche an einem geweihten Orte zu gestatten: Paschal hatte ihm diese Bitte abgeschlagen. Auch erregte

es seinen Verdacht, daß die Verhandlungen von päpstlicher Seite nicht durch Geistliche, sondern durch einen Laien betrieben waren, nämlich durch Peter, dessen Vater Leo ein Jude gewesen sein sollte. Eine Gefahr zwar sah er an der Spitze seines großen Heeres nicht; aber die größte Vorsicht hielt er für nothwendig. Daher gab er auch seine Zustimmung zu dem Vertrage nur unter der Bedingung, daß derselbe mit dem Beirath und der Eintracht der ganzen Kirche und mit der Einwilligung der Fürsten des Reichs in Kraft treten sollte.

Am Eilften Februar's kam der König mit seinem Heere bis vor die Thore von Rom. Hier entstanden Zwiste. Der König sollte nach altem Brauche schwören, daß er die Ehre und die Freiheit der Stadt Rom nicht verletzen wolle: Heinrich schwur aber in teutscher Sprache. Daher liefen Klagen über Verrath rasch durch die Stadt. Am folgenden Tage geschah der Einzug unter Feierlichkeiten, die mehr von Hohn als von Ehrerbietung zeugten. Zugleich mischten sich in das Jubelgeschrei der Menge viele Gewaltthätigkeiten gegen wehrlose Teutsche. Der König gelangte jedoch ohne Widerstand zu der Peterskirche. Der Papst erwartete ihn, von den Cardinälen und andern Geistlichen umgeben, zu Pferde. Sogleich stieg der König vom Pferde, nahte sich dem heiligen Vater, kniete nieder, küßte ihm den Fuß und half ihm herab. Hierauf Umarmung und Kuß. Der König ging mit dem Papst, die rechte Hand desselben haltend, bis zu der silbernen Thüre. Daselbst schwur der König, daß er der Vertheidiger und Beschützer der Kirche sein wolle, wurde vom Papst als Kaiser begrüßt und empfing von Neuem den Kuß des Friedens. Im Innern der Kirche liessen sich Beide vor dem Altar auf Sesseln nieder. Nun verlangten Beide, Jeder von dem Andern, daß er laut und öffentlich die Gewährung des Vertrags übernehmen sollte. Keiner wollte zuerst das unzweideutige Wort aussprechen. Also fielen scharfe Ausdrücke von dieser Seite und von jener. Bald entstand ein heftiges Gezänk, das bis gegen den Abend fortdauerte. Endlich trat ein Mann aus des Königes Gefolge vor den Papst: „Wozu die Rednerei? Der Kaiser, unser Herr,

verlangt von Dir die Krone, wie Karl, Pippin und Ludwig sie empfangen haben." Da erklärte der Papst, daß er die Krönung nicht vollziehen könne, nicht vollziehen werde. Hierauf gab der König den Befehl zur Verhaftung des Papstes. Die teutschen Krieger umstellten ihn. Der Erzbischof Konrad von Salzburg eiferte laut gegen die Gewaltthätigkeit an einem wehrlosen Mann: er wurde nur mit Mühe gerettet. Römische Geistliche versuchten die Messe zu feiern um die Gemüther zu besänftigen: der Lärm wurde nur größer. Der Papst, viele Cardinäle, andere Geistliche und Laien wurden als Gefangene hinweg geführt. An Plünderung und Raub fehlte es auch nicht. Die Bischöfe Johann von Tusculum und Leo von Ostia retteten sich durch die Flucht.

Ein großes Jammergeschrei ging durch die Stadt Rom. In der Nacht wurden alle Teutschen, die sich in der Stadt befanden, todt geschlagen. Am andern Morgen drangen wüthende Menschenmassen gegen die Peterskirche vor, wo sich das königliche Heer gelagert hatte. Ein furchtbarer Kampf. Der König selbst wurde verwundet vom Pferde hinabgeworfen: ein mailändischer Graf Otto bot ihm sein Pferd an, rettete ihn, gerieth aber selbst in Gefangenschaft der Römer: er ward in die Stadt geschleppt, ermordet, in Stücke zerrissen, den Hunden vorgeworfen. Unter einem gräßlichen Gemetzel gelang es endlich dem teutschen Heere, die Römer über die Tiberbrücke zurück zu treiben, aber es gelang nicht die Engelsburg zu erobern, und ohne diese Eroberung schien das Eindringen in die eigentliche Stadt zu gefährlich. Also trennte der Tiber die Feinde, und zwei Tage herdurch durften die Teutschen ihre Waffen nicht aus der Hand legen. Inzwischen suchte der Bischof Johann von Tusculum die wilde Wuth des römischen Volkes zu besonnener Kampfweise zu gestalten. Er predigte gleichsam einen Kreuzzug gegen die Teutschen, die Schänder des größten Heiligthums in der christlichen Welt. Ehe aber seine Predigt zur That führen konnte, zog der König am Abend des zweiten Tags ab und führte den Papst und die gefangenen Bischöfe mit sich hinweg: den Abzug machte er dadurch mög-

lich, daß er die Mauer der Stadt durchbrechen ließ und das Thor vermied.

Diese Vorgänge sind das Gegenstück zu dem Auftritte von Canossa. Hier war die kirchliche, in Rom die weltliche Macht überlegen. Dort gebrauchte das Haupt der Kirche seine Waffen, hier das Haupt des Reiches die seinigen. Es waren für Welt und Nachwelt belehrende Ereignisse.

5.

Heinrich's V Krönung als Kaiser. Sein Streit mit der Kirche. Bannfluch.

Der König zog am rechten Ufer des Tibers hinauf; bei dem Berge Soracte ging er über den Fluß um die Normannen fern zu halten, um sich des Beistandes des Grafen von Tusculum und anderer Herrn in der Nähe zu versichern, und die Stadt Rom von einer Seite, an welcher sie zugänglicher war an zu greifen. Die beiden ersten Zwecke wurden erreicht, der dritte Versuch blieb ohne Erfolg. Um dieselbe Zeit starben die normannischen Fürsten Roger und Boemund plötzlich und schnell hinter einander. Dadurch geriethen alle Normannen in die größte Besorgniß vor dem teutschen Heer und Niemand dachte an Widerstand. Dennoch hielt der Bischof von Tusculum den Muth der Römer aufrecht: Jeder war entschlossen aus zu harren bis der heilige Vater in Freiheit gesetzt wäre.

Wochen verliefen. Gregor VII hatte nach der Demüthigung des Königs in Canossa sogleich den Sieg verloren, der durch Fluch und Segen errungen zu sein schien: dem Könige Heinrich V entschwand der Vortheil, den er durch Schwert und Haft zu gewinnen gehofft hatte. Der Papst wurde zu Trevi durch teutsche Krieger scharf bewacht; aber zu einiger Nachgiebigkeit wollte er sich nicht verstehen. Der König fand sich sehr unbehaglich; er fing an die Vorgänge in der Kirche als Frevel zu betrachten. In dieser Stimmung stieß er bald die härtesten Drohungen gegen den Papst aus, bald bezeugte er Demuth und Reue. Der Papst wurde

von allen Seiten gedrängt ein Abkommen ein zu gehen; Geistliche und Laien schilderten ihm die Noth der Stadt Rom, das Unglück einer Kirchenspaltung. Fast zwei Monate lang widerstand der heilige Vater allen Zumuthungen. Endlich erschüttert, ermüdet, verzagt, erklärte er unter vielen Thränen, daß er für die Freiheit und den Frieden der Kirche dulden wolle, was er für die Rettung seines Lebens nimmer geduldet haben würde. Hierauf führten die Unterhandlungen zu einem Vertrage, der im königlichen Lager vor der Mammäischen Brücke über den Anio abgeschlossen wurde. „Die Bischöfe und Aebte sollen mit der Zustimmung des Königs und Kaisers gewählt, die Gewählten vom Könige mit Ring und Stab investirt, die Investirten nach den Satzungen der Kirche geweiht werden. Streitigkeiten bei einer Wahl soll königliche Majestät entscheiden. Wer diese Ordnung wissentlich zu stören wagt, der soll seine Ehre und seine Würde verlieren und mit dem Banne der Kirche bestraft werden." Ferner ward ausgemacht: „Der König soll den Papst so wie alle Gefangene und Geisseln sogleich in Freiheit setzen, dem Papste, den Getreuen des Papstes und den Römern Frieden und Sicherheit gewähren, auch dem Papst unbeschadet der königlichen und kaiserlichen Würde gehorsam sein; der Papst soll den König und das Reich wegen der Investitur nicht beunruhigen; er soll weder dem Könige noch irgend Einem der Seinigen wegen der Kränkung, die er erduldet hat, ein Leid zufügen, im Besondern soll er niemals gegen den König Heinrich den Bann aussprechen, vielmehr denselben krönen, und ihm zur Erhaltung der kaiserlichen Würde behülflich sein."

Diese Uebereinkunft, bei welcher der Papst dem Könige noch im Geheimen die feierliche Bestattung seines Vaters gestattete, wurde von beiden Seiten beschworen: mit dem Papste schwuren 14 Cardinäle und Bischöfe, mit dem Könige 14 geistliche und weltliche Fürsten. Hierauf entließ der Kaiser den Papst und die übrigen Gefangenen. Er folgte, über den Tiber zurückgehend, nach Rom. Am Dreizehnten April's hielt er seinen Einzug in die Leo-Stadt: die Thore der eigentlichen Stadt Rom waren gesperrt, damit neue

Reibungen vermieden würden. An der Peterskirche erwartete der Papst den König, führte ihn hinein und vollzog die Krönung nach herkömmlicher Weise. Alsdann wurde die Messe gefeiert, und der Papst reichte dem Kaiser das Abendmahl mit den Worten: diesen Leib des Herrn gebe ich dir zur Bekräftigung eines wahrhaften Friedens zwischen mir und dir. Der Kaiser machte dem heiligen Vater kostbare Geschenke, und Beide trennten sich mit freundlichen Worten und Zeichen des Friedens. Der Papst ward in Rom mit Beweisen der innigsten Theilnahme empfangen; der Kaiser brach unverweilt auf und zog den Alpen zu.

Heinrich V machte der Markgräfin Mathilde einen Besuch und ward in der Burg Bibianello mit Freundlichkeit und Pracht empfangen. Er blieb drei Tage; die Unterhaltung, in teutscher Sprache geführt, machte auf den Kaiser einen starken Eindruck: er begrüßte die Markgräfin mit dem Namen Mutter, erklärte wiederholt, daß er keine Frau gesehen habe, die mit ihr zu vergleichen wäre, ernannte sie endlich zu seiner Statthalterin im longobardischen Reich. Und doch war Mathilde ihren Grundsätzen und ihrer Gesinnung für den apostolischen Stuhl getreu geblieben. Am Pfingstfeste war Heinrich in Verona und kam ohne weitere Hindernisse in das Vaterland.

Alsobald berief er viele geistliche und weltliche Fürsten und brachte an demselben Tag, an welchem sein Vater vor fünf Jahren gestorben war, die Gebeine desselben im Dome zu Speier neben den Gebeinen seiner Vorfahren auf die feierlichste Weise zur endlichen Ruhe. Zugleich sprach er die Einwohner der Stadt, „zur Anerkennung der Treue, die sie seinem Vater bewährt hatten," von einer lästigen Abgabe frei, die bisher bei jedem Erbfall an den Bischof zu entrichten gewesen war; dagegen sollten sie jährlich am Todestage seines Vaters mit brennenden Kerzen die Messe besuchen und den Armen von jedem Haus ein Brod reichen. Die Urkunde über diese Befreiung ließ er mit goldenen Buchstaben an der Vorderseite des Doms aufstellen. Er bewilligte noch andere Befreiungen, namentlich die Befreiung von dem Schutzgelde, das sie bisher bezahlt hatten.

Diese Belohnung der Bürger einer Stadt wurde den Vasallen bedenklich: sie konnte ein Anreiz für andere Städte werden; auch schien sie zu beweisen, daß der Kaiser seine Seele den Städten zugewendet habe, folglich den Vasallen weniger geneigt sei. Die Erhebung des Canzlers Adalbert zum erzbischöflichen Stuhle von Mainz mochte auch Manchem anstößig sein, weil Adalbert nicht aus einer großen Familie herstammte; aber getadelt wurde sie nicht öffentlich: Adalbert's überlegener Geist und große Eigenschaften hielten jede Zunge im Zaume. Großen Beifall fand dagegen die Freilassung des Pfalzgrafen Siegfrid bei Rhein, den Heinrich vor drei Jahren willkührlich gefangen gesetzt und dem Bischofe von Würzburg übergeben hatte. Auch hob der Kaiser einen Sohn des Pfalzgrafen aus der Taufe und gab bei dieser Gelegenheit freundliche Versprechungen. Aber ein anderer Vorgang erregte großes Mißtrauen in der Welt der Vasallen.

Der Herzog Lothar in Sachsen und Rudolf, der die Nordmark für seinen unmündigen Neffen Heinrich verwaltete, hielten den Grafen Friedrich von Stade zu Salzwedel in Haft. Der Kaiser befahl den beiden Fürsten in Goslar zu erscheinen, um ihm Rede zu stehen. Die beiden Fürsten erschienen nicht. Da erklärte Heinrich V sie als Feinde des Reichs ihrer Würden entsetzt, ernannte den Grafen Otto von Ballenstedt, den Eidam des letzten Billunger, zum Herzog in Sachsen, und den Grafen Helprich von Plötzke zum Grafen der Nordmark. Lothar und Rudolf rüsteten sich zum Widerstand. Im Sommer des Jahres 1112 unternahm der Kaiser eine Fahrt um die beiden Fürsten zum Gehorsam zu bringen. Sie hatten ihre Macht vor Salzwedel versammelt. Als sich der Kaiser nahte, setzten sie den Grafen Friedrich in Freiheit, gingen dem Kaiser entgegen, gelobten Treue und Ergebenheit; und der Kaiser ließ sie im Besitz ihrer Würden. Aber dieser Zwist blieb nicht ohne Nachwirkung. Lothar und Rudolf grollten über die erlittene Kränkung; die Grafen Otto von Ballenstedt und Helprich von Plötzke waren aufgebracht über ihre Täuschung. Und da die sächsischen Fürsten noch immer eine gewisse Entfremdung vom Thron

in sich trugen, so nahmen sie bald Theil an dem Groll und dem Zorne. Des Kaisers erstes Auffahren gegen Lothar und Rudolf schien zu beweisen, daß er nach willkührlicher Macht strebe; seine Bereitwilligkeit zur Aussöhnung wurde nicht seinen Grundsätzen, sondern seiner Schwäche zugeschrieben. Eine Menge kleinerer Dinge bestärkten die Fürsten in dem Argwohne, daß der Kaiser an sich reissen wolle, was er zu erreichen vermöchte, um allgewaltig zu werden. Und ein neues Ereigniß bestärkte diese Meinung.

Der Graf Ulrich von Weimar, aus dem Geschlechte der alten Grafen von Orlamünde stammend, ein reicher und angesehener Fürst in Thüringen, starb, der letzte männliche Sproß dieses Stammes. Der Kaiser gab sogleich den Befehl seine Besitzungen mit den Gütern der Krone zu vereinigen. Dieses Verfahren war allerdings dem Ansehen des Throns und auch den wahren Grundsätzen des Feudalwesens gemäß. Der Pfalzgraf Siegfried bei Rhein aber erhob Widerspruch und verlangte als Ulrich's nächster Verwandte die Besitzungen desselben wie ein rechtmäßiges Erbe. Er mag in seinem Rechte zu sein geglaubt haben: die ursprünglichen Grundsätze des Lehnwesens waren im Laufe der Zeit fast in Vergessenheit gerathen; die Lehen waren erblich geworden; sie waren nicht nur vom Vater auf den Sohn, selbst wenn dieser die Lehnpflicht zu erfüllen unfähig war, sie waren auch auf die Töchter, auf die Nachkommen der Töchter, auf Seitenverwandte herkömmlich übergegangen. Der Unterschied zwischen Lehen und Alod war verschwunden; die Dienstpflichtigkeit, die Karl der Große auf allen Grundbesitz gelegt, hatte die Bedeutung desselben größtes Theils aufgehoben, und die Erblichkeit der Lehen hatte ihn ausgetilgt: von den Besitzungen eines großen Herrn konnte selten angegeben werden, was Lehen und was Alod. Daher fand Siegfrid's bittere Klage viele geneigte Ohren und die Stellung des Kaisers wurde um so mißlicher, da auch die Kirche seine Rechnung schon zu Schanden gemacht, einen neuen Bannfluch über ihn ausgesprochen hatte.

Sobald nämlich der Kaiser sich so weit von Rom entfernt hatte, daß seine Rückkehr nicht gefürchtet werden durfte,

begannen die römischen Geistlichen, welche nicht gefangen gewesen waren, die Uebereinkunft des Papstes mit demselben zu beklagen, zu tadeln. Ihre Unzufriedenheit über die Nachgiebigkeit des Papstes wurde bald von allen Geistlichen getheilt. Selbst die Laien fingen an, in der Uebereinkunft verderbliche Folgen zu sehen. Der Papst und seine Mitgefangenen wurden der Feigheit beschuldigt, der Ketzerei, des Verraths an der Kirche. Bald wurde behauptet, ein Mann, der solche Frevel gegen das Wohl der Kirche begangen habe, dürfe den Stuhl des Apostels nicht behalten. Paschal II und die Cardinäle, die ihm zur Seite gewesen, vertheidigten was sie gethan hatten; der Papst ergriff sogar harte Maßregeln gegen die Widersacher seines Vertrages mit dem Kaiser. Aber seine und der Seinigen Gründe waren so schwach, daß sie unverkennbar nur den Schein retten und die Beschuldigung eines offenbaren Meineids abwehren sollten, wenn der Vertrag für nichtig erklärt würde. Auch kam der heilige Vater nach kurzer Zeit zu der Einsicht, daß seine Ankläger Recht hätten.

Schon im Monate Julius 1111 schrieb er an den Bischof Johann von Tusculum und an andere Bischöfe: „Was ich gethan habe, um von Stadt und Land das Verderben ab zu wenden, das werde ich wieder gut machen; ihr aber fahrt fort, für die Kirche auf eine solche Weise zu handeln, daß die Welt den Eifer für Gott erkenne, der in euch ist.“ Im Monat October gab er dem Kaiser Nachricht von dem Zustande der Dinge: „Ferne und Nahe erheben das Haupt gegen mich wegen des Vertrages zwischen dir und mir; sie zerreissen meine Eingeweide und treiben mir das Blut vor Scham in's Gesicht. Ich stelle das Gericht Gott anheim.“ Zugleich ermahnte er die Geistlichen im Stillen, doch ja durch unzeitigen Eifer nicht Alles zu verderben. In einem Schreiben an den Erzbischof Guido von Vienne heißt es: „Ich achte Alles, was in jenem Lager ausgemacht worden ist, für eitel und nichtig und entscheide unter Bann und Verdammung, daß es keine Kraft, kein Andenken haben soll; was die Päpste Gregor VII und Urban II untersagt und verdammt, beschlossen und bestätigt haben, das untersage

und verdamme, das beschliesse und bestätige auch ich." Im Monate März 1112 erklärte er einer Synode im Lateran, welcher mehr als hundert Bischöfe und Cardinal-Priester beiwohnten, daß er seinem Schwure den König niemals mit dem Bann zu belegen getreu bleiben werde; aber die verderbliche Bewilligungsurkunde habe er nur in der äußersten Noth unterschrieben: deßwegen sei sie null und nichtig; die Versammlung möge überlegen, wie sie unschädlich gemacht werden könne. Am folgenden Tage legte er ein vollständiges Glaubensbekenntniß ab und schloß mit folgenden Worten: „Ich halte fest an den Verordnungen der Päpste, vor Allen Gregor's und Urban's; was sie gelobt, behauptet, verdammt haben, das gelobe, behaupte und verdamme auch ich." Hierauf las der Bischof Gerard von Angouleme einen von vielen Bischöfen gefaßten Beschluß vor, durch welchen die Urkunde, die zwischen Heinrich V und Paschal II zu Stande gebracht war, für nichtig und verdammt erklärt wurde, weil sie gegen den heiligen Geist und gegen die kirchliche Einrichtung sei. Die ganze Versammlung rief Amen, Amen! Der Beschluß wurde durch die Unterschrift aller Anwesenden bekräftigt.

Abgeordnete begaben sich nach Teutschland, um diesen Beschluß dem Kaiser bekannt zu machen. Heinrich V empfing die Botschaft zu Cöln mit gleichgültiger Ruhe; die Ueberbringer sandte er freundlich und mit reichen Geschenken zurück. Er glaubte durch die Urkunde und den Eid des Papstes vollkommen sicher zu sein. Aber er irrte sich. Der Erzbischof Guido von Vienne berief eine Versammlung von Geistlichen und bewirkte in Gegenwart von Gesandten des Kaisers folgenden Beschluß: „Da der König Heinrich mit erheucheltem Frieden nach Rom gekommen, dem Papste Paschal Sicherheit zugeschworen, alsdann denselben Papst auf dem apostolischen Sitze, vor den Gebeinen des heiligen Petrus, nach dem Friedenskuß, verrätherisch, meineidig, kirchenschänderisch, mit Cardinälen, Bischöfen, Erzbischöfen und vielen edelen Römern gefangen genommen, in sein Lager geschleppt, des apostolischen Schmuckes beraubt, unwürdig, schändlich und spöttisch behandelt ihm eine nichtswürdige

abscheuliche Urkunde gewaltsam abgedrungen hat: so belegen wir diesen Heinrich mit dem Banne, verfluchen ihn und schliessen ihn von der Kirche aus, bis er der Kirche vollkommene Genugthuung geleistet haben wird." Guido sandte diesen Bannfluch in die Welt; er sandte ihn auch an den Papst mit der Aufkündigung des Gehorsames für den Fall, daß der heilige Vater die Bestätigung desselben versagen würde. Paschal II ertheilte die Bestätigung, im Monate October 1112.

Unter solchen Umständen erhob der Pfalzgraf Siegfrid seine Klage wider den Kaiser. Und sogleich traten viele weltliche Fürsten in Sachsen verbunden auf seine Seite: der Herzog Lothar, der Graf Rudolf in der Nordmark, der Pfalzgraf Friedrich von Sommerseburg, der Graf Wibert von Groitsch, der Pfalzgraf Ludwig in Thüringen, endlich Gertrud, die Wittwe des Markgrafen Heinrich's des Dicken in Friesland, des Herzoges Lothar Schwiegermutter. Auch Geistliche fehlten nicht: sie wollten die Sachen des Papstes und der Kirche führen. Das Haupt derselben war der alte Freund und Canzler des Kaisers Adalbert, den Heinrich V erst im vorigen Jahre zum erzbischöflichen Stuhl in Mainz erhoben hatte. Dieser Adalbert hatte früher Alles für den Kaiser gethan und geleitet, er war in Rom am Kühnsten gegen den Papst aufgetreten; da er aber nunmehr das Höchste erreicht hatte, was er durch den Kaiser erreichen konnte, so wollte er, wie es scheint, versuchen, ob nicht im Kampfe gegen den Kaiser noch Höheres zu erreichen war.

6.

Heinrich's V rasche Strenge. Seine Vermählung. Die Schlacht am Welfesholze.

Den Kaiser, dem Adalbert's Abfall bald bekannt ward, erfüllte dieser Abfall mit Ingrimm und Groll. Da er auf keinen Menschen so fest gebauet hatte, als auf Adalbert, so glaubte er keinem Menschen trauen zu dürfen. Entschiedene Entschlüsse und rasches Handeln, die ihn bisher zu Sieg

und Macht geführt hatten, schienen auch jetzt nothwendig zu sein. Also ließ er den Erzbischof Adalbert sogleich ergreifen und ohne Untersuchung, ohne Gehör, in ein strenges Gefängniß werfen. Hierauf bestätigte er, um den großen Herren im Reich eine Warnung entgegen zu halten, den Bürgern der Stadt Worms alle Freiheiten und Rechte, die ihnen von seinem Vater bewilligt waren, mit der öffentlichen Erklärung, diese Bestätigung werde wegen der unverbrüchlichen Treue ertheilt, welche die Bürger von Worms seinem Vater bewahrt hätten, und auch ihm bewahren sollten, damit alle Städte an dem Beispiele von Worms ihren Königen und Herren die Treue zu bewahren lernten. Alsdann begab er sich mit kriegerischer Macht zum Weihnachtsfeste nach Erfurt, in das Land, dessen Fürsten ihm verdächtig geworden waren: er wollte sehen, ob die sächsischen und thüringischen Fürsten an seinem Hoflager zu erscheinen wagten oder nicht und daran ihre Gesinnung erkennen. Niemand erschien.

Der Kaiser ließ die Besitzungen seiner Feinde in der Nähe von Erfurt mit Feuer und Schwert verwüsten. Bald ging er gegen das Bisthum Halberstadt vor. Der Bischof Reinhard entfloh. Heinrich eroberte die Feste Hornburg, drang in Halberstadt ein, ließ die Stadt plündern, ihre Mauern niederreissen, die Häuser abbrechen, die benachbarten ausgeraubten Dörfer in Flammen setzen. Vor solchem Unglücke verlor der Bischof den Muth: er trennte sich von den Verbündeten und wandte sich dem Kaiser zu. Der Graf Ludwig von Thüringen kehrte erschrocken in sein Land zurück; der Pfalzgraf Siegfrid und der Graf Wicbert von Groitsch wurden in Warenstadt von dem kühnen Grafen Hoyer von Mansfeld überfallen: Siegfrid wurde tödtlich verwundet, Wicbert gefangen genommen. Und bald gerieth auch der Pfalzgraf Friedrich von Sommerseburg in die Gefangenschaft des Grafen.

Nach diesen Erfolgen begab sich der Kaiser an den Rhein und feierte das Osterfest 1113 zu Worms. Er ließ den gefangenen Erzbischof von Mainz vor sich erscheinen: Adalbert mußte den Befehl ausstellen, daß ihm die Feste Trifels übergeben werden sollte; alsdann ward er in seine Haft zurück

gebracht. Heinrich kehrte nach Sachsen zurück. Einige Fürsten wurden in seiner Treue befestigt, andere erhielten Verzeihung, aber ihre Burgen mußten zerstört oder ihm übergeben werden. Die Söhne des Grafen Wiebert von Groitsch erwirkten durch die Hingebung aller Besitzungen das Leben, nicht die Befreiung ihres Vaters aus der Gefangenschaft. Heinrich V wollte dem Thron ein königliches Ansehen wieder verschaffen und glaubte, daß dieses nur durch Furcht zu erreichen sei. Die Geschichte vergangener Tage schien seine Meinung zu rechtfertigen. Mit seinem Herzen wird sich nicht leicht Jemand versöhnen; mit seinem Verstande zu rechten würde schwer sein.

Noch in demselben Jahre nöthigte er an der andern Seite des Reiches den widerspänstigen jungen Grafen Rainald von Bar und Musson zur Unterwerfung. Rainald hatte sich der Grafschaft Verdun bemächtigt und den Bischof Richard mit Uebermuth und Trotz behandelt: er verließ sich auf seine Burgen. Heinrich V eroberte Bar mit Sturm und nahm den Grafen gefangen. In Musson, auf einem unzugänglichen Berg gelegen, befand sich des Grafen Gemahlin. Heinrich ließ im Angesichte der Burg einen Galgen bauen und der Gräfin ansagen: wenn sie am folgenden Morgen die Burg nicht öffnen liesse, so würde ihr Gemahl an diesem Galgen aufgeknüpft werden. Am Morgen schickten die Burgleute an den Kaiser: „wenn er auch den Gefangenen henken liesse, so würde doch der Graf von Bar und Musson nicht todt sein: die Gräfin wäre in der letzten Nacht von einem Sohn entbunden, dem sie sogleich Treue geschworen." Der Kaiser ließ den Grafen Rainald an den Galgen führen. Einige Fürsten widerriethen die Ausführung seines Befehles: der Kaiser ward ermahnt die göttliche Rache zu fürchten; Heinrich antwortete: der Himmel gehört dem Herrn des Himmels, die Erde hat er den Menschen gegeben. Aber er stand ab von dem Gräuel, kehrte heim und führte den Grafen Rainald als Gefangenen mit sich hinweg.

Der fromme Bischof Otto von Bamberg hatte sich geweigert am Hofe zu erscheinen. Der Kaiser verlegte daher sein Hoflager zum Weihnachtsfeste nach Bamberg. Otto

empfing ihn feierlich und unbefangen, als wüßte er Nichts von einem Bannfluch, und Nichts von der feindlichen Gesinnung vieler Geistlichen und Laien im Reiche. Dagegen benahm sich auch der Kaiser mit der größten Freundlichkeit, als ob die herzlichste Eintracht zwischen dem Reich und dem apostolischen Stuhle bestände.

Wenige Tage nach dem Weihnachtsfeste wollte der Kaiser seine Vermählung mit der jungen Mathilde feiern. Zu dieser Feier hatte er die sämmtlichen Fürsten des Reiches nach Mainz eingeladen. Die Fürsten erschienen in großer Zahl. Auch der Herzog Lothar erschien, aber nicht wie die Uebrigen mit Glanz und Pracht, sondern wie ein Büßender im groben Gewande, mit bloßen Füßen. Er warf sich im Angesichte der Versammlung dem Kaiser zu Füßen, Heinrich hob ihn freundlich auf. Aber was dem Kaiser ein erfreuliches Zeichen der königlichen Macht zu sein schien, das sahen die Fürsten als einen Beweis ihrer schandbaren Erniedrigung an. Seit zwei Menschenaltern waren sie Herren im Reiche gewesen; sie hatten mit dem königlichen Namen ein Spiel getrieben, den Thron wie einen gemeinen Stuhl, die Krone wie ein schnödes Kleinod betrachtet: ein Jeder hatte in seinem Lande gethan was ihm beliebte. Jetzt war der erste geistliche Fürst des Reiches willkührlich in ein Gefängniß geworfen; in der Stadt desselben, am Fuße des geschändeten erzbischöflichen Sitzes, hatte der Kaiser sie zum Hohne der Kirche und der Welt versammelt, damit sie seine Vermählung feiern sollten; und Einer der ersten weltlichen Fürsten erschien zu dieser Feier, wie ein bettelhafter Verbrecher, um auf seinen Knieen Schonung zu erflehen. Darüber waren die Fürsten um so mehr aufgebracht, da sie sich gestehen mußten, daß sie selbst den Kaiser so furchtbar gemacht hatten. Sie glaubten ihre Verschuldung tilgen zu müssen.

Schon in Mainz kam es zu geheimen Verabredungen und Verbindungen. Dem Kaiser entging ihr nächtliches Treiben nicht. Er wollte dasselbe durch eine neue Schrecken erregende Handlung endigen. Also ließ er den Grafen Ludwig von Thüringen mitten unter den Festlichkeiten ergreifen und zur Haft bringen. Aber diese Gewaltthat vermehrte nur die

Erbitterung. Alle Fürsten verlieſſen den kaiſerlichen Hof; nur drei oder vier blieben in des Kaiſers Treue: ſeine beiden Neffen, die Söhne des Herzoges Friedrich von Hohenſtaufen, Friedrich und Konrad, von welchen der erſte ſeinem Vater im Herzogthume Schwaben gefolgt war, Gottfrid, der nach Siegfrid's Tode die Pfalzgrafſchaft bei Rhein erhalten hatte, und der Herzog Welf in Bayern, der den Frieden im Reiche zu erhalten ſtrebte. Die Unzufriedenen ſchrieen laut über Bedrückungen und Beraubungen; ſie rüſteten, Dieſer öffentlich, Jener im Geheimen. Die Verbindung gegen den Kaiſer ward immer größer, ſelbſt alte Feinde wurden Freunde, um mit gemeinſamer Macht gegen den Kaiſer auf zu treten.

Der Kaiſer, des ſüdlichen Teutſchland's ſicher, zweifelte nicht am Sieg über ſeine Feinde; aber der Sieg ſchien von raſcher That ab zu hängen. Er kündigte für den Frühling 1114 eine Heerfahrt gegen friesländiſche Inſeln an, um ſeine heimlichen Feinde zu nöthigen öffentlich ab zu fallen. Die Städte am Rhein erhielten den Befehl die nöthigen Schiffe zu liefern. Die Uebrigen leiſteten Gehorſam: Cöln aber, der ſchandbaren Künſte dieſes Kaiſers gegen ſeinen Vater eingedenk, eingedenk auch des grauſamen Krieges, den ſie vor acht Jahren gegen denſelben zu führen genöthigt geweſen, wieß das Verlangen kurz und rund zurück. Dem Kaiſer war dieſe Widerſpänſtigkeit ſehr verdrießlich. Da er ſich in den letzten Jahren den Städten günſtig bewieſen, ſo hatte er die Förderung ſeiner Sache von allen Städten erwartet: das Beiſpiel, das Cöln gab, ſchien ihm, den Vaſſallen gegenüber, gefährlich. Er verſchob daher die Fahrt wider die Frieſen und zog mit einem Heer von Bayern und Schwaben gegen Cöln. Da erhoben einige bedeutende Fürſten die Fahne der Empörung, nicht um der Stadt Hülfe zu bringen, ſondern weil ſie erwarteten, die Bürger von Cöln würden ſich lange vertheidigen und die Macht des Kaiſers ſchwächen. Und ihre Erwartung ging in Erfüllung. Cöln leiſtete einen harten und glücklichen Widerſtand; die Jugend der Stadt machte Ausfälle und kämpfte zu Roß und zu Fuß auf beiden Seiten des Rhein's ſiegreich gegen die Herren, Ritter und

Mannen im kaiserlichen Heer: im Besondern machten sich die Schützen furchtbar. Dem Kaiser gelang nicht, die Stadt zu unterwerfen; er sah sich genöthigt, unrühmlich wie vor acht Jahren ab zu ziehen. Die Schmach des Abzuges jedoch wurde dadurch vermindert, daß er den feindlichen Fürsten, die von allen Seiten heran zogen, begegnen mußte. Es war zu spät. Wenn er den einen dieser Fürsten zurück drängte, so brachte ihm der andere Gefahr und Cöln lag immer furchtbar in seinem Rücken. Der grause Kampf kostete viel Blut, veranlaßte große Verheerungen, aber entschied Nichts. Der Winter trat ein. Die feindlichen Heere verliessen das Feld. Niemand konnte sich des Sieges rühmen.

Die sächsischen Fürsten, der Bischof Reinhard, der Herzog Lothar, der Markgraf Rudolf und der Pfalzgraf Friedrich verbanden sich inzwischen von Neuem. Ihnen traten die Markgräfin Gertrud, die Söhne des gefangenen Grafen Wicbert von Groitsch, und der Erzbischof Adelgot von Magdeburg bei. Der Kaiser begab sich im Winter nach Sachsen, um dem Ausbruche von Feindseligkeiten zuvor zu kommen. Er lud die sächsischen Fürsten zum Weihnachtsfeste nach Goslar ein. Aber nur der Erzbischof Adelgot folgte der Einladung, entfloh jedoch auch bald zur Nachtzeit aus Goslar; die Uebrigen verschworenen Fürsten vereinigten ihre Macht wie zum Hohne des Kaisers im Lande seines Getreuesten, des Grafen Hoyer von Mansfeld, bei Walbeck, welchen Ort sie stark befestigten. Heinrich V brach im Monate Januar 1115 von Goslar auf, nahm Braunschweig und Halberstadt in Besitz, zog weiter gegen das feindliche Heer. Diesem waren Friedrich von Arnsberg, Heinrich von Limburg und andere Fürsten aus Westphalen zu Hülfe geeilt. Dennoch kamen dem Kaiser Abgeordnete der Fürsten entgegen: sie hätten keineswegs die Absicht ihren König und Herrn an zu greifen; sie wollten sich nur gegen Gewalt vertheidigen. Der Kaiser ließ sich gern auf eine Unterhandlung ein; eine Ausgleichung wurde wahrscheinlich. Dieses aber erregte in dem Grafen Hoyer den heftigsten Zorn. Wenn die Ausgleichung zu Stande kam, so blieb er, was er gewesen: Graf von Mansfeld, und seine verwüsteten Besitzungen boten ihm

wenig Erfreuliches dar; der Krieg aber konnte ihm für neue tapfere Thaten neuen Ruhm gewähren; der Sieg mußte ihn zu den höchsten Würden des Reichs erheben: Heinrich hatte ihm das Herzogthum in Sachsen versprochen. In seinem Unmuthe sammelte Hoyer eine Anzahl der tüchtigsten Jünglinge, die von gleichem Ehrgeize beseelt waren. Mit denselben zog er ohne Erlaubniß den Eilften Februar's gegen das feindliche Heer am Welfesholz. Er stürmte Allen voraus, nur ein einziger Mann Ludolf blieb ihm zur Seite. Wichert Wicherts Sohn aber eilte ihm mit zwei kühnen Jünglingen, den Brüdern Konrad und Hermann, entgegen; viele Sachsen folgten nach. Zwischen Hoyer und Wichert entstand ein furchtbarer Kampf: Hoyer stritt für Ehre und Größe, Wichert für die Freiheit und das Leben seines Vaters. Hoyer fiel durch Wichert's Schwert. Ueber seiner Leiche erweiterte sich der Kampf. Bald war die Schlacht allgemein zwischen beiden Heeren. Gewaltige Thaten geschahen; auf beiden Seiten starben tapfere Männer einen Tod, der einer bessern Sache würdig war. Das kaiserliche Heer aber wurde gänzlich geschlagen.

In denselben Tagen erkämpfte ein einzelner sächsischer Fürst Otto von Ballenstedt einen bessern Sieg. Durch den Markgrafen Rudolf aufgeregt hatten die Luitizen seit einiger Zeit wiederholt Einfälle in teutsche Länder gemacht. Um die neuen Wirrnisse im teutschen Reiche zu neuem Raube zu benutzen war ein großer Haufe Luitizen abermals über die Elbe gekommen. Der Graf Otto schlug diesen Haufen mit einer Handvoll tapferer Männer so furchtbar zusammen, daß der Rest flüchtig zurückkehrte, daß den Luitizen auch die Lust verging ihre Versuche zu wiederholen. Nach den Ueberlieferungen hat Otto von Ballenstedt mit 60 teutschen Kriegern 2800 Slaven überwunden und denselben eine große Niederlage beigebracht.

7.

Des Kaisers Heinrich's V Verlassenheit und Noth in Teutschland, Fahrt nach Italien.

Durch den mißlungenen Kampf des Kaisers gegen Cöln und die rheinischen Fürsten, durch die Niederlage desselben

am Welfesholze wurde den Geistlichen die Zunge gelöst, die das Schicksal des Erzbischofs Adalbert von Mainz bisher gefesselt hatte. Schon auf dem Schlachtfelde trat der Bischof Reinhard von Halberstadt auf und verbot die Beerdigung Derer, die auf der Seite des Kaisers gefallen waren. Sogleich offenbarte sich derselbe priesterliche Eifer überall. Gegen das Ende des vorigen Jahres hatte ein päpstlicher Legat zu Beauvais den Bann gegen den Kaiser erneuert; auf die Nachricht von der Schlacht am Welfesholze wiederholte derselbe den Fluch zu Reims; zugleich verlangte er von dem Erzbischofe Friedrich von Cöln, daß auch er ohne Rücksicht und Schonung den Bann bekannt und geltend machen sollte. Der Erzbischof trug zwar Bedenken, aber er versuchte andere teutsche Bischöfe zu gewinnen, vor Allen den ehrwürdigen Otto von Bamberg. Inzwischen erschien der päpstliche Legat selbst in Cöln, fand eine bereitete Stätte und sprach, am 19. April's, in der Kirche des heiligen Gereon den Bannfluch aus gegen den Kaiser.

Im Laufe des Sommers, 1115, eroberten die Sachsen die Festungen und Burgen, die in der Treue des Kaisers geblieben waren: die Heimenburg, Quedlinburg, Dortmund. Die Stadt Münster wurde gezwungen ihren Bischof, der mit dem Kaiser im Banne der Kirche war, zu verlassen. Auch der Bischof von Cöln nahm Befestigungen hinweg, die vom Kaiser oder von Freunden des Kaisers angelegt waren. Die sächsischen Bischöfe schickten eine Gesandtschaft an den Cardinal Thiedrich, der sich als päpstlicher Legat in Bayern befand. Der Legat kam nach Sachsen und verkündigte, 8. September's, zu Goslar in Gegenwart des Erzbischofs Adelgot, vieler andern Bischöfe und vieler weltlicher Fürsten öffentlich den Bannfluch gegen den Kaiser.

Heinrich V hielt sich in Mainz auf, voll von Entwürfen zu Rettung und Rache, ohne Mittel diese Entwürfe aus zu führen. Mit den Schwaben allein durfte er keinen neuen Krieg wagen; der Herzog Welf hielt fest an seinen friedlichen Grundsätzen; die Städte hatten kein Vertrauen. Diese verdrießliche Lage des Kaisers in Teutschland wurde durch falsche und wahre Nachrichten aus Italien noch verdrießlicher.

„Der Kaiser Alexius der Komnene hätte eine Gesandtschaft nach Rom geschickt, um dem Papste seinen Schmerz über die Mißhandlungen, die er durch Heinrich V erduldet, den Römern seine Freude über den tapfern Widerstand gegen ihren Dränger zu bezeugen; er hätte sich bereit erklärt, nach Rom zu kommen, um vom Papste die Krone zu empfangen, die Einheit des römischen Reiches her zu stellen. Von Rom aus solle eine große Gesandtschaft nach Constantinopel gehen, um den Kaiser Alexius nach der ewigen Stadt zu führen. In der Lombardei werde Alles aufgeboten um dieses Land zu den Grundsätzen des apostolischen Stuhles zurück zu bringen, um ihn, den Kaiser, von Rom fern zu halten. Die große Markgräfin Mathilde sei, 24. Julius', gestorben, der Papst bereite Alles vor, sich aller Besitzungen derselben zu bemächtigen." Der letzten Nachricht war von den Anhängern des Kaisers die dringende Aufforderung hinzu gefügt, daß er ohne Verzug über die Alpen kommen möge, um diese reichen Besitzungen als Kaiser und als Verwandter nach Lehnrecht und nach Erbrecht zuvor kommend in Besitz zu nehmen.

Heinrich scheint die Hoffnung gefaßt zu haben, daß Italien ihm die Mittel zur Ausgleichung seiner Zwiste mit den teutschen Fürsten gewähren könnte. Er veranlaßte daher den treuen Bischof Erlong von Würzburg und den Herzog Welf von Bayern mit dem Herzoge Lothar Unterhandlungen an zu knüpfen. Sie fanden Statt zu Corvey. Was ausgemacht worden ist unbekannt. Lothar unternahm nach derselben noch eine Heerfahrt, angeblich gegen Erfurt, wie es scheint in der Absicht den Verdacht zu entfernen, als habe er sich gewinnen lassen. Auf dem Zuge kamen ihm andere Abgeordnete vom Kaiser entgegen um die Unterhandlung zu erneuern. Einige andere sächsische Fürsten waren gegenwärtig oder wurden herbei gerufen. Den Abgeordneten des Kaisers gelang, die Einstellung der Feindseligkeiten zu bewirken. Der Kaiser hoffte zu einer völligen Aussöhnung mit den Sachsen zu gelangen. Er berief die Fürsten des Reiches zum Ersten November's nach Mainz. Seinem Ruf aber folgten nur einige Bischöfe, kein weltlicher Fürst. Dagegen versammelte sich eine große Zahl zu Fritzlar, wo sich auch der päpstliche Legat

Cardinal Thiedrich einfand. Man scheint die Absicht gehabt zu haben, die Auftritte von Tribur und Oppenheim zu erneuern, um den Kaiser Heinrich V wie damals seinen Vater wehrlos zu machen, und wehrlos vor den Stufen des apostolischen Stuhles nieder zu werfen. Heinrich jedoch hielt sich fern, und auch diese Versammlung blieb ohne Folgen. Aber einen bittern Kelch anderer Art war Heinrich zu leeren genöthigt.

Seit drei Jahren stand der erzbischöfliche Stuhl von Mainz leer: der Erzbischof Adalbert schmachtete noch immer im Gefängnisse. Die Vassallen und Dienstmannen im Erzbisthume Mainz stachelten schon lange den Unmuth auf, der in den Bürgern dieser Stadt fortlebte: sie versprachen mit ihnen zu stehen gegen den harten, bannbeladenen Kaiser. Plötzlich brach ein Aufstand aus: Ritter, Dienstmannen und Bürger strömten nach der kaiserlichen Pfalz, und verlangten mit dem wildesten Geschrei die Freiheit des Erzbischofes. Der Kaiser verstand sich dazu, Adalbert's Freilassung zu versprechen und für die Erfüllung seines Wortes Geissеln zu stellen, aber er verstand sich zu diesem Versprechen nur unter der Bedingung, daß der Erzbischof sich binnen Jahresfrist stellen sollte, um sich wegen des Verrathes, dessen er beschuldigt worden, zu verantworten, daß auch die Empörer für die Erfüllung dieser Bedingung Geissеln stellen sollten. Hierauf verließ Heinrich die verhaßte Stadt und begab sich nach Speier; Adalbert erhielt seine Freiheit.

Des Erzbischofs Erscheinung erregte großes Aufsehen, sein Körper war abgemagert, sein Antlitz zeigte die Spuren schwerer Leiden und starker Leidenschaften, sein Geist aber war ungebeugt. Ueberall bewies man ihm Theilnahme und Mitleid; der Ruf von der Ueberlegenheit seines Geistes wurde stärker als zuvor. Bald erschien er wie ein auferstandener Held mit frischen Kräften. Er aber sandte Abgeordnete an den päpstlichen Legaten und bezeugte durch Wort und Schrift, daß er sich dem apostolischen Stuhl unbedingt unterwerfe: „wer sich von der römischen Kirche trenne, trenne sich von Gott." Ueberdieß lud er den Legaten und die Bischöfe des Reiches zum Weihnachtsfeste nach Cöln, Jenen zu

seiner Weihung als Erzbischof von Mainz, Diese zu einer gemeinsamen Berathung über die Angelegenheiten der Kirche. Der Legat und vierzehn Bischöfe, unter ihnen Otto von Bamberg, folgten der Einladung; der Herzog Lothar führte ein Heer heran, wie zum Schutze der Versammlung. Der päpstliche Legat Cardinal Thiedrich starb auf dem Wege nach Cöln eines plötzlichen Tods; Otto von Bamberg aber nahm keinen Anstand die Weihung des Erzbischofs Adalbert zu vollziehen. Des neuen Erzbischofes verschmitzte und galligte Beredtsamkeit erfüllte alle Herzen mit furchtbarem Ingrimm gegen den Kaiser: der Bannfluch der auf demselben lag ward als allgemein anerkannt vorausgesetzt, und Niemand erregte einen Zweifel.

Der Kaiser befand sich in Speier, kaum beachtet, fast verlassen. Selbst zum Weihnachtsfest erschienen nur wenige Bischöfe, nur wenige weltliche Herren an seinem Hof. Er hatte den Erzbischof Erlong von Würzburg nach Cöln gesendet, um vor jener Versammlung seine Sache zu führen. Erlong aber war zurück gewiesen, dadurch erschüttert, und durch Künste aller Art so heftig geängstigt worden, daß auch er sich zur Unterwerfung unter den päpstlichen Stuhl verstanden hatte. Er kehrte zum Kaiser zurück, erstattete Bericht von der Erfolglosigkeit seiner Sendung, erklärte aber zugleich, daß er fortan, so lange der Kaiser des Fluches nicht ledig wäre, keine Gemeinschaft mit ihm haben könnte. Der Kaiser, durch eine solche Feigheit aufgebracht, zwang den Bischof vor ihm die Messe zu lesen. Erlong las die Messe, entfloh aber sogleich, bis zum Tode betrübt, und suchte nur durch Thränen und Buße die Sünde zu tilgen.

Dieser Vorgang überzeugte den Kaiser, daß es ihm nicht gelingen werde, die teutschen Bischöfe vom päpstlichen Stuhle los zu winden, die teutschen Fürsten auf seine Seite zu ziehen, auf seiner Seite zu erhalten. Da entstand in ihm der Gedanke, nach Italien zu gehen und hier das Glück mit neuen Mitteln zu versuchen. Um aber den Bischof von Würzburg zu strafen und sich zugleich eine neue kraftvolle Stütze in Teutschland zu verschaffen, ernannte er seinen zweiten Neffen, Konrad von Hohenstaufen, zum Herzog in Ostfranken, dem

bischöflichen Stuhle von Würzburg die Gewalt entziehend, die derselbe bisher in weltlichen Dingen geübt hatte. Hierauf trat er im Monate Februar des Jahres 1116, von seiner jungen Gemahlin und dem gesammten Kriegsgefolge seines kaiserlichen Hofes begleitet, die Fahrt über die Alpen an. Einige teutsche Bischöfe folgten ihm nach, auch einige weltliche Herren, wie der Bruder des Herzoges Welf, Heinrich der Schwarze.

8.

Heinrich V in Italien.

In Italien sammelten sich sogleich viele Gegner des apostolischen Stuhles, Geistliche und Laien, mit ihren kriegerischen Gefolgen um den Kaiser. Während sich diese Macht an den Ufern des Po vereinigte, begab sich Heinrich V nach Venedig, welche Stadt, wie ein Wunderwerk des menschlichen Geistes angestaunt, wegen ihres Reichthums und ihrer wachsenden Größe gefeiert und beneidet, durch Handel, Reichthum und Waffen einen mächtigen Einfluß auf alle Städte Italien's ausübte. Der Herzog freuete sich der Ehre eines so hohen Besuches; Heinrich wohnte im herzoglichen Palaste, besuchte mit großer Andacht die Gebeine der Heiligen, bewunderte die Lage und den Bau der Stadt, pries die Einrichtung des gemeinen Wesens, nannte das Gebiet von Venedig ein Königreich. Dagegen feierten die Venetianer den Kaiser auf das Höchste; sie schienen seine Hoheit gern an zu erkennen; Niemand erinnerte sich, daß er unter dem Bannfluche der Kirche stand, Niemand glaubte, ihn meiden zu müssen. Das war ein großes Beispiel, das nicht ohne Wirkung blieb.

Nach seiner Zurückkunft zog der Kaiser in die Länder der Markgräfin Mathilde und bemächtigte sich derselben ohne Widerstand, der Lehen mit seinem guten, des Eigenthumes mit zweifelhaftem Rechte. Daß Mathilde ihre eigenthümlichen Güter dem apostolischen Stuhl geschenkt und zu dieser Schenkung das Recht gehabt habe, vermochte Niemand zu

läugnen. Aber in Italien wußte man so wenig als in Teutschland, welche Güter Lehen, welche Eigenthum waren: der Strom des Lebens hatte die Kennzeichen abgerieben; die Besitzer der Lehen selbst hatten sich Mühe gegeben, diese Kennzeichen zu vertilgen. Der Kaiser Heinrich V hielt daher für das Sicherste, Alles an sich zu nehmen, unbekümmert um Lehen und Allodien. Auch war die Behauptung, daß aller Grundbesitz nach der Natur des Reichs als Lehen des Reiches zu betrachten sei, leicht und mit guten Gründen zu vertheidigen.

In derselben Zeit fanden in Rom seltsame, häßliche Auftritte Statt. Der Kaiser hatte, ehe er die Fahrt antrat, eine Gesandtschaft an den Papst mit einem Schreiben geschickt, in welchem er dem heiligen Vater sein Bedauern über die Unannehmlichkeiten bezeugte, die er erduldet hatte, in welchem er auch versichert, daß es ihm sehr am Herzen liege mit ihm eine unauflösliche Eintracht zu befestigen. Der alte Mann aber, Paschal II, den Sturm voraussehend, den Heinrich's Erscheinung in Italien erregen würde, verlor Halt und Richtung; er ließ sich mit den Gesandten Heinrich's nicht ein, berief aber eine Synode nach Rom, die im Lateran eröffnet ward, als der Kaiser sich zu Venedig befand. Viele Bischöfe, viele weltliche Fürsten und Herren waren gegenwärtig. Paschal fand jedoch bei der Versammlung weder Trost noch Hülfe. Die Urkunde, in welcher er dem Könige Heinrich das Recht der Investitur zugestanden hatte, wurde schwer getadelt; aus derselben wurden Folgerungen gezogen, nach welchen dem heiligen Vater gesagt werden durfte, er sei ein Ketzer. Gegen diesen Vorwurf ward er zwar vertheidigt, aber eine andere harte Prüfung setzte ihn in große Verlegenheit. Der Bischof Cono von Präneste, der zu Beauvais und Cöln den Bann gegen den Kaiser ausgesprochen hatte, trat vor und verlangte vom Papst eine bestimmte Erklärung: ob er sein Legat gewesen sei oder nicht? ob er die Handlungen, die er in seinem Namen vollzogen habe, genehmige oder nicht? Der Papst wagte nicht mit Nein zu antworten. Da erklärte Cono: als ich zu Jerusalem von den Gräueln hörte, die der König Heinrich an dem Papst, an

Cardinälen, an edelen Römern verübt hatte, sprach ich, vom Eifer Gottes ergriffen, Kraft meiner Vollmacht den Bann gegen den Verrächten aus, zuerst in Jerusalem, alsdann auf fünf Synoden, in Griechenland, in Ungarn, in Sachsen, in Lothringen, in Frankreich. Da nun der Papst so eben meine Handlungen als Legat bestätigt hat, so verlange ich, daß auch die hier versammelten Väter den Bann gegen den Kaiser bestätigen. Mit derselben Forderung traten auch Abgeordnete des Erzbischofes Guido von Vienne hervor. Die Meisten fanden dieses Verlangen gerecht, Niemand widersprach. Der Papst Paschal aber saß solchen Auftritten schweigend gegenüber, außer Stande die Gemüther zu besänftigen oder zu gewinnen.

Nicht lange nach der Synode im Lateran starb der Präfect Peter in Rom. Man fürchtete, der Papst werde seinen Liebling und Vertraueten Peter Leo's Sohn, der sehr verhaßt war, zu dieser Stelle zu befördern beabsichtigen. Um zuvor zu kommen, versuchten aufgeregte Menschen den Sohn des Verstorbenen ungeachtet seiner Jugend als Präfect der Stadt auf zu stellen. Am Begräbnißtage des Vaters, als der Papst am Altare die religiosen Bräuche besorgte, drangen sie mit dem Sohn in die Kirche und verlangten von dem heiligen Vater die Bestätigung des neuen Präfecten. Der Papst wies die ungestüme Forderung zurück. Hierauf kam ganz Rom in Bewegung. Am zweiten Ostertage wurden der Papst und die Cardinäle bei einem feierlichen Umzuge mit Steinwürfen und wildem Geschrei zur Flucht gezwungen. Der heilige Vater hielt für nöthig, den jungen Präfecten an zu erkennen.

Diese Ereignisse brachten manchen Anhänger des päpstlichen Stuhls im obern Italien auf die Seite des Kaisers. Heinrich V trat daher sogleich mit dem jungen Präfecten in Verbindung, setzte aber auch die Unterhandlung mit dem Papste fort. Er sandte die Bischöfe von Piacenza, Asti und Aqui nach Rom, welche um so eindringlicher zu dem Papste zu reden wagten, da sie vorgaben nur von ihrer Besorgniß für das Wohl der Kirche getrieben zu sein. Sie behaupteten, der Kaiser sei überzeugt, den Vertrag mit dem Papste

redlich gehalten zu haben, werde aber auch, wenn er gefehlt, zu jeglicher Genugthuung bereit sein. Da gab der Papst in Gegenwart der Cardinäle folgende Versicherung: „er habe mit keinem Feinde des Königs in Verkehr gestanden; den Erzbischof Adalbert von Mainz betrachte er als einen Verräther an Gott, an seinem Herrn, an der ganzen Christenheit; den Cardinal Cono habe er nicht nach Cöln, nicht nach Sachsen gesendet: was derselbe gethan, sei nichtig; der Cardinal Thiedrich habe sich fälschlich für seinen Legaten ausgegeben; auch habe er dem Bischof Guido von Vienne nicht befohlen, den Bann gegen den Kaiser aus zu sprechen, nicht den Ausspruch genehmigt. Dennoch setzte er hinzu, könne er den Bann, den so mächtige Glieder der Kirche ausgesprochen hätten, ohne ihre Zustimmung nicht aufheben; beiden Theilen müsse vor einer Synode Gehör vergönnt werden."

Der Winter brachte schweres Unglück. Am Dritten Januar's 1117 wurde fast ganz Italien durch ein furchtbares Erdbeben erschüttert: die Mauern der Städte rissen aus einander, Kirchen und Thürme fielen zusammen. In Verona, in Venedig, in andern Städten stürzte der größte Theil der Häuser ein; viele Menschen fanden ihren Tod. Gegen das Ende des Monates fuhr ein gräßliches Ungewitter über das Land hinweg und richtete neue Zerstörungen an. Der Kaiser zog im Frühlinge gegen Rom; der Papst begab sich nach Benevento. Heinrich ward in Rom mit wahrem oder erkünsteltem Jubel empfangen; aber von der Geistlichkeit zeigte sich Niemand. Er fing eine Unterhandlung mit den Cardinälen an: die Cardinäle verlangten, daß er der Investitur entsagen sollte. Andere Versuche, eine glückliche Wendung herbei zu führen, die Römer zu gewinnen, waren ebenso vergeblich. Inzwischen arbeiteten der Papst und seine Anhänger um ihm überall Feinde zu erwecken. Nicht umsonst; die Zustände wurden immer bedenklicher. Als die Jahrszeit heisser wurde, verließ der Kaiser mit der Versicherung einer schnellen Rückkehr die Stadt und zog sich nach Lombardien zurück. Sogleich begannen Fehden und Kämpfe ringsher. Der Papst näherte sich der Stadt. Im Anfange des folgenden Jahres, 1118, setzte er sich in den Besitz der Peterskirche, um am

Grabe des Apostels Trost zu suchen. Aber sein Herz war vor Angst, Aerger und Noth gebrochen. Er starb am Einundzwanzigsten Januar's, Gott ergeben in der festen Ueberzeugung gut gehandelt, gut gelebt zu haben.

Mit der größten Heimlichkeit, mit der größten Eile versammelten sich die Cardinäle in einem Kloster, um das Recht der freien Papstwahl zu sichern. Schon am vierten Tage nach Paschal's Ableben erwählten sie den Cardinaldiaconen Johann, einen Mann vornehmes Geschlechts, einen Zögling des Klosters auf Monte Cassino, der schon seit einem Menschenalter Canzler der römischen Kirche gewesen war, zum Papst und begrüßten ihn mit dem Namen Gelasius II. Das Kloster, wo diese Wahl Statt fand, lag der Wohnung eines vornehmen Römers, Cencius Frajapane, eines Anhängers des Kaisers, so nahe, daß demselben der Vorgang nicht verborgen bleiben konnte. Von seinen Leuten umgeben sprengte Cencius die Thüren der Kirche, faßte den neuen Papst an der Kehle, schleppte ihn in sein festes Haus und warf ihn in Fesseln. Cardinäle, Bischöfe, römische Senatoren, andere vornehme Laien wurden gleichfalls auf das Häßlichste mißhandelt, zu Boden geworfen, zerschlagen. Dieser Frevel jedoch erfüllte, sobald er bekannt wurde, Freund und Feind mit Unwillen: den Einen riß das Mitleid fort, den Andern der Haß. Von allen Seiten zogen Bewaffnete heran, der neue Präfect der Stadt sowohl als Peter Leo's Sohn. Die bewaffneten Haufen eilten auf das Capitol. Vor diesem Sturm erschrocken lieferten die Frajapanen den Papst aus: Gelasius wurde von dem Volk auf ein weißes Pferd gehoben, mit lautem Jubel nach dem Lateran geführt. Man fing an Vorbereitungen zur feierlichen Weihung des Papstes zu treffen.

Etwa fünf Wochen waren in Ruhe verflossen. Da wurde dem Papst in der Nacht die Botschaft gebracht, Heinrich V habe sich der Leostadt und der Peterskirche bemächtigt. Der Kaiser nämlich war als er den Tod Paschal's II erfahren hatte sogleich aufgebrochen, und hatte den Zug nach Rom mit solcher Schnelligkeit und Vorsicht gemacht, daß von seiner Annäherung nicht das Geringste bekannt geworden. Gelasius, ein Greis, verbarg sich während der Nacht in der

Wohnung eines befreundeten Mannes, und fuhr am andern Morgen früh mit den Cardinälen, den Biſchöfen und andern Geiſtlichen den Tiber hinab. Das Wetter war ungeſtüm, die Mündung des Fluſſes von kaiſerlichen Kriegern beſetzt; das Meer ging hoch und hinderte die Fahrt der Fliehenden. Dennoch wurde der Papſt mit ſeinen Genoſſen gerettet; die beiden Schiffe langten nach großen Anſtrengungen glücklich in Gaeta an, der Vaterſtadt des Papſtes. Hierauf eilten Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte, weltliche Herren und geringes Volk in großer Menge nach Gaeta, um den Geretteten Troſt zu bringen und Verehrung. Am Erſten des Monates März wurde der Papſt Gelaſius II geweiht. Der Herzog Wilhelm von Apulien, die Fürſten Robert von Capua, Richard von Aquila, viele andere große Herren leiſteten dem heiligen Vater freudig den Eid der Treue als ihrem Lehnsherrn.

Der Kaiſer war ſehr verdrießlich. Er ſchickte wiederholt Geſandtſchaften nach Gaeta, um den Papſt zur Rückkehr nach Rom ein zu laden, zuerſt mit ſchönen Verſprechungen, bald mit harten Drohungen. Gelaſius ließ ſich weder verlocken noch ſchrecken. Er erklärte dem Kaiſer: „die Biſchöfe und Aebte, ſeine Brüder, ſeien von Gott als Richter in der Kirche eingeſetzt; nur durch ihr Urtheil könne die Sache zwiſchen der Kirche und dem Reich entſchieden werden. Daher möge ſich am Achtzehnten October's zu Mailand oder Cremona eine Synode verſammeln um zu entſcheiden; er ſei bereit ſich dieſer Entſcheidung zu unterwerfen.“ Nach dieſer Erklärung berief der Kaiſer am Neunten des Monates März die römiſchen Geiſtlichen und das römiſche Volk in die Peterskirche. Vom Volke verſammelten ſich Viele, von den Geiſtlichen nur diejenigen, die noch unter dem Banne der frühern Päpſte ſtanden: alle übrigen hatten ſich aus Rom entfernt. Unter den anweſenden Geiſtlichen war der Erzbiſchof von Braga in Portugal, Mauritius Burdinus, der bedeutendſte Mann, durch Gelehrſamkeit, feine Sitten, Beredtſamkeit und Kenntniſſe weltlicher Dinge ausgezeichnet. Er war vor drei Jahren wegen Streitigkeiten mit dem Erzbiſchofe von Toledo nach Rom gekommen, von Paſchal II hochgeehrt und in Rom zurückgehalten worden. Als Paſchal im

vorigen Jahre, von Mauritius begleitet, Rom verlassen hatte, war dieser Erzbischof bald nach Rom zurück gesandt, um mit dem Kaiser zu unterhandeln. Mauritius hatte dem Kaiser, um ihn geneigter zu machen, am zweiten Ostertag eine Krone auf das Haupt gesetzt. Diese Handlung war von Paschal II als ein Frevel gegen die Kirche betrachtet und mit dem Bannfluche gerächt worden. Jetzt ließ der Kaiser der Versammlung in der Peterskirche die Antwort des Papstes Gelasius vorlesen und erklären. Sie erregte einen allgemeinen wahren oder erkünstelten Unwillen. Man rief, daß ein anderer Papst erwählt werden müsse. Der Kaiser hatte einige Gesetz kundige Männer mit sich nach Rom gebracht; unter denselben befand sich Meister Guarner von Bologna, derselbe der in späterer Zeit als der Wiederhersteller der Wissenschaft des römischen Rechtes bezeichnet worden ist. Diese Männer legten die Verordnungen, die Papstwahl betreffend, auf eine solche Weise aus, daß alle Anwesenden eine neue Wahl unbedenklich fanden. Da wurde der Erzbischof Mauritius von Braga sogleich als Papst Gregor VIII begrüßt, von Heinrich V bestätigt und feierlich nach dem Vatican geführt. Also hatte die christliche Welt abermals zwei Päpste, von welchen ein Jeder der wahre Nachfolger des Apostels zu sein behauptete.

Sobald Gelasius II die Nachricht von diesen Vorgängen erhielt, sprach er den Bann über den Erzbischof Mauritius aus und entsetzte ihn seiner kirchlichen Würden: auch auf den Kaiser Heinrich V ward ein neuer Fluch geschleudert. Gregor VIII warf den Bann zurück auf seinen Feind. Die christliche Welt aber war vorgeschritten: sie sah den Streit nicht mehr mit dumpfem Glauben zu, sondern fing an zu erwägen, zu prüfen, zu urtheilen. Die Meinungen waren sehr getheilt. Die meisten Menschen waren gleichgültig gegen beide Päpste: die edelsten und besten wandten ihren Blick von Verhältnissen hinweg, die bei ihnen Schmerz und Zorn, bei den Leichtsinnigen Hohn und Spott erregten. Dem Papste Gregor VIII gelang gleichsam eine neue römische Kirche zu bilden mit allen priesterlichen Ordnungen und Einrichtungen. Heinrich V glaubte daher auf die Römer bauen zu dürfen,

weil sie im schlimmsten Falle seine Mitschuldigen waren. Als er daher noch ein Mal am Pfingstfeste vom Papste Gregor VIII mit einer Krone geschmückt war, verließ er die Stadt und kehrte nach dem obern Italien zurück.

9.

Wirrungen in Teutschland. Des Kaisers Rückkehr. Wahl Calixt's III.

Nach des Kaisers Entfernung waren in Teutschland überall wilde Leidenschaften hervorgebrochen. Alle gesellschaftlichen Verhältnisse lösten sich auf: kein gemeines Wesen, kein Gesetz als das Gesetz der Stärke, kein Maß als die Macht. Von den Fürsten der Kirche wurde das Heiligste mißbraucht; die weltlichen Herren zogen ihr Schwert nur um die Besitzungen ihrer Feinde zu verwüsten, um die wehrlosen Bewohner des Landes zu plündern. Ueberall bildeten sich Räuberhorden, hier aus Noth, dort aus Lust. Arglist, Ränke, Meutereien, Zerstörungen, Ueberfälle und Ermordungen überall. In vielen Kirchen hörte aller Gottesdienst auf; die Klöster wurden ausgeraubt; selbst Fulda, durch ganz Teutschland hoch berühmt, sank zur äußersten Armuth hinab.

Im südlichen Teutschland war die Partei des Kaisers überlegen, im nördlichen die Partei der Feinde des Kaisers, in den westlichen Ländern überwog weder jene noch diese. Der Hohenstaufe, Herzog Friedrich von Schwaben, ein ausgezeichneter junger Mann, liebenswürdig und entschlossen, fähig die Menschen zu gewinnen und zu schrecken, war das Haupt der kaiserlichen Partei; zu ihm hielt fest und entschieden sein Bruder Konrad, Herzog in Ostfranken, ebenso tüchtig, jedoch minder vorsichtig und rauher in seinen Sitten. Die Seele der Gegner war der Erzbischof Adalbert von Mainz, unversöhnlich in seiner Rachsucht, unerschöpflich in Ränken und bösen Künsten; seine treuen Gehülfen waren der Erzbischof Adelgot von Magdeburg und der Bischof Reinhard von Halberstadt. Die weltlichen Fürsten im nördlichen Teutschland unterstützten die Feinheit dieser Priester mit ro-

her Gewalt. Die Bewohner der Städte neigten sich, ohne Liebe zu Heinrich V, zum Throne hin, und kämpften nicht selten an der Seite Derer, welche die Sache des Thrones führten oder zu führen vorgaben.

Schon im Jahre 1116 zog der Hohenstaufe Friedrich von Basel aus den Rhein herab um die Städte am linken Ufer in der Treue des Kaisers zu befestigen. Er legte viele Burgen an und ging nicht eher weiter als bis er durch eine neue Anlage seinen Rücken gesichert hatte; daher das Sprichwort: Herzog Friedrich hat stets eine Burg im Schweife seines Pferds. Er kam bis zu den Mauern von Mainz; er würde diese Stadt erobert haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, das gemeine Volk in seinem Heere würde selbst der Kirchen und Heiligthümer nicht schonen. Der Erzbischof Adalbert bat ihn um Frieden. Friedrich bewilligte demselben eine Zusammenkunft. Adalbert versprach, sich an die Gnade des Kaisers zu wenden. Durch dieses Versprechen ließ Friedrich sich bewegen die Belagerung von Mainz auf zu heben, den größten Theil seines Heeres zu entlassen und selbst zurück zu gehen. Kaum aber war er abgezogen, da stürzte der Erzbischof Adalbert mit einer starken Mannschaft aus den Thoren und überfiel den Herzog. Friedrich warf sich mit seiner kleinen Zahl tapferer Getreuen kühn in die Feinde. Der wilde Graf Emicho von Leiningen, der eigentliche Anführer des erzbischöflichen Heeres, fiel im Kampfe; die Uebrigen ergriffen die Flucht. Der flüchtige Erzbischof fand die Thore von Mainz verschlossen, und sah sich genöthigt mit seinen Kriegern in einer weitern Flucht Rettung zu suchen. Die Bürger von Mainz jedoch wagten, als die Besinnung zurückgekehrt war, nicht fest zu halten was sie erfaßt hatten. Sächsische Fürsten trafen mit ihren Mannen vor Mainz ein, gingen über den Rhein und bedrohten die Stadt. Die Bürger leisteten keinen Widerstand, Adalbert zog in die Stadt ein, bestrafte das verwegene Unternehmen und herrschte in früherer Weise.

Das sächsische Heer zog den Rhein hinauf gegen Worms. In dieser Stadt befand sich der Herzog Friedrich; mit ihm war der Pfalzgraf Gottfrid; zu ihm hatten sich andere rit-

terliche Männer geſtellt, ſo wie die getreuen Einwohner der Stadt. Die Sachſen, in den Fluren von Worms gelagert, trugen dem Herzog einen Frieden an. Eine Zuſammenkunft zwiſchen Fürſten beider Theile fand Statt. Die Bürger von Worms aber, in dieſer Verhandlung nur Lug und Trug erblickend, ſtürmten während derſelben aus der Stadt heraus gegen den Feind. Der Herzog Friedrich aber ſetzte die Unterhandlung fort und überließ die Bürger von Worms ihrem Schickſale. Die Unglücklichen wurden mit dem Verluſt vieler tapfern Männer in die Stadt zurückgetrieben. Ihre Vorausſicht aber bewährte ſich bald. Zwiſchen dem Herzoge Friedrich und den Sachſen ward ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen und ein allgemeiner öffentlicher Tag zu Frankfurt verabredet; der Waffenſtillſtand jedoch wurde nicht gehalten, der Tag zu Frankfurt kam nicht zu Stande. Die ſchwäbiſchen und bayeriſchen Fürſten blieben aus, weil die ſächſiſchen und thüringiſchen mit einer ſo ſtarken Macht heran zogen, daß Jene eine feindſelige Abſicht in Dieſen zu erkennen glaubten. Die Sachſen und Thüringer zogen daher voll Verdruß über die Vereitelung ihrer Entwürfe nach Mainz und wohnten hier der Weihung eines Biſchofes Thietmar von Verden bei, die durch den Erzbiſchof Friedrich von Cöln vollzogen wurde: da weder von der Wahl noch von der Weihung dieſes Biſchofes dem Kaiſer auch nur eine Anzeige gemacht worden, ſo war durch dieſen Vorgang anerkannt, daß dem Kaiſer das Recht der Inveſtitur nicht mehr zuſtehe.

Im Anfange des folgenden Jahres 1117 traten die Naturereigniſſe ein, die ſchwere Unfälle brachten. Das Erdbeben am Dritten Januar's ſcheint auch in Teutſchland ſehr heftig geweſen zu ſein und ſich weit verbreitet zu haben: in den Alpen ſtürzten Berge ein und das Bette der Unſtrut wurde ſo weit aus einander geriſſen, daß der Fluß in den Spalt ſtürzte und ſeinen Lauf erſt nach einigen Stunden in alter Weiſe fortſetzte. Dem Erdbeben folgten ſchwere Ungewitter, Stürme, Blitze und Donner mit ſtarken Regengüſſen. Viele Menſchen erwarteten das Ende der Dinge. Das ganze Jahr hindurch dauerten die Regengüſſe fort; große Ueberſchwemmungen fanden Statt, die größten im nördlichen

Theile von Lothringen. Aber die Leidenschaften der Menschen wurden selbst durch diese Ereignisse nicht beruhigt. Die Befehdungen, Plünderungen, Räubereien, Verwüstungen und Brandstiftungen dauerten überall fort. Der Erzbischof Adalbert von Mainz nährte seinen Ingrimm mit neuen Feindseligkeiten und reizte Andere auf zu heillosen Dingen. Noch im Jahre 1118 ließ er Oppenheim, wo der Herzog Friedrich eine Besatzung hatte, angreifen: Oppenheim ward erobert und verbrannt; über 1200 Menschen fanden in den Flammen ihren Tod.

Zu derselbigen Zeit traf die Nachricht ein von dem Tode Paschal's II, von der Wahl Gelasius' II durch die Cardinäle, von der Aufstellung Gregor's VIII durch den Kaiser. Diese Ereignisse änderten in Teutschland alle Verhältnisse. So lange man nicht gewußt hatte, welche Stellung der Kaiser zum Papste gewinnen würde, war es dem Erzbischof Adalbert unmöglich gewesen, die teutschen Bischöfe zu entscheidenden Schritten zu bewegen: jetzt konnte sich Niemand länger täuschen. Aber Adalbert und die Feinde des Kaisers waren doch nicht ohne Verlegenheit. Gregor VIII war im Besitze von Rom; Gelasius II irrte im untern Italien von Ort zu Ort. Zwar begab sich dieser kirchliche Papst nach Rom als der Kaiser die Stadt verlassen hatte, aber zu Fuß, verkleidet, verstohlen. Er vermochte sich nur im Geheimen in einer kleinen Kirche fest zu setzen; und als er nach sechs Wochen in einer größern Kirche die Messe zu lesen versuchte, eilten die Frajapanen mit Bewaffneten herzu um sich seiner zu bemächtigen. Es kam zu einem wilden Kampfe; dem Papste Gelasius jedoch gelang es, durch die Flucht dem Getümmel zu entkommen: er wurde von den Seinigen in einem Feld aufgefunden, in welchem er sich verborgen hatte. Man brachte ihn an einen gefahrlosen Ort; aber zu einigem Vertrauen ward er nicht zurück gebracht: er gewann nur die Kraft über Rom wie über ein neues Sodom, ein neues Babylon, seinen Zorn in einer Fluth heftiger Worte aus zu giessen. Im Monat August aber ging er in der Stille mit seinen Cardinälen, Bischöfen und einigen Laien zu Schiffe, zuerst nach Pisa, weiter nach Genua, endlich nach Frank-

reich. An der Küste dieses Landes landete er im Monat October 1118.

Inzwischen befand sich der Kaiser im obern Italien. Die weltlichen Fürsten waren größtes Theils auf seiner Seite; die Seele der kirchlichen Partei war der Erzbischof von Mailand. Jetzt, da der kirchliche Papst nach Frankreich gegangen und nicht voraus zu sehen war, in welche Verbindung er sich mit dem Erzbischof Adalbert setzen würde, schien des Kaisers Anwesenheit in Teutschland nothwendig zu werden. Und neue Vorgänge in Teutschland bestärkten ihn in dieser Meinung.

Der Erzbischof Adalbert kam auf den Gedanken, einen andern König in Teutschland auf zu stellen. Zu ihm hielten die Erzbischöfe von Cöln, von Magdeburg und von Salzburg: der letzte, Konrad genannt, lebte von seinem Sitze vertrieben in Sachsen. Der erste Versuch im Monate Julius eine Synode zu Mainz zu halten mißlang. Bald aber traf der Cardinal Cono von Präneste als päpstlicher Legat von Neuem in Cöln ein, wegen seines bewährten Eifers für die vier teutschen Erzbischöfe eine sehr willkommene Erscheinung. Sogleich versammelten sich einige Bischöfe um denselben; viele jedoch leisteten selbst der Einladung des päpstlichen Legaten keine Folge. Dennoch verkündigte der Legat abermals den päpstlichen Bann gegen den Kaiser, und zugleich gegen den Herzog Friedrich von Schwaben, den Herzog Konrad von Ostfranken, den Pfalzgrafen Gottfrid und alle Mitschuldigen dieser Fürsten. Zu einer neuen Synode in Fritzlar lud er alle teutschen Bischöfe mit Ermahnungen und Drohungen ein. In derselben war der strenge Eiferer Norbert, der Stifter des Prämonstratenser-Ordens, anwesend. Dennoch kam Nichts Entscheidendes zu Stande; aber ein öffentlicher Tag, der zu Würzburg gehalten werden sollte, wurde festgesetzt; auch beschlossen, daß der Kaiser, wenn er sich nicht auf diesem Tage rechtfertigte, des Reichs entsetzt werden sollte.

Der Kaiser beschleunigte seinen Abzug aus Italien, seine Gemahlin und den größten Theil seines Heers in diesem Lande zurück lassend. Seine plötzliche Ankunft in Teutsch-

land machte auf Freund und Feind einen gewaltigen Eindruck. Seine Neffen, die Hohenstaufen, waren ihm zu Allem bereit. Also erhob sich der Kampf überall mit neuer Kraft; aber ein anderes Ereigniß hemmte bald den raschen Streit.

Der Papst Gelasius II, in Frankreich von dem Könige Ludwig VI bei seiner Ankunft auf das Ehrenvollste empfangen, hatte in kurzer Zeit fast alle französischen und burgundischen Bischöfe gewonnen. Aber er wurde plötzlich krank und starb zu Clugny am 29. Januar's 1119. Drei Tage nach seinem Tode wurde von den Cardinälen, die bei ihm waren, die Wahl eines neuen Papstes vorgenommen. Sie wählten den Erzbischof Guido von Vienne, der zuerst gewagt hatte, den Bannfluch gegen Heinrich V aus zu sprechen. Durch diese Kühnheit hatte Guido die Aufmerksamkeit der christlichen Welt erregt; sein Ansehen war durch seine Persönlichkeit und seine Verwandtschaft verstärkt worden: er zeichnete sich aus durch seine Sitte, Reichthum, Gelehrsamkeit; er stammte aus dem Hause der Könige von Burgund; sein Bruder war Graf von Burgund, eine Tochter seiner Schwester die Gemahlin des Königes Ludwig von Frankreich; durch Agnes, die Gemahlin des Kaisers Heinrich III war er selbst mit dem Kaiser Heinrich V verwandt. Ein solcher Mann, als Papst Calixt II genannt, ward in Teutschland hier mit Hoffnung, dort mit Furcht, überall mit großen Erwartungen betrachtet. Heinrich V theilte die Furcht wie die Hoffnung; also erregte die Wahl Calixt's II eine große und allgemeine Spannung.

10.

Vergebliche Friedensverhandlungen zwischen Heinrich V und Calixt II.

Unter solchen Umständen schien ein Versuch zur Beilegung der Händel in Teutschland gelingen zu müssen. Heinrich V berief auf den Wunsch von Geistlichen und Weltlichen einen allgemeinen Reichstag nach Tribur. Zu demselben erschienen auch Abgeordnete beider Päpste aus Rom und aus

Vienne. In weltlicher Hinsicht wurde nach gemeinsamem Rathe der Gegner und der Anhänger des Kaisers ein allgemeiner Friede im Reiche beschlossen; auch wurde festgesetzt, daß einem Jeden alles Eigenthum, dessen er beraubt worden, zurückgegeben werden, und daß der Kaiser die ihm entrissenen fiscalischen Güter wieder an sich nehmen sollte. In Beziehung auf die Kirche aber erklärten sich die Bischöfe sämmtlich für den Papst Calixt und genehmigten eine Synode, die auf den 18. October's nach Reims ausgeschrieben worden war. Der Kaiser selbst versprach sich nach Reims zu begeben, um die Vereinigung der gesammten Kirche keineswegs zu hindern.

Hierauf wurden zwischen dem Kaiser und dem Papste merkwürdige Verhandlungen gepflogen: sie beweisen, daß auf beiden Seiten hellere Ansichten von den kirchlichen wie von den weltlichen Dingen gewonnen waren. Der Streit war ursprünglich aus Heinrich's III Streben, die Kirche unter die Gewalt des Reiches, den Altar unter den Thron zu bringen, hervorgegangen. Das Gelingen dieses Strebens schien wegen der Verbindung des päpstlichen Stuhles mit allen christlichen Ländern, wegen der verneinenden Natur des Lehnwesens, wegen der allgemeinen Rohheit und Gewaltsamkeit der Zeit eine unbesiegbare Zerrüttung der menschlichen Gesellschaft, ein unermeßliches Unglück zur Folge haben, für die christliche Religion, für alle Bildung die größte Gefahr erzeugen zu müssen. Hildebrand verhinderte dasselbe durch die kühne Behauptung, daß nicht die Kirche unter dem Reiche, nicht der Altar unter dem Throne, sondern das Reich unter der Kirche, der Thron unter dem Altar stehen müsse. Diese Behauptung sprach, weil sie das Heilige höher stellte als das Gemeine, das menschliche Herz freundlich an und schien der Natur menschlicher Dinge nicht entgegen zu sein: durch den Papst, vom ganzen Abendland als das Haupt der christlichen Kirche betrachtet, könnte, wie man glaubte, den einzelnen Völkern ein freies eigenthümliches Leben ohne Reibung und Feindseligkeit gesichert werden. Um diese Zeit aber war der ursprüngliche Sinn des Streites schon in Vergessenheit gerathen. Heinrich V kämpfte nur um von den Gütern der

Kirche fortwährend die Leistungen und Dienste zu erhalten, zu welchen sie verpflichtet waren, und diese Verpflichtung glaubte er nur durch die Wahrung der Investitur wahren zu können: dabei war ihm verdrießlich und ängstlich, daß er wegen dieses Strebens für die Erhaltung der Macht des Reiches vom Papste mit dem Banne belegt, mit dem Verluste der ewigen Seligkeit bedroht werden könnte. Auf der Seite des apostolischen Stuhles war Gregor's großer Gedanke den Päpsten nach und nach verloren gegangen; unter Paschal II war derselbe gänzlich verschwunden. Gregor VII hatte seinen Entwurf der Weltherrschaft aus einer eigenthümlichen Weltanschauung gewonnen und denselben auf den Glauben an die alleinige Wahrheit der Lehre Jesu Christi gestellt; seine Nachfolger hielten nur zur Ehre der Kirche fest, was an sie gekommen war, ohne von Gregor's Weltanschauung durchdrungen zu sein. Was für diesen Papst nur als Mittel für seinen Zweck betrachtet war: die Freiheit der Papstwahl durch die Cardinäle, die Ehelosigkeit der Geistlichen, die Aufhebung des königlichen Rechtes der Investitur, das war den Päpsten und ihren Anhängern zum Zwecke geworden. Es scheint, sie haben alle diese Dinge nur für und für gefordert, weil die Würde der Kirche verlangte, nicht auf zu geben wofür so lange gestritten war.

Mit solchen Ansichten auf beiden Seiten wurde die Unterhandlung zwischen dem Kaiser und den beiden Abgeordneten des Papstes Calixt, dem Bischofe von Chalons und dem Abte von Clugny, zu Strasburg eröffnet. Der Kaiser fragte die Abgeordneten, auf welche Weise nach ihrer Ansicht die Eintracht zwischen dem Königthum und dem Priesterthum ohne Nachtheil für das Reich wohl hergestellt werden könnte? Der Bischof antwortete: „Du mußt nothwendig die Investitur aufgeben; du kannst aber auch überzeugt sein, daß dadurch dein Reich Nichts verliert. Ich bin in Frankreich zum Bischof erwählt und geweiht und nicht vom König investirt worden. Dennoch diene ich dem König in Hinsicht auf Alles, was einst zum gemeinen Wesen gehört hat und was in alten Tagen von christlichen Königen der Kirche geschenkt worden ist, eben so treu als in deinem Reiche die Bischöfe dir die-

nen, die du inveſtirt und durch deren Inveſtitur du dir den Bannfluch zugezogen haſt.“ Von dieſen Worten überraſcht, rief der Kaiſer aus: „Aber Etwas Weiteres verlange ich ja nicht.“ Der Biſchof erwiderte: „wenn Dieſes deine wahre Meinung iſt, ſo wird mit Gottes Hülfe der unſelige Streit leicht zu endigen ſein.“ Hierauf verlangte er eine feierliche Erklärung des Kaiſers ſo wie die Zuſtimmung der Geiſtlichen und Laien im Gefolge des Kaiſers. Heinrich V beſprach ſich mit dieſen Männern, verſicherte alsdann mit einem feierlichen Handſchlage, daß er Nichts Anderes begehre; die anweſenden Geiſtlichen und Laien gaben eben ſo feierlich ihre Zuſtimmung. Die Abgeordneten eilten zu dem Papſte nach Paris.

Calixt II ſchien hoch erfreuet; er ſchickte aber die beiden Geſandten und mit ihnen den Biſchof Lambert von Oſtia und den Cardinal Gregor noch ein Mal an den Kaiſer, damit was derſelbe im Allgemeinen verſprochen hätte, genauer beſtimmt und ſchriftlich abgefaßt würde. Die vier Geſandten trafen den Kaiſer zwiſchen Metz und Verdun an der Spitze eines Heeres, mit welchem er ſich der Gränze näherte, um der Synode in Reims nicht fern zu ſein. Es wurden zwei Urkunden aufgeſetzt, welche, die eine vom Kaiſer, die andere vom Papſt unterſchrieben, bei einer Zuſammenkunft Beider am 24. November's zu Mouſſon gegenſeitig ausgehändigt werden ſollten. Die eine Urkunde enthielt Folgendes: „Ich Heinrich durch Gottes Gnade römiſcher Kaiſer entſage jeglicher Inveſtitur aller Kirchen, gewähre Allen, die für die Kirche geſtritten haben oder noch ſtreiten, wahren Frieden und will die Beſitzungen der Kirche, die ich ſelbſt habe, zurück geben, die ich nicht habe, zurück geben laſſen. Sollte ein Streit entſtehen, ſo ſoll über kirchliche Dinge nach kirchlichem, über weltliche nach weltlichem Recht entſchieden werden.“ Die andere: „Ich Calixt II durch Gottes Gnade katholiſcher Biſchof der römiſchen Kirche, gewähre dem römiſchen Kaiſer und Allen, die für denſelben gegen die Kirche geweſen ſind oder noch ſind, wahren Frieden. Die Beſitzungen Derer, die in dieſem Streite verloren haben, werde ich, wenn ich ſie habe, zurückgeben, wenn nicht, getreulich

für die Zurückgabe wirken. Sollte ein Streit entstehen, so soll über kirchliche Dinge nach kirchlichem, über weltliche nach weltlichem Recht entschieden werden."

Mit diesen beiden Urkunden begaben sich die Gesandten nach Reims, wo inzwischen der Papst eingetroffen war. Fünfzehn Erzbischöfe, über zweihundert Bischöfe, viele Aebte, viele andere Geistliche, auch viele Laien hatten sich aus Italien, Teutschland, Frankreich, Spanien, Britannien und andern Ländern zu der Synode eingefunden. Der Erzbischof Adalbert von Mainz, von sieben Bischöfen begleitet, war mit einem Gefolge von 500 Bewaffneten eingetroffen. Am 19. October's eröffnete der Papst die Synode; am folgenden Tage zeigte er der Versammlung die Verhandlungen die mit dem Kaiser gepflogen waren an, und erklärte, daß er sich nach Mousson begeben werde. Am 22. November's brach er auf, von Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und andern weisen Männern begleitet. Am folgenden Tage traf er in Mousson ein, in dessen Nähe das kaiserliche Lager stand. Am Abend wurden die Urkunden noch ein Mal geprüft. Man fand, daß in jeder Urkunde ein Satz bedenklich sei. In der kaiserlichen Urkunde müßten die Worte: „Ich entsage jeglicher Investitur aller Kirchen", um Mißverständnisse zu vermeiden, heissen: „aller Kirchen und aller Besitzungen der Kirchen." In der päpstlichen Urkunde sei der Satz: „Ich gewähre dem römischen Kaiser und Allen, die für denselben gegen die Kirche gewesen sind oder noch sind, wahren Frieden", zu allgemein; die Geistlichen, die durch Vertreibung der gesetzmäßigen Priester zu ihrer Würde gelangt wären, so wie die gesetzmäßig abgesetzten Priester müßten von dem Frieden ausgeschlossen bleiben. Deßwegen schickte der Papst am Morgen des 24. October's eine neue Gesandtschaft in das kaiserliche Lager. Der Bischof von Chalons las dem Kaiser zuerst die veränderte Urkunde vor, die er unterschreiben sollte. Als er die Worte aussprach: aller Kirchen und aller Besitzungen der Kirchen, da rief der Kaiser aus: das ist unrichtig, das habe ich nicht versprochen. Der Bischof gerieth in „den Eifer Gottes"; er erinnerte den Kaiser an sein Gelöbniß. Heinrich erwiderte: der Bischof habe erklärt,

das Reich ſolle keinen Schaden leiden; jetzt aber wolle man das ganze Kirchengut dem Reich entwinden. Der Biſchof verſicherte, das ſei die Meinung nicht: die Biſchöfe ſollten ihm vielmehr Alles leiſten, was ſie ihm und ſeinen Vorfahren geleiſtet hätten. Da verlangte der Kaiſer Zeit um ſich mit den anweſenden Fürſten des Reiches zu berathen, ob nicht der Zuſatz in der Urkunde dem Reiche zum Nachtheile gereichen könnte. Der Papſt blieb bis zum folgenden Tag in Mouſſon. Als aber Heinrich jetzt noch einen Aufſchub von zwei Tagen verlangte, weil er die Meinung der Fürſten nicht früher ein zu holen vermöchte, ſo brach der Papſt ſogleich auf und kehrte mit ſolcher Eile nach Reims zurück, als wäre ein verfolgender Feind ihm auf den Ferſen.

Er wurde krank. Erſt am Neunundzwanzigſten October's vermochte er wieder in der Verſammlung zu erſcheinen. Die Beſchlüſſe, auf welche er antrug, wurden angenommen; unter denſelben auch der folgende: „Wir verbieten die Inveſtitur der Bisthümer und Abteien durch Laienhand; jeden Laien, der zu inveſtiren ſich anmaßt, ſoll der Bann treffen; jeder Geiſtliche, der die Inveſtitur empfängt, ſoll die Ehre, mit welcher er inveſtirt worden iſt, verlieren.“ In dieſer Faſſung wurde das Verbot angenommen. Während er endlich mit ſchönen Worten einen Gottesfrieden in großer Ausdehnung bekannt machte, ließ er an die anweſenden Biſchöfe und Aebte brennende Kerzen austheilen und befahl ihnen auf zu ſtehen. Alsdann ſprach er über viele Menſchen den Bann der Kirche aus. Die Erſten, welche dieſer Fluch traf, waren der Kaiſer Heinrich V und der Gegenpapſt Gregor VIII. Zugleich entband er Alle, die dem Kaiſer den Eid der Treue geſchworen hatten, dieſes Eides und entließ die Verſammlung mit der Vergebung aller Sünden.

11.

Friedensſchluß zwiſchen Heinrich V und Calixt II. Calixtiniſches Concordat.

Der Papſt Calixt II wurde den Winter hindurch in Frankreich hoch gefeiert. Seine Reiſe im Frühlinge des

Jahres 1120 von Paris nach den Alpen war eine Triumphfahrt. Auch in Italien ward er überall feſtlich empfangen. In dieſem Lande war das Lehnweſen, das die Markgräfin Mathilde noch aufrecht erhalten hatte, nach dem Tode dieſer erhabenen Frau ſchnell zuſammen geſunken. Die alten Namen von Aemtern und Würden waren geblieben; die größern Städte aber hatten ſich der Gewalt der Herzöge, Markgrafen, Grafen mehr und mehr entzogen: ſie handelten wie freie Gemeinweſen, führten Kriege wider einander, verbündeten ſich zu Angriff und Vertheidigung. Daher war ihnen der ganze Streit zwiſchen der Kirche und dem Reiche gleichgültig geworden; ſie empfingen den Papſt Calixt, als hätten ſie nie von einem Papſte Gregor VIII gehört.

Die Römer aber hatten Gregor VIII erwählt, wenigſtens anerkannt. Seit zwei Jahren ſaß dieſer Papſt auf dem Stuhle des Apoſtels und hatte ſich ſeiner erhabenen Stellung würdig bewieſen. Nunmehr hatte der Kaiſer ihn entweder verworfen oder aufgegeben. Die Römer konnten ihn gegen die chriſtliche Welt nicht vertheidigen; auch hatte Calixt II Anhänger in Rom und in Rom's Nähe. Gregor ſelbſt kam mehr und mehr zu dem Gefühle, daß er in Rom nicht mehr ſicher ſei. Als ſich daher Calixt II im Monate Mai der Stadt näherte, da begab er ſich nach Sutri. Treue Anhänger folgten ihm; Sutri wurde befeſtigt um gegen einen Ueberfall geſchützt zu ſein. Calixt zog am 3. Junius' in Rom ein; er wurde deſto feierlicher empfangen, je mehr die Römer wünſchten ihr bisheriges Verhalten bei ihm in Vergeſſenheit zu bringen. Aber ſeines alten Feindes vermochte er ſich nicht zu entledigen; noch über ein ganzes Jahr ſaß Gregor VIII, des Kaiſers harrend, in Sutri und ſah nicht ohne Scham und Schmerz auf das Getreibe der Menſchen herab. Endlich gelang dem Papſte Calixt im Anfange des Jahres 1121 Normannen zu einer Fahrt gegen Sutri zu bewegen. Vor dieſen furchtbaren Kriegern verloren die Einwohner von Sutri den Muth: ſie ergriffen in ihrer Angſt den unglücklichen Gegenpapſt und überlieferten ihn in die Hände ſeines Feindes. Calixt ließ den Gefangenen mit einer zottigen Thierhaut angethan auf ein Kameel ſetzen und führte

ihn wie im Triumph durch die Straßen der Stadt Rom; alsdann ließ er ihn von Kerker zu Kerker schleppen, bis er nach einer Reihe von Jahren im Kloster Cava bei Salerno seinen Tod fand.

Während dieser Vorgänge in Italien gerieth der Kaiser in neue Bedrängnisse. Dem verworrenen Getreibe seiner Gegner jedoch fehlte überall das alte Leben: Adalbert von Mainz, vom Papste zum beständigen Legaten ernannt, bot vergeblich alle Künste auf um das erlöschende Feuer wieder zum Auflodern zu bringen. Der Kaiser hatte nach der Entlassung der Synode von Reims sein Heer aufgelöst. Das Weihnachtsfest, 1119, feierte er zu Worms ohne Pracht und Glanz, weil viele weltliche Fürsten kaum heimgekehrt waren, die Geistlichen aber bedenklich fanden sich ihm zu nahen. Einige Bischöfe, die bisher zu ihm gehalten hatten, erklärten sich auch nunmehr entschieden gegen ihn, wie der Erzbischof Udo von Trier und der Bischof von Strasburg. Dem Erzbischofe verargte Heinrich es nicht, daß er sich zum Papste Calixt begab: denn Udo hatte früher das Recht der Investitur gegen den Papst Paschal geschickt und kräftig vertheidigt, auch den Kaiser auf seiner letzten Fahrt nach Italien begleitet: jetzt ergriff er die Sache des Papstes, um die Rechte seines Stuhles zu wahren, in welche der päpstliche Legat Adalbert und der Bischof Stephan von Metz, ein Neffe des Papstes Calixt, auf eine schnöde und kränkende Weise eingegriffen hatten. Den Bischof von Strasburg hingegen vertrieb der Kaiser ohne Umstände von seinem Sitze.

Zu den südteutschen Fürsten in Schwaben und Bayern blieb der Kaiser in den alten Verhältnissen. Im Anfange des Jahres 1120 hoffte Heinrich auch die sächsischen und thüringischen Fürsten zu gewinnen. Sein erbittertster Feind, Graf Friedrich von Arnsberg, ein furchtbarer Kriegsmann, „dessen Hand wider Alle war," trat öffentlich auf seine Seite und führte ihn in Sachsen ein. Heinrich hielt einen Hoftag in Goslar, zu welchem sich der Herzog Lothar, der Pfalzgraf Friedrich, der Markgraf Rudolf und andere Fürsten des Landes einfanden. Nach dem gegenseitigen Benehmen schien eine völlige Aussöhnung erfolgt zu sein. Auch

der Erzbischof Friedrich von Cöln kam nach Goslar; da aber kein anderer Bischof aus Sachsen erschienen war, so blieben die Verhältnisse zwischen dem Kaiser und der Geistlichkeit wie sie gewesen.

Kaum aber hatte der Kaiser Sachsen verlassen um sich nach dem östlichen Franken zu begeben, so hielten die sächsischen und thüringischen Fürsten, geistliche und weltliche, Zusammenkünfte, um sich über ein gleiches Verhalten zu verständigen. Ihre Verständigung ward erleichtert durch den Tod des Pfalzgrafen Friedrich, der sich von dem Worte, das er dem Kaiser zu Goslar gegeben, ab zu weichen geweigert hatte. Die Fürsten beschlossen, innerhalb der Gränzen von Sachsen und Thüringen den Frieden zu schützen, einen Jeden aber, der in ihre Länder eindringen wollte mit gemeiner Macht zurück zu weisen, die kirchlichen Angelegenheiten nach kirchlichem Rechte zu ordnen, zu entscheiden. Dieser Uebereinkunft gemäß vertrieben sie eine kaiserliche Besatzung aus Wassenburg in Thüringen und besetzten die Bisthümer Magdeburg und Münster nach den Grundsätzen des apostolischen Stuhles. Zum Erzbischofe von Magdeburg wurde der Canonicus Rugger, zum Bischofe von Münster Thiedrich von Winzeburg erwählt; die Erwählten wurden durch Adalbert von Mainz ohne Investitur geweiht. Magdeburg zeigte sich zufrieden; Münster wollte einen Bischof ohne Zustimmung des Kaisers nicht dulden. Der Herzog Lothar und der Graf Hermann von Winzeburg zogen daher im Anfange des Jahres 1121 mit kriegerischer Macht nach Münster. Die Bürger von Münster setzten sich zur Wehr; der neue Bischof wurde mit Gewalt in seine Würde eingesetzt: die Stadt Münster gerieth in Flammen; selbst die Domkirche wurde von dem Brande verzehrt. Alle, welche die Stadt vertheidigt hatten, Vassallen und Dienstleute nicht ausgenommen, wurden von den Siegern als Gefangene hinweg geführt.

Inzwischen war dem Kaiser gelungen, den Bischof Erlong von Würzburg zu gewinnen, aber nur dadurch, daß er das ostfränkische Herzogthum, welches er vor fünf Jahren seinem Neffen Konrad verliehen hatte, wieder mit der Kirche von Würzburg verband. Dennoch fand er auch in diesen

Gegenden nur Lauheit, Erbitterung, Feindseligkeit. Er beschloß daher, die Stadt Mainz, in welcher er den Sitz aller Empörung zu sehen glaubte, mit den Waffen zu erobern. Da er aber kein bereites Heer zur Verfügung hatte, so fing er einen kleinlichen und verderblichen Krieg an: er versperrte alle Wege nach Mainz zu Wasser und zu Land, störte allen Handel und Verkehr, schnitt die Zufuhr der Lebensmittel ab. Durch dieses Verfahren warf er das Unglück des Kriegs auf die Einwohner von Mainz, und setzte den Erzbischof Adalbert, seinen eigentlichen Feind, in den Stand Anstalten zur Vertheidigung der Stadt zu treffen, sich selbst bei den Sachsen in Sicherheit zu bringen. Gegen die Mitte des Sommers 1121 zog endlich der Kaiser mit einem Heere vom Elsaß her den Rhein herab gegen Mainz; zu derselben Zeit aber war auch schon ein Heer aus Sachsen im Anzug, um nach Adalbert's Predigt „der Mutterkirche von ganz Teutschland Hülfe und Rettung zu bringen." Aber zur Schlacht kam es nicht. Adalbert hatte die Sachsen zum Zuge bewogen, zum Wagniß einer Schlacht vermochte er sie nicht zu bewegen. Bayern gab ein großes Beispiel: der Herzog Welf hatte den Frieden bewahrt, und sich doch in Achtung bei dem Papst und der Kirche erhalten; Bayern war im Schutze des Friedens schön aufgeblüht; Welf war im vorigen Jahre ruhig und friedlich gestorben, und sein Bruder, Heinrich der Schwarze, war ihm ohne Widerrede im Herzogthume gefolgt. Am Entscheidensten aber dürfte gewesen sein, daß zu beiden Heeren die Nachricht von dem Siege des Papstes Calixt über seinen Gegner Gregor VIII kam. Diese Nachricht brachte die weltlichen Fürsten des Reichs auf den Gedanken, daß nunmehr, da dem Papst ohne Widerspruch des Kaisers zu Theil geworden was ihm gebührte, auch dem Kaiser ohne Widerspruch der Kirche werden müßte was des Kaisers war. Es kam zu einer Unterhandlung. Heinrich legte die ganze Angelegenheit in die Hand der weltlichen Fürsten. Von jeder Seite wurden zwölf angesehene Männer abgeordnet, um wegen einer Uebereinkunft zu unterhandeln. Diese Männer verabredeten, daß zum Michaelisfest ein allgemeiner Reichstag zu Würzburg Statt finden, und von dem-

ſelben Alles feſtgeſetzt werden ſollte was zur Herſtellung der Eintracht zwiſchen dem Reich und der Kirche erforderlich ſei.

Zu der beſtimmten Zeit begab ſich der Kaiſer mit einem großen Gefolge nach Würzburg; die ſächſiſchen Fürſten, der Erzbiſchof Adalbert, Alle die bisher gegen den Kaiſer geweſen, ſchlugen eine Tagreiſe von Würzburg entfernt ein Lager auf. Beide Theile begrüßten ſich durch gegenſeitige Botſchafter. Hierauf zogen die Gegner des Kaiſers der Stadt zu. Heinrich V empfing ſie außerhalb der Mauern. Sieben Tage herdurch wurden Berathungen gepflogen; der Kaiſer jedoch hatte die Vorſicht gehabt, die Geiſtlichen mit den weltlichen Fürſten zu Einer Verſammlung zu vereinigen: er war nunmehr überzeugt, daß die weltlichen Fürſten eine Minderung des Reiches nicht zugeben würden. Auch täuſchten ſie ſeine Erwartung nicht. Im Weſentlichen wurde Folgendes ausgemacht: „Fortan ſoll Niemand bei Todesſtrafe den allgemeinen Frieden im Reiche brechen; weltliche Dinge ſollen dem Reiche, kirchliche den Kirchen zuſtehen; den Beraubten ſollen ihre Güter, den Erben ihr Erbe, jeder Perſon, jedem Stande ſein eigenthümliches Recht zu Theil werden.“ Auch vom Bannfluche, dem Quell alles Aergerniſſes, war die Rede. Gegen denſelben wurde manches kühne Wort geſprochen, aber man glaubte doch über dieſe Sache nicht in Abweſenheit des Papſtes entſcheiden zu dürfen. Daher ward eine Geſandtſchaft nach Rom beſchloſſen, die den Papſt bewegen ſollte, in einer allgemeinen Kirchenverſammlung mit dem Kaiſer zu endigen. Zu Geſandten wurden der Erzbiſchof von Trier und der Abt Arnolf von Fulda gewählt.

Der Reichstag ging auseinander, die Abgeordneten begaben ſich nach Rom. Ueberall war die Freude groß, noch größer die Hoffnung. Viele bayeriſche Fürſten waren in Würzburg nicht gegenwärtig geweſen: auf einem öffentlichen Tag am Erſten November's zu Regensburg wurden die Beſchlüſſe allen Bayern vorgelegt, und ſie traten denſelben ſämmtlich bei. Auch in Bayern kehrten hierauf die Geiſtlichen die von ihren Sitzen vertrieben waren zurück. Kein Biſchof im Reiche weigerte ſich länger der Gemeinſchaft mit dem Kaiſer; wenn auch hier und dort ein ſtarker Bodenſatz

von Haß und Hader zurück geblieben war, so herrschte doch äußerlich Eintracht und Friede. Der Erzbischof Adalbert jedoch, über das Fehlschlagen aller seiner Künste einen tiefen Ingrimm nährend, wagte bald einen neuen Versuch, das Werk der Versöhnung gründlich zu verderben.

Am Ende des Monates December starb der Bischof Erlong von Würzburg. Der Kaiser begab sich sogleich nach dieser Stadt um zu verhüten, daß ein Bischof gewählt und ohne Investitur geweiht würde. Die Wahl wurde nach wenigen Tagen öffentlich ohne Heinrich's Einwirkung vorgenommen; die Geistlichen der Würzburger Kirche waren sämmtlich anwesend, den Probst Otto und den Diaconus Rudger ausgenommen. Durch Adalbert's Ränke fiel die Wahl auf einen ganz jungen Menschen ohne priesterliche Weihe, der noch den Schulwissenschaften oblag: er hieß Gebhard und gehörte zu dem Hause der Grafen von Henneberg. Der junge Mann ließ sich durch seine Verwandten zu der Annahme der Wahl bewegen. Heinrich V ertheilte ihm sogleich mit Ring und Stab die Belehnung; er stellte ihn auch zu Breidingen dem Erzbischofe vor, und Adalbert äußerte nicht das geringste Bedenken. Kaum aber war Gebhard nach Würzburg zurückgekehrt, so wurde von einigen Geistlichen der Würzburger Kirche im Kloster Schwarzach eine andere Wahl vorgenommen: der Diaconus Rudger, übrigens ein würdiger Mann, wurde gewählt und erhielt von dem Erzbischof Adalbert sogleich die Weihe. Aus dieser doppelten Wahl brach nun die alte Parteiung wieder hervor. Die Feinde des Friedens schrieen Zeter wider den Kaiser; die Freunde und Anhänger des Kaisers waren von Unmuth und Schmerz über den heillosen Vorgang durchdrungen; selbst die Hohenstaufen liessen ab von ihrem Eifer für den Oheim: sie waren um so verdrießlicher, da Konrad erst vor Kurzem, um die Sache desselben zu fördern, das Herzogthum in Ostfranken gutwillig aufgegeben hatte. Der Bischof Gebhard behauptete sich indeß in Würzburg, und Rudger hielt sich mit Mühe in einem entfernten Theile des Bisthums. Einige Fürsten machten zwar den Versuch, den geweiheten Bischof Rudger mit bewaffneter Macht auf den bischöflichen Stuhl zu setzen: die

Bürger von Würzburg aber traten für den vom Kaiser investirten Bischof unter die Waffen und schlugen die fürstlichen Mannschaften in die Flucht. Der Kaiser selbst empfand den größten Aerger; sein ganzer Zorn aber fiel auf Adalbert, den Urheber und Pfleger der neuen Wirrnisse. Adalbert fürchtete eine schwere Züchtigung; um sich so gut als möglich zu vertheidigen, ließ er die uralte gänzlich verfallene Festung Aschaffenburg eiligst herstellen, vermehrte aber durch dieses Werk nur den Aerger und den Zorn des Kaisers.

Während auf solche Weise ein neuer Brand in Teutschland aufging, ward in Rom verständig und mild an der Ausgleichung der Händel gearbeitet. Die Abgeordneten des Reichstags in Würzburg waren glücklich in Rom angelangt. Der kluge Papst Calixt II erkannte aus ihrem und aus andern Berichten, daß in dem Streite zwischen der Kirche und dem Reiche nunmehr die Wage einstand, daß er mit einem starken Worte, mit einem harten Spruche leicht ein Gewicht in des Kaisers Schale werfen könnte. Aber er scheint auch eingesehen zu haben, daß er, wenn er in die Ansichten der teutschen Fürsten einginge, immer noch genug für die Kirche retten würde. In dem letzten Jahre nämlich war nie mehr die Rede gewesen von der Stellung des apostolischen Stuhles zum Kaiser und zum Reiche. Heinrich V selbst hatte seinen Papst Gregor VIII gänzlich aufgegeben und mit ihm, Calixt II, unterhandelt, als wäre an seiner rechtmäßigen Gewalt gar nicht zu zweifeln. Ebenso wenig hatten teutsche Fürsten Einwürfe gegen diese Gewalt gemacht, und doch war er nur durch die Wahl eines Theiles der Cardinäle zu seiner Würde gelangt und hatte die Bestätigung seiner Wahl vom Kaiser nicht erhalten. Hildebrand's Verordnung wegen der Papstwahl war also anerkannt, der römische Stuhl stand über allen bischöflichen Sitzen, die Kirche war unabhängiger vom Reich als das Reich von der Kirche gemacht, der Papst freier und höher als der Kaiser gestellt: denn die Kirche schuf sich frei ihr Haupt, der Papst waltete frei in allen kirchlichen Dingen, der König hingegen mußte von allen Fürsten des Reiches, geistlichen sowohl als weltlichen, gewählt, wenigstens anerkannt werden, und der gewählte König wurde nicht eher

Kaiser, also nicht eher Landesherr von Rom, als bis er über den Schwellen der Apostel von dem Papste die Krone empfangen hatte.

Calixt II schrieb an den Kaiser einen sehr freundlichen Brief, in welchem er sich ihrer Verwandtschaft erinnerte, in welchem er Frieden, Eintracht und Liebe athmete und sich bereit erklärte, dem Kaiser zu gewähren was des Kaisers ist, wenn die Kirche behalte was Christi ist. Auch schickte er eine Gesandtschaft, bei welcher sich der alte ehrwürdige Cardinal Lambert von Ostia befand, nach Teutschland. Die Gesandten fanden in Teutschland die Gemüther wegen der Würzburger Angelegenheit höchst aufgeregt. Sie aber suchten zu beruhigen, fanden den Kaiser nur einer Uebereilung schuldig, warfen die größte Schuld auf den Erzbischof Adalbert. Sie bewirkten ein vorläufiges Abkommen, nach welchem die Würzburger Sache vor der Hand unentschieden bleiben sollte; alsdann waren sie glücklich genug, den ersehnten Frieden wirklich zum Abschlusse zu bringen. Und Adalbert von Mainz, als er den Gang der Dinge überschauete, wirkte nun selbst auf das Eifrigste für die Herstellung des Friedens.

Der Cardinal Lambert schrieb eine Kirchenversammlung aus, die am 8. September's 1122 in Mainz eröffnet werden sollte. In einem sehr freundlichen Schreiben bat er den Kaiser diese Versammlung mit seiner Gegenwart zu beehren. „Wir wollen, setzt der Cardinal hinzu, Nichts gegen Euch, sondern Alles mit Vorbehalt der Gerechtigkeit für Euch thun; wir haben nicht die Absicht, die Ehre Eueres Reichs in irgend einer Weise zu mindern, sondern in aller Weise zu mehren." Heinrich versprach zu kommen, wünschte aber, daß die Versammlung in Worms Statt finden möge: er wollte nicht an dem Sitze des verhaßten Adalbert erscheinen, sondern fand angemessener, daß Adalbert bei ihm, in seiner lieben Stadt Worms, erschiene. In Worms dauerten die Verhandlungen in Gegenwart der Kaisers etwa acht Täge. Man ward einig, und das, worüber man einig geworden, stellte man in zwei Urkunden zusammen, von welchen die eine vom Kaiser, die andere vom Papste vollzogen werden sollte. Die kaiserliche Urkunde enthält in der Hauptsache nur Hein-

rich's V Erklärung, daß er, aus Liebe zu Gott, zu der heiligen römischen Kirche, zum Papste Calixt, zum Heile seiner Seele jede Investitur durch Ring und Stab an Gott, an die heiligen Apostel Petrus und Paulus, an die heilige katholische Kirche zurückgebe und in allen Kirchen seines Reichs und seines Kaiserthumes die kirchenrechtliche Wahl und die freie Weihung zugestehe. In der päpstlichen Urkunde sind folgende drei Bestimmungen ausgesprochen: im teutschen Reiche sollen die Wahlen der Bischöfe und Aebte nach den Satzungen der Kirche ohne Simonie und Gewalt in Gegenwart des Kaisers Statt finden: bei einem entstandenen Zwiste soll der Kaiser nach dem Rath und der Entscheidung des Erzbischofs und der Bischöfe des Landes der verständigern Partei Hülfe gewähren; der Erwählte soll die Regalien vom Kaiser mit einem Scepter empfangen und alsdann von denselben dem Kaiser leisten, was er zu leisten schuldig ist; in andern Theilen des Kaiserthumes soll der Geweihte binnen sechs Monaten die Regalien durch das Scepter vom Kaiser erhalten.

Durch diesen Vertrag ward offenbar der lange Streit nicht geendigt; er war zweideutig und ließ Alles ungewiß. Der Kaiser überließ Ring und Stab dem Altar, und erhielt dafür das Scepter: eine Veränderung der Zeichen aber konnte unmöglich eine Veränderung der Dinge bewirken. Der Kaiser entsagte aller Einwirkung auf die Wahl der Bischöfe und Aebte, aber zwischen dem teutschen Reich und dem Kaiserthum ist ein Unterschied gemacht: im teutschen Reiche soll die Wahl in Gegenwart des Kaisers Statt finden; von der Gegenwart des Kaisers bei den Wahlen in den übrigen Ländern des Kaiserthums ist keine Rede. Die Gränzen des teutschen Reichs aber waren nicht bestimmt; gewiß gehörte Italien nicht zum teutschen Reich; ob aber Burgund, ob Lothringen, ob die slavischen Länder zum teutschen Reiche gehörten, konnte leicht in Zweifel gestellt werden. Der Kaiser behielt im Reiche der Teutschen durch seine Gegenwart bei den Wahlen immer die Möglichkeit, auf dieselben ein zu wirken; bei streitigen Wahlen sollte er sogar einwirken. In den übrigen Ländern hingegen durfte Alles in seiner Abwesenheit,

gleichſam hinter ſeinem Rücken abgemacht werden. Auch behielt der Kaiſer das Recht der Inveſtitur durch das Scepter überall, wenn gleich das Wort Inveſtitur aufgegeben iſt; aber auch bei dieſer Inveſtitur iſt ein Unterſchied zwiſchen dem Reich und dem Kaiſerthume gemacht: im teutſchen Reiche ſoll „der Gewählte," in den übrigen Ländern des Kaiſerthumes „der Geweihte" durch das Scepter binnen ſechs Monden die Regalien vom Kaiſer empfangen. Dort mußte man daher vor der Wahl gewiß ſein, daß der Kaiſer die Inveſtitur ertheilen werde, folglich zuvor eine Verſtändigung mit dem Kaiſer getroffen, ihm eine Einwirkung auf die Wahl zugeſtanden haben; hier war ungewiß, ob der Geweihte die Inveſtitur vom Kaiſer erbitten oder ob der Kaiſer verpflichtet ſein ſollte, demſelben die Inveſtitur zu ertheilen: in beiden Fällen waren Mißverſtändniſſe und Streitigkeiten wenn nicht nothwendig doch wahrſcheinlich. Ueberdieß ſind die Regalien der römiſchen Kirche von der Beleihung durch das Scepter ausdrücklich ausgenommen, und von der Beſtätigung des Papſtes durch den Kaiſer iſt keine Rede. Es ſcheint alſo, als ſei der Papſt lediglich durch die Cardinäle zum apoſtoliſchen Sitze zu erheben und durch dieſe Erhebung zugleich Landesherr in allen Beſitzungen der römiſchen Kirche. Endlich iſt der Vertrag lediglich zwiſchen dem Kaiſer Heinrich und dem Papſte Calixt abgeſchloſſen: der Kaiſer Heinrich gewährt dem Papſte Calixt, der Papſt Calixt verſpricht dem Kaiſer Heinrich; ihrer Nachfolger wird nicht gedacht, ihre Nachfolger ſind daher auch nicht durch den Vertrag gebunden. Der Vertrag von Worms oder das ſogenannte Calixtiniſche Concordat hat alſo den alten Streit zwiſchen der Kirche und dem Reich nur unterbrochen, keineswegs entſchieden; es iſt kein Friedensſchluß zu Stande gekommen, ſondern nur eine nothdürftige Uebereinkunft für den Augenblick.

Dennoch, als die Urkunden am 23. September's 1122 auf freiem Felde bei Worms einer großen Volksmenge vorgeleſen wurden, ſprach dieſelbe mit Einem Mund ihre freudige Anerkennung aus. Noch größer wurde der Jubel, als der Cardinal Lambert von Oſtia, nach einem feierlichem Gottesdienſte, dem Kaiſer das heilige Abendmahl reichte, den Frie-

denskuß gab und Alle, die während des Streites zu ihm gehalten hatten, vom Banne lossprach und wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufnahm. Mitten in diesem Jubel zogen die teutschen Fürsten durch die Gauen des Vaterlandes wie Boten des Friedens in ihre Heimath.

12.

Heinrich's V letzte Jahre und Tod. Das Reich beim Aussterben des fränkischen Hauses.

Die Einigkeit zwischen dem Kaiser Heinrich und dem Papste Calixt ist fortan stets, die Freude in Teutschland über das Abkommen von Worms nur kurze Zeit ungestört geblieben. Seit zwei Menschenaltern hatte man sich gewöhnt, die Zwietracht zwischen dem Reich und der Kirche als die Ursache aller Uebel an zu sehen; man hatte vergessen, daß auch vor diesem Streite Haß und Hader, Feindseligkeiten und Fehden, Raub und Verwüstung, Treulosigkeit und Verrath geherrscht hatten: so lange Unterdrückung als Macht, Streitsucht als Tapferkeit, Trotz als Ehre, Raub als Gewinn betrachtet wurden, war auch an einen innern Frieden, an Förderung friedlicher Werke nicht zu denken. Das Wormser Concordat hatte nicht alle Begierden befriedigt, aber manche Hoffnungen vereitelt. Daher zeigten sich bald überall Horden von Räubern, die sich Ritter nannten, und trieben ihr Gewerbe mit dem schamlosesten Trotz, am Liebsten auf den Gütern der Kirche. Wirrnisse von größerer Bedeutung blieben nicht lange aus.

Am Weihnachtsfeste 1122 befand sich der Kaiser zu Utrecht. Zwischen seinem Gefolge und den Dienstleuten des Bischofes kam es zu Reibungen, zu den Waffen. Auf beiden Seiten Verwundete und Todte. Der Sieg blieb den Kaiserlichen. Die Bischöflichen zogen sich in einen festen Thurm. Heinrich V faßte Verdacht gegen den Bischof Godebald. In seinem Argwohne ließ er diesen Priester zur Haft bringen.

Zu derselbigen Zeit geriethen sächsische Fürsten in Streit. Der Herzog Lothar verlegte seinen Sitz von Lüneburg nach Blankenburg. Dadurch erregte er bei andern Fürsten den

Verdacht gefährlicher Entwürfe. Die Leute des Bischofes von Halberstadt fingen an die alte Heimenburg zu befestigen. Lothar sammelte eine kriegerische Mannschaft um das Werk zu stören. Hierauf eilten der Bischof Reinhard von Halberstadt, der Markgraf Heinrich von Stade, der Markgraf von Meissen, Heinrich von Eilenburg, der Graf Ludwig von Thüringen und andere Fürsten heran, um dem Herzoge zu begegnen. Dem Herzoge zu Hülfe zog aber der Erzbischof Adalbert von Mainz, durch dessen Vermittelung ein Kampf abgewendet ward: er brachte einen Vergleich zu Stande, nach welchem die Heimenburg dem Herzoge zur Zerstörung überlassen werden mußte.

Diese beiden Vorgänge wirkten weiter. Die Verhaftung des Bischofes von Utrecht erregte in den Niederlanden großes Aergerniß. Die Gräfin Gertrud Petronella von Holland, des Herzoges Lothar Schwester, Verweserin des Landes für ihren unmündigen Sohn Thiedrich, trug kein Bedenken sich von dem Kaiser los zu sagen. Im Monate Junius, 1123, erschien der Kaiser in diesen Gegenden. Er belagerte die Burg Schulenberg, zum Bisthum Utrecht gehörend, deren Eroberung ihm den Weg nach Holland öffnen sollte. Aber auch der Herzog Lothar und der Bischof von Münster zogen heran, und wandten ihre Macht gegen die kaiserliche Feste Deventer. Der Kaiser gab Schulenberg auf um Deventer zu retten. Lothar zog sich um so schneller zurück, da in Thüringen Wirrnisse entstanden, die ihm nicht gleichgültig waren. Hierauf unterwarf sich die Gräfin Gertrud dem Kaiser; der Bischof von Utrecht erhielt gegen Ueberlieferung seiner Burg Schulenberg die Freiheit; der Kaiser ließ die Burg zerstören.

Inzwischen trug sich Folgendes zu. Vor vielen Jahren war der Markgraf in Meissen Heinrich der Aeltere von Eilenburg, ohne Kinder zu hinterlassen, gestorben; ein Oheim des Verstorbenen Thimo von Wettin war von Heinrich IV mit der Markgrafschaft belehnt worden, aber nicht zum Besitze gelangt. Hierauf hatten Thimo's Söhne die Grafen Konrad und Dedo von Wettin Anspruch nach Erbrecht erhoben; Gertrud aber die Wittwe des Markgrafen Heinrich war-

ihnen mit der Erklärung entgegengetreten: sie sei schwanger; ihrem Kinde müsse das Erbrecht auf die Markgrafschaft vorbehalten bleiben. Sie bewies die Wahrheit ihrer Erklärung auf die unzweideutigste Weise, aber sie zerstörte große Hoffnungen. Als sich die Nachricht verbreitete, die Markgräfin habe einen Knaben geboren und ihm den Namen Heinrich gegeben, da wurde behauptet, der Knabe sei ein Wechselbalg; Gertrud habe eine Tochter zur Welt gebracht, gegen dieselbe den Sohn eines Kochs eingetauscht. Die Lehnleute des Landes Meissen indeß erklärten sich für den kleinen Heinrich, die Mutter verwaltete in seinem Namen das Land auf eine Achtung gebietende Weise; auch waren große Fürsten für sie, vor allen der Herzog Lothar ihr Eidam. So wie aber der junge Markgraf heranwuchs, wurde die alte Mähr durch mancherlei Spöttereien wieder aufgefrischt: oft ward ihm ein Bratspieß vor die Thüre gestellt. Nach dem Tode seiner Mutter suchte er Rache. Es gelang ihm den Grafen Konrad von Wettin in einer Fehde gefangen zu nehmen, und nach der Burg Kirchberg bei Jena abzuführen.

Während sich nun der Kaiser Heinrich im Jahre 1123 im Bisthum Utrecht befand, starb der junge Markgraf Heinrich von Meissen wie man glaubte durch Gift. Da verlieh der Kaiser die Markgrafschaft Meissen dem Markgrafen von der Lausitz Wicbert von Groitsch, den übrigen Theil der Länder die Heinrich besessen hatte, die alte thüringische Nordmark, dem Grafen Hermann von Winzeburg. Um dieselbe Zeit aber war der Graf Konrad von Wettin aus seiner Haft zu dem Herzoge Lothar vor Deventer entkommen. Der Herzog verließ sogleich mit seinem Schützlinge den untern Rhein und eilte an die Elbe. Adalbert, gewöhnlich Albrecht der Bär genannt, Sohn des Grafen Otto von Ballenstedt und der Tochter des letzten Billungers, des Herzoges Magnus von Sachsen, schloß sich ihm an. Diesen Fürsten gelang es, den Grafen von Wettin in die Markgrafschaft Meissen ein zu setzen, ehe der kaiserliche Markgraf Wicbert von Groitsch heran zu kommen vermochte. Hierauf zog Lothar mit Albrecht dem Bären nach Eilenburg und setzte ihn in den Besitz des Landes, das der Kaiser dem Grafen Hermann von Win-

zeburg ertheilt hatte. Von den Rechten des Thrones, von der kaiserlichen Würde war keine Rede.

Heinrich V war höchst aufgebracht; aber er wagte nicht den Rhein zu verlassen um an der Elbe einen Kampf zu bestehen. Also trug er den Herzogen von Böhmen und Mähren auf nach Meissen zu ziehen, die Sachsen zu vertreiben, den Markgrafen Wiebert in sein Reichsamt ein zu setzen. Wiebert selbst rüstete sich zum Streit, und auch der Erzbischof Adalbert von Mainz, der bei keinem Wirrnisse fehlen machte, eilte ihm zu Hülfe. Die Böhmen und Mähren zogen die Elbe herab; Wiebert und Adalbert kamen an die Mulde: der Herzog Lothar stand mit den Seinigen zwischen den beiden feindlichen Heeren. Dennoch kam es zu keinen kriegerischen Auftritten. Der Erzbischof Adalbert führte ein Abkommen herbei, nach welchem Alles blieb, wie es der Herzog Lothar geordnet hatte. Was den Grafen Wiebert und Hermann versprochen worden, ist ungewiß: Wiebert aber war der Erste, der das Feld räumte; hierauf zogen die Böhmen ab, alsdann erst kehrte der Herzog Lothar heim. Der Erzbischof Adalbert blieb in Thüringen. Da hier der Graf Ludwig gestorben war, so glaubte Adalbert, der Augenblick sei günstig, die alten Ansprüche seines Stuhls auf den Zehnten in Thüringen geltend zu machen: wahrscheinlich hatten Lothar, Wiebert, Konrad diesen Versuch genehmigt. Adalbert begann sein Werk in der Mark Duderstadt; die Bewohner aber leisteten einen so erbitterten Widerstand, daß die Leute des Erzbischofes nur durch Anwendung der rohesten Gewalt den Zehnten bei zu treiben vermochten. Und kaum hatte sich die Nachricht von diesen Auftritten verbreitet, so zogen 20,000 kampfgerüstete Männer aus allen thüringischen Gauen gegen Erfurt, wo sich Adalbert befand. Der erschrockene Erzbischof lenkte sogleich ein, redete mit Gewandtheit süße Worte zu den Thüringern, gab seine Forderung auf und bewog die beruhigten Thüringer zur Rückkehr in ihre Wohnung.

Der Kaiser Heinrich V ließ alle diese Dinge gehen wie sie gingen. Er zeigte sich immer unentschlossener, immer schwächer. Die Kräfte seines Geistes waren verbraucht. Ihm fehlte die Spannkraft der Seele, die sein Vater bewährt

hatte. Bei einem großen kalt berechnenden Verstande war er arm an Gemüth und fand daher keine Theilnahme, keine Liebe, arm auch an Phantasie, welche die Hoffnung zu erhalten, die künftigen Tage mit frischen Bildern zu schmücken vermocht hätte. Er stand grausig einsam zwischen der Vergangenheit und der Zukunft; sein Vater hatte in dem Unglücke seiner Kindheit und Jugend immer einen großen Trost, manche Entschuldigungen für seine Verirrungen in spätern Jahren gefunden: wenn er die Rechnung seines Lebens zog, so ist ihm vielleicht keine schwere Schuld auf dem Herzen liegen geblieben. Wenn aber Heinrich V auf sein Leben zurück schauete, so trat ihm am Anfange seiner Bahn der Schatten seines Vaters, eine Gestalt entgegen, deren Anblick sein Auge nicht ertragen konnte; richtete er aber seinen Blick in die Zukunft, so drohte ihm zwar kein Sohn mit der Rächung der Sünden, die er an seinem Vater begangen hatte, aber ihm stand auch kein Sohn zur Seite, für den er ringen und kämpfen, dem er einst Thron und Reich hinterlassen konnte. Keine Treue der Vassallen, keine Liebe der Städte entschädigte ihn. Daher ist wahrscheinlich, daß er mit Gleichgültigkeit, mit Ueberdruß in das Getreibe der Welt hinein geschauet habe, der Händel müde, des Lebens satt.

Am Zweiten Februar's des Jahres 1124 trat eine Mondfinsterniß ein. Diese Erscheinung bewog den Hohenstaufen Konrad zu dem Gelübde einer Fahrt nach dem heiligen Lande. Dem Kaiser fiel schwer auf die Seele, daß ein Hohenstaufe ihn verlassen wollte, um für Sünden zu büßen, die er nur in seinem Dienste begangen haben konnte. Nachdem er in der Fastenzeit mit einigen Fürsten eine Unterredung zu Worms gehabt hatte, berief er auf den 7. Mai's einen Reichstag nach Bamberg. Zu der Wahl dieses Ortes ward er durch das Drängen vieler Bischöfe bestimmt, die dem Bischof Otto die Last eines Reichstags auflegen wollten, weil er einfach lebte und Vermögen zu frommen Werken gesammelt hatte: sie hielten ihm Rechnung über seinen Reichthum, nicht über die Verwendung desselben. In dieser Zeit war er im Begriffe mit Erlaubniß des Papstes zu den Pommern zu gehen, um unter diesem Volke das Christenthum zu begründen, zu

befestigen, zu reinigen. Dennoch nahm der ehrwürdige Priester den Kaiser und die Fürsten des Reiches mit der größten Bereitwilligkeit auf und gewährte mit seltener Freigebigkeit weit mehr als er zu gewähren schuldig war. Unter der großen Zahl der versammelten Fürsten fehlte der Herzog Lothar und seine Verbündeten. Dagegen schickte derselbe einen Gesandten mit dem Herzoge Sobieslav von Böhmen, der von seinem Bruder Bolislav vertrieben war. Dieser Gesandte verlangte in Lothar's Namen, daß der Kaiser dem vertriebenen Sobieslav Recht verschaffen sollte. Der Kaiser und alle Fürsten sahen es als Hohn an, daß ein Fürst des Reiches, der gegen den Kaiser in offener Empörung stand, ihn an Recht und Gerechtigkeit zu erinnern wagte. Man beschloß eine kriegerische Fahrt gegen Lothar, die im Monat August Statt finden sollte.

Der Kaiser fand an dem bestimmten Sammelplatze nur wenige Fürsten mit ihren Mannschaften. Daher schien ihm die Fahrt nach Sachsen bedenklich. Eben so bedenklich kam ihm die Entlassung der versammelten Krieger vor: sie schien ihm ein öffentliches Bekenntniß von Verlassenheit und Schwäche zu sein. Um mit einiger Ehre aus dieser Lage zu kommen, entschloß er sich zu einem andern Unternehmen. Um diese Zeit war ein alter Krieg zwischen Heinrich I von England und Ludwig VI von Frankreich neu entbrannt: der Kaiser wollte seinem Schwiegervater zu Hülfe ziehen. Und ihm gelang, die anwesenden Fürsten für diese Fahrt zu gewinnen. Er nahm seine Richtung auf Reims.

Aber seine Absicht war dem Könige Ludwig verrathen worden. Erschrocken vor der Macht, die im teutschen Namen lag, rief derselbe ganz Frankreich auf wider solche Gefahr. Mit seltener Bereitwilligkeit eilten die Barone des Landes zum Schutze des Reiches herbei. Der fromme König wandte sich an den heiligen Dyonisius, seines und des Reiches steten Vertheidiger, flehte ihn um seinen Beistand an, empfing die Fahne seines Heiligthumes, die Oriflamme, und begab sich mit diesem Zeichen großer Gefahr und frommer Gesinnung an die Gränze. Die französischen Ueberlieferungen wissen kaum Worte zu finden, um ihr Erstaunen und ihre Freude über die Größe des Heers aus zu drücken, das sich

um den König versammelte: sie vergleichen die Menschenmasse mit einem Heuschrecken-Schwarm. Im kaiserlichen Heere dagegen gab es Viele, die dem Unternehmen abgeneigt waren. Durch dieselben wurde die Nachricht von dem Anströmen der Franzosen im Heere verbreitet um Ungewißheit und Schrecken zu verbreiten. Der Kaiser selbst war betroffen, zweifelte wenigstens an einem glücklichen Erfolge. Da traf die Nachricht von einem bedenklichen Vorgang in Worms ein; Heinrich V benutzte dieselbe gern, um ein Werk auf zu geben, das er nur aus Verlegenheit begonnen hatte. Worms nämlich war dem Bischofe Burchard noch nicht wieder übergeben worden; Heinrich hatte in derselben fortwährend eine Besatzung. Jetzt hatte sich der Bischof mit den Waffen der Stadt bemächtigt; der Herzog Friedrich von Schwaben hatte ihm zu dieser Eroberung Hülfe geleistet, und der Bischof hatte sogleich angefangen, die Stadt noch mehr zu befestigen.

Diese Vorgänge waren dem Kaiser um so bedenklicher, da die Sachsen in ihrer alten Widerspänstigkeit beharrten. Also trat er unbedenklich den Rückzug an, ohne mit dem Könige Ludwig irgend ein Abkommen getroffen zu haben. Die Franzosen verfolgten den Kaiser nicht. In ihrem Lager fehlte es keineswegs an kühnen Vorschlägen, an wunderlichen Großsprechereien; aber auch die Verwegensten kamen bald zu der Einsicht, daß „die Flucht des Kaisers bei dem bloßen Anblicke der französischen Waffen ein viel schönerer Sieg sei, als ein Sieg in der Schlacht.“ Das französische Heer lös'te sich auf, ein Jeder kehrte selbst zufrieden in seine Heimath zurück. Der Kaiser aber erschien bald vor der Stadt Worms. Es kam zum Kampfe. Der Bischof Burchard verließ die Stadt; die Vertheidiger derselben, die Lehnleute des Bisthums unterwarfen sich; die Bürger von Worms mußten dem Kaiser eine schwere Buße bezahlen, weil sie, obwohl gezwungen, dem Bischofe gedient hatten.

Dieses war die letzte Handlung des Kaisers Heinrich V. Er hatte mit der Zerstörung von Rufach begonnen, er endigte mit der Züchtigung von Worms das keine Züchtigung verdient hatte. Fortan beschäftigte er sich nur mit der Herstellung des Friedens im Reich. Ein krebsartiges Geschwür hatte ihn noch empfindlicher für die Eindrücke der letzten Un-

fälle gemacht. Der folgende Winter war nicht geeignet Heiterkeit in seine Brust zurück zu bringen: strenge Kälte, große Hungersnoth, furchtbare Seuchen. Der Tod mähete die Menschen grausam hinweg, keinen Stand verschonend, kein Alter, kein Geschlecht. In dem Jahre 1125 soll der dritte Theil der Menschen zu Grunde gegangen sein. Oft fehlte es an Lebenden um die Todten zu begraben. Der Kaiser wählte unter solchem Jammer zur Feier des Osterfestes Lüttich, jene Stadt, wo seinem Vater die letzte Stunde entgegen getreten war. Zum Pfingstfeste war er in Utrecht. Hier wurde das Gefühl annähernder Auflösung so stark, daß er sich in aller Weise mit Gott, mit der Kirche, mit allen Menschen zu versöhnen suchte. Er ließ seine Gemahlin Mathilde, seinen Neffen, den Herzog Friedrich und andere Fürsten zu sich kommen. Dem Herzoge Friedrich überwies er sein Vermögen und empfahl ihm seine Gemahlin. Die Krone und die übrigen Zeichen der königlichen Würde befahl er in der Burg Hammerstein auf zu bewahren. Alsdann empfing er das heilige Abendmahl und starb am 23. Mai's, 1125, von Vielen gehaßt, von Wenigen betrauert, von Einigen beweint, von Niemand zurück ersehnt. Sein Leichnam ist im Dome zu Speier neben seinem Vater, seinem Großvater, seinem Urgroßvater mit kalter Pracht beigesetzt worden.

Mit ihm, Heinrich V, starb das Haus der fränkischen Kaiser aus. Dieses erhabene Haus hatte im Ablauf eines Jahrhundertes vier Männer von Geist und Kraft in ununterbrochener Reihe zum Throne der Teutschen gebracht, wie sie aus keinem andern Königshause hervorgegangen sind, weder zuvor noch hernach. Es hat den größten König der Teutschen erzeugt und den unglücklichsten. Ohne eine Reihe mächtiger Vorfahren ist dasselbe rasch empor gestiegen und zu unerhörter Herrlichkeit gelangt. Es hat Alles sich selbst verdankt. Von einer feindlichen Welt umgeben haben die Könige Nichts ein zu setzen gehabt als die Kraft des eigenen Geistes. Die Welt hat nur dadurch Etwas gegen dieselben vermocht, daß sie die Kindheit zu mißbrauchen, die Jugend zu verlocken sich nicht gescheuet hat. Die fränkischen Kaiser haben Fehler gemacht und Sünden gebient: Alles Große aber, das sie vollbracht, ist aus ihnen selbst, alle Fehler, in welche sie gefallen, alle Sünden

die sie gethan, sind aus den Verhältnissen hervorgegangen. Konrad II und Heinrich III sind die Helden ihrer Zeit, Heinrich IV und Heinrich V die Opfer der ihrigen gewesen. Alle vier haben, wenn sie frei von den Netzen der Arglist waren, nach Einem Ziele gestrebt: nach der Ehre des Reiches, nach der Festigkeit des Thrones, dem Glanze der Krone, der Einheit des teutschen Volkes. Für diese großen Güter haben sie gerungen und geduldet, geirrt und gesündigt. Die fränkischen Kaiser haben dem Reiche, der Krone, dem Volke Nichts vergeben. Bei dem Tode Heinrich's V war Teutschland noch das erste Reich in der christlichen Welt; es konnte das stärkste, das sicherste Reich werden, ein einiges, großes Volk umfassend, schützend, verherrlichend. In ihrer Geschichte aber stand auch mit feurigen Zügen eingeschrieben, welchen Weg die folgenden Könige ein zu schlagen hatten, um dieses große Ziel zu erreichen: sie mußten, lediglich die Ehre des Reiches, die Würde der Krone im Auge, für ihr Haus keine andere Macht erstreben als welche im Reiche lag; sie mußten jede feindliche Berührung mit den Päpsten vermeiden und das Verhältniß befestigen, das zwischen dem Reich und der Kirche durch das Wormser Concordat gewonnen war; sie mußten die unglückseligen Fahrten nach Italien aufgebend ihre ganze Kraft dem teutschen Volke zuwenden; sie mußten endlich die untern Menschenklassen zu heben, zunächst das Leben in den Städten zu fördern, die Anmaßung des Adels zu bekämpfen, das Lehnwesen auf zu lösen, zu zerstören suchen. Das Alles war nothwendig. Wenn aber die künftigen Könige der Teutschen, diesen Grundsätzen entgegen, eine besondere Hausmacht selbst auf Kosten der Macht des Reichs erstrebten, die Bannflüche der Päpste auf sich zogen, die Kirche verwirrten und feindselig stimmten, die heillosen Züge nach Italien erneuerten, endlich den freien Geist in den Städten verachteten, den Adel begünstigten, das Lehnwesen befestigten: so mochten die Könige der Teutschen immerhin als Männer und Helden Ehre und Ruhm gewinnen, das Schicksal des Reichs aber war entschieden, die Entwürdigung des Thrones gewiß, die Auflösung des teutschen Volks in besondere Völklein unvermeidlich.

Zweiundzwanzigstes Buch.

1.

Wahl und Krönung des Sachsen Lothar.

Der Hohenstaufe, Herzog Friedrich von Schwaben, Heinrich's V Neffe, Ein-Auge beigenannt, ein Mann von 35 Jahren, mit den schönsten menschlichen und fürstlichen Tugenden geschmückt, hatte als Jüngling überall treu zum Kaiser gehalten, als Mann sich nicht selten von dem Oheim abgewendet. Mäßigung und Besonnenheit hatten ihn nie verlassen; an Tapferkeit und Tüchtigkeit hatte er Keinem nachgestanden. Längst ein reicher Herr, hatte er jetzt die ganze Erbschaft Heinrich's V in Besitz zu nehmen. Die Schwaben hielten zu ihm mit Ergebenheit und Vertrauen; an seinem Bruder Konrad, dessen Rückkehr aus dem heiligen Land erwartet wurde, hatte er einen treuen Gehülfen; Herzog Heinrich der Schwarze von Bayern war sein Schwiegervater; seine Mutter war mit dem Markgrafen Leopold von Oestreich in zweiter Ehe vermählt; das Haus der Zähringer war ihm befreundet, Burgund nicht abhold, Lothringen ohne irgend eine feindselige Gesinnung.

Ein solcher Fürst hegte Friedrich den Glauben, daß ihm die Krone nicht entzogen werden könne; aber er war im Irrthume. Viele Fürsten hielten dafür, daß auch jetzt einem starken König ein schwacher vor zu ziehen sei, den man nöthigen könne Bewilligungen zu unterschreiben, Ungerechtigkeiten zu bestätigen. Andern war der Herzog Friedrich zuwider, weil er der Erbe des kaiserlichen Hauses war, dessen Nachlaß sie gern getheilt hätten. Mancher sah auch die Ho-

henstaufen als Emporkömmlinge an, die ihre Größe lediglich einer Laune Heinrich's IV verdankten. Die Geistlichen endlich, die den apostolischen Grundsätzen anhingen, verlangten, daß jetzt nach dem Untergange des ketzerischen Kaiserhauses der Kirche für Gegenwart und Zukunft der Sieg über das Reich verschafft werden sollte.

Die Seele aller Gegner des Herzoges war Adalbert von Mainz, der schon längst vor Heinrich's V Tode Ränke aller Art gesponnen hatte, um den Hohenstaufen vom Thron entfernt zu halten. Auch war er wohl schon mit dem Fürsten, den er erheben wollte, einverstanden: mit dem Herzoge Lothar von Sachsen, dessen Erhebung allein möglich, der auch für Adalbert's Zwecke allein geeignet zu sein schien. Zwar durfte Lothar nicht gering geachtet werden; auch er hatte viele lobwürdige Eigenschaften; er hatte sich einen Namen gemacht im teutschen Volk und besonders den Ruhm kriegerischer Tüchtigkeit gewonnen; aber er war dem Erzbischof als ein beständiger Feind Heinrich's V willkommen; auch hatte er nicht die Macht der Hohenstaufen: Sachsen's ungewisse Verhältnisse zu den slavischen Völkern schwächten seine Gewalt im Reich. Adalbert glaubte daher, Lothar würde der Geistlichkeit nicht zu entbehren vermögen, vielmehr sich nachgiebig gegen die Kirche beweisen müssen. Ueberdieß war Lothar schon in höhern Jahren und hatte nur eine einzige Tochter Gertrud. Ein langer Streit zwischen ihm und der Kirche war in keinem Falle zu fürchten.

Heinrich V hatte die Zeichen der königlichen Würde seinem Neffen Friedrich zur Aufbewahrung anvertrauet. Dadurch hatte er denselben aufgefordert sie fest zu halten. Wenn Friedrich nach des Kaisers Tod einen öffentlichen Tag veranstaltet hätte, so würde er ohne allen Zweifel wenigstens von den Schwaben, den Bayern und den Franken als König begrüßt worden sein; auch Burgund und Lothringen würden ihn anerkannt haben. Aber Friedrich ging einen andern Weg. Er ließ sich durch Adalbert überreden, daß die teutschen Fürsten ihn erwählen würden und erwählen müßten, daß aber seine Wahl nur als frei erscheinen könnte, wenn er die Zeichen der königlichen Würde zu freier Verfügung auslieferte.

Friedrich gab dieſe Zeichen in Adalbert's Hände, als des erſten geiſtlichen Fürſten im teutſchen Reiche. Hierauf lud Adalbert die ſämmtlichen Fürſten des Reichs auf den 24. Auguſt's, 1125, zu einem öffentlichen Wahltage nach Mainz.

Die Fürſten zogen mit großen Maſſen von Lehnleuten zu dieſem Tag. Es ſollen nicht weniger als 60,000 Mann, bewaffnet und zu Roß, zuſammen gekommen ſein. Auch fanden ſich Legaten des Papſtes Honorius' II ein. Die Fürſten lagerten ſich auf beiden Seiten des Rhein's; der Herzog Friedrich auf der linken, der Herzog Lothar auf der rechten. Die Fürſten traten zur Berathung in Mainz zuſammen: der Herzog Friedrich jedoch auf Adalbert bauend erſchien nicht in dieſer Verſammlung, damit ſeine Wahl deſto freier, deſto glänzender erſcheinen möchte. Sein Ausbleiben aber ward argliſtig gedeutet: man ſchrieb es entweder ſeiner Furcht oder ſeinem Stolze zu. Adalbert bewog die Verſammlung, aus den Bayern, den Schwaben, den Franken, den Sachſen, je zehn Männer zu der Wahl eines Königes zu erkieſen: der Fürſt, der von dieſen vierzig Männern erwählt würde, ſollte von allen Teutſchen unbedingt als König anerkannt werden. Die vierzig Erkohrenen waren größtes Theiles Geiſtliche; Adalbert war unter ihnen und blieb Sprecher und Ordner. Nach ſeinem Antrage brachten die Wählenden aus den vier Völkern je einen Fürſten in Vorſchlag. Die Sachſen nannten ihren Herzog Lothar, die Schwaben ihren Herzog Friedrich, die Bayern den Markgrafen Leopold von Oeſtreich, die Franken den abweſenden Grafen Karl von Flandern.

Inzwiſchen hatte der Herzog Friedrich erfahren, daß ſein Ausbleiben aus der Verſammlung mißdeutet worden ſei; er eilte daher ohne alle Begleitung in die Stadt, in die Verſammlung. Der überraſchte Erzbiſchof Adalbert hielt, um Friedrich's Erſcheinung wirkungslos zu machen, ſogleich den drei Fürſten, die zum Reiche vorgeſchlagen waren, die Frage entgegen: ob ſie feierlich verſprechen wollten, Demjenigen, der zum König erwählt würde, ohne Widerſpruch und Rückhalt gehorſam zu ſein. Leopold und Lothar gaben dieſe Verſicherung; Friedrich, Adalbert's Argliſt nunmehr durchſchauend, antwortete: ohne Vorwiſſen der Seinigen könne er

sich zu keinerlei Erklärung verstehen. Mit diesen Worten verließ er die Versammlung. Da brach der Unwille über solchen Hochmuth, solchen Trotz laut hervor: dieser Mann, rief man, dürfe nicht zum Throne der Teutschen erhoben werden.

Am folgenden Tage forderte Adalbert die Wahlfürsten auf, nunmehr zu erklären, wen sie an das Reich zu bringen gedächten. Da erfolgte der Ruf: Lothar soll König sein. Zugleich drängten sich Viele heran, die den neuen König auf Händen und Schultern umher trugen. Vielen Fürsten jedoch schien dieses Verfahren unwürdig. Der Erzbischof Konrad von Salzburg, denselben Zorn bewährend, mit welchem er vor vierzehn Jahren in der Peterskirche zu Rom die Verhaftung Paschal's II zu verhüten gesucht hatte, erhob sich um die Versammlung zu verlassen. Die Bischöfe aus Bayern folgten ihm. Der Erzbischof Adalbert aber hatte zuvorkommend die Thüre verschliessen lassen. Da entstand ein ärgerlicher Lärm. Lothar ward im Innern der Kirche unter betäubendem Gejauchze herum getragen; draußen antwortete die Menge mit tobendem Zuruf. Die Bischöfe waren in Verzweiflung, der neue König flehte um Rettung; nur mit Mühe gelang es dem päpstlichen Legaten Cardinal Gerhard und andern verständigen Männern, die Aufregung zu dämpfen. Der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Regensburg mahnten für die Ehre des Reiches zur Eintracht, aber erklärten zugleich, daß sie in Abwesenheit des Herzoges Heinrich von Bayern ihre Stimme nicht abgeben würden.

Der Herzog Heinrich befand sich im Lager des Herzoges Friedrich, seines Eidames. Man hatte denselben schon vor dem Tage zu Mainz bearbeitet um ihn für Lothar zu gewinnen; man hatte ihm eine Vermählung zwischen seinem Sohne Heinrich und Lothar's einziger Tochter Gertrud, der reichsten Erbin in Teutschland, vorgehalten. Hinter dem Erbe derselben lag selbst das Herzogthum Sachsen. Wenn Lothar König würde, so könnte er das Herzogthum Sachsen kaum einem Andern zu zu wenden geneigt sein als dem Welfen Heinrich, dem Sohne der Wulfhilda, Tochter des letzten Billungers Magnus, sobald sich derselbe mit seiner Tochter

Gertrud vermählt hätte. Heinrich der Schwarze hatte also die Aussicht, sein Haus, das Haus der Welfen, zum ersten und mächtigsten unter den teutschen Fürstenhäusern zu erheben; der Herzog Lothar hingegen, der Erzbischof Adalbert und alle Feinde des fränkischen Hauses, dessen Erbe auf das Haus der Waiblinger, auf die Hohenstaufen übergegangen war, gewannen die Hoffnung, durch die Welfen die Waiblinger zu stürzen. Der Herzog Heinrich hatte sich deßwegen zu seinem Schwiegersohne Friedrich begeben, um ihn auf irgend eine Weise für so große Entwürfe vor zu bereiten. Jetzt aber, als die bayerischen Bischöfe seine Gegenwart verlangt hatten, erschien er in der Versammlung und sprach sich vor derselben auf eine solche Weise aus, daß nunmehr der Herzog Lothar zum Könige der Teutschen erwählt ward, aber nicht ohne Bedingungen. Im Allgemeinen wurde festgesetzt: die Kirche solle die Freiheit, nach welcher sie immer gestrebt habe, das Reich in allen Dingen die nöthige Macht besitzen, um Alles was des Kaisers sei, aus Liebe, ohne Gewaltthat, von ihr zu erhalten. Dieser dunkele Satz ward auf eine nicht minder dunkele Weise ohne Rücksicht auf den Vertrag von Worms erklärt: „die Kirche soll in geistiger Hinsicht eine freie Wahl haben, weder durch die Furcht vor dem König erzwungen noch durch die Gegenwart des Königes verkümmert oder durch eine Fürbitte beschränkt. Der kaiserlichen Würde soll zustehen, den frei Erwählten und kanonisch Geweihten ohne Entgelt durch das Scepter mit den Regalien zu investiren und durch den Eid der Treue zum Gehorsam gerechter Förderung mit Vorbehalt des Zweckes seines Standes fest zu verbinden.“ Diese Bestimmung wurde von Lothar angenommen.

Am folgenden Tag empfing Lothar III von 24 Bischöfen und sehr vielen Aebten wegen der Würde des Reiches, zur Befestigung der Eintracht zwischen dem Reich und dem Priesterthume den Eid der Treue. Aber der Dienstеid eines Lehnmannes wurde von keinem Geistlichen geleistet, von keinem verlangt. Die weltlichen Fürsten übergaben dem König ihre Besitzungen und Ehren, erhielten sie aber sogleich gegen den Eid der Treue und des Dienstes zurück. Der Herzog

Friedrich von Schwaben erschien nicht; erst am dritten Tage ward er bewogen sich vor dem Könige zu beugen. Die Stimmung seiner Seele aber verrieth er dadurch, daß er größere Verleihungen, die der König ihm anbot, ablehnte. Hierauf zog Lothar mit einem großen Gefolge nach Aachen, und empfing am 13. September's die Krone des teutschen Reichs aus den Händen des Erzbischofes Friedrich von Cöln.

2.

Lothar's erste Jahre.
Anfang des Streites mit den Hohenstaufen.
Konrad von Hohenstaufen Gegenkönig.

Der König ließ seine Gemahlin Richenza, Tochter des Markgrafen in Friesland Heinrich von Nordheim und der Markgräfin Gertrud von Meissen, zu Cöln zur Königin weihen. In Regensburg hatte er mit vielen Gegnern der Hohenstaufen eine Zusammenkunft, bei welcher der alte Grundsatz, daß alle von ihren Besitzern verwirkten Lehen dem Reiche, nicht dem Könige zufallen müßten, als richtig, als Reichsgesetz aufgestellt und anerkannt ward. Es geschah in unreiner Absicht. In dem Jahrhunderte der fränkischen Kaiser waren viele Vasallen mit dem Verlust ihrer Güter bestraft, von diesen Gütern manche mit den Hausgütern der Könige vereinigt, zuletzt den Hohenstaufen, den Erben des kaiserlichen Hauses überlassen worden. Die Herausgabe dieser Reichsgüter sollte dem Herzoge Friedrich angesonnen werden, obgleich Niemand dieselben genau an zu geben vermochte. Friedrich lehnte die Forderung entschieden ab. Zum Weihnachtsfeste versammelten sich viele Fürsten aus den Rheingegenden und aus Lothringen zu Strasburg um den König: unter ihnen Adalbert von Mainz. Die Meisten dieser Fürsten hofften zu gewinnen, wenn Friedrich zur Herausgabe der Reichsgüter gezwungen würde. Also wurde der Herzog für einen Feind des Königs und des Reichs erklärt, ohne einen Reichstag, ohne verstattetes Gehör. Der König aber war nicht vorbereitet diesen leidenschaftlichen voreiligen Spruch

geltend zu machen. Er verließ vielmehr Strasburg, begab ſich nach Sachſen, und verſammelte zu Goslar eine Anzahl von Fürſten aus Sachſen und Thüringen: dieſe Verſammlung beſchloß eine Heerfahrt gegen den Herzog Friedrich nach dem Pfingſtfeſte, 1126.

Aber der König Lothar ließ ſich zu Goslar in andere übele Händel verwickeln, welche die Ausführung dieſes Beſchluſſes unmöglich machten. Der Herzog Wladislav von Böhmen, der ſeinen Bruder Sobieslav vertrieben, die Nachfolge in Böhmen ſeinem Vetter und Schwager Otto von Mähren zugeſichert hatte, war im Jahre 1125 krank geworden. Auf ſeinem Siechbette hatte ſeine alte Mutter, durch den Biſchof Otto von Bamberg unterſtützt, eine Ausſöhnung zwiſchen ihm und ſeinem Bruder bewirkt: Wladislav hatte Sobieslav zu ſeinem Nachfolger erklärt. Hierauf war er geſtorben und Sobieslav hatte ſich auf den herzoglichen Stuhl geſetzt. Otto aber, der zuerſt nach Mähren geflüchtet war, erſchien jetzt zu Goslar, um bei dem Könige Lothar Hülfe zu ſuchen: er ſprach ſchmeichleriſch von der kaiſerlichen Majeſtät, gelobte unverbrüchliche Treue, verſprach den ſächſiſchen Fürſten „goldene Berge" und verſicherte, daß alle Böhmen mit wenigen Ausnahmen ihn als ihren Herzog erſehnten. Die ſächſiſchen Fürſten erklärten: „des Kaiſers Majeſtät habe nach altem Rechte den Herzog von Böhmen zu ernennen, zu erheben, zu beſtätigen; Sobieslav habe ſich des Herzogthumes gegen dieſes Recht angemaßt; daher ſei er ein Beleidiger des Kaiſers und des Reiches." Lothar beſtätigte den Fürſten Otto als Herzog von Böhmen, und ließ dem Herzoge Sobieslav entbieten, daß er Böhmen ſogleich zu räumen habe. Sobieslav berief ſich auf Gott und die gerechte Sache und wies die Zumuthung zurück.

Sogleich unternahm der König, des Winters im Vertrauen auf Otto's Verſicherung nicht achtend, mit einem kleinen ſächſiſchen Heer einen Zug nach Böhmen. Sobieslav vereinigte die Macht der Böhmen bei Chlumetz, ſandte aber dem Könige noch eine Geſandtſchaft entgegen: „Nach altem Rechte hätten die böhmiſchen Fürſten ihren Herzog zu erwählen, der Kaiſer denſelben zu beſtätigen; dabei möge es

bleiben; bestehe aber der Kaiser auf seinem ungerechten Antrage, so möge der allmächtige Gott Richter zwischen ihnen sein." Der Herzog Otto behauptete, Sobieslav mache diesen Antrag nur aus Angst, wohl wissend, daß bei seiner Erscheinung die Böhmen ihn verlassen würden. Der König wies die Gesandten schnöde zurück und setzte seinen Marsch fort. In einem Thale nöthigte tiefer Schnee die meisten Krieger, ihre Waffen ab zu legen und zu Fuße zu gehen. Plötzlich, am 18. Februar's 1126, brach das böhmische Heer aus verborgenen Schluchten in drei Haufen auf die Wehrlosen und Ermatteten ein. In dem Gewürge fiel Otto; es fielen ruhmlos viele tapfere Männer, viele die sich eines vornehmen Geschlechtes rühmten; auch geriethen Viele in Gefangenschaft. Lothar selbst rettete sich mit Wenigen auf einen Hügel, der sogleich von Sobieslav umstellt ward. In dieser Noth ließ er an Sobieslav den Wunsch gelangen, daß er sich zu ihm begeben möchte. Sobieslav erschien: „Nicht aus Uebermuth, nicht um das Blut deiner Großen zu vergiessen, auch nicht um auf deine Majestät einen Fleck zu bringen haben wir die Waffen ergriffen, sondern lediglich um dem Joch eines neuen Rechtes zu entgehen, das unsere Väter nicht getragen haben. Ein Gottesurtheil hat entschieden. Willst du die alten Verhältnisse bestehen lassen, so werden wir redlich Alles leisten, was unsere Vorfahren der königlichen Majestät geleistet haben." Lothar bestätigte ihm das Herzogthum, überreichte ihm die Fahne und suchte den Feind zum Freunde zu machen. Also erhielt er einen friedlichen Abzug; aber er brachte große Trauer nach Sachsen zurück und das alte Vertrauen der Sachsen war sehr gesunken.

Im Laufe des Sommers unternahm der König einen Zug gegen den Herzog Friedrich, aber nur mit seiner Hausmacht als Herzog von Sachsen. Er ging bei Mainz über den Rhein. Der Erzbischof Adalbert und einige andere Bischöfe begleiteten ihn an der linken Seite des Stromes hinauf bis Strasburg. Friedrich hielt seine Macht in seinen festen Burgen zusammen. Der König war zu schwach diese Burgen zu brechen. Um so eifriger benutzte er jede Gelegenheit sich Freunde zu erwerben.

Der Erzbischof Adelgot von Magdeburg war gestorben, bei der Wahl eines neuen Erzbischofs eine große Zwietracht entstanden. Nach dem Wormser Concordat stand dem Könige die Ausgleichung dieses Zwistes zu. Nach seiner Rückkehr aus Böhmen hatte er vergeblich eine Vereinigung zu vermitteln gesucht. Hierauf hatte er den Geistlichen des magdeburgischen Sprengels aufgegeben, Bevollmächtigte zu ernennen, mit welchen er die Sache weiter verhandeln könnte. Diese Bevollmächtigten erschienen vor ihm zu Speier. Zu derselben Zeit befand sich der päpstliche Legat Cardinal Gerhard bei ihm. Wie durch einen Zufall traf auch der heilige Norbert ein, der Stifter des Ordens der Prämonstratenser-Mönche. Dieser Mann, aus Xante gebürtig, erst vor sieben Jahren aus einem wilden und wüsten Treiben durch einen Blitzstrahl herausgeschreckt, hatte in dieser kurzen Zeit durch ein ungemein strenges Leben, durch vollkommene Gleichgültigkeit gegen die Güter und die Genüsse dieser Welt, durch Aufopferung für die Armen und tiefe Gottergebenheit einen allgemeinen Ruf von Heiligkeit, dadurch ein hohes Ansehen gewonnen. Er hatte einen starken Verein von Männern gebildet, die sich nach seinen harten Grundsätzen dem klösterlichen Leben widmeten. Und kaum hatten die Abgeordneten von Magdeburg diesen Mann erblickt, so wünschten sie ihn auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben zu sehen. Der Legat war über diesen Wunsch hoch erfreuet; der König glaubte in ihm einen mächtigen Freund zu erhalten, weil er sich als Feind Heinrich's V und Aller, die diesem Kaiser anhingen, bewährt hatte. Norbert ward Erzbischof von Magdeburg.

Zu derselben Zeit gelang dem Könige, noch einen andern Freund zu gewinnen. Wilhelm III, Graf in Hoch-Burgund, der Knabe beigenannt, der letzte männliche Sproß seines Stammes, war ermordet worden. Nach dem Herkommen war der Graf Rainald von Chalons, den Heinrich V so hart gezüchtigt hatte, der Erbe der Grafschaft. Rainald nahm dieselbe auch in Besitz, verschmähte aber bei dem neuen Könige der Teutschen die Belehnung zu suchen: er trat mit der Behauptung auf, Konrad II habe zwar Burgund unter-

worfen, mit Heinrich V aber sei Konrad's Haus untergegangen, Burgund frei geworden. Der König Lothar sprach ihm zu Speier nicht nur die Grafschaft Burgund ab, sondern ertheilte auch die Belehnung mit derselben dem Herzoge Konrad von Zähringen, dem Oheime des letzten Grafen. Durch diese Belehnung hoffte er den Anspruch des teutschen Reichs auf Burgund zu wahren und zugleich dem Hohenstaufen den Beistand des Zähringers zu entziehen.

Endlich schien es auch für die Sache des Königes vortheilhaft, daß der Herzog Heinrich der Schwarze von Bayern gegen das Ende des Jahres 1126 der Welt entsagte, und bald nach Anlegung des Mönchsgewands Abschied vom Leben nahm. Denn ihm folgte nach erblichem Rechte sein Sohn Heinrich, dem die Tochter des Königes zur Gemahlin bestimmt war. Dieser hochherzige junge Mann liebte die Pracht, strebte nach Größe und Herrschaft; den Beinamen des Stolzen jedoch hat er erst erhalten als man eine Sache wider ihn suchte. Auf einem Landtage zu Regensburg nöthigte der neue Herzog die anwesenden Fürsten und Vassallen einen Landfrieden zu beschwören, zog hierauf im Land umher um die Burgen Derer zu zerstören, die zu Regensburg nicht erschienen waren oder sich widerspänstig bewiesen. Und schon am Pfingstfeste des Jahres 1127 vermählte der König Lothar freudig seine Tochter Gertrud zu Merseburg mit diesem Fürsten. Die Hoffnung jedoch, die er auf diese Vermählung gebauet hatte, ging nicht in Erfüllung.

Zu den Besitzungen, die dem Herzoge Friedrich zugefallen waren, gehörte Nürnberg. Bis zu dieser Feste begleitete der König den Herzog Heinrich und seine junge Gemahlin mit einer bedeutenden Macht. Heinrich und Gertrud zogen weiter um bei Augsburg ihre Vermählung mit großen Festlichkeiten zu feiern; der König fing an, Nürnberg zu belagern. Die Burg leistete harten Widerstand. Lothar rief den Herzog von Böhmen zu Hülfe; die Böhmen aber bewiesen sich so räuberisch, daß der König genöthigt war sie zurück zu schicken. Alsdann forderte Lothar seinen Eidam Heinrich zur Hülfe auf. Heinrich zog langsam und lau heran. Um ihn zur Thätigkeit zu bringen ertheilte ihm Lothar im Lager

vor Nürnberg die Belehnung mit dem Herzogthume Sachsen, behielt sich jedoch selbst die herzogliche Gewalt vor auf unbestimmte Zeit. Nürnberg wurde nicht erobert. Konrad von Hohenstaufen war aus dem heiligen Lande zurückgekehrt und hatte die Sache seines Bruders, seines Hauses, mit Zorn, Eifer, Begeisterung ergriffen. Beide Brüder näherten sich rasch mit einem Heer um Nürnberg zu retten. Das königliche Heer gerieth in Schrecken; Lothar hob die Belagerung mit solcher Eile auf, daß seinen Feinden eine große Beute in die Hände fiel. Er selbst zog über Bamberg nach Würzburg, der Herzog Heinrich nach Regensburg.

Der König verlor durch die neue Flucht noch mehr an Achtung und Zutrauen; auch war die Belehnung des Herzoges Heinrich von Bayern mit dem Herzogthume Sachsen allen Fürsten sehr bedenklich. Das welfische Haus besaß große Güter in Schwaben und Bayern; die Vermählung Heinrich's des Schwarzen mit der Tochter des letzten Billungers hatte demselben ausgedehnte Besitzungen in Sachsen eingebracht; durch Heinrich's des Stolzen Vermählung mit Lothar's einziger Tochter war die Aussicht auf eine neue reiche Erbschaft eröffnet; zu diesem Allen war endlich die Belehnung mit dem Herzogthume Sachsen gekommen, während das Herzogthum in Bayern als das Erbe des Hauses angesehen ward. Ein solcher Reichthum, eine solche Macht war noch nie in eines Fürsten Hand vereinigt gewesen: vor derselben schien kein Fürst, selbst der Thron nicht, sicher zu sein. Viele Feinde der Hohenstaufen wurden daher dem Könige Lothar abgeneigt; selbst der Erzbischof Friedrich von Cöln wurde lau; in Lothringen blieb kaum ein weltlicher Fürst dem Könige zugethan; die Städte aber hatten noch die alte Zuneigung zu den fränkischen Königen und hegten die Hoffnung, daß das Wohlwollen derselben für ihre Freiheit auf die Hohenstaufen übergegangen sei.

Die Hohenstaufen zogen nach Lothar's Flucht nach dem Rhein, bemächtigten sich der Stadt Speier, und brachten weithin Städte und Länder schnell auf ihre Seite. Alle Fürsten schienen geneigt zu sein den König Lothar zu verlassen und nur eines Anstoßes zum gemeinsamen Abfall zu

bedürfen. Da trug Konrad kein Bedenken, sich den königlichen Namen bei zu legen; sein Bruder Friedrich und eine Anzahl teutscher Fürsten, die Lothar für verloren hielten, trugen kein Bedenken, ihn als den König Konrad III zu begrüßen.

Lothar erhielt am Weihnachtsfeste, 1127, noch in Würzburg die Nachricht von diesen Vorgängen. Er ward um so tiefer erschüttert, je weniger er die Sache zu durchschauen, zu übersehen vermochte. Ränke hatten ihn selbst zum Throne gebracht, Ränke konnten ihn hinab werfen. Selbst sein Eidam, Herzog Heinrich von Bayern, erregte ihm große Besorgniß. Heinrich hatte sich bisher lau bewiesen: wie wenn ihm von seinem Freunde dem Hohenstaufen das Herzogthum Sachsen ertheilt und sogleich übergeben würde? Lothar verlor alles Vertrauen. Die Erzbischöfe von Mainz, Magdeburg und Salzburg aber traten rasch mit einem harten Bannfluch gegen Konrad hervor, gaben dadurch dem Könige neuen Muth und hemmten den Fortgang der hohenstaufenschen Sache.

Schon in den ersten Monaten des Jahres 1128 begab sich Konrad nach Italien. In diesem Lande waren seit Heinrich's V Abzuge die Städte bemüht gewesen ein freies bürgerliches Leben zu begründen, aber eine jede in eigener Weise, nur für sich. In ihrem Eifer für die Freiheit hatten sie große Kräfte entwickelt, harte Kämpfe wider einander bestanden. Aus Besorgniß zurück zu bleiben wollte jede Stadt die erste werden. Mailand aber war die erste. Sie hatte einen zehnjährigen Kampf siegreich wider Como geführt und war durch ihren Sieg auf den Gedanken gekommen, alle anderen Städte in Lombardien zur Abhängigkeit zu nöthigen, alle Kräfte zu Einer Macht zu vereinigen. Aber der Gedanke an ein Königreich Italien rief überall in den schwächern Städten die Erinnerung an den König, an die Macht der Teutschen hervor. Auch war Heinrich IV, der so hartnäckig gegen den apostolischen Stuhl gekämpft hatte, so freundlich gegen die Städte gesinnt gewesen, nicht vergessen. Selbst Heinrich V war in gutem Andenken, weil er die großen Besitzungen der Markgräfin Mathilde dem päpstlichen

Stuhle zum Vortheile vieler Einzelnen, vieler Gemeinden entrissen hatte. Daher überall wohlwollende Gesinnungen für die Hohenstaufen. Konrad's Zug nach Italien war daher, wenn auch ein kühnes, doch keineswegs ein unbesonnenes Unternehmen. Auch durfte er wohl hoffen, daß der König Lothar ihm nach Italien folgen, und daß alsdann seinem Bruder Friedrich möglich sein würde, die Macht desselben in Teutschland gänzlich zu brechen.

Konrad kam glücklich in Italien an, ward überall freudig empfangen, am Ehrenvollsten in Mailand. Am 29. Junius' ward er von dem Erzbischof Anselm zu Monza mit der eisernen Krone, alsdann noch ein Mal in Mailand selbst zum Könige von Italien gekrönt. Er schien in kurzer Zeit die Liebe der Mailänder zu gewinnen, weil sie durch ihn alle Städte Lombardien's für ihre eigene Sache zu vereinigen hofften. Konrad brachte eine bedeutende Macht zusammen, und wagte mit derselben weiter in Italien hinein zu ziehen. Die Städte erklärten sich für ihn, die Vassallen und Beamten trugen ihm den Eid der Treue entgegen; wenige Widerspänstige wurden leicht bezwungen. Plötzlich aber, als sein Einzug in Rom keine Hindernisse mehr zu haben schien, sah er sich zum Rückzuge genöthigt.

Am Osterfeste hatte Honorius II den König Konrad mit dem Bannfluche der Kirche belegt. Zwei Umstände gaben demselben während Konrad's Zug gegen Rom eine große Bedeutung: zuerst erhoben sich verschiedene Städte in Lombardien, Pavia, Novara, Brescia, Cremona, Piacenza, aus Eifersucht auf die Stadt Mailand, wider ihn; zweitens ließ der Papst durch den Cardinal Johann von Crema eine Synode nach Pavia berufen, in welcher nicht nur der Bann gegen Konrad verkündigt, sondern auch dem Erzbischof Anselm die Verwaltung seines heiligen Amts untersagt wurde. Diese Vorgänge wirkten auch auf Mailand. Bedeutende Männer wurden wankend. Anselm suchte dem Papst entgegen sein Werk aufrecht zu erhalten; aber mit jedem Tage wandten sich die Gemüther mehr von ihm ab, und bald sah er sich genöthigt nach zu geben. Selbst in Konrad's Heer entstand Ungewißheit und Zwiespalt. Er sah sich ringsher von Fein-

den umgeben; der Rückzug war unvermeidlich. In der Gegend von Parma suchte er sich zu halten; aber das Glück hatte ihn verlassen: er war nur Zeuge des gänzlichen Verfalles seiner Angelegenheiten.

Inzwischen ging der Kampf in Teutschland fort. Dem Könige Lothar gelang Manches. Friedrich Erzbischof von Cöln trat auf seine Seite; der Bischof Brun von Strasburg söhnte sich mit ihm aus; Nürnberg und Speier wurden erobert; in Lothringen wurde dem königlichen Namen von Neuem Achtung bewiesen. Der Herzog Friedrich aber wurde keineswegs bezwungen: er hielt sich in seinen festen Burgen. Ihm kam zu Statten, daß kein teutscher Fürst seine Vernichtung wollen konnte, weil in diesem Falle Niemand dem welfischen Hause Widerstand zu leisten vermocht hätte. Selbst der Herzog Heinrich von Bayern leistete seinem Schwiegervater nur geringe Hülfe, sei es, daß das Andenken an seine frühere Freundschaft mit Friedrich ihm den Kampf gegen denselben verleidete, sei es, daß Fehden und Händel in Bayern ihm eine thätigere Theilnahme bedenklich machten. Sein kraftvolles Auftreten bei der Uebernahme des Herzogthumes hatte viele Vasallen zu seinen Feinden gemacht. Unter denselben war der Graf Friedrich von Bogen, Schirmvogt der Kirche zu Regensburg, auf seine starke Burg Falkenstein vertrauend, der Verwegenste, Trotzigste, Ränkevollste. Erst das Jahr 1131 führte nach großen Wirrungen eine Aussöhnung herbei. Mit dem mächtigen Grafen Otto von Wolfratshausen nämlich vereint gelang es dem Grafen Friedrich gegen den Herzog Heinrich eine so starke Verbindung zu Stande zu bringen, daß die Verbündeten dem Herzog im offenen Feld entgegen zu treten wagten. Die Macht beider Theile stellte sich unter den Mauern der Burg Wolfratshausen gegen einander. In dem Augenblick aber, da die Entscheidung durch die Waffen unvermeidlich zu sein schien, trat ein edeler und verständiger Mann, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, mit versöhnlicher Rede zwischen die feindlichen Fürsten. Er bewog die Grafen Friedrich und Otto sich dem Herzoge zu unterwerfen. Und nun erst vermochte Heinrich der Stolze über seine ganze Macht zu gebieten.

Noch mag eines beſondern Vorganges gedacht werden. Um die Mitte des Jahres 1129 fing der König die Belagerung der Stadt Speier an, in welchen die Gebeine der Kaiſer des fränkiſchen Hauſes ruhten. Lothar rief ſeinen Eidam den Herzog Heinrich zu Hülfe um dem Herzoge Friedrich den Uebergang über den Rhein ab zu ſchneiden. Heinrich nahm eine feſte Stellung auf der rechten Seite des Fluſſes; Friedrich's zweite Gemahlin aber Agnes, Tochter des Grafen Friedrich von Saarbrück, Nichte des Erzbiſchofs Adalbert, begab ſich in die Stadt, und hielt durch Wort und Beiſpiel den Muth der Beſatzung und der Bürger ſechs Monate lang hindurch aufrecht. Speier wurde nur durch den Hunger bezwungen; und auch alsdann fand die Uebergabe der Stadt am 28. December's nur zu Folge einer Uebereinkunft Statt, nach welcher Lothar der Stadt die Rechte und Freiheiten, die ſie von den fränkiſchen Königen erhalten hatte, beſtätigen, und der Herzogin Agnes mit den Gefährten ihrer Anſtrengung und Aufopferungen einen freien Abzug gewähren mußte. Als nun die heldenmüthige Frau vor dem König erſchien, da bezeugte der König ihr ſeine hohe Achtung und beſchenkte ſie königlich.

3.

Zwiefache Papſtwahl. Mißhelligkeit zwiſchen dem Könige Lothar und dem von ihm anerkannten Papſt Innocenz II.

Honorius II, ſeit 1124 Papſt, ſtarb 14. Februar's 1130. Um den päpſtlichen Stuhl bewarb ſich der Cardinal Peter, welcher, in Paris gebildet, alsdann Mönch im Kloſter zu Clugny, endlich von Paſchal II nach Rom berufen, dem päpſtlichen Stuhle wichtige Dienſte geleiſtet hatte. Sein Vater war Peter Leo's Sohn, welcher Leo ein getaufter Jude geweſen ſein ſoll. Der ältere Peter hatte immer auf der Seite der Päpſte geſtanden und die Sache des heiligen Stuhles mit großer Geſchicklichkeit und Aufopferung vertheidigt. Dadurch und durch ſeinen ererbten Reichthum hatte er ſich viele

Feinde gemacht, großen Neid erregt. Unter denselben war das mächtigste Haus der Frajapanen oder Frangipanen. Durch diese Feinde waren böse Gerüchte über die Künste verbreitet, mit welchen Leo seinen Reichthum erworben, mit welchen sein Sohn denselben vermehrt hätte. Daher ihr Entschluß, den Cardinal Peter vom heiligen Stuhle fern zu halten, ihn durch arge Beschuldigungen als einen unwürdigen Menschen verhaßt zu machen. Die angesehensten Cardinäle ordneten an, daß die Wahl eines neuen Papstes in der Markuskirche vorgenommen werden sollte. Sechszehn Cardinäle aber traten schnell zusammen und wählten im Geheimen den Cardinal Gregorius zum Papst, einen durch Gelehrsamkeit, kirchliche Gesinnung, viele menschliche und priesterliche Tugenden ausgezeichneten Mann: sie legten ihm den Namen Innocenz II bei. Am folgenden Tage wählten die übrigen Cardinäle, dreißig an der Zahl, in der Markuskirche nach gesetzlicher Vorschrift den Cardinal Peter: dieser nahm den Namen Anaklet II an. Fast alle Römer nahmen Anaklet's Partei, von den Gegnern aber ward er beschuldigt, Gold und Silber aus den Kirchen hinweggenommen, mit diesem Raube Vornehme und Geringe bestochen zu haben. Dennoch fand Innocenz nur einen sichern Aufenthalt in den festen Gebäuden der Frangipanen; Anaklet gebot über alle Kirchen der Stadt: am Osterfeste sprach er auch über seinen Gegner und über alle Anhänger desselben einen furchtbaren Bannfluch aus, und zugleich gelang ihm den Herzog Roger von Apulien auf seine Seite zu ziehen. Innocenz ließ den Bannfluch nicht unerwidert, sah sich jedoch bald mit seinen Cardinälen zur Flucht genöthigt. Er ging auf dem Tiber zu Schiff und begab sich nach Pisa, nach Genua, nach Frankreich.

Seit das Gesetz über die Papstwahl bestand, hatte kaum jemals eine Wahl genau nach demselben Statt gefunden: die christliche Welt war genöthigt gewesen, sich für einen von zweien, die sich Päpste nannten, zu entscheiden. Wäre daher Anaklet nach Frankreich gekommen, so möchte man sich in Frankreich lieber für ihn erklärt haben als für seinen Gegner, weil er gesetzlich gewählt war; da aber Anaklet sich an die Normannen gewandt hatte, Innocenz hingegen seine Zuflucht

um Rettung und Schutz nach Frankreich nahm, so wurden die Franzosen zu dem Hülflosen hingezogen. Dem Könige Ludwig VI scheint es geschmeichelt zu haben, daß er, der älteste Sohn der katholischen Kirche, von Bedrängten gleichsam als Schirmherr aufgerufen wurde. Viele Geistliche fühlten Mitleid mit dem Manne der Noth und der Flucht, viele mögen auch große Hoffnungen auf die Gunst eines Papstes gebauet haben, dem sie zur Erhaltung des heiligen Stuhles behülflich gewesen. Am Meisten aber trug aus, daß Innocenz II den Mann gewann, in dessen Hand alle Franzosen waren, den Abt Bernhard von Clairvaux. Dieser Mann, aus einem vornehmen Geschlecht entsprossen, mit vornehmen Geschlechtern in Verbindung, durch Geist und Verstand, mannichfaltige Kenntnisse, religiosen Eifer, ein reines tugendhaftes Leben auszeichnet, besaß eine unwiderstehliche Gewalt über die Gemüther der Menschen, und hatte einen Dunstkreis von Heiligkeit um sich verbreitet, dem sich Niemand ohne tiefe Ehrfurcht zu nahen vermochte. In ihm war Frankreich für die Sache des Papstes Innocenz II gewonnen. Der König berief die Erzbischöfe, die Bischöfe, die Aebte nach Etampes. Die Versammlung legte die Entscheidung des Streites zwischen Innocenz und Anaklet in Bernhard's Hand. Bernhard sprach über die Ordnung der Wahl, über die Verdienste der Gewählten, über das Leben des zuerst Gewählten mit einer so heiligen Salbung, daß die ganze Versammlung ausrief: Innocenz II ist das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche. Hierauf brachte der heilige Mann auch den König Heinrich von England zur Anerkennung des Papstes Innocenz II; Spanien folgte dem Beispiel von Frankreich und England.

Während dieser Vorgänge ruhete in Teutschland der Kampf. Der König bemühte sich nur, neue Freunde zu gewinnen. Er bestätigte dem Grafen Konrad von Wettin die Markgrafschaft Meissen, in welche er denselben einst, dem Kaiser Heinrich V zum Trotze, gewaltsam eingesetzt hatte; dem jungen Grafen Konrad von Plötzke, einem Verwandten seiner Gemahlin, ertheilte er die Nordmark, als der Markgraf Udo IV zu Aschersleben ermordet war. Eine bedeutende und nachhaltige Veränderung aber bewirkte er in Thüringen.

Als Otto I die herzogliche Würde in Sachsen dem billungischen Haus übertrug, wurde das Herzogthum in Thüringen, das Heinrich I mit dem Herzogthum in Sachsen vereinigt hatte, nicht wieder hergestellt. Thüringen war seitdem durch Grafen verwaltet die unmittelbar unter dem Könige standen. In den Kämpfen gegen Heinrich IV hatten die Thüringer gewöhnlich zu den Sachsen gehalten; die Herzoge in Sachsen hatten einen großen Einfluß auf die Angelegenheiten der Thüringer ausgeübt, der aber nicht rechtlich begründet war. Zur Zeit Heinrich's IV und Heinrich's V erscheinen noch Gaugrafen in Thüringen die nach ihren Sitzen benannt wurden, Grafen von Weimar, Grafen von Orlamünde; aber es erscheinen auch Grafen von Thüringen. Wie diese Grafen zu einer solchen Benennung gekommen sind, berichtet keine Ueberlieferung. Der Erste der diesen Namen führt heißt Ludwig, vielleicht mit diesen Namen beehrt, weil er sich unter den Türingern in Wort und Werk am Thätigsten zeigte. Die Bezeichnung: Graf von Thüringen mag dann in der Sprache des Lebens vererbt worden sein. Gegen das Ende der Regierung Heinrich's V aber wird der Graf Hermann von Winzenburg, der treue Anhänger des Kaisers, Landgraf genannt. Er war von Heinrich V mit der thüringischen Nordmark belehnt, vermochte jedoch nicht zu dem Besitze derselben zu gelangen. Die Markgrafschaft Meissen hatte Heinrich dem Grafen Wicbert von Groitsch verliehen: es scheint der Kaiser habe den Grafen Hermann durch eine neue, höhere Würde neben dem Markgrafen zu trösten gesucht. Hermann starb in Bayern dem Lande seiner Geburt; sein Sohn Hermann II aber führte den Titel eines Landgrafen fort. Dieser Landgraf ließ im Jahre 1131 seinen widerspänstigen Vasallen, den Grafen Burchard von Luckenheim, ermorden, der ein Freund und Rath des Königes Lothar gewesen war. Der König trat vor einer Fürstenversammlung zu Quedlinburg selbst als Kläger gegen Hermann auf. Herrmann wurde seiner Ehren und Würden verlustig erklärt; die Würde eines Landgrafen aber erhielt Ludwig III, Graf von Thüringen. Die Winzenburg, im Bisthum Hildesheim, wurde bezwungen, der Landgraf Hermann als Ge-

fangener auf der Blankenburg in Haft gehalten, die Winzenburg dem Boden gleich gemacht. Der neue Landgraf Ludwig I dagegen ward ein mächtiger Herr. Er waltete von seiner schönen Wartburg herab über alle Angelegenheiten der Thüringer. Aber welche rechtliche Unterlage seine Gewalt gehabt hat, ist ungewiß; eben so ungewiß, welche Stellung er zu Heinrich dem Stolzen, dem künftigen Herzoge von Sachsen, haben sollte. Es scheint jedoch, daß Lothar ihn unabhängig von diesem Herzoge gemacht habe um Bayern und Sachsen zur Beruhigung der Fürsten des Reiches durch eine Zwischenmacht zu trennen. Ludwig I wäre also in seiner Stellung einem Herzoge gleich gewesen.

Inzwischen hatten sich die beiden Päpste mit gleichem Eifer bemüht den König der Teutschen und die Fürsten des Reiches für sich zu gewinnen. Im Monat October aber versammelten sich auf den Ruf des Königs einige Bischöfe in Würzburg, zu welchen sich auch ein Legat des Papstes Innocenz II einfand. Anaklet wurde verworfen, Innocenz II als apostolischer Papst anerkannt: die Versammlung sprach den Bann aus über Anaklet und zugleich über die Hohenstaufen Konrad und Friedrich. Diese Beschlüsse wurden durch den Erzbischof Konrad von Salzburg und den Bischof Ekbert von Münster dem Papst Innocenz II überbracht. Es war im Monate November. Sogleich beschloß der Papst durch das nördliche Frankreich nach einer Stadt des teutschen Reiches zu gehen, um selbst von den Teutschen die Huldigungen zu empfangen, die man ihm in Frankreich dargebracht hatte und dar zu bringen fortfuhr. Zu Rouen ward ausgemacht, daß der König Lothar von Fürsten des Reichs umgeben, den Papst in Lüttich empfangen sollte. Lothar begab sich in der Fastenzeit, 1131, mit vielen Fürsten nach dieser Stadt. Als der Papst auf einem weissen Pferde reitend sich der Stadt näherte ging der König ihm zu Fuß entgegen, führte das Pferd am Zügel durch die herandringende Menschenmenge, half dem heiligen Vater in der Stadt vom Pferd und ließ ihn auf seinem Arme ruhen. Am folgenden Sonntage, 29. März, las der Papst in der Lambertskirche selbst die Messe und setzte dem König und der Königin vor allem Volk eine Krone auf das Haupt.

Bald aber wurde die Einigkeit gestört. Der Papst forderte den König zu einer Heerfahrt nach Rom auf, damit er ihm über den Gräbern der Apostel die Kaiserkrone ertheilen könne. Er hatte in den christlichen Ländern außerhalb Italien's allerdings ein großes Ansehen gewonnen, aber das Wichtigste fehlte ihm: der apostolische Stuhl war kein tragbares Werkzeug, das überall aufgeschlagen werden konnte, wo sich ein Papst befand, sondern er stand fest über den Gräbern der Apostel, und nur hier ward er von den Gläubigen gesucht. Aber Lothar wußte wohl, worauf es dem Papst ankam; er wußte auch, daß es nicht leicht sein würde, ihn in Rom auf dem heiligen Stuhle fest zu setzen. Anaklet hatte nicht nur die Römer allzumal für sich: er hatte sich auch durch ganz Italien eine starke Hülfe bereitet. Er hatte seine Verbindung mit dem Normannen Roger in aller Weise gepflegt. Dieser Fürst hatte die Eroberung von ganz Sicilien, die von seinem Vater Roger I angefangen war, vollendet. Noch vor drei Jahren hatte Honorius II den Gedanken gehegt, alle Besitzungen der Normannen mit den Besitzungen der römischen Kirche zu vereinigen; Anaklet aber hatte die Vereinigung aller Länder, die sie in Italien und Sicilien erobert hatten, zu einem Königreiche bewilligt, und zugegeben, daß solche normannische Fürsten, die bisher die Belehnung unmittelbar vom Papst empfangen, Vassallen des neuen Königreiches sein sollten: nur der König sollte ein Vassall des heiligen Stuhles bleiben. Am Weihnachtsfeste, 1130, war der Herzog Roger in Gegenwart eines päpstlichen Legaten zu Palermo gekrönt, von allem Volk als König von Sicilien und Italien begrüßt worden. Es war daher zu erwarten, daß der neue König Roger seinen Lehnsherrn mit seiner ganzen Macht vertheidigen würde. Und doch hatte er das Höchste noch nicht erreicht: der Papst konnte ihn noch mit der Kaiserkrone locken. Im obern Italien gab es gleichfalls mächtige Männer, die gegen den Papst Innocenz und gegen den König Lothar feindselig gesinnt waren. Der Hohenstaufe Konrad war zwar in seinem Siegeslauf aufgehalten; aber die Verhältnisse hatten sich seitdem wesentlich geändert. Der Erzbischof Anselm von Mailand hatte sich für

Anaklet erklärt. Alle Mailänder waren ihrem Erzbischofe gefolgt: da nun der König Lothar Innocenz II als den rechtmäßigen Papst anerkannt hatte, so mußten die Mailänder Feinde Lothar's, Freunde der Hohenstaufen sein. Der König Lothar hatte daher zu fürchten, daß er schon im obern Italien großen Widerstand finden würde, daß er alsdann, wenn er durch die Ueberwindung dieses Widerstandes mit einem geschwächten Heere vor Rom anlangte, der vereinten Macht des Königes Roger und der Römer begegnen möchte.

Unter solchen Umständen stellte Lothar dem Verlangen des Papstes ein anderes Verlangen entgegen: die Herstellung der Investitur, zu deren Aufhebung er früher selbst so fleißig gearbeitet hatte. Vor dieser Forderung gerieth der Papst mit den Cardinälen, die ihn umgaben, in einen großen Schrecken. Der Papst und die Cardinäle nämlich befanden sich in einer teutschen Stadt, von teutschen bewaffneten Männern umgeben; Heinrich's V Gewaltthätigkeiten gegen Päpste und Cardinäle waren noch nicht vergessen. Innocenz und die Seinigen fürchteten daher für ihre Freiheit, für ihr Leben, wenn Lothar's Forderung abgelehnt würde, wie sie abgelehnt werden müßte. Aber Lothar war kein Heinrich V. Sein früheres Leben, seine Förderungen der kirchlichen Ansprüche gegen Heinrich V standen ihm entgegen. Des heiligen Bernhard heiliger Beredtsamkeit vermochte er nicht zu widerstehen; er bestand nicht auf seiner Forderung, gab aber auch dieselbe nicht auf, und ließ sich eben so wenig zu dem Versprechen einer Heerfahrt nach Italien bewegen. Der Papst verließ die Stadt Lüttich und eilte in einer bittern Stimmung gegen Lothar nach Frankreich zurück.

4.

Anerkennung der Hoheit des teutschen Reiches von den Dänen und den benachbarten slavischen Völkern. Lothar's Fahrt nach Rom. Kaiserkrönung.

Der König der Dänen, Erich III, hatte im Anfange dieses Jahrhundertes, von seiner Gemahlin begleitet, eine

Pilgerfahrt nach dem heiligen Land angetreten. Er war im Jahr 1103 auf der Inſel Cypern geſtorben; ſeine Gemahlin hatte im heiligen Lande ſelbſt ihren Tod gefunden. Auf die Nachricht von Erich's Tode war, ſeiner Anordnung zuwider, ſein Bruder Niels zum Könige der Dänen erhoben worden; Knut aber, der jüngſte von ſeinen Söhnen, hatte ſich nach Sachſen zu dem Herzoge Lothar begeben. Hier hatte derſelbe ſo ſchöne Anlagen und Eigenſchaften bewährt, daß Lothar ihm mit Wohlwollen und Liebe zugethan war.

Zu derſelben Zeit war Heinrich, Sohn Godeſchalk's und einer Schweſter des Königs Erich, zu dem großen Anſehen bei den Wenden gelangt, von welchem früher die Rede geweſen; er war, von dem Herzoge Magnus begünſtigt, faſt einiger König aller Wenden geworden. Dieſer Heinrich forderte von dem Könige Niels ſeinem Oheim das Erbtheil ſeiner Mutter. Niels verſagte. Es kam zu einem Kriege. Da kehrte Knut zu ſeinem Volke zurück um mit demſelben gegen die Slaven zu kämpfen. Die Slaven wurden vertrieben. Hierauf wurde Knut, unter des Königes Lothar Vermittelung, von Niels zum Herzoge von Schleswig ernannt.

Heinrich Godeſchalk's Sohn ward, 1126, erſchlagen; zwei Söhne und ein Enkel gingen zu Grunde. Sogleich verſuchte der Herzog Knut von Schleswig die Gewalt in den wendiſchen Ländern die Heinrich beſeſſen hatte an ſich zu bringen. Aus dem alten wendiſchen Fürſtenhauſe waren zwar noch zwei Sproſſen Pribitzlav und Niklot vorhanden, Nachkommen von einem Bruder Heinrich's; aber dem Herzoge Knut gelang das Land der Obotriten, der Wagrier, der Polaber zu ſeinem Namen zu bringen; es gelang ihm auch, nachdem er die Hoheit des teutſchen Reichs anerkannt und große Geldſummen dargebracht hatte, von dem Könige Lothar ſelbſt, 1129, zum Könige der Obotriten gekrönt zu werden. Hierauf fürchteten der König Niels und ſein Sohn Magnus, Knut werde auch die Krone der Dänen, die ſein Vater getragen hatte, in Anſpruch nehmen. Um dieſe Gefahr ab zu wenden, ſcheuete Magnus ſich nicht den König Knut zum Weihnachtsfeſte, 1130, nach Roskild zu locken und meuchleriſch ermorden zu laſſen: Knut's Wittwe Ingeburg gebar

nach einigen Wochen einen Sohn, der Waldemar genannt ward und in der Folge den Beinamen des Großen erhalten hat. Die beiden wendischen Fürsten aber Pribitzlav und Niklot drangen in die Länder ein, deren König Knut gewesen war. Ueberall, wohin sie kamen, wurden sie von den Wenden als ihre Fürsten und Herren begrüßt, obgleich sie oder weil sie dem Heidenthume zugethan waren.

Diese Vorgänge veranlaßten den König Lothar nach seiner Zurückkunft aus Lüttich zu einer Heerfahrt wider die Dänen: er hatte die Ermordung eines getreuen Vassallen zu rächen, und fürchtete, daß zwischen Sachsen, Slaven und Dänen Verhältnisse entstehen möchten, die ihm bei seiner Stellung zu den Hohenstaufen und zum Papste gefährlich werden könnten. Im Sommer, 1131, zog er, auf Erich, einen Bruder des ermordeten Königes Knut, rechnend, mit etwa 6000 Mann gegen die Dänen und kam bis an das alte Dänenwirk, in die Nähe von Schleswig. Hier standen ihm die dänischen Fürsten mit großer Macht gegenüber. Magnus aber, von dem Gefühle seiner Mordthat gequält, vor Erich besorgt, dem Volke nicht trauend, sandte von seinem Vater bevollmächtigt Abgeordnete mit großen Geldsummen und bot dem Könige Lothar die Anerkennung der Hoheit des teutschen Reichs über Dänemark an. Lothar genehmigte die Anträge, und bestätigte den dänischen Fürsten die dänischen Länder. Da erboten sich auch die wendischen Fürsten Pribitzlav und Niklot sich der Hoheit des teutschen Reiches zu unterwerfen und dem Könige den Eid der Treue zu leisten. Lothar verlieh dem Fürsten Pribitzlav das Land der Wagrier und Polabier, Niklot das Land der Obotriten. So endigte sich diese Fahrt des Königs ohne Thaten zwar und ohne Ruhm, aber nicht ohne Ehre.

Schon vor seiner Entfernung vom Rheine hatte in seiner Gegenwart eine Versammlung teutscher Bischöfe, von einem päpstlichen Legaten geleitet, zu Mainz Statt gefunden. Von derselben wurde der Bischof Brun von Strasburg, den der König vor zwei Jahren wieder auf den bischöflichen Stuhl gesetzt hatte, durch schwere Anklagen genöthigt seine Würde nieder zu legen. Am Osterfeste war zu Trier in des Königes Gegenwart Adalbert, ein Geistlicher der Kirche

zu Metz, zum Erzbischof erwählt worden. Die Laien hatten Widerspruch erhoben; des Königes Vermittelung war mißlungen; Lothar hatte dem Gewählten die Belehnung nicht zu ertheilen gewagt. Bei jener Versammlung in Mainz wurde versucht, diese Belehnung zu erwirken; der König nahm auch jetzt noch Anstand, weil keine Vereinbarung zu Stande gekommen war. Der Papst aber erklärte, auf die Nachricht von diesen Vorgängen, die mangelnde Belehnung nicht achtend den erwählten Adalbert für den rechtmäßigen Erzbischof von Trier, und schrieb zugleich eine große Synode auf 18. October's nach Reims aus. Der König, den Fluch der Kirche fürchtend, sandte den Erzbischof Norbert von Magdeburg mit einem Schreiben an den heiligen Vater, gelobte Gehorsam, und versprach im nächsten Jahr eine Heerfahrt nach Italien, nach Rom. Dieser Brief und Norbert's Wort bestimmten den Papst von seinen Verhältnissen zu dem Könige der Teutschen Nichts an die Synode in Reims zu bringen. Zu Ostern, 1132, erschien der Erzbischof Adalbert zu Aachen vor dem König und erhielt ohne Weiteres die Belehnung. Kaum aber hatte er sie erhalten, so wies er den Herzog Simon von Lothringen, einen nahen Anverwandten des Königs, öffentlich aus der Kirche hinaus, weil er gegen die Kirche, ungewiß wie, gefrevelt hätte.

Wegen dieser und ähnlicher Vorgänge war Lothar betreten. Der Gedanke an die Fahrt nach Italien war ihm lästig; im ganzen Reiche waren Geistliche und Laien der Fahrt abgeneigt. Dennoch wagte er nicht sein Versprechen unerfüllt zu lassen. Er schrieb an seinen Eidam, den Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen: „ich betrachte dich als meinen Sohn; deßwegen will ich deiner Treue das Reich während meiner Abwesenheit übergeben, damit du dasselbe kräftig gegen Friedrich schützest. Schlage ihn nieder, damit du wie der Erbe meiner Liebe so der Erbe meines Reiches werdest." Heinrich antwortete: „Nichts scheint mir schwer, wenn ich im Stande bin, deine Befehle aus zu führen; aber allzu schwer scheint mir der Krieg gegen Friedrich, der mich stets wie einen Bruder geliebt hat. Deßwegen bitte ich dich, wenn deine und des Reichs Ehre es irgend erlaubt, mit

demſelben vor dem Zuge nach Rom einen Frieden ab zu ſchlieſſen. Sollte dieſer Friede unmöglich ſein, ſo will ich das Reich gegen ihn vertheidigen. Suche dich mit dem Herzoge von Böhmen und den Söhnen des Markgrafen Leopold zu verſtändigen. Friedrich achtet auf den Rath derſelben mehr als auf den Rath irgend eines andern Menſchen. Gegen den Erzbiſchof von Mainz ſtelle dich als liebteſt du ihn, aber öffne ihm nicht dein Herz. Er hat Honig im Munde, Galle im Herzen. Wirf dieſen Brief in's Feuer."

Im Monat Auguſt, 1132, trat der König, nachdem er ſich am Pfingſtfeſte mit einigen Fürſten zu Fulda verſtändigt hatte, ſeinen Zug nach Italien an. Nur einige Fürſten aus Sachſen und Thüringen begleiteten ihn. Die Zahl der vollkommen Gerüſteten wird nur zu 1500, zu 2000 angegeben: er rechnete auf die Uneinigkeit der Italiäner. Schon in Augsburg hatte er Unannehmlichkeiten. Die Einwohner dieſer Stadt waren den Hohenſtaufen zugethan. Zwiſchen den Bürgern und den königlichen Kriegern kam es zum Streite, zum Kampfe. Während deſſelben gerieth die Stadt in Flammen: viele Einwohner wurden durch Schwert und Brand zu Grunde gerichtet. Von Augsburg zog der König über die Alpen durch das Thal von Trident in Italien hinein. Innocenz II befand ſich ſchon ſeit drei Monaten im obern Theile dieſes Landes; auch war zum Empfange des Königes Manches vorbereitet. Einige geiſtliche und weltliche Fürſten hatten ſich in der roncaliſchen Ebene verſammelt; Innocenz II hatte ſich gleichfalls eingefunden. Als nun aber der König mit dem kleinen Heer erſchien, da entfiel Manchen unter den Günſtigen der Muth; die Abgeneigten lachten und ſpöttelten. Die anweſenden Fürſten blieben zwar bei ihm, aber neue kamen nicht hinzu. Die Städte bekümmerten ſich nicht um den König: von einigen ward er verhöhnt. Was aber Lothar erwartet hatte geſchah bald: die Uneinigkeit der Italiäner, die gegenſeitige Eiferſucht lähmte Alle und machte dem Könige die Fortſetzung ſeiner Fahrt möglich. Er kam nach Rom, und in Rom widerſetzten ſich weder Normannen, noch Römer.

Um dieſe Zeit war in Apulien und Calabrien ein großer

Aufstand gegen den neuen König Roger ausgebrochen. Roger war ein Vassall des Papstes Anaklet; Lothar führte den Papst Innocenz nach Rom. Die normannischen Vassallen, die sich gegen den König Roger erhoben hatten, verwarfen eben dadurch auch den Papst Anaklet, und erklärten sich für Innocenz und den König der Teutschen. Roger war mit einem Heer aus Sicilien herüber gekommen, war aber von den Empörern nach Sicilien zurück getrieben. In Sicilien betrieb er neue große Rüstungen. Dadurch hielt er die Länder des untern Italien in Spannung, und kein Normann dachte daran Rom gegen Lothar und Innocenz zu vertheidigen. Diese Empörung, diese Spannung wirkte auch lähmend auf die Römer. Ungewiß, uneinig wagten sie nicht sich zur Wehr zu stellen.

Lothar schlug vor Rom ein Lager auf. Der Präfect der Stadt und andere angesehene Männer von der Geistlichkeit und vom Adel erschienen um ihn zu begrüßen. Am 29. April's, 1133, hielt er seinen Einzug: der Papst Anaklet hatte die Engelsburg, die Peterskirche, andere feste Gebäude der Stadt mit seinen Getreuen besetzt. Lothar war außer Stande diese Befestigungen an zu greifen. Unterhandlungen hatten keinen Erfolg: Anaklet bestand auf einer allgemeinen Kirchenversammlung die zwischen ihm und Innocenz entscheiden sollte; Innocenz behauptete, die Kirche habe schon entschieden, ihn für den rechtmäßigen Papst erklärt. Inzwischen wurde Lothar's Lage mit jedem Tage bedenklicher: die Römer zeigten sich immer mehr erbittert; die Teutschen wurden auf dem aventischen Hügel gleichsam belagert. Der König hatte keinen andern Gedanken mehr als auf das Schnellste nach dem Vaterlande zurück zu kehren.

Unter solchen Umständen setzte ihm der Papst Innocenz II am Vierten Junius' in der constantinischen Kirche die Kaiserkrone auf das Haupt und krönte auch seine Gemahlin Richenza. Lothar hatte die Krönung gewünscht um doch irgend einen Gewinn von seiner Fahrt nach Teutschland zurück zu bringen; dem Papst aber hatte sie mehr am Herzen gelegen als ihm. Durch die Kaiserkrönung erhielt Rom einen Landesherrn, den es nur erhalten konnte durch den rechtmä-

ßigen Bischof von Rom, den Nachfolger des Apostels. Innocenz vermochte daher Rom und der Welt kaum einen stärkern Beweis für die Rechtmäßigkeit seiner päpstlichen Würde dar zu bieten als die Kaiserkrönung. Dennoch wußte er den König zu bewegen ihm bei der Krönung oder für die Krönung große Zugeständnisse zu machen: Lothar gab die Rechte des Reichs auf die Besitzungen der Markgräfin Mathilde gänzlich auf, und erkannte die Hoheit des römischen Stuhls über dieselben an; er ließ sich selbst nebst seiner Gemahlin mit jenen Besitzungen vom Papste vermittelst eines Ringes investiren; er versprach jährlich 100 Pfund Silbers an Innocenz und seine Nachfolger zu entrichten; nach seinem Tode sollte das Eigenthum an die römische Kirche zurückfallen; ein Jeder, der eine Burg in dem Lande besäße, oder eine Verwaltung erhielte, sollte dem Papste Treue schwören. Innocenz ertheilte jenes Land unter denselben Bedingungen zum Voraus dem Schwiegersohne des Königes Heinrich von Bayern, aber er fügte die neue Bedingung hinzu, daß Heinrich ihm oder seinen Nachfolgern auf dem päpstlichen Stuhl als seinen Lehnherrn huldigen sollte. In der Urkunde, die der Papst über diese Investitur ausgestellt hat, wird zwar Lothar nur mit dem Alodium der Markgräfin Mathilde belehnt; wenn aber das Reich auf die Lehen Anspruch gemacht hätte, so würde es nimmer im Stande gewesen sein nach zu weisen was Lehen und was Alod. Auch ist geschickter Weise in derselben Urkunde an Statt des Worts Alodium das Wort Land gebraucht, und durch dieses Wort die Unterscheidung von Lehen und Eigenthum gewiß noch schwieriger gemacht worden. Also dürfte es keinen Zweifel leiden: entweder hat Lothar wegen seines persönlichen Interesses das Reich vergessen, oder nicht gewagt, dem Priester zu widerstehen.

Nach diesen Vorgängen zog sich der Kaiser eiligst in das obere Italien zurück; der Papst Innocenz II verließ gleichfalls die Stadt um in Pisa Sicherheit zu suchen. Lothar verweilte auch nicht im obern Italien; aber der Zug über die Alpen ward ihm erschwert. Ein Graf Adelbert stellte sich ihm in einer Cluse entgegen, die nach Brixen führte. Der Kaiser mußte sich den Weg mit dem Schwert in der

Faust öffnen: Adelbert fiel in seine Gewalt und ward als Gefangener nach Teutschland gebracht. Im Monat August, ein Jahr nach seiner Abfahrt, traf Lothar wieder im Vaterland ein. Er fand hier Alles wie er es verlassen; Konrad jedoch, der sich ihm als König entgegen gestellt hatte, stand wieder treibend und drängend an der Seite seines Bruders Friedrich.

5.

Lothar's Stellung nach seiner Rückkunft aus Italien. Unterwerfung der Hohenstaufen.

Die glückliche Rückkehr des Kaisers Lothar ward ihm in Teutschland zu großem Ruhm angerechnet. Sein Zug nach Rom mit einer so kleinen Macht war vielen kriegskundigen Männern wie ein sehr gefährliches, wie ein abenteuerliches Unternehmen vorgekommen: er hatte denselben ohne bedeutende Unfälle ausgeführt, „von dem rechtmäßigen Papste" die Kaiserkrone empfangen. Seine Kühnheit, sein Geist ward um so mehr gepriesen, da er schon ein alter Mann war und auch mit großer Bescheidenheit von seinem Unternehmen sprach. Im Besondern verkündeten die Geistlichen die sich für Innocenz II erklärt hatten sein Lob.

Aber die Städte theilten die Gesinnung der Geistlichkeit und der weltlichen Vasallen nicht. Die Flammen von Augsburg hatten auf sie einen tiefen Eindruck gemacht. Sie schrieben den Brand dem Uebermuthe der Vasallen in Lothar's Begleitung zu, und warfen einen großen Theil der Schuld auf ihn selbst. Die Erinnerung an sein früheres Leben wurde von Neuem aufgerufen: seine Hingebung an den Papst und an die Geistlichkeit wurde gerügt; seine Ränke um das Reich dem edelen Hohenstaufen Friedrich zu entwinden wurden durchsprochen. Sein Zug nach Rom ward als ein dem Papst erwiesener Dienst angesehen, in welchem die Ehre des Reiches gänzlich mißachtet wäre. Endlich fand auch das Gespötte, mit welchem Lothar in den italischen Städten empfangen war, überall Anklang. Also wurde die Sehn-

sucht der Städte nach den fränkischen Kaisern, den Förderern städtischer Freiheit, und nach den Erben dieser Kaiser, den Hohenstaufen, immer größer. Als sich der Kaiser zum Weihnachtsfeste nach Cöln begab, ward er von den Bürgern dieser Stadt nicht ohne Hohn empfangen. Es kam zu einem großen Auflauf; Lothar, außer Stande die Ordnung her zu stellen, sah sich genöthigt Cöln zu verlassen um in Aachen eine Zuflucht zu suchen.

Nach Sachsen zurückgekehrt ward er getröstet. Die Sachsen waren hoch erfreuet über den Ruhm den ihr alter Herzog erworben hatte. Auch brachte Lothar ein neues Leben unter sie, aber auch Neid und Eifersucht. Die Fürsten, die ihn nach Italien begleitet hatten, wurden mit neuen Ehren und Würden belohnt, die Geistlichen vom Papste, die weltlichen vom Kaiser. Dem Erzbischof Adalbert von Bremen wurden die Kirchen in allen nördlichen Ländern Europa's untergeben, dem Erzbischof Norbert von Magdeburg die Kirchen in Polen, dem Bischof Bernard von Paderborn ward ein geweihter Schmuck, Rationale, bewilligt, welcher dem Pallium der Erzbischöfe nahe kam. Der Graf Adalbert der Bär von Ballenstedt, der auf der Fahrt nach Italien wichtige Dienste geleistet hatte, wurde zum Grafen der Nordmark ernannt, da der Markgraf Konrad von Plötzke auf derselben seinen Tod gefunden hatte. Andere wurden auf andere Weise in gehöriger Abstufung bedacht. Dadurch gewann der Kaiser viele treue Anhänger unter Geistlichen und Laien. Ihm selbst aber war eine glänzende Feier vorbehalten.

Unter den Dänen war die Uneinigkeit fortgegangen; es waren häßliche Thaten geschehen, denn die Dänen waren tief erbittert gegen die Teutschen, weil ihre Fürsten genöthigt waren sich zur Abhängigkeit vom teutschen Reiche zu verstehen. Der König Niels und sein Sohn Magnus hatten die Entfernung des Königes Lothar aus Teutschland zu benutzen gesucht um die Unabhängigkeit durch Vermehrung ihrer Macht wieder zu gewinnen. An teutschen Menschen, die sich im Lande der Dänen angesiedelt hatten oder aus andern Gründen in demselben verweilten, waren Grausamkeiten aller Art verübt worden. Nun kam plötzlich die Kunde zu den

Dänen, daß der König Lothar im Glanze der Kaiserkrone wohlbehalten aus Italien zurückgekehrt sei: das Gerücht verwandelte die thatlose Fahrt in eine Heldenbahn. Da hielten Niels und Magnus in großer Besorgniß für nöthig sich um des Kaisers Gunst zu bewerben. Magnus eilte nach Teutschland, überbrachte dem Kaiser große Geldsummen, gab sich selbst in die Gewalt desselben, stellte Geisseln für seine Treue, versprach feierlich, daß fortan Niemand ohne des Kaisers Einwilligung zum Reiche der Dänen gelangen sollte. Hierauf vereinigte der Kaiser am Osterfeste des Jahres 1134 eine große Versammlung teutscher Fürsten und Herren in Halberstadt: Magnus wurde zum Könige der Dänen gekrönt, und trug alsdann, die Krone auf dem Haupte, das Schwert öffentlich vor dem Kaiser her. Eine solche Feier war unerhört; einen größeren Beweis von der Hoheit des Kaisers schien es kaum geben zu können. Aber die Herrlichkeit brachte weder den dänischen Fürsten noch dem Kaiser oder dem teutschen Reich einen bleibenden Gewinn. Der gekrönte Magnus fand bald in einer Schlacht gegen Erich seinen Tod; nicht lange nachher schied auch Niels, sein Vater, aus dem Leben; Lothar aber zeigte sich wenig geneigt seine Waffen gegen die Dänen geltend zu machen. Er sah ein, daß er entweder den Süden oder den Norden aufgeben müsse, und die Verhältnisse des Reichs, alle Bestrebungen und Leidenschaften drängten ihn nach dem Süden hin.

Diese Bestrebungen, Leidenschaften und Verhältnisse bestimmten auch den Kaiser gegen die slavischen Völker im Norden der Elbe, unter welchen die Fürsten Pribitzlav und Niklot große Feindseligkeiten gegen das Christenthum und gegen die teutsche Herrschaft aufgeregt hatten, Nichts zu unternehmen. Zu Bardenwik erschien vor ihm der ehrwürdige Priester Vicelin um ihm die Noth vor zu stellen, in welcher sich die christliche Religion und ihre Bekenner in den slavischen Ländern befanden. Vicelin, ein Zögling der Schule zu Paderborn, war eben so eifrig für die Wissenschaften als für den christlichen Glauben; der Erzbischof Adalbert von Bremen hatte ihn mit dem Auftrage zu den wendischen Völkern geschickt, unter denselben das Wort des Herrn zu [illegible]

kündigen. Vicelin, zu jeder Aufopferung bereit, hatte den Auftrag mit Freuden übernommen; aber für die Saat, die er ausſäete, war der Boden im Lande der Wenden nicht geeignet. Der Kaiſer fand bedenklich, das fromme Werk des Prieſters mit den Waffen zu fördern, konnte aber auch nicht über ſich gewinnen ihn entſchieden ab zu weiſen. Daher ging er in Vicelin's Vorſchlag ein, auf dem Alberg in Wagrien ein Kloſter und eine Burg an zu legen. Er begab ſich ſelbſt dahin und nöthigte das überelbiſche Volk an der ſchnellen Vollendung dieſer Werke zu arbeiten. Er gab der neuen Burg den Namen Siegeberg, legte eine Beſatzung hinein und beſtellte den frommen Vicelin zum Vorſteher der Kirche.

Inzwiſchen waren die Dinge im ſüdlichen Teutſchland ſeit der Zurückkunft des Kaiſers im Weſentlichen unverändert geblieben. Die Hohenſtaufen hatten die Stadt Ulm ſtark befeſtigt. Der Herzog Heinrich hatte ſie nicht geſtört. Der Kaiſer brach daher im Monat Auguſt von Würzburg aus nach Schwaben auf. Sein Eidam, Herzog Heinrich, kam ihm zuvor um gut zu machen was verſäumt war. Er zog mit ſtarker Macht nach Ulm. Die Hohenſtaufen, des Kaiſers Vereinigung mit dem Herzoge fürchtend, nahmen den Einwohnern von Ulm das Verſprechen eines tapfern Widerſtands ab; hierauf verlieſſen ſie die Stadt zwölf der erſten Männer als Geiſſeln mit ſich hinwegführend. Die Bürger von Ulm kämpften tüchtig, aber umſonſt gegen den Herzog Heinrich: die Stadt ward erobert, der Plünderung, den Flammen Preis gegeben. Als hierauf der Kaiſer eintraf, dachte Niemand an Widerſtand. Die Hohenſtaufen mußten von den Mauern ihrer Burgen die Verwüſtung des Landes, die Verwüſtung ihrer Erbgüter unthätig anſehen. Unter ſolchen Verhältniſſen verlor der Herzog Friedrich jegliche Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg ſeiner Waffen. Er begab ſich nach Fulda, wohin ſich der Kaiſer aus dem verwüſteten Schwaben zurückgezogen hatte. Barfuß und in Demuth wandte er ſich an Richenza des Kaiſers edele Gemahlin. Die Kaiſerin ſchenkte ihm Mitleid und Gunſt; ſie bewirkte zuerſt bei einem päpſtlichen Legaten, der ſich in Fulda befand, die Aufhebung des Bannfluchs, alsdann bei ihrem Gemahle die Er-

laubniß, daß Friedrich in einer eigenen Fürstenversammlung seine Verzeihung erflehen sollte. Friedrich mußte eidlich versprechen, in dieser Versammlung zu erscheinen und bis dahin dem Kaiser die Treue zu bewahren.

Die Fürstenversammlung fand zu Bamberg im Monate März des folgenden Jahres, 1135, Statt. Friedrich erhielt bei seiner Erscheinung in Bamberg die Weisung, daß er den Kaiser öffentlich auf den Knieen liegend um Verzeihung bitten solle. Bei dieser Ankündigung ward er von dem Gefühle seines Unglückes so tief ergriffen, daß er seine Hülflosigkeit nicht achtend das Verlangen zurückwies. Der gewaltige Redner Bernhard von Clairvaux aber trat vermittelnd ein, besänftigte die Leidenschaften, führte eine Verständigung herbei. Friedrich beugte vor Lothar ein Knie, gelobte dem Kaiser unverbrüchliche Treue und seine Theilnahme an einer neuen Fahrt nach Italien. Beide versprachen sich, daß alle Feindseligkeiten in Schwaben aufhören sollten. Lothar übernahm die Gewähr für seinen Eidam Heinrich, Friedrich für seinen Bruder Konrad.

Von diesem Augenblick an hatte Lothar fast nur noch den einen Gedanken, die Krone des teutschen Reichs und die Kaiserkrone dem Fürsten zu sichern dem er seine einzige Tochter gegeben hatte. Darum suchte er in Teutschland überall zu vermitteln, zu versöhnen, die Gemüther zu gewinnen; darum lag ihm auch eine neue Fahrt nach Italien am Herzen, auf daß er den Italiänern die Fülle der teutschen Macht zeigen, und den heillosen Streit zwischen den beiden Päpsten Innocenz und Anaklet endigen könne. Er entsagte sogar allen Haß gegen die Stadt Cöln, verständigte sich mit Abgeordneten derselben und bewilligte ihr bedeutende Rechte für ihre Gewerbe, ihren Handel und die Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten. Nach seiner Zurückkunft aus Bamberg feierte er das Osterfest zu Quedlinburg. Bei dieser Gelegenheit stellte er der Stadt eine Urkunde aus, in welcher er die Kaufleute von Quedlinburg auf dieselbe Weise in seinen Schutz nahm, wie frühere Kaiser die Kaufleute aus Goslar und Magdeburg in ihren Schutz genommen hatten: sie sollten freien Handel im ganzen Kaiserreiche haben, so

wie das Recht, bei Streitigkeiten über die Zufuhr von Lebensmitteln selbst zu entscheiden, und drei Viertheile aller Bußen in solchen Fällen zu erheben.

Das Bedürfniß der Ruhe und des Friedens war allgemein. Lothar brachte die Fürsten des Reichs am Pfingstfeste leicht dahin, einen unverbrüchlichen Frieden auf zehn Jahre zu beschwören, und alle Fürsten, die nicht in Magdeburg gegenwärtig gewesen, wurden wie die kleinen Vassallen leicht bewogen, denselben Eid zu leisten. Lothar war durch die Ereignisse seiner Zeit zu einer großen Mäßigung, durch sein Alter zu einer großen Milde gebracht. Auch stand sein Eidam hinter ihm und ersetzte die Stärke, die ihm selbst gebrach: Heinrich schien um so gewaltiger, je mehr er die Macht die ihm zu Gebote stand zu erhalten, zu mehren suchte. Daher die Einigkeit zwischen dem Haupt und den Gliedern: sie ging aus den Verhältnissen hervor, nicht aus der Gesinnung der Fürsten und Herren des Reiches. Die fremden Völker aber betrachteten diese Einigkeit in Teutschland nicht ohne Besorgniß. Sie bewarben sich eifrig um das Wohlwollen des Königes der Teutschen. Auf einem Hoftage zu Merseburg trug der König der Polen Bolislav kein Bedenken sich zu einem Vassallen des Königes der Teutschen zu erklären, ihm den rückständigen Zins von zwölf Jahren nach zu zahlen, ihm das Schwert öffentlich vor zu tragen. Auch erschienen Gesandte des oströmischen Kaisers, um Lothar, „den Kaiser im Abendlande", zu einem Bündniß gegen den König Roger von Sicilien ein zu laden; Lothar, eine neue Fahrt nach Rom im Auge, nahm die Einladung an, und schickte selbst eine Gesandtschaft nach Constantinopel, an deren Spitze der gewandte und gelehrte Bischof Anselm von Havelberg stand, um das Bündniß ab zu schliessen.

Unter solchen Umständen durfte der Hohenstaufe Konrad nicht wagen, dem Kaiser länger feindselig und grollend gegenüber zu stehen. Lothar zeigte sich einer Aussöhnung nicht abgeneigt. Bernhard von Clairvaux wirkte ein; Innocenz II ermahnte zu billiger Ausgleichung; Lothar's eigene Gemahlin wünschte ihn auch von dieser Sorge zu befreien. Am Weihnachtsfeste, 1135, erschien Konrad wie ein büßender Mann,

der Aussöhnung mit Gott und mit Menschen sucht, zu Mühlhausen, wo sich der Kaiser befand. Er entsagte der königlichen Würde und wurde von dem Erzbischofe Konrad von Magdeburg vom Bannfluche der Kirche losgesprochen. Hierauf trat die Kaiserin vermittelnd auf. Konrad versprach dem Kaiser unverbrüchliche Treue; er versprach auch Theil an der Fahrt nach Italien zu nehmen; der Kaiser gab ihm seine Güter und Lehen zurück, versicherte ihn seines Wohlwollens, ernannte ihn zum Fahnenträger des Reiches.

6.

Des Kaisers Lothar zweite Fahrt nach Italien. Sein Tod.

In Italien dauerten die alten Wirrungen fort; die Städte Lombardien's, von Venedig's Größe und Reichthum angereizt, strebten allzumal ein freies bürgerliches Leben zu begründen, zu befestigen, jede auf eigene Weise, mit gegenseitiger Eifersucht, nicht ohne Neid. In diese Bestrebungen wirkte die Spaltung der Kirche ein: die beiden Päpste Anaklet und Innocenz suchten die Wirrnisse gegenseitig zu benutzen. Anaklet war im Besitze der Stadt Rom; für ihn stritten das Grab des Apostels, die Majestät des Namens Rom, die ewige Stadt selbst, der König Roger, mächtige Vasallen, viele Menschen in ganz Italien, die seine Sache für die gerechte hielten. Innocenz lebte in Pisa; seine Behauptung, daß er der rechtmäßige Papst sei, hielt er durch seine Anerkennung von den Teutschen, den Franzosen und andern Völkern für vollkommen gerechtfertigt. Viele Menschen in Italien nahmen gleichfalls seine Partei: Diese, weil sie an dem Siege der Sache Anaklet's verzweifelten, Jene, weil der heilige Bernhard sein wunderbares Ansehen für Innocenz II überall geltend zu machen suchte. Durch diesen Mann wurde selbst die Stadt Mailand bewogen ihren Erzbischof Anselm zu verlassen und sich für Innocenz zu erklären; und Mailand's Beispiel wirkte weithin auf die kleinern und schwächern Städte. Dennoch war Innocenz II in großer

Verlegenheit. So lange Anaklet im Beſitze von Rom war, blieb der endliche Sieg ungewiß: er ſchien zu Piſa in der Verbannung zu leben.

Ueber die ſüdlichen Theile Italien's kam in dieſer Zeit ſchweres Unglück. Als der Kaiſer Lothar 1133 Rom kaum verlaſſen, hatte der König Roger eine furchtbare Rache an Allen verübt, die von ihm abgefallen waren, und eine unermeßliche Beute nach Sicilien abgeführt. Im folgenden Jahre kam er zurück. Sogleich fleheten die Städte ihm die Thore öffnend ſeine Gnade an; die Fürſten und Herren brachten ihre Huldigung dar und gelobten Treue und Gehorſam, das ganze untere Italien unterwarf ſich ſeinem Willen. Aber die Herzen der Menſchen gewann Roger nicht: ein heimliches Verlangen nach Rache lebte in jeder Bruſt. Er ſelbſt, der König Roger, fiel im Frühlinge des Jahres 1135 in eine ſchwere Krankheit; kaum geneſen, verlor er ſeine Gemahlin Alberia durch den Tod. Dieſes doppelte Unglück ſchien ihn zuſammen zu brechen. Er ſchloß ſich ein und bekümmerte ſich nicht um die Herrſchaft, nicht um die Welt. Durch Italien aber lief das Gerücht: Roger ſei todt, ſein Tod werde nur verheimlicht. Dieſes Gerücht veranlaßte eine allgemeine Bewaffnung im untern Italien. Das Jubelgeſchrei ſeiner Feinde aber, gleichſam über ſeiner Leiche erhoben, weckte den König aus ſeiner Betäubung und gab ihm die alte Kraft zurück. Schon um die Mitte des Jahrs erſchien er mit einer ſtarken Rüſtung vor Salerno. Bald blieb den Vaſſallen und Herren des Landes nur die Flucht übrig, den Städten nur die Unterwerfung, die Duldung alles Deſſen, was er zu verfügen für gut fand.

Die Vaſſallen, die Städte hielten ihre Erlöſung von dem grauſamen Dränger nur durch den Kaiſer Lothar für möglich. Viele Vaſſallen kamen nach Piſa, ſie beläſtigten den Papſt Innocenz mit ihren Bedürfniſſen, ängſtigten ihn mit ihren Klagen, bedrängten ihn mit ihren Bitten; und auch aus den Städten drang der Nothruf in das Ohr des heiligen Vaters. Innocenz II hatte ſchon oft den Kaiſer angefleht, die Spaltung in der Kirche zu endigen: im Anfange des Jahres 1136 ſchickte er, um ihm die alte Bitte

von Neuem an das Herz zu legen, eine Gesandtschaft nach Teutschland, welcher sich der Fürst Robert von Capua, der Graf Richard und andere normannische Herren angeschlossen hatte. Der Kaiser hatte schon am Weihnachtsfeste 1135 die Fürsten des Reiches zu Speier für den Zug zu gewinnen gesucht. Auf dem Wege zu diesem kaiserlichen Hoflager war der Markgraf der Lausitz, Burggraf von Magdeburg, Heinrich ein Sohn Wichert's von Groitsch zu Mainz gestorben; Lothar ertheilte daher zu Speier die Lausitz dem Markgrafen von Meissen Konrad von Wettin, die Burggrafschaft Magdeburg dem Grafen Burkhard einem Bruder des Erzbischofes Konrad. Durch diese Beleihung gewann er den Markgrafen, den Burggrafen und den Erzbischof für die Fahrt, sein Eidam Heinrich unterstützte sein Bemühen; die übrigen Fürsten zeigten gleichfalls eine große Bereitwilligkeit. Die päpstliche Gesandtschaft und ihre Begleiter erhielten daher in Speier das Versprechen, daß der Kaiser im Laufe des Sommers, 1136, mit einem Heer in Italien eintreffen, dem Gräuel ein Ende machen werde. Hierauf Rüstung überall.

Am Ende des Monates Junius kam der Bischof Anselm aus Constantinopel zurück. Der Bericht desselben war nicht erfreulich. Der Kaiser Johannes, der Komnene, hatte schöne Worte ausgesprochen, große Versprechung gegeben: Anselm aber hatte wohl erkannt, daß von ihm keine Hülfe gegen den König Roger zu erwarten sei. Dennoch versammelten sich viele Fürsten mit ihren Mannschaften bei Würzburg: der Herzog Friedrich von Schwaben aber war nicht zur Theilnahme an der Fahrt aufgefordert worden, sei es, daß Lothar Bedenken getragen hatte beide Hohenstaufen an die Spitze bewaffneter Scharen zu stellen, sei es, daß er dem Herzoge einen Beweis seines besonderen Vertrauens zu geben für gut gehalten hatte. In der zweiten Hälfte des Monats August erfolgte der Aufbruch. Die Größe des Heeres wird nicht angegeben, nur von dem Herzoge Heinrich, dem Eidam des Königes, wird gesagt, daß er 1500 Lehnleute geführt habe.

In Italien zeigte sich überall, wohin der Kaiser gelangte, große Freude, nämlich die Freude einer wilden Leidenschaft, Anhänglichkeit und Treue nirgends. An Betheuerungen und

Geschenken fehlte es nicht, noch weniger an Anklagen und Beschwerden. Der Kaiser entschied viele Streitsachen, entweder nach Lehnrecht oder nach Billigkeit; seine Entscheidung aber wurde nur von Denen geachtet zu deren Gunsten er gesprochen hatte. Bald verschlossen einzelne Städte den Teutschen die Thore, bald zeigte man sich überall abgeneigt und widerspänstig. Da erkannten Lothar und die teutschen Fürsten, daß bei solchen Leidenschaften durch friedliche Verhandlung Nichts zu erreichen sein würde; also fuhren sie stürmisch in diese verworrene Welt hinein, brachen die Mauern der verschlossenen Städte, schlugen nieder was Widerstand leistete, erzwangen Gehorsam durch Schrecken. So wurde der Zug durch Italien fortgesetzt aber Nichts gegründet, Nichts gesichert. Die alte feindselige Gesinnung der Italiäner wurde nur bitterer.

Im Monate November machte der Kaiser einen Zug über Pavia nach Turin, zurück über Piacenza nach Parma. Am Weihnachtsfeste stand er unter den Mauern von Bologna. Diese Stadt glänzte damals durch wissenschaftliche Bestrebungen um so schöner, je weniger man noch an Unterricht und Lernen außer den Klosterschulen gewöhnt war. Von hier aus sandte er den Herzog Heinrich nach Toscana, um den Papst Innocenz II nach Rom zu führen. Er selbst zog nach Ravenna und weiter die nördliche Küste hinab nach Ankona. Er fand die Thore dieser Stadt verschlossen, und war außer Stande, sie zu erobern. Er nahm seinen Weg nicht auf Rom, sondern auf Spoleto um die Macht des Königes Roger zu beschäftigen, zu verdrängen, damit er den heiligen Vater in Rom ungehindert empfangen und auf den Stuhl des Apostels setzen könnte. Aber die Ereignisse nahmen einen andern Gang.

Roger zog sich, als der Kaiser nach dem Osterfeste, 1137, in Apulien vordrang, in nördlicher Richtung zurück, auf die Hitze des nahen Sommers, auf die Wirkung der neuen Lebensweise rechnend. Die Einwohner des Landes, Vasallen und Städte, durchschaueten Roger's Absicht leicht. Auch erkannten sie wohl, daß Lothar mit seinem Heer allerdings Italien durchziehen, daß es ihm aber nimmer gelingen könne,

einen König zu beſiegen dem Sicilien zu Gebote ſtand. Daher fand Lothar nur ängſtliche, abgewandte, lauernde Menſchen. Mit aller Anſtrengung gewannen die Teutſchen Nichts als den Raum der Städte deren Mauern ſie gebrochen hatten, Nichts als das Land über welches ſie ihre Waffen ſchwangen. Bald ſah ſich der Kaiſer genöthigt den Herzog Heinrich von Bayern zu ſich zu rufen, der auch in Toscana hartnäckigen Widerſtand gefunden hatte. Der Papſt Innocenz begleitete den Herzog auf dem Marſche nach Apulien. Die Ankunft deſſelben in dieſem Lande brachte neues Leben in den Gang der Dinge. Der König Roger erbot ſich zur Zahlung großer Geldſummen um den Kaiſer zum Rückzuge zu bewegen. Lothar aber wies ſeine Anträge zurück. Heinrich bemächtigte ſich Monte Caſſino's, nahm Capua in Beſitz, unterwarf Benevento, wandte ſich zur Linken, nahm Troja hinweg, und vereinigte ſich mit dem Kaiſer. Nun fiel auch Bari, unter großem Blutvergieſſen, in die Gewalt des Kaiſers.

Inzwiſchen war eine Flotte der Piſaner an der ſüdlichen Küſte Italien's erſchienen, und hatte in der allgemeinen Beſtürzung eine Reihe von Städten erobert. Nur die Stadt Salerno war noch in Roger's Gewalt. Der Kaiſer ertheilte dem Herzoge Sergius von Neapel und dem Fürſten Robert von Capua den Befehl, Salerno von der Landſeite zu belagern, während die Piſaner, mit welchen ſich noch Genueſer und Amalfitaner vereinigt hatten, von der Seeſeite her angriffen. Den Piſanern ſoll die Plünderung der Stadt Salerno zugeſichert ſein: gewiß iſt, ſie ſetzten den Kampf auf große Beute hoffend mit der äußerſten Anſtrengung fort. Salerno's Fall ſchien unvermeidlich. Da trafen unerwartet der Kaiſer und der Papſt vor Salerno ein. Sogleich unterwarfen ſich die Salernitaner, um Gnade und Schonung flehend. Die Unterwerfung ward angenommen, die Schonung gewährt; die Beſatzung der Burg von Salerno jedoch hielt feſt.

Die Piſaner, in ihrer Rechnung bitter getäuſcht, zerſtörten ſogleich ihre eigenen Werke, beſtiegen ihre Schiffe, und kehrten heim, unbekümmert um Kaiſer und Papſt. Ge-

nueser und Amalfitaner folgten diesem Beispiele. Die Einwohner des Landes, Normannen und Nicht-Normannen zeigten sich nach diesem Abfalle wie umgewandelt. Der Pisaner Trotz Trotz erzeugend führte bald überall zu der Einsicht, daß die Fremdlinge aus Norden nimmer die Gewalt über diese Gegend behaupten könnten, daß sie nur das schöne Italien besudelten, Nichts zu erreichen vermöchten, als das Land aus zu plündern. Zu gleicher Zeit zeigte sich im teutschen Heer ein großer Unmuth. Viele wackere Männer waren des wilden Treibens müde, Viele durch Strapazen erschöpft, Viele von der Hitze dieser Tage, in der zweiten Hälfte des Julius, ermattet; die ungewohnte Lebensweise erzeugte auch mannichfaltige Krankheiten, und mancher tapfere Mann ward ein Opfer des Klimas. Ueberdieß entstand noch eine Uneinigkeit zwischen dem Kaiser und dem Papste: der Papst behauptete, die Stadt Salerno gehöre der römischen Kirche, der Kaiser, sie gehöre dem Reiche. Bald stieg die Frage höher: wem gehört denn ganz Apulien? Der Papst: Apulien ist ein Lehen der Kirche; der Kaiser: Apulien ist ein Lehen des Reiches. Diese Frage ward erhoben, weil ein neuer Herzog von Apulien eingesetzt werden sollte. Kaiser und Papst waren einverstanden, daß der Graf Rainulf von Avellino der geeignete Mann für diese Würde sei; sie waren aber nicht einverstanden über die Verleihung. Nach einer Verhandlung von dreißig Tagen kam man überein: die Frage über das Recht solle ausgesetzt bleiben, Rainulf aber solle von Beiden zugleich die Belehnung empfangen. Diese Uebereinkunft ward ausgeführt: der Kaiser und der Papst faßten Beide die Fahne und überreichten sie dem neuen Herzoge.

Dieser Vorgang brachte die Teutschen, Hohe und Geringe, zur größten Unzufriedenheit. Es kam zu meuterischen Auftritten, welchen selbst der Herzog Heinrich nicht fremd gewesen sein soll. Allgemein verlangte man jedes Falles die Rückkehr nach dem Vaterlande. Der Kaiser gab nicht ungern nach. Er verstattete, daß 800 teutsche Krieger bei dem neuen Herzoge Rainulf blieben, brach mit dem übrigen Heer am Ende des Monats August auf und nahm seinen Marsch nach Rom. Die Stadt war noch im Besitz Anaklet's II.

Dieser gab die Stadt auf und zog sich abermals in seine Befestigungen zurück. Die Römer sandten Abgeordnete an den Kaiser und versprachen ihre Unterwerfung. Lothar jedoch zog nicht in Rom ein: er entließ im Lager bei Tibur den Papst Innocenz und eilte dem Vaterlande zu, obgleich der König Roger schon mit neuer Macht in Salerno gelandet war. Zu Bologna entließ er die italiänischen Vasallen. Am 6. November's befand er sich zu Verona, am 10. zu Trident. Daselbst ward er krank. Die Krankheit verschlimmerte sich von Tage zu Tage, bis der Kaiser endlich genöthigt ward, an einem Ort in den Alpen, der Breduvan genannt wird, in einer elenden Hütte ein Obdach zu suchen. Hier übergab er die Reichskleinodien seinem Eidam dem Herzoge Heinrich, und starb am 3. December's 1137. Seine Leiche wurde nach Sachsen gebracht und im Kloster Luter, in späterer Zeit Königs-Lutter, das er selbst gegründet hatte, bestattet.

7.

Erhebung des Hohenstaufen Konrad zum Könige der Teutschen.

Der Kaiser Lothar hatte dahin gearbeitet, seinem Schwiegersohne, dem Herzoge Heinrich von Bayern und Sachsen, den Thron zu sichern. Heinrich selbst scheint geglaubt zu haben, daß ihm die Krone nicht entgehen könne. Den teutschen Fürsten aber kam Heinrich's große Macht bedenklich vor: seine Besitzungen erstreckten sich vom teutschen und vom baltischen Meere bis zu den Alpen, und durch Italien bis zum sicilianischen Meere. Wenn er über alle seine Würden noch die Kaiserkrone setzte, so schien Niemand vor ihm bestehen zu können; er hatte es in seiner Gewalt, willkührlich zu bestimmen was fortan ein Jeder sein sollte.

Auch der Papst Innocenz II, der im Anfange des Jahres 1138 von seinem Gegner Anaklet II durch den Tod befreiet wurde, war gegen die Erhebung des Herzoges Heinrich. Seine Hoffnungen, nunmehr für das Ansehen des apostolischen Stuhles Großes zu wirken, konnten durch dieselbe

gänzlich vereitelt werden. Er war schon mit dem Herzog in Händel gerathen und ein Keim neuer Zwietracht war schon wieder gelegt. Der Kaiser Lothar nämlich hatte, wie erzählt ist, bei der Annahme der Belehnung mit den Mathildinischen Gütern vom Papst anerkannt, daß diese Güter Eigenthum der römischen Kirche seien; Lothar hatte alsdann den Herzog Heinrich mit diesen Gütern beliehen. Der Papst Innocenz war der Meinung, daß diese Beleihung nur auf die Zeit von Lothar's Leben habe Statt finden können, daß folglich die Güter durch Lothar's Tod an den römischen Stuhl zurückgefallen wären; der Herzog Heinrich aber sah die Belehnung als bleibend an. Ein offener Kampf schien also, wenn Heinrich König würde, kaum vermeidlich, und ein Kampf mit einem so gewaltigen Fürsten drohte dem apostolischen Stuhle nicht geringe Gefahren.

Aber es schien auch gefährlich den Herzog zu verwerfen. Heinrich war ein ausgezeichneter Fürst wie im Felde, so im Rath und in der Verwaltung; auch hatte er seine edele Gesinnung in dem Streite mit den Hohenstaufen wohl bewährt. Zwar wird ihm ein hochfahrendes Wesen, Uebermuth und Trotz vorgeworfen; diese Vorwürfe aber sind erst erhoben worden als man ihn vom Reiche zu verdrängen suchte. Auch ist er in der Förderung des Wohlstands, in der Verschönerung des irdischen Lebens den meisten, vielleicht allen Fürsten seiner Zeit voraus gewesen: die Gründung der steinernen Brücke über die Donau, welches viel bewunderte Werk er in Verbindung mit der Stadt Regensburg unternommen hat, ist ein ehrenwerthes Denkmal seiner Gesinnung und seines Strebens. Niemand konnte leugnen, daß Heinrich des Thrones würdig sei. Wie Lothar ihn durch die Uebergabe der Reichskleinodien gleichsam als seinen Erben im Reiche betrachtet zu haben schien, so hatte sich auch der Gedanke, daß er König werden müsse, in vielen Menschen festgesetzt. Endlich war voraus zu sehen, daß der Herzog einen Versuch ihm die Krone zu entwinden nicht gutwillig dulden würde, und ein Sieg mit den Waffen über den gewaltigen Fürsten schien keine leichte Sache zu sein. Dennoch stand bei den kräftigsten Fürsten der Entschluß fest, daß Heinrich nicht König

werden ſolle; den Schwächern wurde bewieſen, daß er keinen Anſpruch auf die Krone habe: ſeine Gemahlin Lothar's Tochter könne ihm keinen Anſpruch geben; die Hohenſtaufen hätten nach Heinrich's V Tode einen ähnlichen Anſpruch gehabt, und Lothar ſelbſt hätte den Herzog Friedrich verdrängt; überhaupt ſei anerkannt, daß Niemand ein Erbrecht auf den Thron haben ſolle; Heinrich's Macht dürfe am Wenigſten entſcheiden: wegen dieſer Macht ſei ja eben ſeine Erhebung gefährlich.

In der Ausſchlieſſung der Welfen vom Throne lag aber die Nothwendigkeit, einen Hohenſtaufen als König an zu erkennen. Ihr Name war am Bekannteſten unter den teutſchen Völkern; ſie hatten dem Kaiſer Lothar ſo kühn und ſo lange widerſtanden, daß ihr Sieg über den Herzog Heinrich um ſo zuverſichtlicher erwartet werden durfte, da voraus zu ſehen war, auch der Graf der Nordmark Albrecht der Bär werde ein furchtbarer Widerſacher dieſes Herzoges ſein. Denn Albrecht war, wie der Herzog Heinrich, ein Enkel des letzten Billungers Magnus von Sachſen, deſſen älteſte Tochter Eilike ſeine Mutter geweſen; nach den Grundſätzen, die von Lothar befolgt waren, hätte daher das Herzogthum Sachſen ſeinem Vater dem Grafen Otto von Ballenſtadt und Askanien ertheilt werden ſollen; Heinrich V aber hatte daſſelbe an Lothar gegeben. Lothar hatte es behauptet und zuletzt zum Throne gelangt ſeinem Eidam dem ſtolzen Heinrich verliehen; er ſelbſt Albrecht hatte ſich mit der armen Nordmark begnügen müſſen. Dieſe Verhältniſſe machten es wahrſcheinlich, ja gewiß, daß Albrecht jetzt das Herzogthum Sachſen in Anſpruch nehmen werde; und Albrecht der Sachſe ſchien für Heinrich dem Bayern ein gefährlicher Feind werden zu müſſen, da die Sachſen hartnäckig an ihrer Eigenthümlichkeit feſt hielten. Dennoch waren die Hohenſtaufen nicht ſo mächtig, daß ſie den Beiſtand des Papſtes und der Geiſtlichen hätten gering achten müſſen. Uebrigens hatte ſich der alte Haß gegen das fränkiſche Kaiſerhaus, der auf die Hohenſtaufen übergegangen war, nach und nach abgekühlt: der bitterſte Feind Heinrich's V und ſeiner Neffen, Erzbiſchof Adalbert von Mainz, war auch ſo eben aus dem Leben geſchieden, und in ihm war den Gegnern der Hohenſtaufen die Seele entzogen.

Aber nicht der ältere Bruder Friedrich, sondern der jüngere, Konrad ward ausersehen. Friedrich zog den sichern Besitz eines Herzogthumes dem unsichern Throne vor; Konrad hatte schon früher gewagt sich als König begrüßen zu lassen, und wurde für tüchtiger gehalten, den Sturm zu bestehen. Auf der letzten Fahrt nach Italien hatte sich gezeigt, daß er in diesem Lande noch einen großen Anhang habe; auch war er ein Muster der Tapferkeit und Ausdauer gewesen; zugleich hatte er gegen die weltlichen Fürsten Zuvorkommenheit, gegen die Geistlichen eine große Demuth bewiesen. Dadurch hatte er den Ruf gewonnen, daß er, ein Mann von vielen hohen und schönen Tugenden, sich in Alles zu schicken wisse, angenehm und bequem sei für Hohe wie für Geringe.

Alle Vorbereitungen waren im Geheimen getroffen: bald nach Lothar's Tode ward ein öffentlicher Tag zur Wahl eines neuen Königs in Mainz auf das Pfingstfest 1138 angekündigt. Inzwischen berief die Kaiserin Wittwe die sächsischen Fürsten zu einer Versammlung auf den zweiten Februar's nach Quedlinburg. Da man allgemein glaubte, daß sie die Absicht habe, die Fürsten für ihren Eidam den Herzog Heinrich zu gewinnen, so trug der Markgraf Albrecht der Bär kein Bedenken, die Versammlung mit bewaffneter Hand zu verhindern. Er trieb die Kaiserin gewaltsam zurück und nahm ihr ganzes Gefolge gefangen. Sogleich luden die Hohenstaufen eine Anzahl von Fürsten zu einer Zusammenkunft in Coblenz ein. Kein bedeutender weltlicher Fürst erschien; unter den geistlichen, die der Einladung folgten, werden die Erzbischöfe Albert von Trier und Arnold von Cöln, so wie der Bischof Bucco von Worms genannt; und auch ein Legat des Papstes Innocenz II, der Cardinal-Bischof Thietwin, ein Schwabe von Geburt, fand sich ein. Diese wenigen Fürsten begrüßten am Zweiundzwanzigsten Februar's den Hohenstaufen Konrad als den König der Teutschen, und zogen mit denselben nach Aachen. Daselbst wurde Konrad III von dem Legaten desselben Papstes, dessen Bannfluch er getragen hatte, am Sechsten März als König der Teutschen gesalbt. Die Krönung konnte nicht Statt finden, weil die Reichskleinodien in der Hand des Herzoges Heinrich waren.

Und bald zeigte sich, daß von den Hohenstaufen kein gefährliches Wagniß unternommen war. Konrad III begab sich zum Osterfeste nach Cöln. Hier erschien schon eine Menge von geistlichen und weltlichen Fürsten um ihm den Hof zu machen: die weltlichen waren aus den Niederlanden, unter den geistlichen befanden sich auch die Bischöfe von Münster, Würzburg, Osnabrück, Halberstadt. Weiter nach Mainz, wo die Wahl eines neuen Erzbischofes veranstaltet ward. Ein anderer Adalbert, Neffe des vorigen, Schwager des Herzoges Friedrich, Sohn des Grafen von Sarbrück ward erwählt. Also hatte der neue König Konrad, ein Fürst ohne Land und Leute, erst vor wenigen Jahren mit dem Fluche der Kirche beladen, als Flüchtling aus Italien nach Teutschland zurückgekehrt, außer seinem Bruder und dem heiligen Vater, die drei ersten geistlichen Fürsten und einige andere auf seiner Seite; er hatte schon den ganzen Rhein gewonnen, an dessen Ufern sich nach der Ansicht der fränkischen Kaiser die Macht des Reiches befand. Das Lehnreich war ein wüstes Meer, zuweilen durch die Weisheit und Kraft einzelner Männer beruhigt, gewöhnlich durch wilde Leidenschaften aufgestürmt: die Woge hob, die Woge verschlang. Zwei mächtige Felsen aber standen fest in diesem Meere, der eine hoch emporragend, der andere kaum auftauchend: die Kirche und das Bürgerthum. An diesen beiden Felsen hielt sich der Geist der Ordnung, des Rechtes, der Freiheit.

8.

Krieg zwischen dem Könige Konrad III und dem Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen. Tod des Herzoges.

Der Herzog Heinrich scheint Anfangs im Vertrauen auf seine Uebermacht und die Reichskleinodien den angekündigten Wahltag zum Pfingstfeste sorglos erwartet zu haben. Die überraschenden Vorgänge von Coblenz, Cöln, Mainz stürzten ihn in Ungewißheit, Zweifel, Argwohn: er mag sich gerüstet haben, blieb aber unthätig. Inzwischen rief seine Schwiegermutter, die Kaiserin Wittwe Richenza, die sächsi-

schen Fürsten unter die Waffen gegen den Markgrafen Albrecht, der ihr so verwegen entgegen getreten war. Einige Fürsten erschienen im Feld, unter ihnen der Markgraf Konrad von Meissen. Als man aber die Erwartung hegte, daß es zu einem entscheidenden Treffen kommen werde, da liessen sich die Fürsten von Albrecht überfallen und zum Theil gefangen nehmen. Dieser ärgerliche Vorgang öffnete der Kaiserin, wie dem Herzoge Heinrich die Augen über die Gesinnung der Sachsen; er bewirkte der Kaiserin, er verlängerte Heinrich's Unthätigkeit. Heinrich wußte wohl, daß in Bayern die Demüthigung des Grafen Friedrich von Bogen und seines Anhanges noch nicht vergessen war.

Konrad berief einen allgemeinen Reichstag zum Pfingstfeste nach Bamberg. Aus allen Theilen des Reiches zogen sogleich die Fürsten heran. Auch die Sachsen erschienen allzumal in Bamberg, selbst die Kaiserin Richenza. Aus Bayern jedoch kamen nur einzelne geistliche Fürsten; die weltlichen blieben sämmtlich daheim, entweder aus Anhänglichkeit an dem Herzoge Heinrich, oder aus Furcht vor dem Gewaltigen. Zwei andere Vorgänge dagegen schienen Konrad's königliches Ansehen zu befestigen. Zuerst. Einem böhmischen Fürsten Wladislav ward auf sein Verlangen die Nachfolge im Herzogthume Böhmen nach Sobieslav's Tode von ihm zugesichert, und eine Vermählung zwischen Wladislav und einer Tochter des Markgrafen Leopold von Oestreich, Gertrud, einer Stiefschwester der hohenstaufischen Brüder, verabredet. Zweitens. Der neue Erzbischof Adalbert von Mainz erhielt von dem Bischof Otto von Bamberg die Weihe, und diese heilige Handlung machte einen desto tiefern Eindruck zu Konrad's Gunsten, da Otto kurz nach derselben wie ein Heiliger verehrt aus dem Leben schied. Dennoch schien es allgemein bedenklich, daß der Herzog Heinrich mit den Bayern dem neuen Könige feindlich gegenüber stand.

Konrad III glaubte die Gunst des Augenblickes schnell benutzen zu müssen. Also schickte er Abgeordnete an den Herzog Heinrich, um die Auslieferung der Reichskleinodien an einem bestimmten Tag in Regensburg zu verlangen; zugleich erließ er an die Fürsten in Bayern den Befehl, daß

ſie am Feſte des heiligen Johannes zu Regensburg erſcheinen ſollten um ihm ihre Huldigung dar zu bringen. Der größte Theil der bayeriſchen Fürſten folgte dieſem Befehle: ſelbſt der alte Erzbiſchof Konrad von Salzburg erſchien in Regensburg; die Huldigung zwar leiſtete er nicht, weil „der Wagen nicht vor den Stieren herläuft", aber er gab dem Könige die Erklärung, daß er von ihm Nichts zu fürchten hätte. Bei dem Herzoge Heinrich hingegen erreichte Konrad ſeinen Zweck bloß zur Hälfte: Heinrich verſtand ſich nur zur Herausgabe der Reichskleinodien gegen große Verſprechungen, die ihm im Namen des Königes gemacht wurden. Was ihm im Einzelnen verſprochen worden iſt ungewiß, ungewiß auch ob die Abgeordneten zu allen Verſprechungen vom König ausdrücklich bevollmächtigt geweſen ſind: das aber leidet keinen Zweifel, daß Heinrich geglaubt habe, der König Konrad ſichere ihm die beiden Herzogthümer nebſt allen angeſtammten oder eroberten Gütern zu, daß auch eine Zuſammenkunft zwiſchen dem König und dem Herzoge zu Augsburg, um alles Verabredete gegenſeitig zu beſtätigen, ausgemacht worden iſt.

Der Uebereinkunft gemäß zog Konrad nach Augsburg, umgeben von vielen Fürſten und kriegeriſchen Mannſchaften. Heinrich, die Seele mit Aerger und Mißtrauen angefüllt, fand einen ſolchen kriegeriſchen Aufzug bedenklich. Deßwegen vereinigte auch er ſeine Macht um ſich vor einem Ueberfall ſicher zu ſtellen, und lagerte ſich Augsburg gegenüber auf der andern Seite des Lech. So war nur eine Unterhandlung wie zwiſchen feindlichen Heeren durch gegenſeitige Abgeordnete möglich. Konrad verlangte die unbedingte Verzichtleiſtung auf das Herzogthum Sachſen; Heinrich die unbedingte Beſtätigung aller ſeiner Lehen und Würden. Konrad hielt es für doppelt gefährlich dem Fürſten, dem er die Krone entwunden hatte, die Vereinigung zweier großen Herzogthümer, Bayern und Sachſen, zu verſtatten; auch hatte er gewiß den Fürſten, die mit ihm ſtanden, Verſprechungen gemacht, wahrſcheinlich ſogar dem Markgrafen Albrecht dem Bären die Belehnung mit dem Herzogthume Sachſen verheiſſen. Heinrich war im rechtlichen Beſitze beider Länder; er hatte die Beleihung mit Sachſen vom Kaiſer Lothar ohne

Widerſpruch der Fürſten empfangen; auch hätte er ja von Konrad's Bevollmächtigten das Verſprechen erhalten, daß ihm alle ſeine Ehren und Würden verbleiben ſollten; und nur gegen dieſes Verſprechen hätte er die Reichskleinodien ausgeliefert. Daher beſtand er feſt auf ſeiner Forderung.

Die Unterhandlung ward abgebrochen; die Art aber, wie dieſes geſchehen, wird in den Ueberlieferungen zweideutig berichtet: „Der König fürchtete, es möchte Etwas Ränkevolles gegen ihn unternommen werden; er ſtellte ſich daher nach dem Abendeſſen als wollte er zu Bette gehen, entfernte ſich aber von Wenigen begleitet, ohne von irgend einem Fürſten Abſchied zu nehmen, aus der Stadt, beſtieg mit ſeinen Begleitern bereite Pferde und ließ ſein Heer in der größten Fährlichkeit zurück.“ Aber von Wem hatte Konrad Nachſtellungen zu fürchten, die ihn zur Flucht nöthigen konnten? Von dem Herzoge Heinrich nicht: dieſer ſtand mit ſeinem Heer an der andern Seite des Fluſſes; von den Bürgern der Stadt Augsburg auch nicht: er war ja in der Stadt von vielen Fürſten und kriegeriſchen Mannſchaften umgeben. Wie alſo? ſollte Konrad ſeinen eigenen Anhängern mißtrauet haben? Sind vielleicht die Fürſten, die er früher an Heinrich abgeordnet hatte, darüber aufgebracht geweſen, daß er das Wort nicht löſen wollte, welches ſie in ſeinem Namen dem Herzoge Heinrich gegeben hatten? Selbſt Konrad's Stiefbruder, der edele Geſchichtſchreiber Biſchof Otto von Freiſingen, hat keinen Verſuch gemacht, den König zu rechtfertigen: er geht ſtillſchweigend über die Sache hinweg.

In Würzburg erklärte der König Konrad den Herzog Heinrich „nach dem Ausſpruch einiger Fürſten“ als einen Feind des Reichs in die Acht. Zum Weihnachtsfeſte war er in Goslar. Die Sachſen hatten Konrad's Gelangung zum Throne nicht ungern geſehen, weil ſie verdroß, daß ihr Herzog Lothar die Krone, die er durch Liſt und Ränke erworben hatte, ſeinem Eidam Heinrich gleichſam wie ein Heirathsgut zu zu wenden verſucht hatte. Als ſie aber jetzt erfuhren, daß der Hohenſtaufe dem Herzoge Heinrich, dem Sohne der Erbtochter ihres alten großen Hauſes der Billunger, dem Gemahle der Erbtochter ihres letzten Herzoges, die Reichs-

kleinodien durch täuschende Versprechungen abgelockt, sich hierauf der Erfüllung seines Wortes durch die Flucht entzogen, endlich gewagt hätte, den Herzog Heinrich, ohne ihm rechtliches Gehör zu verstatten, willkührlich für einen Feind des Reiches zu erklären: da änderten sich plötzlich ihre Gesinnungen. Auch mögen schwere Erinnerungen in ihnen die Furcht erzeugt haben, daß der Geist des fränkischen Kaiserhauses sich auf die Enkel Heinrich's IV fortgeerbt haben könne. Also fanden sich an Konrad's Hofe zu Goslar nur wenige Fürsten aus Sachsen ein. Um daher in Sachsen wenigstens eine Partei zu behalten, belehnte er willkührlich Albrecht den Bären, „den Markgrafen Adalbert von Salzwedel", mit dem Herzogthume Sachsen. Hierauf suchte er die sächsischen Fürsten zu einer Versammlung in Quedlinburg zu bewegen; aber nur Wenige folgten seiner Einladung; auch zogen die Wenigen nicht in die Stadt ein, sondern lagerten sich in der Nähe. Da hielt Konrad für das Sicherste sich abermals heimlich wie ein Flüchtling zu entfernen.

Aber nicht bloß durch die Stellung und die Haltung der Sachsen scheint Konrad zur Flucht bewogen zu sein, sondern zugleich durch die Nachricht, daß der Herzog Heinrich auf dem Wege nach Sachsen, daß er schon in Sachsen eingetroffen sei. Sobald nämlich Konrad Augsburg verlassen hatte, war der Herzog Konrad von Zähringen auf Heinrich's Seite getreten. Heinrich überließ diesem edelen Bundesgenossen und tüchtigen Fürsten seine Macht und den Krieg gegen Konrad's Bruder den Herzog Friedrich; er selbst, von der Gesinnung der Sachsen unterrichtet, machte sich in der Stille, nur von vier getreuen Männern begleitet, auf den Weg zu diesem Volke. Kaum angelangt, versammelten sich viele sächsische Vasallen um ihn. Konrad's Flucht vermehrte sein Ansehen; Albrecht der Bär, in andere Händel verwickelt, vermochte ihm nicht entgegen zu treten.

Konrad hatte sich nach Regensburg begeben und war von dem Bischofe Heinrich, des Herzoges Heinrich altem Feinde, feierlich als König empfangen worden. Bald erschien sein Stiefbruder Leopold des Markgrafen Leopold von Oestreich Sohn, erhielt ohne Weiteres die Belehnung mit dem Her-

zogthume Bayern, und wurde von dem Bischof als Herzog anerkannt. Die Grafen von Bogen und Wolfrathshausen traten gleichfalls unverweilt auf die Seite des Königs und des neuen Herzoges; der Markgraf Leopold von Oestreich suchte die Sache seines Sohns in jeglicher Weise zu fördern. Hierauf eilten viele Vasallen aus Bayern herbei, den König und den neuen Herzog zu begrüßen; andere, dem Herzoge Heinrich getreu, flüchteten nach Sachsen. Nach diesem Abfall, unter solchen Wirrungen griff Konrad's Bruder Friedrich den Herzog Konrad von Zähringen an, und mit dem glücklichsten Erfolg. In dem Streite gab Friedrich Friedrich's Sohn, der in der Folge Kaiser geworden ist, die ersten Beweise von dem Geiste, der ihn in spätern Tagen zu seinem Ruhm und zu seinem Unglück in die gewaltigsten Unternehmungen getrieben hat: er bewirkte die Eroberung von Zürich, die Verwüstung der Besitzungen des zähringischen Hauses, die Zerstörung der Burg Zähringen, von welcher das Geschlecht den Namen führte. Der Herzog Konrad sah sich genöthigt mit den Hohenstaufen Frieden zu schliessen, Konrad III als König an zu erkennen um seine Würde und seine Besitzungen zu retten.

Anders in Sachsen. Vor Heinrich's Ankunft hatte Albrecht der Bär Lüneburg den Sitz der Billunger erobert, Bardenwik und Bremen in seine Gewalt gebracht, den Grafen von Holstein Adolf von Schauenburg aus dem Lande getrieben und Heinrich von Badewid in die Grafschaft eingesetzt. Sobald aber Heinrich in Sachsen erschien, endigte Albrecht's Glück. Der Erzbischof Konrad von Magdeburg stellte sich sogleich zu Heinrich; andere sächsische Fürsten folgten diesem Beispiel; aus Bayern und Schwaben trafen viele wackere Männer ein, welche vor dem neuen Herzoge Leopold ausgewichen waren. Bald sah sich Heinrich von einem bedeutenden Heer umgeben. Mit demselben brach er die Burg des Grafen Bernhard von Plötzke. Da traten viele Sachsen, die noch geschwankt hatten, auf des Siegers Seite. Heinrich eilte rasch vorwärts; die Burgen von Albrecht's Anhängern wurden erobert. In kurzer Zeit sah sich der Bär,

von Allen verlassen, zur Flucht zu dem Könige Konrad gezwungen.

Konrad war im Anzug. Ihn begleiteten die Erzbischöfe von Mainz und Trier, die Bischöfe von Worms, Speier, Würzburg, der neue Herzog Leopold von Bayern, der Herzog Sobieslav von Böhmen; auch der Landgraf Ludwig von Thüringen stellte sich zu ihm. Der Herzog Heinrich mit den Sachsen entgegen. Konrad lagerte sich bei Hersfeld, Heinrich bei Kreuzburg an der Werra. Eine entscheidende Schlacht ward allgemein erwartet. Der Erzbischof Adelbert von Trier aber trat vermittelnd ein und verhütete einen ehrlichen Kampf. Und nun werden die Ueberlieferungen dunkel. Es heißt: ein Waffenstillstand bis zum Pfingstfeste des nächsten Jahres sei abgeschlossen; der König habe sich nach dem Rhein, der Herzog nach Sachsen begeben. Weiter: zu Quedlinburg habe eine Unterredung Statt gefunden. Endlich: Heinrich habe in Sachsen Alles wohl geordnet und sei im Begriff gewesen nach Bayern zu gehen. Gewisser als Alles aber ist: am Zwanzigsten October's 1139 starb plötzlich der Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen, 37 Jahre alt, und seine Leiche ward im Kloster Lutter neben der Leiche des Kaisers Lothar beigesetzt. Die Schriftsteller berichten dieses Ereigniß kurz und verschieden. Der Eine sagt einfach: Heinrich starb; ein Anderer: er starb an einer Krankheit; ein Dritter: er starb vor Kummer; auch wird versichert, er sei vergiftet worden. Jede weitere Nachweisung fehlt. Es ist nicht möglich die Nacht auf zu hellen, die über diese Tage absichtlich oder unabsichtlich verbreitet worden ist.

9.

Trügerisches Abkommen zwischen dem Könige Konrad und dem jungen Herzoge Heinrich (dem Löwen) von Sachsen.

Durch den Tod des Welfen Heinrich war für den Hohenstaufen Konrad wenig gewonnen. So lange noch ein Welf vorhanden war, konnten sich die Leidenschaften nicht beruhigen,

und an Welfen fehlte es nicht. Der Herzog Heinrich hinterließ einen Sohn von etwa zehn Jahren, der gleichfalls Heinrich hieß und in der Folge den Beinamen des Löwen erhalten hat; auch überlebte ihn ein Bruder Welf, der die Erbbesitzungen des welfischen Hauses in Bayern, Schwaben und Italien erhalten hatte, bisher aber noch nicht auf der Bühne der That erschienen war. Der junge Heinrich befand sich mit seiner Mutter Gertrud bei seiner Großmutter der Kaiserin Richenza in Sachsen; Welf hielt sich in Bayern oder Schwaben auf. Gertrud fand in ihrem Unglück große Theilnahme bei Hohen und bei Geringen in Sachsen, größere ihr Sohn der junge Heinrich. Unter den schönsten Aussichten zukünftiger Größe und Macht geboren, war dieses Kind der gehofften Hoheit beraubt, ehe sein Geist zu begreifen vermochte was ihm streitig gemacht ward. In dieser Stellung erregte er in Sachsen allgemeines Mitleid, allgemeine Begeisterung. Der Erzbischof Konrad von Magdeburg trat sogleich für die junge Wittwe Gertrud und ihren Sohn auf; sein Beispiel trieb überall zu Entschluß und That. Gertrud nahm als die natürliche Vormundin ihres Sohnes den Namen „Herzogin von ganz Sachsen" an, und fast überall wurde sie als Herzogin anerkannt. Albrecht der Bär beharrte zwar auf seinem Anspruch, aber Konrad III sah sich außer Stand, ihn zu unterstützen. Er hatte mit dem Herzogthum in Nieder-Lothringen den Sohn Gottfrid's von Löwen, Gottfrid genannt, belehnt und ihn zugleich mit einer Schwester seiner eigenen Gemahlin vermählt. Gegen denselben hatte Heinrich von Limburg Waleram's Sohn die Waffen ergriffen, um das Herzogthum zu behaupten, das sein Vater von Heinrich V erhalten und bis zu seinem Tode besessen hatte. So entstand ein Krieg in Lothringen, der den König Konrad so bedenklich machte, daß er sich des Markgrafen Albrecht nicht an zu nehmen wagte. Dennoch zog Albrecht nach Sachsen, stürmte durch das Land hindurch bis Bremen. In dieser Stadt ward ein großer Markt gehalten, zu welchem viele Sachsen, Hohe und Geringe, zusammen geströmt waren. Der Markgraf hoffte die ganze Menschenmenge durch Ueberraschung zur Anerkennung seiner herzoglichen Würde zu nöthigen. Er

sah sich aber gezwungen, vor der allgemeinen Erbitterung zurück zu weichen, Sachsen zu verlassen. Hierauf wurden die Stammgüter seines Hauses verwüstet und zerstört, unter denselben das Schloß Anhalt.

Und auch in Bayern nahm der Gang der Dinge eine unerwartete Wendung. Zwei Brüder, die Grafen Otto und Konrad, waren in des Herzoges Heinrich Treue geblieben, und wurden von dem neuen Herzoge Leopold in ihrer Burg Phalei belagert. Während dieser Belagerung zog Welf Heinrich's Bruder, im August 1140, mit einem Heere rasch heran, überfiel den Herzog Leopold und trieb ihn in die Flucht. Konrad und Otto vereinigten sich mit Welf. Viele andere, besonders kleine Vassallen stellten sich zu dem Sieger. In Bayern entstand ein verworrener, ein verderblicher Kampf. Da erklärte Welf sich selbst zum Herzoge von Bayern.

Das Herzogthum in Bayern war längst als erblich im Hause der Welfen betrachtet worden. Konrad III hatte die Vereinigung desselben mit dem Herzogthum in Sachsen als zu gefährlich für das königliche Ansehen nicht dulden wollen. Kein denkender Mensch tadelte den König, daß er dem Herzoge Heinrich Sachsen zu entziehen gesucht hatte; Vielen aber schien ungerecht, daß er Bayern einem Mann verliehen hatte, der nicht zum Hause der Welfen gehörte. Welf selbst behauptete, daß, wenn auch Heinrich nach verstattetem Gehör von einem Reichstag in die Reichsacht erklärt wäre, er Heinrich's Bruder ein Erbrecht auf das Herzogthum Bayern gehabt haben würde. Deßwegen und da Heinrich Heinrich's Sohn von den Sachsen als Herzog anerkannt war, trug er um so weniger Bedenken, Bayern in Anspruch zu nehmen, weil dadurch die Trennung der beiden Herzogthümer und zugleich eine Ausgleichung zwischen den Häusern Welf und Hohenstaufen möglich zu werden schien. Die Bayern, die lieber einen Mann in der Kraft des Lebens der unter ihnen geboren war für ihren Herzog anerkennen wollten als einen Knaben, von einer sächsischen Mutter geboren und in Sachsen lebend, stellten sich zu ihm. Aber der Herzog Welf sah sich bald in seinen Hoffnungen getäuscht.

Des Königes Bruder Herzog Friedrich griff die Erbbesitzungen des welfischen Hauses an. Die Burg Weinsberg wurde von ihm belagert und hart bedrängt. Welf, auf den Tag von Phalei stolz, führte ein Heer im Winter gegen den König und wagte am 21. December's eine Schlacht unter den Mauern von Weinsberg. Er stürmte wie Gideon mit dem Schwerte des Herrn unter dem Rufe der Seinigen: „Hie Welf!" zum Kampfe. Die Feinde aber riefen entgegen: „Hie Waiblingen!" und bestanden mit Muth und Glück den Angriff. Viele von Welf's Kriegern fanden ihren Tod, viele wurden gefangen, wenige retteten sich durch die Flucht; Weinsberg fiel in die Hände der Sieger. Welf jedoch verlor den Muth nicht; auch fehlte es ihm nicht an Freunden: zwei fremde Könige unterstützten ihn mit Geld, dessen er am Meisten bedurfte, auch wohl mit ermunternden Versprechungen: der König Roger von Sicilien und der König Geisa von Ungarn, oder vielmehr, da Geisa noch ein Knabe war, die Räthe desselben.

Seit der Kaiser Lothar das untere Italien verlassen hatte, im Jahre 1137, war dem Könige Roger gelungen alles Verlorene wieder unter seine Herrschaft zurück zu bringen. Seine Stellung indeß blieb ungewiß; ein grimmiger Haß gegen ihn glühte fort in der Brust der Einwohner des Landes. Der Papst Innocenz II suchte denselben zu nähren, und setzte seine Bemühungen auch nach Anaklet's II Tode fort. Roger aber hielt seine furchtbare Herrschaft aufrecht. Selbst ein Bannfluch, den Innocenz, im Anfange des Jahres 1139, über ihn aussprach, wirkte nur, wo der Herzog Rainulf von Apulien denselben mit dem Schwerte geltend zu machen vermochte. Aber Rainulf starb bald: die Gefahr für Rom wurde so groß, daß der Papst sich entschloß mit irdischen Waffen gegen den Feind zu kämpfen. Mit dem Fürsten Robert von Capua vereint zog er selbst in's Feld, ward aber, am 22. Julius', von Roger Roger's Sohn überfallen, mit dem größten Theile der Seinigen gefangen genommen. Der König Roger behandelte den heiligen Vater mit großer Ehrfurcht; der gefangene Papst wurde leicht von ihm gewonnen: er ließ sich zu einer Aussöhnung „mit dem Manne

bewegen, in dessen Hand Gott ihn gegeben hatte." Innocenz sprach den König Roger vom Banne der Kirche los, belieh ihn mit dem Königreiche Sicilien, seine beiden Söhne mit Apulien und Calabrien; Roger und seine Söhne leisteten dem Papste die Huldigung als getreue Vassallen mit dem Versprechen, jährlich eine gewisse Geldsumme an den apostolischen Stuhl zu entrichten. Hierauf ließ Roger den Papst nach Rom zurück begleiten; Innocenz ward in Rom auf das Feierlichste und Freudigste empfangen. Beiden lag nunmehr am Herzen die Ordnung der Dinge die sie festgestellt hatten zu erhalten; ein Umsturz derselben war aber, wenn Konrad III eine Heerfahrt nach Rom unternahm, um so mehr zu fürchten, da um diese Zeit Arnold von Brescia gefährliche Ketzereien mit großem Erfolg in Italien verbreitete. Daher arbeiteten sie gemeinschaftlich an der Erhaltung der Zwietracht in Teutschland, und suchten den Herzog Welf zur Fortsetzung seines Kampfes zu ermuntern, der Papst im Geheimen, der König öffentlich. Roger schloß mit Welf einen Vertrag, in welchem er ein jährliches Hülfsgeld versprach.

Der König Konrad hatte um sich die Freundschaft des Königes Bela von Ungarn zu sichern seinen jungen Sohn Heinrich mit Bela's Tochter Sophia, die noch ein Kind war, verlobt. Bela aber starb im Anfange des Jahres 1141, sein Sohn Geisa II, ein Knabe von 10 Jahren, erhielt den Thron. Da kam der Fürst Boris Sohn des Königes Colomann als Flüchtling nach Teutschland, und suchte, weil die ungarische Krone ihm gebürte, Schutz und Hülfe. Er fand unter den Vassallen in Teutschland viele Freunde. Der König Konrad selbst zeigte sich ihm nicht abgeneigt. Die Männer, die in Geisa's Namen das Reich der Ungarn verwalteten, wurden um so mehr besorgt, da auch der Herzog Wladislav von Böhmen Konrad's Schwager in Teutschland für Boris wirkte und die Böhmen mit den Ungarn in übele Händel verwickelt waren. Deßwegen wünschten die Ungarn Uneinigkeit und Bürgerkriege in Teutschland zu erhalten, und die Verweser des Reiches traten mit Welf in Verbindung und bewilligten ihm bedeutende Hülfsgelder.

Auf dieſe Weiſe wurde Welf in den Stand geſetzt den Krieg fort zu führen. Friedrich von Schwaben war dem Kaiſer Lothar nie ſo gefährlich geweſen, als Welf dem Könige Konrad zu ſein ſchien. Seine Burgen in Bayern und Schwaben, dieſſeits und jenſeits des Rhein's, waren bequem zum Angriffe, ſtark zur Vertheidigung. Geld hatte er, folglich auch kampfbereite Krieger. Konrad III jedoch glaubte bald in unerwarteten Vorgängen Mittel zu finden, die Macht des Hauſes der Welfen zu gewinnen oder zu brechen.

Der Herzog Leopold nämlich hoffte nach Welf's Niederlage vor Weinsberg ſein Anſehen unter den Bayern befeſtigen zu können. In dieſer Hoffnung ward er durch einen Aufſtand geſtört, der plötzlich in Regensburg, wo er ſeinen Sitz genommen hatte, ausbrach. Um ſelbſt der Gefahr zu entgehen ließ er die Stadt in Flammen ſetzen, bezog in der Nähe ein Lager und zerſtörte die Gegend ringsher. Bald aber fühlte er über die Vorgänge großen Jammer. Die Trümmer von Regensburg erſchreckten, der Haß der Einwohner quälte ihn; auch ſah er ſich außer Stande die räuberiſchen Herren und Vaſſallen zur Ordnung zurück zu bringen. Er unternahm mit denſelben eine Fahrt durch Bayern, um die Verwilderten wieder an militariſche Zucht zu gewöhnen: ſie aber benutzten den Zug nur zu Raub und Plünderung; ſelbſt das Bisthum Freiſingen, deſſen Oberhirt ſein leiblicher Bruder Otto war, hatte mannichfache Mißhandlung zu erdulden. Kaum nach Regensburg zurückgekehrt ward er krank; in ſeiner Krankheit ergriff ihn eine unüberwindliche Sehnſucht nach dem Lande ſeiner Geburt und des Glückes ſeiner Jugend. Er reiſ'te ab, ſtarb aber, am 18. October's 1141, unterwegs zu Altcich in der Nähe von Straubing. Sogleich beſchloß der König Konrad, das Herzogthum in Bayern ſeinem andern Stiefbruder zu ertheilen, dem ältern leiblichen Bruder Leopold's und Otto's von Freiſingen, Heinrich von Oeſtreich, welchem der Volkswitz wegen ſeines gewöhnlichen Betheuerungswortes den Beinamen: Jaſomirgott, Jochſamergott, gegeben hat, dieſen Fürſten aber mit der Wittwe Heinrich's des Stolzen, der Herzogin Gertrud von Sachſen, zu vermählen.

Die Herzogin Gertrud sah mit Aengstlichkeit auf ihre und ihres Sohnes Heinrich (des Löwen) Zukunft hin. Unter ihren Augen war mancher Wechsel, manche Treulosigkeit vorgegangen: sie wagte nicht auf die Treue der Sachsen zu rechnen. Große Mittel zum Kampf und zur Verlockung standen den Hohenstaufen zu Gebote; auch konnten wohl selbst edele Menschen auf den Gedanken kommen, es sei besser, sich zu Männern wie die hohenstaufenschen Brüder zu halten als zu einem Kind. Ueberdieß hatten sich die Verhältnisse im nördlichen Sachsen schon übel gestaltet. Nach der ersten Flucht Albrecht's des Bären aus Sachsen war Adolf von Schauenburg nach Holstein zurückgekehrt, und Heinrich von Badewid, dem von Albrecht die Grafschaft in Holstein übertragen war, hatte nicht vor ihm zu bestehen vermocht. Die Herzogin Gertrud aber hatte sich nach dem Tod ihres Gemahles bewegen lassen, dem Grafen Heinrich das Land Wagrien zu Lehen zu geben um eine Aussöhnung zwischen ihm und dem Grafen Adolf herbei zu führen. Die beiden Fürsten waren in ihrer Feindschaft geblieben, und viele Sachsen waren unzufrieden mit Gertrud, weil sie nur den slavischen Völkern ihre Angriffe erleichtert hätte. Es kam hinzu, daß Gertrud's Mutter die Kaiserin Richenza starb, und daß bald nachher auch der Erzbischof von Magdeburg vom Leben schied. Durch diese Todesfälle fühlte sich die Herzogin alles Raths, alles Trostes beraubt; sie glaubte zwiefach verwaist, von Allen verlassen zu sein.

Unter solchen Umständen ward ihr der Antrag einer Vermählung mit dem Bruder des Königes gemacht. Sie wagte nicht den Antrag zurück zu weisen; vielmehr glaubte sie in der Vermählung die Zuversicht, daß ihr Sohn Sachsen behalten werde, selbst die Möglichkeit zu finden, demselben Bayern wieder zu verschaffen. Also wurde die Verhandlung fortgesetzt. Inzwischen unternahm der König, im Anfange 1142, eine Kriegsfahrt nach Böhmen, aus welchem Lande sein Schwager der Herzog Wratislav durch den Fürsten Konrad von Mähren vertrieben worden war. Der Fürst der Mähren wurde zu der Räumung Böhmen's genöthigt; Konrad zog als Sieger in Prag ein, und gab dem Herzoge

Wratislav seine Würde und seine Gewalt zurück. Hierauf begab er sich selbst nach Sachsen. Die Vermählung der Herzogin mit Heinrich Jasomirgott ward ausgemacht; der König ertheilte demselben die Belehnung mit dem Herzogthume Bayern; dem jungen Heinrich, dem Sohne der Herzogin Gertrud, wurde das Herzogthum Sachsen bestätigt, allen Sachsen, die Theil an den bisherigen Händeln genommen hatten, Verzeihung bewilligt, der Markgraf Albrecht der Bär in seine Markgrafschaft, in die Güter seines Hauses wieder eingesetzt: dagegen leistete der unmündige Herzog Heinrich, ein Knabe von 13 Jahren, nach dem Wunsche seiner Mutter Verzicht auf das Herzogthum Bayern. Nach diesem Abkommen führte der König seine Schwägerin nach Frankfurt, wo zu Pfingsten das Hochzeitsfest mit hoher Pracht gefeiert ward. In einem großen Theile von Teutschland, selbst in Sachsen war die Freude allgemein: man hoffte die Vermählung der Herzogin Gertrud mit dem Herzoge Heinrich würde den Frieden im Reiche befestigen. Aber die Erfüllung blieb aus.

Der Herzog Welf war bei allen diesen Vorgängen nicht beachtet worden. Darüber aufgebracht faßte er den Entschluß seinen Feinden zu beweisen, daß er keine Geringschätzung verdiene. Er hatte noch Freunde und Verbündete. Also fiel er in Bayern ein. Der Herzog Heinrich trat dem Angriffe mit großer Erbitterung entgegen. In dem Kriege wechselte lange das Glück; endlich stellte es sich auf Heinrich's Seite. Da aber ließ sich dieser Herzog durch den ungarischen Fürsten Boris zu einem neuen Kriege gegen den König Geisa von Ungarn verleiten. Von Oestreich aus ward ein Einfall in Ungarn gemacht, die Stadt Preßburg im ersten Anlauf erobert; bald aber belagerten die Ungarn diese Festung, und die Teutschen sahen sich genöthigt einen freien Abzug zu erkaufen. Hierauf drang der junge König Geisa in Oestreich ein; der Herzog Heinrich ging ihm entgegen. In einer Schlacht auf dem Leerfeld an der Leitha, 1146, wurde Heinrich gänzlich geschlagen; 7,000 teutsche Männer fielen in dem Kampfe; der Herzog selbst vermied kaum dasselbe Schicksal.

Während dieser Ereigniſſe war die Herzogin Gertrud im Jahr 1143 in Geburtswehen vom Leben geſchieden. Ihr Tod hatte alle Berechnungen ungewiß gemacht.

10.

Händel der Päpſte mit den Römern. Mißtrauen Eugen's III und Konrad's III wider einander.

Der Geiſt bürgerlicher Freiheit, von welchem die Städte Teutſchland's angehaucht, die Städte Italien's durchdrungen waren, rüttelte auch die Römer gewaltig auf. Durch die großen Ereigniſſe ſeit einigen Menſchenaltern war hier das Nachdenken über das Weſen kirchlicher und weltlicher Dinge, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft immer ſtärker angeregt. Klare Anſichten, feſte Grundſätze waren nicht gewonnen, aber die Seelen zeigten ſich geſpannt, die Geiſter empfänglich für jede neue Idee. Seit Anaklet's II Tode ſchien die kirchliche Spaltung äußerlich verſchwunden zu ſein: die innere Parteiung jedoch erhielt ſich für und für. Des Papſtes Innocenz II neue Stellung zu dem Könige Roger erregte Beſorgniſſe, ſchärfte das Nachdenken: wenn der König der Teutſchen nach Italien kam, ſo mußten neue große Zerrüttungen erfolgen; blieb der König aus, ſo waren Roger's Anſprüche und Anmaßungen um ſo mehr zu fürchten.

Ein Geiſtlicher Arnold aus Brescia verbreitete in dieſer Zeit neue Lehren, welche die aufgeregten Gemüther noch tiefer ergreifen mußten. Arnold, ein Mann von kräftigem Geiſte, war durch den langen Streit zwiſchen den Päpſten und den Kaiſern zu dem Verſuche bewogen worden, das Geiſtliche von dem Weltlichen ſcharf zu ſcheiden, durch die Beſtrebungen der Städte und deren Kämpfe wider einander zu dem Verſuche, die Möglichkeit der Freiheit und die Gränzen der Herrſchaft zu erforſchen. Das Anpreiſen des römiſchen Rechtes, das von Bologna ausging, und der Name des Kaiſers Juſtinian, der von den Lehrern deſſelben mit einer gewiſſen Salbung ausgeſprochen wurde, ſcheinen verwirrend auf ihn eingewirkt zu haben. Deßwegen hatte er

ſich nach Frankreich begeben, um bei Peter Abailard, deſſen Ruhm als Denker, Forſcher und Lehrer von Tauſenden wißbegieriger Zuhörer hoch gefeiert wurde, Licht und Wahrheit zu finden. Der Scharfſinn, die Beredtſamkeit, mit welcher Abailard über göttliche wie über menſchliche Dinge ſprach, hatte auf ihn einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht; aber Arnold wählte einen andern Weg. Abailard, ein Mann der Schule und der Kanzel, lebte in Ideen: unbekümmert um die wirkliche Welt ſuchte er durch die Entwickelung und Vertheidigung dieſer Ideen Schüler zu gewinnen, nicht ohne Ruhmſucht und Ehrgeiz. Arnold trug den Jammer der Welt in ſeiner Bruſt; alle Spitzfindigkeiten den Schulen überlaſſend wandte er ſeine Seele dem Leben zu, um den Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft zu verbeſſern, zu veredeln. Aber er erwartete, wie die Edelſten ſeiner Zeitgenoſſen, nur Heil von der chriſtlichen Religion durch eine gereinigte Kirche. Bald verkündigte er laut vor Geiſtlichen und Laien: es ſei nothwendig, daß die Kirche gereinigt würde, damit die Religion Jeſu Chriſti ihre göttliche Kraft bewähren könne; nothwendig, daß die Geiſtlichen ihren Anſpruch auf Eigenthum, die Biſchöfe auf Regalien, die Mönche auf Beſitzungen aufgäben: weltliche Dinge ſeien des Kaiſers und könnten nur durch den Kaiſer an Laien verliehen werden; den Geiſtlichen gebüre ſich mit dem Zehnten und mit den freiwilligen Gaben der Gläubigen zu begnügen.

Viele Menſchen wurden gewonnen; ſelbſt Geiſtliche erkannten an, daß ein Mann, der ſich dem Heiligen widme, Nichts über die Nothdurft hinaus verlangen dürfe; die Vaſſallen ſtimmten gern einer Lehre bei, die ihnen ſchöne Ausſichten auf die Kirchengüter eröffnete. Der Papſt wurde bedenklich. Auf einer großen Synode im Lateran, 1139, verdammte er die Lehren des argen Ketzers. Arnold wich aus, fand aber in Zürich Schutz und Pflege. Selbſt die Beredtſamkeit Bernhard's von Clairvaux vermochte Nichts gegen die neue Lehre: wo ſie keine Früchte trug, da rüttelte ſie doch die Menſchen auf. Die größte Wirkung jedoch brachte ſie in Rom ſelbſt hervor.

Zwiſchen Rom und Tivoli fanden alte Streitigkeiten

Statt, welche um dieſe Zeit zu offenen Feindſeligkeiten führten. Der Papſt belegte die Stadt Tivoli mit dem Bann. Im Jahre 1142 wurde ſie von den Römern belagert. Die bedrängten Einwohner verſprachen Alles zu thun was der Papſt verlangen würde. Die Römer beſtanden darauf, der Papſt ſolle die Auswanderung der Einwohner, die Zerſtörung der Stadt verlangen. Der heilige Vater aber weigerte ſich dieſe Forderung aus zu ſprechen. Da entſtand ein wilder Aufruhr in Rom. Die meuteriſche Maſſe zog auf das Capitol, und faßte an dieſem Orte hoher Erinnerungen den Beſchluß: die Römer ſollten fortan ein freies Volk ſein, die alte Würde der ewigen Stadt ſollte hergeſtellt werden. Sogleich ward ein neuer Senat gewählt, der das gemeine Weſen verwalten, dem Papſte nur die Angelegenheiten der Kirche überlaſſen ſollte. Mit großem Jubel ſprachen ſie das alte Wort aus: Senat und Volk von Rom. Gewiß, die Römer waren in einer unglücklichen Schwindelei; aber der denkende Menſch wird über dieſe Schwindelei nur Wehmuth empfinden und die Vorgänge nicht mit Hohn und Spott begrüßen: ſie zeugten von der Sehnſucht nach einem Vaterlande; ſie beweiſen, daß die Entwürdigungen und Leiden von 1000 Jahren das Andenken an die Größe der Väter nicht zu vertilgen vermocht hatten, aber auch, daß die Lehren Arnold's von Breſcia nicht ohne gewaltigen Einfluß geblieben waren.

Innocenz II gerieth in Beſtürzung. Seine Ermahnungen, ſeine Drohungen wurden vor dem Jauchzen, mit welchem die Römer die neue Freiheit begrüßten, nicht gehört. Der Papſt ſtarb vor Schmerz und Kummer, 24. September's 1143. Drei Tage nach ſeinem Tode wurde Cöleſtin II auf den päpſtlichen Stuhl erhoben. Sechs Monate ſpäter war auch er eine Leiche, und Lucius II trug den päpſtlichen Namen. Cöleſtin ſoll ſich geweigert haben das Verhältniß, das Innocenz mit dem Könige Roger eingegangen war, zu erneuern: die Lehnherrlichkeit des Papſtes ſtand mit den neuen Grundſätzen der Römer in einem zu ſchneidenden Widerſpruche. Zwiſchen Lucius und Roger, ſeit langer Zeit befreundet, fand zwei Male eine Beſprechung Statt; aber

auch Lucius fand es bedenklich, dem Könige Roger die Belehnung mit Sicilien zu ertheilen. Roger begann daher von Neuem Feindseligkeiten gegen den Papst, nöthigte denselben zur Erneuerung des frühern Vertrages, brachte ihn aber auch in eine noch schwierigere Stellung zu den Römern. Senat und Volk von Rom beschlossen ihr neues gemeines Wesen in ein römisches Kaiserthum um zu wandeln, dieses Kaiserthum dem Könige der Teutschen zu übertragen. Sie erwählten einen neuen Patricius, der in weltlichen Dingen alle Gewalt bis zur Ankunft des Kaisers ausüben sollte. Hierauf verlangten sie von dem Papste, dem Patricius sogleich alle Regalien zu übergeben. Die Frage des Papstes: wovon er denn leben, wovon die Kirche bestehen solle, wurde mit Arnold's Lehre beantwortet: „von dem Zehnten und von den freiwilligen Gaben der Gläubigen."

Lucius II kam auf den Gedanken, das meuterische Volk mit bewaffneter Hand zu bekämpfen. Tivoli sandte ihm Hülfe. Er brachte eine starke Mannschaft zusammen. Als er aber das Capitol an zu greifen unternahm, da fand er einen harten Widerstand; seine Macht ward in die Flucht getrieben und zerstreuet; er selbst durch einen Steinwurf schwer verwundet. An dieser Wunde starb er, am 25. Februar's 1145.

Zwei Tage nach seinem Tod erwählten die Cardinäle den Florentiner Bernhard, Schüler des heiligen Bernhard, Abt des Klosters des heiligen Anastasius in Rom. Dieser Papst Eugen III war tüchtig, beredt, gewandt; sein Lehrer war ihm zu Wort und Werk mit seinem Geiste bereit. Aber um die Zeit, da er zum päpstlichen Stuhle gelangte, zeigte sich Arnold von Brescia öffentlich in Rom selbst. Arnold brachte in die Bestrebungen des Senats und des Volkes von Rom ein so reges Leben, daß Eugen III für nöthig hielt, mit den Cardinälen die Stadt heimlich zu verlassen: er begab sich nach dem Kloster Farfa und empfing hier die Weihung zum Papst. Seine Entfernung regte die Gemüther noch stärker auf; der Ketzer Arnold schürte das Feuer durch die Erinnerung an die Majestät der ewigen Stadt in alter Zeit. Also wurden vom Senat und Volke die frühern Beschlüsse

bestätigt, und neue Einrichtungen zur Befestigung des gemeinen Wesens getroffen; namentlich wurde der Stand der Ritter wieder hergestellt. Das erregte bei den vornehmeren Menschen den größten Beifall: der Name Ritter war, seitdem man im heiligen Lande Ritterorden gestiftet hatte, sehr beliebt geworden, und die Lehnleute, die ihren Dienst wohl gepanzert zu Pferde zu leisten pflegten, hielten einen Ritterstand zur Aufrechthaltung des Adels den Städten gegenüber für nothwendig. Aber in Rom begnügte man sich nicht mit Beschlüssen, sondern ging zu Thaten über, bald zu neuen Freveln und Gräueln. Manche Burgen und Schlösser feindlich gesinnter Edelleute wurden geplündert, zerstört, die Häuser der Cardinäle verwüstet, die Peterskirche wie eine Burg befestigt, Mißhandlungen aller Art verübt. Solche Ausschweifungen aber erzeugten große Zwiste selbst unter den Römern. Edele Menschen zogen sich zurück; Manche fingen an entgegen zu arbeiten.

Die Nachrichten von diesen Vorgängen hatte Konrad III mit Erstaunen und Widerwillen erhalten. Ihn jammerten die Päpste, weil er wegen der Verhältnisse in Teutschland ihnen keine Hülfe leisten konnte. Die Bitten des Senats und Volkes von Rom, daß er seinen Sitz in Rom nehmen, von Rom aus Italien und das teutsche Reich beherrschen möge, empfing er mit eben so großer Kälte als die Versicherung ihrer Treue und Ergebenheit. Eine Gesandtschaft des Papstes dagegen nahm er ehrenvoll auf, und schickte selbst Gesandte an den heiligen Vater. Senat und Volk von Rom geriethen in Verlegenheit; die Gegner der Bewegung, Freunde des apostolischen Stuhles, traten kühner hervor. Bald hielt Niemand mehr zum Andern. Eugen III dagegen machte Gebrauch von seinen geistlichen Waffen, und strebte zugleich eine bewaffnete Macht zu bilden, um Rom an zu greifen. Zwar mißlangen seine Bemühungen, den König Roger zu einem kriegerischen Unternehmen gegen Rom zu bewegen: denn Roger hegte große Entwürfe gegen das morgenländische Reich, und hatte schon einleitende Raubzüge unternommen: aber er brachte doch ein so bedeutendes Heer zusammen, daß er einen Angriff auf Rom nicht für zu gefährlich hielt. Bei der An-

näherung dieses Heeres trugen die Römer auf eine Unterhandlung an. In kurzer Zeit kam ein Vergleich zu Stande: die Römer gaben ihren Patricius auf, und unterwarfen sich dem apostolischen Stuhle nach alter Weise; sie behielten zwar ihren Senat; aber die Senatoren sollten ihr Amt unter päpstlicher Auctorität verwalten. Hierauf zog der Papst in Rom ein und feierte das Weihnachtsfest 1145 in der ewigen Stadt.

Eugen III aber brachte die Römer durch sein schroffes Verfahren bald wieder zur Einigkeit zurück. Manches mag vorgefallen sein, das die Geschichte verschweigt. Gewiß ist, der Papst hielt eine neue Flucht aus Rom für nothwendig. Er begab sich nach Sutri, weiter nach Viterbo, nach Pisa, nach Lucca, endlich, im Herbste 1146, an die Gränze von Frankreich. So entstanden wunderliche Verwirrungen: keine Spaltung, keine Einigkeit; kein Gegenpapst, kein päpstliches Ansehen. Zwischen dem König und dem Papste fand ein freundliches Verhältniß Statt, und doch ward überall ein gefährlicher Zusammenstoß der weltlichen Macht mit der geistlichen gefürchtet. Der Papst hatte Rom nicht vor einer kirchlichen Gegenpartei aufgegeben, sondern vor einer politischen, vor der Gesammtheit der Einwohner von Rom, die dem apostolischen Stuhle seine Gewalt zu entreissen strebten um sie in die Hand des Königes der Teutschen zu legen. Ohne weltliche Hülfe schien der Papst außer Stande zu sein Rom und den apostolischen Stuhl wieder zu gewinnen; in seinem Bedrängniß aber hatte er sich nicht zu Konrad III begeben, sondern seinen Weg nach Frankreich genommen, wo frühere Päpste eine Zuflucht vor dem Zorne der Kaiser gesucht und gefunden hatten. Entweder hat Eugen geglaubt, Konrad sei den Bewegungen in Rom nicht fremd, oder er hat wenigstens gefürchtet, Konrad würde ihn im Vertrauen auf die Vorgänge in Rom zu einer ganz andern Stellung zu bringen trachten, als in welcher die frühern Päpste zu den Kaisern gestanden hatten. Konrad sah in der Entfernung des Papstes nach Frankreich Etwas Zweideutiges; in seinem Argwohne ward er durch den Umstand bestärkt, daß der Abt Bernhard von Clairvaux ihn mit der ganzen Kraft

seiner Beredtsamkeit zum Schutze der Kirche aufgefordert hatte, während in Frankreich ein neuer Kreuzzug vorbereitet wurde, den der Papst Eugen mit seinem apostolischen Ansehen fördern zu wollen schien. Ueberdieß fürchtete Konrad, daß Rom, ohne Papst, ohne Kaiser, sich dem Könige Roger unterwerfen, und dadurch unüberseh bare neue Verhältnisse herbeiführen möchte. Es ist klar, die Verhältnisse der Kirche und des Reiches hatten sich wunderlich gestaltet und verschlungen; kaum schien sich ein Mittel dar zu bieten, den Knoten zu lösen. Ein neuer großer Kreuzzug aber, der die Aufmerksamkeit der ganzen christlichen Welt auf sich zog, und viele Bestrebungen, die bisher mit Eifer oder Leidenschaftlichkeit verfolgt waren, in ihrer Eitelkeit zeigte, zerriß diesen harten Knoten.

11.

Ein neuer großer Kreuzzug. Konrad III und viele Teutsche empfangen das Kreuz.

Die Kreuzheere, die vor einem halben Jahrhunderte nach dem Morgenlande gezogen waren, hatten ihr frommes Werk heldenmüthig vollbracht. Die christliche Welt hatte die wundervollen Siege mit Frohlocken begrüßt; sie hatte auch für Handel und Verkehr, für Geist und Bildung unermeßliche Vortheile aus der Eroberung des heiligen Landes zu ziehen angefangen. Tausende von Menschen waren seitdem als Pilgrimme zum heiligen Grabe gezogen, aber Niemand hatte an große Maßregeln zur Sicherung der Eroberungen gedacht. Man scheint geglaubt zu haben der Herr der das heilige Land in die Hand der Christen gegeben habe werde ihnen dasselbe zu erhalten wissen. Die Eroberer selbst hegten dasselbe Vertrauen: ihre Sache war ja die Sache Gottes. Daher geschahen stets bewunderungswerthe Thaten, aber in abenteuerlicher Weise, selten zur Befestigung der neuen Gründung. Ueberdieß hatten die Eroberer selbst über den Spuren des Heilandes die Vorurtheile nicht abgethan, in welchen sie früher gelebt hatten; selbst am Grabe des Heilandes

traten häßliche Leidenschaften hervor: Hohn und Verachtung, Stolz und Trotz, Eitelkeit und Dünkel, Selbstsucht und Gemeinheit. Die christlichen Einwohner des Landes wurden als Ketzer, nicht selten als Leibeigene behandelt; Geistliche und Laien lebten in Zwietracht; das Lehnwesen wurde mit großer Schärfe eingeführt; fromme Männer gaben in redlicher Absicht Veranlassung zu der Stiftung von geistlichen Ritterorden, die zum Schutz und zur Vertheidigung des heiligen Landes dienen sollten: sie haben aber ebenso oft geschadet als genutzt, dem Adelthum einen Halt gegeben, auf Europa zur Trennung der Menschen stark eingewirkt, den Geist von der Herrschaft hinweg gedrängt, die ihm gebürt. Unter solchen Verhältnissen konnte Nichts im heiligen Lande gedeihen, und in Europa entstand im Ablauf eines halben Jahrhunderts eine große Sorglosigkeit.

Plötzlich lief die Nachricht ein: am Weihnachtsfeste, 1144, sei die große und feste Stadt Edessa von den Türken erobert worden, eine Menge Christen jedes Alters und Geschlechtes durch das Schwert umgekommen. Edessa, die erste Erwerbung der Kreuzfahrer im Morgenland, eine der fünf heiligen Städte der christlichen Welt, galt für das Hauptbollwerk des Königreiches Jerusalem. Jene Nachricht erregte daher im Abendland eine desto größere Bestürzung, je unerwarteter sie eintraf. Nirgends aber kam es zu Entschluß und That. In Frankreich wurde zwar mit Eifer von einer neuen Kreuzfahrt gesprochen: der junge König Ludwig VII glaubte einen Frevel den er durch die Anzündung einer Kirche begangen hatte mit einer Pilgerfahrt sühnen zu müssen; viele Vasallen glaubten gleichfalls ritterliche Unthaten nur auf diese Weise büßen zu können; aber das plötzlich aufflackernde Feuer sank ebenso plötzlich zusammen. Bald schienen Jerusalem und das Kreuz ganz vergessen zu sein.

Eugen III vergaß nicht. Er sah nur in einer Kreuzfahrt das Mittel, sich selbst und den apostolischen Stuhl aus den Wirrnissen zu retten, in welche sie verwickelt waren. Aber er erkannte auch, daß dieses Mittel nur wirksam sein würde, wenn der König der Teutschen Konrad III zur Annahme des Kreuzes bewogen würde. Die Aufgabe diesen

König in den Verhältnissen, die in Teutschland und in Italien bestanden, zu einem solchen Entschlusse zu bringen, schien kaum möglich; der Papst jedoch versuchte die Lösung auf eine geschickte und glückliche Weise. Am Ersten December's 1145 schrieb er an den König Ludwig von Frankreich, forderte ihn und alle fromme Menschen in Frankreich auf sich zu bewaffnen, um die Kirche des Morgenlandes zu vertheidigen zur Vergebung ihrer Sünden. Zugleich traf er Verfügungen, die für alle Sünder große Lockungen enthielten: er ertheilte Allen, die ein so heiliges Werk gelobten, die Erlassung aller Sünden, stellte ihre Frauen und Kinder, ihre Güter und Besitzungen unter den Schutz der Kirche, sprach Alle, welche die heilige Fahrt mit reinem Herzen anträten, von der Verpflichtung frei, die Zinsen ihrer Schulden zu bezahlen, erlaubte Allen ihre Länder und Besitzungen an Geistliche oder andere fromme Menschen zu verpfänden, ohne den Einspruch ihrer Verwandten oder Lehnherren zu beachten. Und Niemand trat mit einem Widerspruche hervor. Der heilige Zweck des heiligen Vaters erzeugte allgemeines Schweigen.

In Ludwig VII wurde der alte Gedanke einer Fahrt nach dem heiligen Lande von Neuem geweckt. Am Weihnachtsfeste bemühte er sich einige Herren und Vassallen für eine Kreuzfahrt zu gewinnen; im Allgemeinen aber bewiesen Geistliche und Laien große Kälte bei dem Drängen des Königes. Selbst der Abt Bernhard von Clairvaux, von Vielen um Rath gefragt, weigerte sich ein entscheidendes Wort zu sprechen: er wies Alle an den apostolischen Bischof. Kaum aber hatte Eugen III seinen Sitz in Rom genommen, so ertheilte er dem Abte Bernhard den bestimmten Auftrag als Herold des apostolischen Stuhles das Kreuz zu verkündigen. Bernhard war 55 Jahre alt. Sein Körper war wohlgebildet, aber schwach gebauet: er hatte alle Kräfte angestrengt um eine große Gelehrsamkeit zu gewinnen, um durch sein Kloster und durch die hundert und sechszig Klöster die bis nach Dänemark und Schweden mit Mönchen von Clairvaux bevölkert waren das Werk des Herrn, dem er sich gewidmet hatte, zu fördern. Durch diese Anstrengung war er ermattet und gebrochen; nur mit Mühe vermochte er sich aufrecht zu

halten. Dennoch übernahm er den Auftrag des Papstes „aus Gehorsam gegen die Befehle des heiligen Vaters.“ Er betrieb das übernommene Werk mit kaum begreiflichem Erfolge. Nirgends gingen seine Worte verloren. Sein reines strenges Leben machte einen überwältigenden Eindruck auf Gute und Böse. Er wirkte in dem Glauben der Welt durch sein Gebet, durch seinen Finger, durch seine bloße Erscheinung zahllose Wunder. Unter diesen Wundern dürfte Folgendes das merkwürdigste sein. Der Abt feierte zu Cambrai die Messe. Ein junger Mensch, der von Kindheit an stumm gewesen war, drängte sich an ihn hinan und küßte ihm die Hand. Einer der Anwesenden zog ihn mit der Frage zurück: was willst du? Der junge Mensch antwortete, die Frage wiederholend: was willst du? Und von diesem Augenblick an konnte er sprechen sein Leben lang.

Der König Ludwig VII versammelte ein großes Parlament zu Vezelai. Eine unermeßliche Menschenmenge strömte zusammen. Bernhard bestieg auf freiem Feld ein Rednergerüst. Der König, die Königin Eleonore und einige vornehme Herren hatten schon das Kreuz empfangen; Bernhard zeigte der Menge den König als das Muster der Frömmigkeit, dem sie zu folgen hätte, und setzte durch seine Rede alle Anwesende in solche Begeisterung, daß die Kreuze, die er mit sich gebracht hatte nicht ausreichten, daß er genöthigt war sein eigenes Gewand zu zerschneiden um den Anforderungen genug zu thun. So war ein Kreuzzug zu Stande gebracht.

Aber die Absicht des Papstes und des Abtes ward nur zum kleinsten Theil erreicht. Der König der Teutschen sollte durch die Annahme des Kreuzes aus seinem Reich entfernt, dadurch den meuterischen Römern die letzte Hoffnung entzogen werden. Konrad hatte schon eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande gemacht; er kannte alle Schwierigkeiten eines Kreuzzugs, alle unglücklichen Verhältnisse des Königreiches Jerusalem; seine Stellung in Teutschland den Welfen gegenüber war sehr bedenklich; sein Bruder Herzog Friedrich war durch eine große Schwäche zur Unthätigkeit genöthigt; die Zustände in Italien schienen seine stete Bereitschaft zu einem

Heerzuge nach dieſem Lande zu verlangen. Dennoch gelang dem heiligen Bernhard auch den König Konrad zum Kreuze zu bewegen.

Er richtete zuvörderſt ein Schreiben an die geſammte Geiſtlichkeit und das Volk der Teutſchen, das einen gewaltigen Eindruck machte. „Ich rede zu euch von der Sache Chriſti, in welchem euer Heil iſt. Ein geringer Menſch, hege ich den heiſſen Wunſch euch Alle durch Jeſum Chriſtum gerettet zu wiſſen. Brüder, jetzt iſt die angenehme Zeit, jetzt iſt der Tag des Heiles. Gott im Himmel hat einen Theil ſeines Landes verloren, in welchem er länger denn dreißig Jahre als Menſch unter Menſchen gelebt hat. Wegen unſerer Sünden wird daſſelbe durch die Feinde des Kreuzes gottesläſterlich geſchändet. Sie drohen die Stadt Gottes an zu greifen, die Werkſtätte unſerer Erlöſung zu zerſtören. Und ihr tapfere Männer, was thut ihr? was thut ihr, Knechte des Kreuzes? Wollt ihr das Heilige vor die Hunde werfen, die Perlen vor die Säue? Soll für dieſes Geſchlecht der ewige Vorwurf bleiben ſolche Gräuel geduldet zu haben? Wie aber? Iſt etwa die Hand des Herrn ſo unmächtig geworden, daß er uns arme Würmer herbei rufen muß, ſein Erbe zu ſchützen? Nein; er darf nur ein Wort ſprechen um das Land zu befreien. Aber er will nicht. Der Herr, euer Gott, führt euch in Verſuchung; er erbarmt ſich ſeines Volks und bietet demſelben das Mittel des Heiles dar. Habt Vertrauen, ihr Sünder! Er will nicht eueren Tod, er will, daß ihr euch bekehrt und lebt. Der Allmächtige läßt ſich herab, Mörder, Räuber, Ehebrecher, Meineidige, alle Sünder zu ſeinem Dienſt auf zu fordern, als wären ſie ein Volk der Gerechtigkeit. Ihr ſeid ein glückliches Geſchlecht; es iſt eine gnadenreiche Zeit, ein wahres Jubeljahr. Euer Land, groß und berühmt auf dem ganzen Erdkreis, iſt fruchtbar an tapfern Männern, angefüllt mit einer kraftvollen Jugend: umgürtet alſo euere Lenden, ergreift die Waffen, endigt den Sündendienſt, in welchem ihr euch wechſelsweiſe zu verderben pflegt, entſagt der grauſamen Luſt, den Leib des Nächſten mit dem Schwerte zu durchbohren und vielleicht ſeine Seele zu verderben. Ein ſolches Treiben iſt Raſerei, keine Tugend;

iſt Wahnſinn, keine Tapferkeit. Hier aber iſt der Sieg Ruhm, der Tod Gewinn. Und auch dir, Kaufmann, bieten ſich große Marktplätze dar. Nimm das Zeichen des Kreuzes, und auch du wirſt für alle Sünden, die du mit zerknirſchtem Herzen bekennſt, Vergebung erhalten.“

Die Länder die Frankreich am Nächſten lagen waren ſchon in die Bewegung in dieſem Reiche hinein gezogen. Ein Mönch Radolf war ohne Auftrag und Beruf in den Städten am Rhein von Cöln bis Strasburg als Prediger des Kreuzes aufgetreten und hatte Tauſende von Menſchen zur Annahme des Kreuzes gebracht; aber auch den Haß gegen die Juden wieder angefacht, eine wilde Habgierde in der Menge aufgeregt. Die Gräuel, die vor funfzig Jahren den erſten Kreuzzug befleckt hatten, wiederholten ſich. Die Geiſtlichen jedoch bewieſen mehr Menſchlichkeit, mehr Erbarmen, als zu der Zeit Peters des Einſiedlers. Nicht minder zeigten ſich viele Laien verſtändig und edel. Die meiſten Juden wurden zwar ausgeplündert, manche erſchlagen, andere mißhandelt; viele jedoch entgingen dem Verderben und fanden in dieſen Tagen der Trübſal, Schutz und Rettung in den Burgen der Herren und Vaſſallen, vor Allen bei dem Könige Konrad, der ſie in Nürnberg und in andere Städte aufnahm.

Der Abt Bernhard war über dieſe Vorgänge tief betrübt. Ihm war beſonders ſchmerzlich, daß der Papſt nicht ohne alle Schuld zu ſein ſchien. Durch die Freiſprechung der Schuldner von der Bezahlung rückſtändiger Zinſen hätte er, meinte man, die Beraubung der Juden gebilligt. Bernhard arbeitete mit allen Kräften entgegen. Da ſich aber die Verfolgung der Juden durch das ganze ſüdliche Teutſchland bis nach Böhmen und Kärnthen ausbreitete, ſo begab er ſich ſelbſt nach Teutſchland um dem Unglück Einhalt zu thun. Er kam nach Mainz, wo ſich Radolf befand. Dieſe Stadt jedoch war durch den ſchwärmeriſchen Mönch in eine ſo furchtbare Aufregung gebracht, daß er gegen denſelben keine Maßregel zu ergreifen wagte. Er wandte ſich daher an den Mönch ſelbſt und ſuchte ihm von ſeinem Unrechte, von ſeiner unglückſeligen Verkehrtheit zu überzeugen. Der Mönch kehrte in ſein Kloſter zurück. Das Volk von Mainz aber gerieth

in eine so große Erbitterung, daß Bernhard kaum durch seine Heiligkeit vor Mißhandlungen geschützt wurde.

Der Abt begab sich nach Frankfurt, wo sich Konrad III befand. Er sprach den König im Geheimen. Der König erklärte ihm: „er habe nicht die Absicht die Fahrt zu unternehmen.“ Bernhard erwiderte; „Auch geziemt meiner Demuth nicht bei der königlichen Majestät zudringlich zu werden.“ Er zog sich zurück. Der König aber war unruhig. Frankfurt, die Gegend ringsher, wurde durch Wunder, für welche die Teutschen sich überhaupt empfänglicher zeigten als die Franzosen, auf das Tiefste aufgeregt. Einst gerieth Bernhard durch die zusammengeströmte Menge in der Kirche in Gefahr erdrückt zu werden: da warf der König die Zeichen seiner Würde von sich hinweg, faßte den heiligen Mann mit seinen starken Armen und trug ihn aus dem Gedränge hinaus. Von diesem Augenblick an war der Sieg des Abtes über den König entschieden.

Bernhard zog den Rhein hinauf. Ueberall strömten die Menschen zusammen, empfingen ihn mit Verehrung und Freude; überall erbaute er viele Menschen durch seine Predigten, obgleich ihn, weil er französisch sprach, nur Wenige verstanden; die nie fehlenden Wunder erschütterten selbst ungläubige oder mißtrauische Menschen. Die Begeisterung wurde so groß, daß dem Abte wiederholt das Gewand von Leibe gerissen wurde, damit man ein Kreuz erhielte aus dem Kleide, das er getragen hatte, dieser Mann.

Der König feierte das Weihnachtsfest zu Speier. Daselbst fand sich auch Bernhard ein und sah den König öffentlich wie im Geheimen. Am Tage des heiligen Johannes des Evangelisten erhielt Bernhard vom Könige die Erklärung: „er wolle die Sache bei sich überlegen, mit den Seinigen zu Rathe gehen, sich am folgenden Tag entscheiden.“ Inzwischen hatte der Herzog Welf mit Vielen seiner Getreuen in der Nacht der Geburt des Heilandes das Kreuz empfangen. Da erfolgte an dem bestimmten Tage, den 28. December's, die Erklärung des Königs auf eine Weise, die unverkennbar verabredet war. Bernhard feierte die Messe in Gegenwart des Königes, vieler Fürsten, einer großen Volksmenge.

Plötzlich brach er ab, wandte sich zu dem Volke, sprach wie vom Geiste Gottes ergriffen, Flammenworte über die große Sache des Kreuzes. Zuletzt richtete er die Rede an Konrad, an den Menschen, nicht an den König. Er rief ihm Alles in's Gedächtniß was Gott ihm verliehen habe; er erinnerte ihn an Thron und Reich, an Vermögen und Verstand, an Geist, Muth und Stärke. Alsdann fragte er ihn, mit welchen Werken er sich dankbar bewiesen habe für solche Gnade? Wie er zu bestehen gedenke am Tage des Gerichtes? Der König erwiderte in Demuth: er sei, von der göttlichen Gnade durchdrungen, bereit dem Dienste des Herrn sein Leben zu weihen. Sogleich brach die ganze Versammlung in einen Freudenschrei aus, und dankte Gott. Bernhard nahm eine Fahne vom Altar, überreichte sie dem König, und heftete ihm das Kreuz auf die Schulter. Hierauf empfing auch des Königes Neffe Friedrich, der nach ihm König und Kaiser geworden ist, das Kreuz; viele Fürsten und Herren nahmen das Kreuz aus den Händen des heiligen Mannes; eine große Bewegung ging durch alle Gauen des Vaterlandes.

12.

Rüstung. Trennung der Kreuzfahrer. Aufbruch. Heinrich's (des Löwen) erster Auftritt.

Der Herzog Friedrich von Schwaben lag an einer schweren Krankheit danieder. Seine Seele hing an seinem Sohne Friedrich, der ihm von seiner ersten Gemahlin, der Schwester Heinrich's des Stolzen, geboren war. Durch die Nachricht, daß dieser Sohn das Kreuz genommen habe, ward er auf das Tiefste erschüttert; zugleich ergriff ihn ein großer Zorn gegen seinen Bruder Konrad, weil derselbe den jungen Mann nicht zurückgehalten hatte. Der Abt Bernhard eilte zu dem kranken Herzog, um ihm Trost und Gesundheit zu bringen; aber seine Wunderkraft versagte. Der Herzog Friedrich starb in seinem Schmerz, und sein Sohn Friedrich erhielt das Herzogthum Schwaben. Hierauf kehrte der Abt über Cöln und Aachen nach Frankreich zurück.

Im Monate Februar 1147 hielt der König Konrad einen großen Hoftag zu Regensburg. Auf demselben nahmen viele Menschen das Kreuz: unter ihnen die Bischöfe Heinrich von Regensburg, Otto von Freisingen, des Königes Bruder, Reginbert von Passau, Herzog Heinrich Jasomirgott. Bald bekannten sich auch der Herzog von Böhmen, der Markgraf von Steier, der Graf Bernhard von Kärnthen zum Kreuz; eine große Menge anderer Grafen, so wie Adelige und angesehene Männer folgten dem Beispiele dieser Fürsten; auch strömten Straßenräuber und Diebe zusammen um ihre Verbrechen zu sühnen, und gute und fromme Menschen erbaueten sich an dieser Erscheinung. Teutschland, ja fast das ganze Abendland erhielt ein anderes Ansehen. Ruhe und Frieden herrschten überall. Welfen und Waiblinger waren einig unter dem Kreuz, und diese Vereinigung schien zu einer redlichen Aussöhnung führen zu müssen. Alle, die das Kreuz empfangen hatten, vergaßen ihre alten Leidenschaften und beschäftigten sich nur mit ihrer Rüstung; Diejenigen, welche der Fahrt nicht beiwohnen wollten oder konnten, hielten sich in bescheidener, in ängstlicher Zurückgezogenheit. Jene Begeisterung indeß, die sich in den ersten Kreuzfahrern bewährt hatte, zeigte sich nirgends oder selten. Alle Kreuzträger schienen zu fühlen, daß sie ein großes Opfer brächten, daß sie nur fortgerissen wären zu dem heiligen Werk. In diesem Gefühle bewiesen sie nicht selten Uebermuth, Stolz, Härte gegen die Zurückbleibenden. Und noch ein Umstand kam hinzu, der mancherlei Bedenklichkeiten erregte: die Sachsen nahmen das Kreuz, aber sie weigerten sich an dem Zuge nach dem heiligen Lande Theil zu nehmen.

Nach der Entfernung der Herzogin Gertrud aus Sachsen war der Graf Adolf II von Holstein vor dem jungen Herzog Heinrich (dem Löwen) erschienen und hatte das Land Wagrien, das Heinrich's Mutter dem Grafen Heinrich von Badewid verliehen, in Anspruch genommen. Die Räthe des jungen Herzoges, diesen Anspruch als gerecht erkennend, hatten eine neue Ausgleichung getroffen: Adolf hatte Siegeberg und das ganze Land Wagrien erhalten, Heinrich von Badewid Ratzeburg und das Land der Polaben. Adolf aber war sehr

betrübt über den Zustand der Länder die ihm nunmehr untergeben waren. Durch die Kriege mit Dänen und Wenden, durch einheimische Fehden waren sie überall verödet. Angefüllt mit Trümmern und Zerstörungen zeigten sie nur wenige Menschen; die westlichen Gegenden, von den Fluthen des Meeres bald überschwemmt bald verlassen, gewährten für menschliche Wohnungen keine Sicherheit. Adolf versuchte solchem Unglück ab zu helfen. Nachdem er Siegeberg wieder aufgebauet und befestigt hatte, sandte er Botschafter aus, um Menschen für das entvölkerte Land zu gewinnen, im Besondern nach Westfalen, Friesland, Holland, Flandern, in welchen Ländern Menschen verwandtes Stammes wohnten, Menschen zugleich, die durch Dämme, Deiche, Gräben und Schleusen das Land zu schützen verstanden. Der Einladung des Grafen folgte eine große Menge. Allen wurden Besitzungen entweder als ächtes Eigenthum oder doch mit so großen Freiheiten versprochen, wie sie nur noch in Friesland und Holland bekannt waren. Der Graf forderte alsdann seine Holsaten und Stormaren auf, das Land der Slaven, das mit dem Blute ihrer Brüder erobert war und die größte Sicherheit versprach, in Besitz zu nehmen: und die Holsaten und Stormaren, seiner Aufforderung folgend, liessen sich westlich von Siegeberg, um die Trave her, in den Fluren des Schwentinefelds und in dem ganzen Striche von dem Flusse Schwale bis zum Plöner-See nieder. Hierauf wies er den eingewanderten Westfalen den Gau Dargun an, den Holländern den Gau Eutin, Süsel endlich den Friesen. Dem Ueberreste der Slaven bewilligte er das Küstenland in der Gegend von Aldenburg und Lütgenburg, und unterwarf sie einer harten Zinsbarkeit, die nahe an Leibeigenschaft gränzte. Um aber auch das Land mit der Ostsee in sichere Verbindung zu setzen, beschloß Adolf eine Stadt in der Nähe dieses Meeres zu gründen. Er wählte für diese Gründung zwischen der Trave und der Wackenitz einen Ort, der durch die sumpfigen Ufer dieser Flüsse gedeckt war, dem die Mündung der Trave einen vortrefflichen Hafen darbot. Der neuen Stadt gab er den Namen Lübeck, weil eine alte zerstörte Stadt dieses Namens in der Nähe gestanden hatte.

Bald Segen und Gedeihen. Das Christenthum wirkte veredelnd und bessernd. Die Landwirthschaft blühte auf; heitere Dörfer erleichterten das Emporkommen der Städte; Hamburg erhob sich aus seinen Trümmern, Lübeck zeigte schon in seiner Kindheit reges Leben. Aber die Vorgänge erzeugten auch in den Sachsen die Hoffnung, daß es möglich sein werde die Macht der Obotriten gänzlich zu brechen und in dem Lande dieses wendischen Volkes die Herrschaft des Christenthums und des teutschen Reiches fest zu begründen. Um diesen zwiefachen Zweck zu erreichen, um zugleich dem König und seinen Kreuzgenossen die Heiligkeit ihrer Unternehmung zu beweisen, befestigten sie das Kreuz nicht einfach auf ihre Kleider: sie näheten vielmehr eine runde Scheibe auf das Kleid, und auf den obern Rand dieser Scheibe stellten sie das Kreuz. Wie das Kreuz die Religion, so bedeutete die Scheibe den Erdkreis, den das Reich unter der Herrschaft des Christenthums umfassen sollte.

Der König wagte nicht die Sachsen zu tadeln, aber ihre Absonderung war ihm verdrießlich. Der Welf Herzog Heinrich war ein Jüngling von achtzehn Jahren. Das Schicksal seiner Kindheit, der Untergang seines edelen Vaters lebten in seiner Seele. Er konnte auf den Gedanken kommen mit den abgesonderten Sachsen sein Erbrecht auf Bayern in Anspruch zu nehmen, sein Glück zu versuchen. Niemand, am Wenigsten der König konnte leugnen, daß man Heinrich's Jugend mißbraucht habe; eben deßwegen blickte Konrad nicht ohne großes Mißtrauen auf diesen Jüngling hin. Aber auch die übrigen Fürsten der Sachsen erregten ihm Bedenklichkeiten. Der Markgraf von Meissen Konrad von Wettin, ein ausgezeichneter Fürst, hatte so Großes erreicht, daß er leicht auf den Gedanken kommen konnte, Größeres zu erstreben. Albrecht der Bär hatte nicht vergessen, was er auf zu geben gezwungen worden war. In seiner Brust rangen und kämpften große Leidenschaften. Adolf von Holstein hatte durch kühne Thaten und besonnene Verwaltung hohen Ruhm gewonnen; es war natürlich ihm das Verlangen nach Höherem zu zu schreiben. Andere hatten in anderen Stellungen ähnliche Zwecke im Auge. Niemand vielleicht war

geneigt für die Sache des Hohenstaufen zu stehen, zu streiten.

Zwei andere Vorgänge vergrößerten noch die Besorgnisse des Königes: der Herzog Konrad von Zähringen entsagte mit den Burgundern der Fahrt nach dem Morgenland um mit den Sachsen wider die heidnischen Völker zu ziehen; die Fürsten und Vasallen aus den Ländern am Unterrhein rechts und links wollten zwar ihr Gelübde erfüllen, aber sie beschlossen sich zu Schiffe Europa umsegelnd nach dem heiligen Lande zu begeben. Das Erste schien zu beweisen, daß die Ansicht, man werde von dem Kreuze dieselben Segnungen für Zeit und Ewigkeit gewinnen, wenn man unter denselben nur irgendwo gegen Ungläubige kämpfe, schon Wurzel gefaßt hatte: daher war zu fürchten, daß noch andere Fürsten die Fahrt nach dem heiligen Land aufgeben möchten; das Andere schien mit der Absonderung der Sachsen in Verbindung zu stehen: selbst Viele aus Westfalen wollten die Fahrt zur See unternehmen. Jedes Falles zeigte sich etwas Neues, das eine gänzliche Auflösung des frommen Werkes befürchten ließ. Um diese Auflösung zu verhindern suchte der König den Abzug des Kreuzheeres zu beschleunigen. Er trat mit Ludwig dem Könige der Franzosen in Unterhandlung. Beide Fürsten wurden einig, daß das teutsche und das französische Heer um die Zeit der Pfingsten zugleich aufbrechen sollten, das teutsche aus der Gegend von Regensburg, das französische aus der Gegend von Metz. Die Fahrt sollte durch Ungarn nach Constantinopel gehen. Zugleich versammelte Konrad einen Reichstag zu Frankfurt. Auf diesem Tag erwählten die teutschen Fürsten seinen unmündigen Sohn Heinrich zum Verweser des Reiches während seiner Abwesenheit, zu seinem Nachfolger im Falle seines Todes. Hierauf ließ Konrad mit dem jungen Fürsten nach Aachen eilend denselben im Dom Karl's des Großen am Sonntage Lätare zum römischen Könige krönen, und übergab ihn dem ehrwürdigen Erzbischofe Heinrich von Mainz, dem er zugleich die Verwaltung des Reichs als Vormund des jungen Königs übertrug, dem er jedoch auch dem edelen und gelehrten Abt Wibald von Corvei zur Seite setzte.

Inzwiſchen war der junge Herzog Heinrich von Sachſen vor dem Reichstage mit Anſprüchen auf das Herzogthum Bayern aufgetreten: „Ihm gehöre dieſes Herzogthum nach erblichem Recht; es ſei ſeinem Vater ungerechter Weiſe entriſſen worden; das Verſprechen das ſeiner unglücklichen Mutter Gertrud abgeängſtigt, das ihm ſelbſt, einem Knaben, abgelockt worden könne und dürfe nicht gelten.“ Konrad kam in Verlegenheit. Unter den gegebenen Umſtänden wagte er des Herzoges Forderung weder zu bewilligen noch zu verſagen. Er ſuchte ſich mit ſchlauen Wendungen zu helfen. Der junge Herzog glaubte, der König verſpreche ihm die Beleihung mit Bayern nach ſeiner Zurückkunft; der König meinte, er ſei durch ſeine Worte keineswegs gebunden. Der edele Biſchof Otto von Freiſingen, des Königes Bruder, hat zwar mit großer Zurückhaltung von dem Vorgange geſprochen, aber doch keinen Anſtand genommen ihn mit folgenden Worten zu erzählen: „der Jüngling Heinrich forderte das Herzogthum Bayern nach erblichem Rechte mit der Behauptung zurück, daß es ſeinem Vater ungerechter Weiſe abgeſprochen ſei. Der König, die Sache bis zu ſeiner Wiederkehr aufſchiebend, überredete den mit Klugheit und Geiſt Getäuſchten dieſe Wiederkehr ruhig zu erwarten.“

Unter dieſen verdrießlichen Verhältniſſen hat der König den Papſt Eugen mit heiſſem Verlangen nach Teutſchland zu kommen, um das Kreuzheer durch den apoſtoliſchen Segen zuſammen zu halten. Der Papſt aber lehnte nicht nur entſchieden ab, ſondern rügte auch ſcharf, daß der König ohne ſeine Erlaubniß das Kreuz angenommen habe. Konrad ſeine ſchwierigen Verhältniſſe erwägend, ſandte die Biſchöfe Bucco von Worms, Anſelm von Havelberg und den Abt Wibald von Corvei mit einem Schreiben an den Papſt: „er habe in chriſtlicher Demuth von dem heiligen Geiſt ergriffen und getrieben das Kreuz angenommen und keine Zeit gehabt um des heiligen Vaters Einwilligung zu bitten: dem heiligen Geiſt vermöge ja Niemand zu widerſtehen; der Papſt möge ihm alſo wenigſtens eine Unterredung zu Strasburg gewähren. Eugen III ſchlug auch dieſe Bitte ab, behandelte jedoch die Abgeordneten des Königes mit Freundlichkeit und

Wohlwollen; auch sandte er einen neuen Legaten nach Teutschland. Der König aber empfand einen tiefen Unmuth. Seine Stimmung entging den Genossen seiner Fahrt nicht; unter ihnen verschwand alle Begeisterung. Dennoch fühlte man die Nothwendigkeit das abgelegte Gelübde zu erfüllen. Auf der Bewegung in Teutschland liegt daher Etwas Düsteres; selbst die Pracht, mit welcher die Fürsten und Herren zur bestimmten Zeit nach Regensburg zogen, zeugt mehr von einer gewissen Eifersucht, als von jener religiosen Heiterkeit der Seele, die nur handelt, nicht rechnet, nicht prahlt.

Gegen den Anfang des Monates Mai versammelten sich die Kreuzbrüder im Lager bei Regensburg. Die Zahl der Geharnischten zu Roß ward auf 70,000 Mann angeschlagen; die Zahl der leicht bewaffneten Reiter, der Fußgänger, der Weiber und Kinder, hat Niemand zu schätzen gewagt. Diese Menge harrte des Königs um die Fahrt an zu treten. Konrad ritt umgeben von seinen Brüdern, seinem Neffen und vielen Fürsten des südlichen Teutschland's unter dem Jauchzen der Menge in das Lager ein. Am Feste der Himmelfahrt Christi, 29. Mai's 1147, erfolgte der Aufbruch.

Gegen das Ende des Monates Junius setzte das französische Heer bei Worms über den Rhein, zog nach Regensburg, folgte weiter den Spuren der Teutschen. Dieses Heer war an Zahl nicht geringer als das teutsche, auch nicht minder prachtvoll gerüstet. Die Franzosen hatten die Fahrt unter weit günstigern Umständen angetreten: sie hatten auch den apostolischen Segen empfangen. Dennoch scheint ihre Begeisterung nicht groß gewesen zu sein. Ihr Durchzug wurde den Teutschen sehr lästig. In diesem Jahre fand ein großer Mangel an Lebensmitteln Statt. Die Versorgung des teutschen Heeres hatte die südlichen Gegenden des Vaterlandes schon zu den größten Aufopferungen genöthigt; die Franzosen aber machten im Gefühl ihres verdienstvollen heiligen Werkes sehr große Ansprüche: wenn ihren Forderungen nicht genug geschah, so erlaubten sie sich übermüthig und schonungslos jegliche Härte, viele Mißhandlungen. Uebrigens verliessen sie die Gegend von Regensburg etwa zwei Monate nach dem Aufbruche des teutschen Heeres.

Die Pilger aus dem nordwestlichen Teutschland waren schon seit dem Ende des Monats April nach und nach vom Rhein aus abgesegelt. Zum Sammelplatz aller Schiffe hatten sie einen Hafen in England bestimmt. Viele englische Schiffe mit Pilgern gesellten sich zu ihnen. Als alle Schiffe vereinigt waren, ging die große Flotte in See; sie erreichte nicht ohne harte Stürme die Küste von Portugal, welches Land, vormals die westlichste Grafschaft im Königreiche Castilien, seit sechs Jahren durch Alfons von Burgund zum Königreich erhoben war. Von diesem Könige gegen die Saracenen zu Hülfe gerufen vollbrachten die Kreuzfahrer glänzende Thaten für Gott und seinen Sohn und segelten alsdann mit Ruhm bedeckt weiter nach dem heiligen Lande.

13.

Kreuzzug der Sachsen und Dänen gegen slavische Völker.

Während der zweijährigen Abwesenheit des Königes Konrad III ist das teutsche Reich fast aus der Geschichte verschwunden. Die Abbrechung des Streites zwischen den Waiblingern und den Welfen war für alle Teutsche ein beruhigendes Ereigniß; die Entfernung so vieler Fürsten und gewaltiger Männer wirkte gleichfalls zur Milderung der Leidenschaften; die Hungersnoth vollendete. Der junge König Heinrich aber war außer Stand irgend eine Bewegung zu veranlassen; die beiden geistlichen Fürsten, die ihm zur Seite gestellt waren, wendeten alle Kräfte an, um den Frieden im Reiche zu erhalten. Auch der Papst Eugen III unterstützte mit seinem apostolischen Ansehen die Bemühungen dieser Männer. Gegen das Ende des Jahres 1147 kam er selbst nach Teutschland; seine Erscheinung war von großer Wirkung, von größerer sein drei monatlicher Aufenthalt in Trier. Aber in Sachsen und von Sachsen aus gingen bedeutende und unglückselige Dinge vor.

Als der König von Regensburg aufbrach, war in Sachsen noch kaum an eine Rüstung gedacht worden. Diese Lö-

gerung war die Ursache großes Unglückes. Niklot, der Fürst der Obotriten, hatte das Herz seines Volks in seiner Hand. Ihm war das Gelübde der Sachsen bekannt geworden. Er rief daher sein ganzes Volk unter die Waffen, traf jegliche Vorkehrung, ließ im Besondern die Festung Dubin am Wismarischen Meerbusen so stark befestigen, daß sie im Falle der Noth seinem Heer eine Zuflucht, einen Halt gewähren konnte. Zugleich ließ er den Grafen Adolf von Holstein zu einer Unterredung einladen. Adolf lehnte die Unterredung ab. Da ließ Niklot ihm Folgendes entbieten: „Ich habe die Hand der Slaven die gegen dich erhoben war zurückgehalten; ich wollte im Lande der Slaven dein Auge und dein Ohr sein: du aber verläugnest deinen Freund in der Zeit der Noth und versagst ihm dein Angesicht. Darum überlasse ich dich dir selbst." Von diesem Vorwurfe betroffen schickte Adolf eine Gesandtschaft an Niklot: nur aus Furcht vor den sächsischen Fürsten habe er die Unterredung verweigert; er werde festhalten und Niklot möge festhalten an der alten Freundschaft. Niklot versprach; aber plötzlich lief er mit einer bedeutenden Flotte in die Mündung der Trave ein; sein Botschafter, durch welchen er dem Grafen Adolf die Zurücknahme seines Versprechens ankündigen ließ, kam gleichzeitig mit der Flotte nach Holstein. In der Nacht des 26. Junius', 1147, überfiel er die Stadt Lübeck, erschlug mehr als 300 Menschen, richtete durch Plünderung und Brand große Zerstörungen an, ließ das Land Wagrien weithin verwüsten. Die Wenden richteten jedoch ihren Zorn nur gegen die Ansiedler die Adolf aus Holland, Friesland und Westfalen herbeigezogen hatte. Die Dörfer und Besitzungen der Holsaten wurden verschont. Deßwegen entstand der Verdacht, daß die Holsaten mit Niklot aus Neid über die Freiheiten der fremden Ansiedler im Einverständnisse seien. Dieser Verdacht erzeugte Zwietracht unter den Bewohnern des Landes. Endlich aber ward ein Haufe von Wenden in den friesischen Gau Süsel mit großem Verluste zurückgetrieben; gleichzeitig lief die Nachricht ein, daß Adolf mit einem bedeutenden Heer im Anzuge sei. Da eilten die Wenden zu ihren Schiffen um ihre Beute in Sicherheit zu bringen.

Diese Ereignisse bewogen die sächsischen Fürsten, die Erfüllung ihres Gelübdes zu beschleunigen. Es bildeten sich zwei Heere: bei dem ersten befanden sich der Erzbischof Friedrich von Magdeburg, der Abt Wibald von Corvei, der Markgraf Konrad von Meissen, der Graf der Nordmark Albrecht der Bär, fortan Markgraf von Brandenburg genannt; bei der zweiten der Erzbischof Adalbert von Bremen, der Herzog Heinrich der Löwe, der Herzog Konrad von Zähringen. Die Stärke des ersten Heeres wird auf 60,000, die Stärke des andern auf 40,000 Mann angegeben. Zu gleicher Zeit zog ein dänisches Heer heran, das nicht weniger stark als die beiden teutschen Heere gewesen sein soll: die beiden dänischen Fürsten, die zu dieser Zeit um die Krone stritten, Swein und Knut, hatten vom Papste zum Kreuz aufgefordert, einen Waffenstillstand geschlossen, um an dem heiligen Werke Theil zu nehmen. Das erste sächsische Heer ging bei Magdeburg, das zweite in der Gegend von Boitzenburg über die Elbe; jenes drang vor bis zu der Festung Dimin an der Peene, dieses bis zu der Festung Dubin am Meere. Hier vereinigten sich die Dänen mit den Sachsen; beide Festungen wurden belagert, aber ohne Erfolg. Darüber entstand Uneinigkeit, die den christlichen Eifer erstickte. Die Sachsen schoben die Schuld auf die Dänen, die Dänen auf die Sachsen. Bei einem Ausfalle des Feindes kamen die Dänen in's Gedränge; die Sachsen brachten ihnen keine Hülfe. Die Dänen behaupteten ihre Kreuzgenossen hätten sich durch Geld zur Unthätigkeit bewegen lassen; die Sachsen entschuldigten sich mit dem schweren sumpfigen Boden, der ihnen die Hülfe unmöglich gemacht hätte. Bald nach diesem Vorgange wurde die dänische Flotte von den Rugiern angegriffen: sogleich eilten die Dänen, die neben den Sachsen standen, auf die Schiffe, vertrieben die Rugier, öffneten sich das Meer und schifften ihrer Heimath zu.

Dieser Abzug der Dänen vermehrte die Verlegenheit in den sächsischen Heeren. Auch die Sachsen sehnten sich nach der Heimath. Die Fürsten überredeten sich, daß es ihnen mit ihrer Macht leichter gelingen würde, die Obotriten zu überwinden, als mit einem gemischten Kreuzheere: Heinrich

der Löwe und Albrecht der Bär sollen jeglichen Angriff hintertrieben, jede Unternehmung gelähmt haben. Gewiß ist, es kam zu einer Unterhandlung, zu einem Abkommen mit dem Fürsten Niklot. Die Slaven versprachen die Taufe an zu nehmen und die gefangenen Dänen aus zu liefern, die Kreuzheere das Land zu verlassen. Die Slaven sahen die Taufe als eine gleichgültige Handlung an: viele empfingen dieselbe sogleich, aber Niemand änderte seine Gesinnung. Die Auslieferung der Gefangenen brachte ihnen keinen Schaden: sie gaben nur solche Gefangene zurück, die durch Alter oder Wunden unbrauchbar waren, die Uebrigen behielten sie in ihrer Knechtschaft. Die christlichen Heere dagegen verliessen das Land, das sie ohne Plan und Einigkeit betreten hatten, unmuthig, verdrießlich, voll von Mißtrauen und Groll wider einander.

Heinrich der Löwe kam von diesem Zuge mit andern und hellern Ansichten zurück. Ihm war die Stellung der geistlichen und weltlichen Fürsten zu einander klar geworden. Auch hatte er die Verhältnisse des Hauses der Hohenstaufen und seine Stellung zu denselben durchschauet: denn er hatte sich dem Herzoge Konrad von Zähringen fest angeschlossen, seine Vermählung mit Clementia der Tochter desselben verabredet und wohl auch ein Bündniß gegen die Hohenstaufen. Vom Jahre 1148 an trug er kein Bedenken sich den Herzog von Sachsen und Bayern zu nennen.

Im Monat August dieses Jahres, 1148, gelangte der Propst der Kirche von Bremen Hartwig, der letzte männliche Sproß aus dem Hause der Grafen von Stade, zum erzbischöflichen Stuhle von Bremen. In diesem Mann war Manches von dem großen Erzbischof Adalbert, besonders die Lust zu Herrschaft und Gewalt. Er sah mit Schmerz, daß der bremische Stuhl sein Ansehen in den nördlichen Ländern gänzlich verloren hatte. Zu einigem Ersatz wollte er in den slavischen Ländern die alten zerstörten Bisthümer wieder herstellen, damit es seinem Stuhle nicht gänzlich an Suffraganbischöfen fehlen sollte. Die Bisthümer Aldenburg von Otto dem Großen gestiftet, Ratzeburg und Meklenburg, durch Adalbert errichtet, lagen seit achtzig Jahren danieder: noch in

dieſem Jahre wurde die Stadt Aldenburg von dem däniſchen Könige Swein in Aſche gelegt. Dennoch erklärte der neue Erzbiſchof Hartwig die drei Bisthümer im ſlaviſchen Lande für hergeſtellt, und weihte den Prieſter Vicelin zum Biſchof von Aldenburg, Emmehard zum Biſchof von Meklenburg, ohne ſich um den Grafen Adolf, den Herzog Heinrich oder den abweſenden König Konrad zu bekümmern.

Schon vor einigen Jahren war Hartwig mit den Verweſern des Herzogthumes Sachſen zuſammengeſtoßen. Damals war ſein Bruder, der Graf Rudolf II von Stade, in ſeiner Grafſchaft Ditmarſchen erſchlagen; Hartwig betrachtete ſich daher als den Erben beider Grafſchaften, ſchenkte aber die ganze Erbſchaft der Kirche von Bremen. Die Grafſchaft Ditmarſchen übergab er der Kirche ſogleich; mit der Grafſchaft Stade dagegen ließ er ſich ſelbſt von dem damaligen Erzbiſchof Adalbert belehnen; ſein Neffe der Pfalzgraf Friedrich erhielt die weltliche Verwaltung dieſer Grafſchaft, und der König Konrad beſtätigte ihm dieſelbe. Die Vormünder des Herzoges Heinrich aber verwarfen dieſe Uebereinkunft und machten Anſpruch auf die Grafſchaft Stade. Der König ordnete ein Schiedsgericht an; die Verweſer des Herzogthums aber lieſſen den Erzbiſchof und den Propſt Hartwig gefangen nehmen und nach Lüneburg führen. Um ihre Freiheit wieder zu gewinnen gingen die beiden geiſtlichen Herren ein Abkommen ein, zu Folge deſſen Ditmarſchen der Kirche von Bremen verbleiben, Stade hingegen dem Herzoge Heinrich überlaſſen werden ſollte. Seit dieſer Zeit hegte der Propſt Hartwig eine feindſelige Geſinnung gegen den Herzog. Sobald er daher den erzbiſchöflichen Stuhl eingenommen hatte, wollte er dem jungen Herzoge ſeine Macht fühlbar machen. In dieſem Streben ging er ſogleich bei der Herſtellung der drei Bisthümer rückſichtslos an ihm vorüber. Auch ſchien der Mann, den er zum Bisthum Aldenburg geweiht hatte, ſein Verfahren in jeder Weiſe zu rechtfertigen: Vicelin war ein frommer Prieſter, der ſeit einer langen Reihe von Jahren mit Eifer und Aufopferung für das Chriſtenthum in Wagrien und den benachbarten Ländern gewirkt, durch ſein Leben und ſeinen Wandel die Göttlichkeit der Lehre Jeſu

Christi zu bewähren gesucht hatte. Er stand bei Hohen und Geringen in der höchsten Achtung; also schien unmöglich, daß irgend Jemand gegen seine Wahl und seine Wirkung Etwas ein zu wenden wagen würde.

Dennoch versagte der Graf Adolf sogleich der Kirche von Aldenburg den Zehnten; Vicelin wandte sich an den Herzog Heinrich. Der Herzog redete ihn hart an: „Du solltest mein Angesicht nicht sehen, weil du ohne meine Einwilligung den bischöflichen Namen in einem Land angenommen hast, das von den frühern Herzogen mit Schild und Schwert erworben und durch Erbschaft auf mich gekommen ist. Nun will ich dir zwar wegen deines heiligen Lebens verzeihen: jedoch nur unter der Bedingung, daß du die Investitur aus meiner Hand an zu nehmen dich entschliessest." Vicelin bat um Bedenkzeit. Der Erzbischof Hartwig, der ganze Klerus von Bremen bestürmten den alten Mann, daß er die Forderung des Herzoges zurückweisen solle. „Nur dem Könige, sagten sie, sei die Investitur der Priester zugestanden, nur sie dürften sich die Herren der Bischöfe nennen. Die Kirche habe sich vor Einem gebeugt um über Viele zu herrschen; wenn aber Vicelin dem Herzoge Heinrich nachgäbe, so würden die Bischöfe bald Knechte der Fürsten sein." Der erschrockene Priester machte hierauf den Versuch sein Amt ohne Unterstützung weltlicher Fürsten aus zu üben; aber der Versuch mißlang: die Slaven befriedigten auch nicht seine geringsten Bedürfnisse. In seiner Noth begab sich Vicelin von Neuem zu dem Herzoge Heinrich nach Lüneburg. Heinrich empfing ihn mit großer Ehrerbietung, wiederholte aber scharf und bestimmt seine Forderung. Da erklärte der Bischof: „Für Den, der sich Unser wegen erniedrigt hat, würde ich mich dem Geringsten deiner Leute als Eigenhörigen hingeben, warum also nicht dir, den der Herr so hoch gestellt." Hierauf empfing er durch einen Stab die Investitur aus der Hand des Herzoges. Sogleich sorgte der Herzog für die nächsten Bedürfnisse des Bischofs und versprach für die Zukunft Größeres zu leisten; auch der Graf Adolf bewilligte die Hälfte des Zehnten, jedoch nur mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er den Zehnten nicht schuldig sei, und sich nur aus Ach-

tung für seinen Herrn, den Herzog Heinrich, zu der Bewilligung verstehe.

Heinrich der Löwe hatte eine unerhörte Gewalt in kirchlichen Dingen ausgeübt. Fast scheint es, daß er die Absicht gehabt habe, in den slavischen Landen ein unabhängiges Reich zu gründen. Was ihn aber auch bewogen, was er beabsichtigt haben mag: sein Verfahren gegen Vicelin mußte die Aufmerksamkeit des Königs und der Geistlichkeit erregen und große Leidenschaften aufrufen.

14.

Konrad's III Rückkehr und Tod.

Der Kreuzzug des Königes Konrad war inzwischen jammervoll verlaufen und hatte einen jammervollen Ausgang gehabt. Die Stimmung des Heeres vor dem Aufbruch aus Teutschland war der Anfang des Unglückes gewesen; durch die Uneinigkeit der Fürsten, die Fehler der Führer, die Ueppigkeit, den Unmuth, den Trotz des Heers, endlich durch die Schlauheit der mißhandelten Griechen war dasselbe groß geworden. In Kleinasien hatte das Schwert der Türken furchtbar unter dem hungerigen und entblöß'ten Heere gewüthet. Gegen neun Theile der Pilger war zu Grunde gegangen, der zehnte erreichte in dem traurigsten Zustande das heilige Land. Mit diesem Ueberreste konnte Nichts unternommen werden das die Herzen wieder zu erheben vermocht hätte.

Der König Konrad und der Herzog Welf hatten unter dem Kreuze freundlich, selbst vertraulich mit einander gelebt: sie schienen die Verhältnisse in Teutschland vergessen zu haben. Die beiden Könige Konrad und Ludwig aber beschlossen, um doch Etwas Ehrenwerthes aus zu führen, eine Fahrt gegen Damascus, um diese hoch berühmte Stadt für das Königreich Jerusalem zu erobern. Der Herzog Welf lehnte die Theilnahme mit der Versicherung ab, daß er krank sei, und als die Könige den Zug angetreten hatten, da verließ er, im August 1148, das heilige Land um in der Heimath seine Gesundheit her zu stellen. Er ging zu Schiffe nach Sicilien. Hier

von dem Könige Roger feierlich empfangen und mit Geld wohl versorgt, machte er sich verbindlich sogleich in Teutschland den Kampf gegen den König Konrad zu erneuern. Heimlich, verkleidet begab er sich nach Rom, wurde von den Feinden des teutschen Namens und der teutschen Könige verborgen gehalten, beschützt und glücklich weiter geleitet. Der Senat der römischen Republik jedoch ließ einige Leute, die zu seiner Begleitung gehörten, gefangen nehmen, und bei diesen Gefangenen wurden Briefe des Königes Roger an die Herzoge Heinrich von Sachsen, Konrad von Zähringen und an andere Fürsten gefunden, in welchen dieselben aufgefordert wurden, Welf's Unternehmungen gegen die Hohenstaufen zu unterstützen, zu fördern.

Bald nach Welf's Abfahrt verließ auch Konrad III das heilige Land. Er begab sich zu Schiffe nach Constantinopel, alsdann nach Thessalonich, wo sich der Kaiser Manuel befand. Wegen seiner zerrütteten Gesundheit verweilte er geraume Zeit am kaiserlichen Hoflager; inzwischen schloß er ein Bündniß mit dem Kaiser gegen Roger. Konrad versprach mit einem Heere nach dem untern Italien zu ziehen, Manuel den König Roger gleichzeitig an zu greifen. Bald erhielt Konrad auch die Briefe Roger's die in Rom aufgefangen waren. Dadurch ward er bestimmt seinen Neffen den Herzog Friedrich eiligst zu Lande nach Teutschland zu senden um Welf's Unternehmungen zu vereiteln. Im Monat April 1149 kam Friedrich in Schwaben an; bald traf auch der König Konrad selbst ein. Er landete zu Pola in Istrien, feierte das Pfingstfest in Salzburg, und begab sich nach Regensburg.

Aber der König war ganz verändert. Das unermeßliche Unglück des Kreuzzuges lag ihm schwer auf der Brust; er war abgestumpft, seine Kraft aufgerieben. Im Vaterlande minderte sich seine Kränklichkeit, aber geheilt wurde sie nicht: sie war sittlicher Art, und die Klagen von Tausenden, deren Angehörige mit ihm ausgezogen, nicht mit ihm heimgekehrt waren, erschütterten unaufhörlich sein Herz. Auch bot die Aussicht in die Zukunft ihm Nichts Erheiterndes dar. Fast ein ganzes Jahr lang war er unfähig zu allen öffentlichen Geschäften.

Die beiden Welfen Heinrich der Löwe und sein Oheim Welf benutzten diese Umstände jeder nach seiner Weise. Im Anfange des Monates Februar 1150 griff Welf die Hohenstaufensche Burg Flochberg an, ward aber von dem jungen Könige Heinrich Konrad's Sohn hart geschlagen: nur die einbrechende Nacht rettete einen Theil seiner Genossen. Da trat der Herzog Friedrich von Schwaben, Neffe des Königes, Neffe des Herzoges Welf, zwischen seine beiden Oheime vermittelnd und versöhnend ein. Beide boten die Hand zum Frieden, Welf entsagte seinem Anspruch auf das Herzogthum Bayern und erhielt einige Reichsgüter als Entschädigung zu Lehen; die Gefangenen wurden ihm zurückgegeben.

Der Herzog Heinrich der Löwe hatte inzwischen den König an sein Versprechen vor dem Kreuzzuge erinnert. Konrad hatte den Herzog zu einem Hoftage beschieden, der im Anfange des Jahres 1150 zu Ulm Statt finden sollte. Heinrich, des Schicksales seines Vaters eingedenk, verwarf die Einladung, rüstete und brach gegen den Frühling, um dieselbe Zeit da der Friede mit Welf unterhandelt wurde, nach dem südlichen Teutschland auf. Er wollte auf der Gränze von Schwaben und Bayern vordringen, um seinem Schwiegervater Konrad von Zähringen Gelegenheit zu geben sich mit ihm zu vereinigen. Der Herzog Konrad aber blieb aus. Heinrich wurde daher von der Macht der Hohenstaufen bald ringsher eingeschlossen. Aber er bot den Feinden keine Blößen dar. Da wurde dem Könige Konrad von dem Markgrafen Albrecht dem Bären der Rath ertheilt, daß er sich rasch nach Sachsen wenden, Braunschweig hinwegnehmen und Heinrich's Macht im nördlichen Teutschland zu brechen versuchen möchte. Konrad befolgte den Rath: er trug den Herzogen von Bayern und Schwaben die Fortsetzung des Krieges gegen Heinrich auf: denn sein eigener Sohn, der junge König Heinrich, war gestorben; er selbst wandte sich nach Goslar. Heinrich der Löwe aber verließ sein Heer, eilte von drei vertraueten Männern begleitet durch die Feinde hindurch, ritt in fünf Tagen aus Schwaben nach Braunschweig und langte vor dem König an. Als Konrad Heinrich's Ankunft in Braunschweig erfuhr, kehrte er nach dem südlichen Teutschland zurück.

Dieſe und ähnliche Vorgänge waren elende Fehden der Fürſten unter einander, oder wider den König. Der Lehendienſt hatte alles Volksleben unterdrückt. Kleine Haufen von geharniſchten Reitern durchzogen das Reich, brachten Unglück und Verderben über wehrloſe Menſchen, führten aber keine Entſcheidung herbei. Der Sieg gab dem Sieger keine größere Macht, die Niederlage brachte dem Beſiegten keine Vernichtung. Wer heute der ſtärkere geweſen, war Morgen der Schwächere.

Während Heinrich's Abweſenheit aus Sachſen hatte der Fürſt Niklot, von den Völkern in Pommern angegriffen, bei Clementia Heinrich's Gemahlin Hülfe geſucht. Clementia hatte den Grafen Adolf von Holſtein bewogen, dem Fürſten zu Hülfe zu ziehen. Die Pommern waren geſchlagen. Daher hielt Niklot nunmehr treu zu dem Grafen, zu der Herzogin, zu den Sachſen. So fand der Herzog Heinrich die Verhältniſſe, als er aus Schwaben zurückkam; dieſelben wohl benutzend gewann er einen immer größern Einfluß auf die ſlaviſchen Völker. Der König Konrad ſtörte ihn nicht. Durch das Gefühl abnehmender Kräfte gelähmt, ſcheint er mit Gleichgültigkeit auf Heinrich's Treiben geſehen zu haben. Auch beſchäftigte ihn der Gedanke einer Heerfahrt nach Italien. Der Kaiſer Manuel hörte nicht auf, ihn an die Erfüllung des Wortes zu mahnen, das er in Theſſalonich gegeben hatte; die Römer drängten ihn gleichfalls den Heerzug nach Italien nicht länger zu verſchieben. Zwar war Eugen III im Jahre 1149 wieder nach Rom gekommen, aber er hatte die ewige Stadt bald wieder verlaſſen, weil die Römer dem Grundſatze, daß der Geiſtlichkeit kein weltliches Gut gebüre, nicht entſagen wollten; und nach ſeiner Flucht waren die heftigſten Gegner des Kaiſers und der Teutſchen aus Rom vertrieben worden; die Städte endlich ſtanden ununterbrochen zu Krieg und Schlacht wider einander, und die ſchwächern flehten immer den König der Teutſchen an nach Italien zu kommen um die Ordnung her zu ſtellen. Konrad aber hatte die Griechen auf ſeinem Kreuzzuge kennen gelernt; zu den Italiänern hatte er kein Vertrauen; den Römern empfahl er ſelbſt Mäßigung und Beſonnenheit; die Grundlagen der

Kirche dagegen waren nicht erschüttert, der Blitzstrahl des Bannes noch furchtbar genug; auch bestand die Verbindung zwischen dem Papst und dem Könige Roger in alter Weise. Konrad kann daher kaum geneigt gewesen sein, die Gefahr eines Heerzuges nach Italien zu wagen.

Dennoch gab er sich das Ansehen als sei er fest entschlossen. Er schickte im Anfange des Jahres 1151 Geistliche und Laien nach Italien die seine Ankunft verkündigen, mit dem Papste alles Nöthige verabreden sollten. Als der Papst aus einem Schreiben des Königs ersah, daß die Gesandten im Besondern mit ihm über „die Herstellung der Würde des römischen Reiches" zu verhandeln beauftragt waren, gerieth er in Besorgniß: er fürchtete, Konrad sei in die Anträge der Römer eingegangen. Indeß legte er keinen Widerspruch ein, sondern stellte sich bereit die Krönung des Königes zu vollziehen. Auch schickte er eine Gesandtschaft an den König um ihn ein zu laden. Bei der Ankunft derselben nach dem Pfingstfeste hielt der König einen öffentlichen Tag zu Regensburg. Er erklärte sogleich, daß die Heerfahrt im nächsten Jahre Statt finden sollte. Die anwesenden Fürsten, zum größten Theile geistliche aus dem südlichen Teutschland versprachen ihn zu begleiten; im Monate September erhielt er dasselbe Versprechen zu Würzburg von vielen andern Fürsten, selbst von Fürsten aus Sachsen. Eine neue glänzende Gesandtschaft ward an den Papst gesandt, um ihn den bestimmten Entschluß des Königs an zu zeigen; auch dem Kaiser Manuel wurde Nachricht gegeben.

Alles dieses hat das Ansehen von Wahrheit und Ernst. Welche Absicht aber auch der König gehabt haben mag: die Ausführung ist unterblieben. Schon am 15. Februar's des Jahres 1152 schied Konrad III, 58 Jahre alt, zu Bamberg vom Leben. Seine Leiche wurde daselbst neben der Leiche des Kaisers Heinrich II beigesetzt.

Dreiundzwanzigstes Buch.

1.

Friedrich's I Thronbesteigung und erste Stellung. Hoftag zu Merseburg.

Es war ein Unglück für das teutsche Volk, daß nach Heinrich's V Tode nicht sein Neffe, der Herzog Friedrich von Schwaben, sondern der alte Herzog Lothar von Sachsen zum Reiche der Teutschen gelangt war. Dieses Unglück hätte gut gemacht werden können, wenn nach Lothar's Tode dem Herzoge Heinrich von Bayern und Sachsen durch einmüthige Wahl die Krone ertheilt wäre; durch den Hohenstaufen Konrad III aber war das Reich in einer unglücklichen Zerrissenheit erhalten worden. Für die Ausgleichung des Streites zwischen seinem Hauf' und dem Hause der Welfen hatte dieser König Nichts Förderliches zu Stande gebracht, vielmehr hat er mit dem Ueberreste von königlichem Ansehen die Teutschen noch in eine Bahn hinein gezogen, die von des Reichs und Volks Einheit immer weiter hinweg führen mußte.

Konrad selbst erkannte den Zerfall des Reiches, so wie er seine eigene Verschuldung wohl erkannt hatte. Darum hatte er jeden Zusammenstoß mit Heinrich dem Löwen, dessen Vater er um das Reich betrogen, dessen Kindheit er mißbraucht, zu vermeiden gesucht; darum hatte er sich auch nicht als sein ältester Sohn Heinrich gestorben war für den zweiten, Friedrich, um die Krone beworben: er hatte vielmehr in den letzten Tagen seines Lebens die Reichskleinodien seinem Neffen, dem Herzoge Friedrich von Schwaben, gegen das Versprechen übergeben, daß derselbe zum Throne gelangt seinen

Sohn mit dem Herzogthume Schwaben belehnen wolle. Und schon achtzehn Tage nach seinem Tode wurde der Neffe als Friedrich I König der Teutschen in Frankfurt begrüßt, fünf Tage später, am Sonntage Lätare, zu Aachen gekrönt und auf den Sitz des Reiches der Franken gehoben, den Karl der Große in der Kirche der heiligen Jungfrau aufgestellt hatte. Der neue König sagt in einem Brief an den Papst Eugen III: alle Fürsten des Reiches seien gegenwärtig gewesen und hätten ihn mit großer Eintracht gewählt. Nach Otto von Freisingen soll „der Kern der Fürsten" ihn zum König erhoben haben. Selbst aus Italien sind, wie versichert wird, einige Barone in Frankfurt gegenwärtig gewesen. Das Wahre möchte Folgendes sein.

Konrad hatte einen öffentlichen Tag in Bamberg angekündigt, vor dessen Eröffnung er starb. Hierauf zogen die Fürsten, die schon in Bamberg eingetroffen und Zeugen von der Uebergabe der Reichskleinodien an Friedrich, Zeugen von den Worten, mit welchen Konrad demselben seinen Sohn empfahl, Zeugen endlich von dem Tode des Königes gewesen waren, mit Friedrich nach Frankfurt, andere eilten herzu. Diese Versammlung mag den Herzog Friedrich sogleich ohne Berathung, ohne Abstimmung als König begrüßt haben. „Friedrich I, sagt ein Zeitbuch, hat das Reich mehr durch Uebertragung seines Oheims als durch die Wahl der Fürsten empfangen."

Friedrich war ein junger Mann von 31 Jahren. Schon als Jüngling hatte er seinen kriegerischen Geist bewährt und auf dem Kreuzzuge großen Ruhm gewonnen. Auch in friedlichen Verhältnissen hatte er Klugheit und Mäßigung bewiesen, weder Geistlichen noch Laien Aergerniß gegeben; endlich hatte er viele Menschen für sich, weil er, durch seinen Vater von den Waiblingern, durch seine Mutter von den Welfen abstammend, sich zwischen seine beiden Oheime Konrad und Welf gestellt und die Fortsetzung eines verderblichen Kampfes verhindert hatte. Also wurde der neue König mit seltener Einigkeit anerkannt. Teutschland sah in ihm einen Fürsten, der wie den Willen so die Kraft habe, allen Gebrechen ab zu helfen, an welchen das Vaterland so schwer gelitten hatte.

Teutschland aber ist in seinen Hoffnungen auf eine traurige Weise getäuscht worden.

Friedrich's äußere Erscheinung erinnert an die alten Teutschen. Er war nicht groß, aber von schlankem Wuchse, der Körper straff und stark, das Gesicht fein und frisch, die Augen blau, das Haar am Haupt und Kinn röthlich und kraus: daher hat er dem schwarzhaarigen Geschlechte der Welfen gegenüber den Beinamen der Rothbart erhalten. In ihm wohnte ein gewaltiger Geist, ein tüchtiger Verstand, ein rasches Urtheil, ein ausgezeichnetes Gedächtniß. Diese geistigen Kräfte jedoch waren am Meisten in kriegerischen Dingen und für kriegerische Dinge ausgebildet; in höhern, in wissenschaftlichen Kenntnissen hatte er sich versäumt. Er wußte freilich Mancherlei und suchte selbst als Kaiser nach zu holen was ihm fehlte. Vor Allem liebte er sich die Geschichten früherer Tage vorlesen zu lassen; es scheint aber, daß er nur an großen Thaten und auffallenden Katastrophen Freude gefunden habe: zu dem Sinne, zu dem Geiste der Geschichte suchte er entweder nicht hindurch zu dringen oder er vermochte es nicht. Die vaterländische Sprache verstand er mit vieler Anmuth zu reden.

Solche Eigenschaften machten Friedrich auf dem Throne zu dem größten Fürsten seiner Zeit. Das ist gewiß. Anders wird das Urtheil, wenn nach dem Edelsten in der menschlichen Brust gefragt wird. Er war nie Herr seiner Leidenschaften; in Befolgung derselben bewies er eine Beharrlichkeit die Schauder erregt. Er war furchtbar in seinem Hasse, bis zur Grausamkeit in seinem Zorne schonungslos. Er rühmte sich selbst seiner Härte: Könige, behauptete er, seien verpflichtet die Wortbrüchigkeit zu rächen, die Treulosigkeit zu züchtigen, den Verrath zu bestrafen, nicht beachtend, daß die Annahme eines Worts eben so tadelnswerth sein kann als der Bruch desselben, daß es auch für Rache, Züchtigung und Strafe eine Gränze giebt, deren Ueberschreitung vor Welt und Nachwelt keine Rechtfertigung finden darf.

Die Bedürfnisse des teutschen Volkes sind früher ausgesprochen; der Weg ist nachgewiesen worden, auf welchem ein

König der Teutschen diesen Bedürfnissen ab zu helfen im Stande war. Friedrich hat entweder diese Bedürfnisse nicht erkannt oder nicht geachtet; er hat einen Weg gewählt der zu einem ganz andern Ziele führte und dadurch seinen Nachfolgern die Rückkehr zur richtigen Bahn unmöglich gemacht. Was er Anfangs gewollt hat ist schwer zu sagen: seine Absichten haben sich durch sein Glück und seine Unfälle geändert. Gewiß ist, sein Ehrgeiz ward unermeßlich, seine Ruhmsucht gränzenlos, Macht, Gewalt, Herrschaft sein Wunsch, seine Lust. Auch hatte er mit den Vassallen den Haß gegen den bürgerlichen Geist gemein, der in den Städten Teutschland's schüchtern auftrat, in den Städten Italien's entschlossen drohte. Sein höchster Gedanke scheint gewesen zu sein, zuvörderst mit der Kraft der teutschen Vassallen die Städte in Italien zu brechen und Italien seiner Herrschaft zu unterwerfen, alsdann mit den Mitteln des eroberten Landes auch in Teutschland eine unbeschränkte Gewalt zu begründen.

Sogleich nach seiner Krönung schickte Friedrich eine Gesandtschaft ab um dem Papst Eugen III, der Stadt Rom, allen Italiänern seine Gelangung zum Reiche zu verkündigen: in seinem Schreiben an den Papst bekennt er, daß die Welt durch zwei Gewalten regiert werde, durch priesterliche Auctorität und königliche Macht, und erklärt sich bereit seinen Nacken in Demuth unter den Gehorsam der priesterlichen Auctorität zu beugen: die Feinde des apostolischen Stuhles sollen seine Feinde, die Freunde seine Freunde sein.

Der neue König fürchtete große Hindernisse für seine Absichten auf Italien bei den Sachsen zu finden. Er vermochte die verworrenen Verhältnisse zwischen Sachsen, Dänen, Slaven nicht zu übersehen, aber er wußte, daß das königliche Ansehen in keinem Lande geringer war als in Sachsen. In weltlichen Dingen erkannten die Sachsen keine höhere Gewalt an als die herzogliche; sie betrachteten sich kaum als einen Theil des Reiches. Der Herzog der Sachsen war Heinrich der Löwe, ihr Pflegling von Kindheit an, jetzt ein blühender Jüngling, dem Hohenstaufischen Hause mit wohlbegründeten Ansprüchen gegenüber stehend. Auch fanden in Sachsen mancherlei Streitigkeiten Statt, von welchen

eine dem Könige vorzugsweiſe bedenklich ſchien. Vor 22 Jahren hatte der Kaiſer Lothar die Stammburg des Grafen Hermann von Winzenburg zerſtört; durch Konrad III war der Graf wieder zum Beſitze ſeiner Güter gelangt und hatte dieſelben als Lehen des Bisthumes Hildesheim angenommen. Im Anfange des gegenwärtigen Jahres, 1152, aber war er nebſt ſeiner Gemahlin ermordet worden. Da er keine Kinder hinterlaſſen hatte, ſo machten der Herzog Heinrich und der Markgraf Albrecht Anſprüche auf ſeine Beſitzungen, aber Keiner vermochte dieſe Anſprüche anders zu begründen als durch die Waffen. Nur die ſchnelle Gelangung Friedrich's zum Reich und die Ausſchreibung eines Hoftages zum Pfingſtfeſte nach Merſeburg unterbrachen die Feindſeligkeiten. Der König bemühte ſich in Merſeburg den Frieden her zu ſtellen; aber erſt auf einem ſpätern Tage zu Würzburg gelang ihm die Ausgleichung. Der Herzog Heinrich erhielt die Winzenburgiſche Erbſchaft; Albrecht wurde mit den Gütern des kinderloſen Grafen Bernhard von Plötzke abgefunden.

Die beiden däniſchen Fürſten Suen Erich's Sohn und Knut Magnus' Sohn hatten den Kampf um die däniſche Krone wegen des Kreuzzuges gegen die ſlaviſchen Völker unterbrochen, hatten dieſen Kampf aber, kaum zurückgekehrt, von Neuem begonnen. Der junge Waldemar von Schleswig, deſſen Vater von Magnus erſchlagen war, hatte ſich auf Suen's Seite geſtellt; Knut war vertrieben und hatte ſich nach Teutſchland geflüchtet um Hülfe zu erhalten. Friedrich I beſchied ihn nach Merſeburg, wohin er auch den Sieger Suen einladen ließ. Beide erſchienen. Friedrich entſchied ihren Streit. Suen ſollte einiger König des däniſchen Reiches ſein, aber als Vaſſall des Königes der Teutſchen, Knut die Inſel Seeland als Afterlehen, als Mann des Königes Suen erhalten, Waldemar Herzog von Schleswig bleiben. Knut nahm dieſe Entſcheidung mit Vergnügen an; Suen unterwarf ſich derſelben mit Widerwillen und Verdruß: er leiſtete den Lehnseid, empfing aus Friedrich's Hand die däniſche Krone und trug am Pfingſtfeſte gekrönt dem teutſchen Könige das Schwert vor. So gänzlich lagen die Geſchicke Dänemark's in Friedrich's Hand. Hätte dieſer König alle däniſchen Länder mit dem

teutschen Reiche vereinigt, in diesem Reiche Frieden und Ordnung begründet: er würde von Niemand zur Rechenschaft gezogen sein. Für den Augenblick hätte er unermeßliches Unglück verhütet, für alle Zukunft gut gemacht was die frühern Könige versäumt hatten; die Dänen selbst würden von dieser Vereinigung mit ihren Brüdern, den Teutschen, den größten Vortheil gezogen haben. Friedrich I aber hatte seine Seele auf Italien gerichtet; daher wollte er durch seine Entscheidung nur die Uneinigkeit unter den Dänen erhalten, damit sie dem Herzoge Heinrich keinen Vorwand geben könnten sich der Theilnahme an einer Fahrt nach Italien zu entziehen.

Der Bischof Vicelin von Aldenburg hatte, wie erzählt worden ist, die Investitur mit den weltlichen Gütern seines Bisthumes nur von dem Herzog Heinrich erhalten; von dem Erzbischof Hartwig von Bremen wegen dieser ungenügenden Investitur schwer geängstigt, hatte sich der alte Mann nach Merseburg begeben um den neuen König zur Ertheilung der Investitur zu bewegen. Friedrich aber wollte weder der Kirche in den slavischen Ländern den nöthigen Schutz entziehen, den sie nur bei dem Herzoge von Sachsen finden konnte, noch den jungen Herzog vor dem stolzen Erzbischof zu Schanden machen. Also wich er Vicelin's Verlangen aus, das Recht des Herzoges zu investiren weder anerkennend noch verwerfend.

Anders in einer andern Sache. Zu Magdeburg war bei der Wahl eines neuen Erzbischofs eine Spaltung entstanden: der Propst Gerard und der Decan Hazzo waren erwählt worden. Nach dem Concordate von Worms stand dem Könige die Entscheidung zu. Friedrich versuchte vergeblich eine Vermittelung. Der Decan Hazzo war bereit sich einer neuen Wahl zu unterwerfen. Der König lenkte dieselbe auf den Bischof Wichmann von Zeitz und ertheilte dem Gewählten sogleich die Regalien. Wichmann nahm Besitz von der Kirche zu Magdeburg; der Propst Gerard aber eilte zu dem Papst Eugen III mit bittern Klagen. Der Papst obwohl erstaunt und verdrießlich versagte dem neuen Erzbischofe von Magdeburg doch nur die Bestätigung, und verbot der Geistlichkeit von Magdeburg bei harter Strafe ihn zu unterstützen, sie

ſollte ſich von ihm fern halten wie von einem Eindringling. Drei Erzbiſchöfe und acht Biſchöfe, unter ihnen Hartwig von Bremen und Otto von Freiſingen, legten für Wichmann ihr Wort bei dem heiligen Vater ein: nach Otto's Zeugniß jedoch nur aus Liebe zum König. Auf dieſe Verwendung aber ertheilte der Papſt eine ſcharfe Antwort: „Ihr habt nicht das Wohl der Kirche vor Augen, ſondern ſtrebt nur nach der Gunſt weltlicher Fürſten; ihr ſeid nicht eine Mauer vor dem Haus Israel und habt das Wort des Apoſtels vergeſſen, Gott mehr zu gehorchen als den Menſchen. Wir aber auf dem Felſen ſtehend, auf welchem die Kirche gegründet iſt, wir dürfen und wollen uns nicht wie Wetterfahnen hin und her drehen. Alſo befehlen wir euch jene Sache fortan nicht zu fördern, vielmehr bei unſerem geliebten Sohn Friedrich, den Gott wegen des Schutzes der Kirchenfreiheit zu der Herrlichkeit des Reichs erhoben hat, dahin zu wirken, daß er nicht gegen Gott, gegen die heiligen Satzungen, gegen die Pflicht der königlichen Würde jene Sache weiter begünſtige, ſondern der Kirche von Magdeburg ſo wie allen Kirchen des Reiches völlige Wahlfreiheit verſtatte, und nur, wie es der königlichen Majeſtät geziemt, dem frei Gewählten ſeinen Schutz verleihe."

Nach dieſem Schreiben hielt der König für nöthig den Entſchluß zu erkennen zu geben, die Rechte, die ihm vertragsmäßig bei der Beſetzung biſchöflicher Stühle zuſtanden, aufrecht zu halten und in Anwendung zu bringen. Er erklärte, im folgenden Jahr: „er habe ſeinem geliebten Heinrich, Herzog von Sachſen, den Auftrag gegeben, in den Ländern jenſeits der Elbe Bisthümer und Kirchen zu errichten, zu gründen, auch die freie Gewalt zugeſtanden, dieſe Kirchen mit Gütern des Reichs aus zu ſtatten; damit er ſich dieſem Geſchäfte deſto eifriger widmen möchte, habe er ihm und ſeinen Nachfolgern die Inveſtitur der drei Bisthümer Aldenburg, Mecklenburg und Ratzeburg übertragen; ein Jeder, der zu dieſen Bisthümern gelange, ſolle aus der Hand des Herzoges, wie aus ſeiner, des Königes Hand, die Regalien empfangen." So glaubte er die Rechte des Thrones gewahrt zu haben ohne den Herzog Heinrich zu kränken.

Aber der Herzog Heinrich war auch selbst in Merseburg erschienen, um seinen Anspruch auf das Herzogthum Bayern zu erneuern. Der König Friedrich stand dem jungen Herzog anders gegenüber als Konrad gestanden hatte. Er war frei von aller Schuld gegen den Herzog; er durfte gestehen, daß demselben Unrecht geschehen sei; er mochte wohl auch aufrichtig wünschen gut zu machen was noch gut gemacht werden konnte, weil er den Herzog für seine Absichten auf Italien gewinnen wollte. Die Vereinigung zweier großen Herzogthümer in einer Hand mußte auch ihm sehr bedenklich erscheinen; bei seinen großen Entwürfen und Hoffnungen aber hat er vielleicht die Gefahr dieser Vereinigung nicht geachtet. Daher ist wahrscheinlich, daß der König dem Herzoge die Zurückgabe von Bayern Bedingungsweise versprochen, und daß Heinrich sich zur Theilnahme an dem Zuge über die Alpen verpflichtet habe.

2.

Verwickelung der Verhältnisse Friedrich's I.

Von Merseburg begab sich der König nach Regensburg. Daselbst trug er auf einem Hoftage bei den versammelten Fürsten auf einen Kriegszug nach Ungarn an, um dieses Land wieder unter die Hoheit des teutschen Reiches zurück zu bringen: die Fürsten aber wiesen den Vorschlag zurück. Hierauf schrieb Friedrich für den Monat October einen öffentlichen Tag nach Würzburg aus, um demselben den Streit zwischen seinem Oheim und seinem Vetter zur Entscheidung vor zu legen. Beide wurden eingeladen: der Vetter Heinrich der Löwe erschien, der Oheim Heinrich Jasomirgott blieb aus. Dieser scheuete eine öffentliche Verhandlung über die Künste, durch welche er zu dem Herzogthum Bayern gelangt war; auch hatte er Nichts für sich an zu führen als die Belehnung seines Bruders des Königes Konrad, und eben diese Belehnung wurde vom Herzog Heinrich dem Löwen angegriffen, verworfen. Friedrich I aber war über diese Angelegenheit um so verdrießlicher, je stärker er die Fahrt

nach Italien bald zu unternehmen wünschte. Selbst in Würzburg flehten vornehme Männer aus Apulien, unter ihnen der Fürst Robert von Capua, den König mit Wehklagen und Thränen um Schutz an. Dem Könige gelang die anwesenden teutschen Fürsten zu dem Versprechen einer Heerfahrt nach Italien vor dem Ablauf von zwei Jahren zu bewegen.

In denselben Tagen wurde der Papst Eugen III in Rom vom Senat und vom Volke feierlich empfangen. Der republikanische Rausch der Römer war verflogen, ihre Begeisterung verbraus't. Bei Konrad's III Tode hatten sie angefangen den Schaden zu berechnen den die Stadt durch die Abwesenheit des Papstes erlitten. Senat und Volk wurden uneinig: der Senat hielt fest an den frühern Beschlüssen, das Volk neigte sich dem heiligen Vater zu. Da wagte der Papst den Einzug in Rom; aber er mochte, obwohl feierlich empfangen, weder auf die Römer bauen noch sich auf seinen Vasallen den König Roger von Sicilien verlassen. Er wandte daher sein Auge nach Teutschland, wohl wissend, daß dem neuen Könige Friedrich die Kaiserkrone am Herzen lag. Im Monate März 1153 kamen päpstliche Legaten nach Constanz, und schlossen im Namen des Papstes mit Friedrich I einen Vergleich ab: der König verpflichtete sich keinen Frieden mit den Römern ohne Einwilligung des Papstes, keinen Frieden mit Roger von Sicilien ohne Einwilligung des Papstes und der Römer ab zu schliessen, auch dem griechischen Kaiser kein Land in Italien ein zu räumen; der Papst verpflichtete sich, dem Könige sobald er in Rom erscheine die kaiserliche Krone auf das Haupt zu setzen, ihm zur Erhaltung und Vermehrung der Ehre des Reiches behülflich zu sein, Jeder, der das Recht und die Ehre des Reiches zu beeinträchtigen wagen würde, mit allen kirchlichen Mitteln zur Genugthuung zu zwingen.

Friedrich erhielt sogleich den Beweis von der Nützlichkeit eines freundlichen Verhältnisses mit der Kirche: die päpstlichen Legaten lös'ten nach seinem Wunsche das Eheband auf zwischen ihm und seiner Gemahlin Adelheid, einer Tochter des Markgrafen Theobald von Vohburg. Die Geschichte berichtet nicht, wie lange Friedrich mit dieser Frau in der

Ehe gelebt, noch warum er die Scheidung betrieben habe. Sein Oheim Otto von Freisingen giebt als Grund der Scheidung eine zu nahe Verwandtschaft an. Gegen diesen Grund aber erheben sich Zweifel, weil der Papst Anastasius IV später die Scheidung als unrechtmäßig verworfen hat. Andere Schriftsteller deuten an die Königin habe unzüchtig gelebt; aber diese Andeutungen sind allgemein gehalten und ermangeln jegliches Beweises.

Noch trug sich in Constanz ein Vorgang zu, der in der Folge einen großen Einfluß auf den Gang der Dinge gehabt hat; der Bericht über denselben rührt aber von Otto Morena her, einem Rechtsgelehrten aus Lodi, der einen unversöhnlichen Haß gegen Mailand hegte, und ein schmeichlerischer Diener Friedrich's I war. Zwei Bürger aus Lodi, Albernard und Homobonus, traten mit Kreuzen in den Händen vor den König, klagten bitter über Mailand's Ungerechtigkeit gegen Lodi und flehten um Hülfe. Lodi sei vor 42 Jahren von Mailand zerstört, die Einwohner gezwungen worden sich in den sechs Vorstädten an zu bauen; die Stadt Lodi habe in einem berühmten Markt einen reichen Quell ihrer Wohlhabenheit gehabt, den die Einwohner nach ihrer Unterwerfung in der Placentinischen Vorstadt wieder errichtet hätten; der neue Markt habe nach und nach den Ruhm des alten erhalten; dadurch habe sich ihr Wohlstand wieder erhoben; Mailand aber habe den Einwohnern den Befehl zugeschickt, den Markt fortan in das freie Feld zu verlegen; durch diesen Befehl habe das Leben des Marktes sich verloren, der neue Wohlstand der Stadt einen harten Stoß erhalten. Sie baten den König den Mailändern durch einen Abgeordneten die Herstellung des Markts in Lodi zu befehlen.

Friedrich bewilligte sogleich was diese beiden Männer ohne Ausweis und Vollmacht verlangt hatten. Die Männer eilten dem königlichen Abgeordneten Sigerius voraus, und verkündeten in Lodi mit Freude und Begeisterung was geschehen war. Die Consuln von Lodi schenkten ihren Angaben anfänglich keinen Glauben; als sie aber bei denselben beharrten, so wurden sie zu ihrem Erstaunen und Schrecken schwer getadelt, mit der Landesverweisung bedroht; endlich ward ihnen bei

Todesſtrafe das tiefſte Stillſchweigen aufgelegt. Aber die Sache war nicht zu verheimlichen: nach wenigen Tagen traf Sigerius in Lodi ein. Als er den Conſuln und den übrigen Vorſtehern des gemeinen Weſens den königlichen Befehl an die Mailänder vorlegte, ſtanden Alle wie vor Schrecken erſtarrt. Endlich erklärten ſie: was die beiden Narren Albernard und Homobonus geſagt und gethan hätten ſei ihnen völlig fremd; ſie bäten ihn daher flehentlich nicht nach Mailand zu gehen, ihnen das königliche Schreiben zu übergeben, damit ſie von demſelben nach der Ankunft des Königs in Italien Gebrauch machen könnten. Sigerius aber wagte nicht ihre Bitte zu erfüllen; er begab ſich nach Mailand. Die Conſuln von Mailand hielten für unmöglich, daß der König Friedrich ſie, ohne die Sache unterſucht, ohne ſie gehört zu haben, verurtheilen könne; ſie bezweifelten die Aechtheit des Schreibens. Alſo riefen ſie die Volksgemeinde zuſammen. Die Vorleſung des königlichen Schreibens erregte arge Auftritte, auch Verdacht gegen den Mann, der daſſelbe überbracht hatte. Sigerius eilte ſo ſchnell als möglich aus Mailand hinweg. Zu Lodi erzählte er was er ſpäter dem Könige wiederholt hat: man habe in Mailand das königliche Schreiben mit Füßen getreten; er ſelbſt habe ſich nur durch heimliche Flucht in der Nacht zu retten vermocht. Sogleich zogen einige Einwohner aus Furcht vor Mailand's Rache mit ihrer Habe von Lodi hinweg; Andere kamen nur bei Tage nach Lodi nnd verweilten die Nächte zerſtreuet auf dem Lande; wieder Andere entfernten ſich bei Tage und kehrten des Nachts wie Diebsgeſindel zurück. Die Mailänder jedoch unternahmen Nichts, ſondern gingen ruhig ihren Geſchäften nach. Der König dagegen gerieth auf Sigerius' Bericht in großen Zorn, mit ihm geriethen alle Fürſten in großen Zorn. Der König, die Fürſten, alle Vaſſallen betrachteten die Mailänder wie die Bewohner aller Städte als Geſindel, als Unfreie, als Knechte; alſo hielten ſie eine ſchnelle und harte Züchtigung derſelben für nothwendig.

Zum Oſterfeſte, 1153, erſchienen zwei päpſtliche Legaten vor dem Könige zu Bamberg: ſie ſollten die Biſchöfe Burkard von Eichſtädt und Bernhard von Hildesheim, weil ſie

alt waren, von ihren Sitzen entfernen und diese Sitze jüngern Männern überliefern; den Bischof Heinrich von Minden aber sollten sie, auf heimliche Anschwärzungen, absetzen. Der König Friedrich bot die Hand zur Ausführung dieser Entwürfe: hatte doch die Kirche zu seiner Ehescheidung die Hand geboten. Aber auch der erste geistliche Fürst des Reichs, Erzbischof Heinrich von Mainz, sollte von seinem erhabenen Stuhle hinweggeworfen werden. Heinrich, ein frommer und guter Mann, schwach und einfältig, mochte Manches versäumt, Manches übereilt haben. Dadurch war ein Geistlicher der Kirche von Mainz Arnold, den Heinrich zu seinem Canzler ernannt hatte, auf den Gedanken gekommen selbst den erzbischöflichen Stuhl zu erwerben. In dieser Absicht hatte er Klagen an den Papst gebracht, Ränke gesponnen, Verläumdungen verbreitet, Bestechungen angewendet. Der alte Papst Eugen III hatte sich durch solche Künste so sehr verblenden lassen, daß selbst ein Schreiben des Abtes Bernhard von Clairvaux: „er möge doch das schwankende Rohr nicht zerknicken, das glimmende Docht nicht auslöschen," keine Wirkung hervorbrachte; und Friedrich I that Nichts für den unglücklichen Mann. Zum Pfingstfeste kamen die beiden Cardinäle nach Worms wo sich der König befand. Sie befahlen dem Erzbischof Heinrich daselbst vor ihrem Richterstuhle zu erscheinen. Heinrich erschien und erhielt die Erklärung, daß er abgesetzt sei. Der alte Mann machte keine Einwendung; er lud nur seine Richter zur Verantwortung vor den höchsten Richter, nahm sein Schicksal auf sich, fand Schutz in einem Kloster, bald im Grabe. Hierauf wählten einige Geistliche und Laien aus Mainz zu Worms sogleich den Canzler Arnold zum Erzbischof; der König ertheilte demselben die Beleihung. Je gefälliger er sich aber bei diesem Vorgange bewiesen hatte, desto mehr erstaunte er, daß die Legaten die Sache seines Schützlinges des Erzbischofes Wichmann von Magdeburg zur Sprache brachten. In seinem Zorne gab er ihnen die Weisung nunmehr über die Alpen zurück zu kehren.

Unter solchen Umständen starb der Papst Eugen III am Achten Julius', und wenige Wochen nachher schied auch der

heilige Bernhard von Clairvaux aus dem Leben. Ein Römer, der Cardinal Conrad, ward unter dem Namen Anastasius IV zum apostolischen Stuhl erhoben. Dieser neue Papst sandte den Cardinal Gerhard nach Teutschland, um die Magdeburgische Kirchensache mit dem König aus zu gleichen. Friedrich aber gab auch diesem Cardinal den strengen Befehl das Reich sogleich wieder zu verlassen, veranlaßte jedoch den Erzbischof Wichmann nach Rom zu gehen, um von einigen Getreuen unterstützt seine Sache vor dem Papste selbst zu vertheidigen. Anastasius wurde bewogen den Erzbischof Wichmann zu bestätigen, ihm das Pallium zu ertheilen. Wegen dieses Verfahrens aber wandten sich die Römer von dem Papst ab; das Gebäude der Kirche, sagten sie, steht freilich auf einem unerschütterlichen Felsen, aber die Bewohner desselben beachten unverkennbar wie die übrigen Menschen Wind und Wetter.

Zu dem Hoftage des Königs am Pfingstfeste waren auch die beiden Herzoge von Sachsen und von Bayern gekommen. Friedrich machte einen neuen Versuch sich mit diesen Fürsten zu verständigen. Der Herzog Heinrich von Bayern vereitelte jedoch diesen Versuch: „er sei nicht zur Betreibung solcher Geschäfte nach Worms gekommen." Ebenso wenig gelangen die Bemühungen des Königes später zu Regensburg und zu Speier: Heinrich Jasomirgott verwarf jede Untersuchung dieser Angelegenheit. Auf das folgende Jahr, 1154, war die Fahrt nach Italien festgesetzt. Der König wurde daher sehr aufgebracht gegen seinen Oheim; denn Heinrich der Löwe hörte nicht auf die Erfüllung des Wortes zu fordern, das ihm von dem Könige Konrad gegeben wäre, das Friedrich wiederholt hätte; er drohte wohl auch an der Fahrt nach Italien keinen Theil zu nehmen, vielleicht selbst mit den Waffen in der Faust sein Recht geltend zu machen. Im Frühlinge, 1154, berief Friedrich eine Versammlung nach Goslar mit der Aufforderung an die beiden Herzoge von Bayern und Sachsen, daß der Erste die Rechtmäßigkeit seines Besitzes, der Andere die Rechtmäßigkeit seines Anspruches zu beweisen suchen, Beide das Urtheil der Versammlung in Gehorsam erwarten sollten. Heinrich der Löwe erschien

in Goslar, Heinrich Jasomirgott blieb aus. Da wurde das Herzogthum Bayern Heinrich dem Löwen zugesprochen; auch ward ihm die Belehnung mit dem Herzogthum ertheilt, jedoch zwischen ihm und dem Könige festgesetzt, daß die wirkliche Besitznahme bis zu der Zurückkunft aus Italien verschoben bleiben sollte.

3.

Friedrich's I erste Fahrt nach Italien.

Im Herbste dieses Jahres, 1154, versammelten sich die Fürsten, die sich zu der Fahrt nach Italien verpflichtet hatten, mit ihren Kriegern bei Augsburg. Die Größe des Heeres wird nicht in Zahlen angegeben: Heinrich's des Löwen Macht soll eben so groß gewesen sein als die Macht des Königes selbst. Friedrich I führte das Heer über Brixen und Trident das Etschthal hinab; nach einem beschwerlichen Marsche schlug er im Monate November sein Lager auf in der Roncalischen Flur, in der Nähe von Piacenza. Hier hielt er Heerschau, und schrieb eine so strenge Kriegszucht vor, daß große Unzufriedenheit entstand; aber die Zustände in Italien machten diese Strenge nothwendig.

Seit dem Anfange des zwölften Jahrhundertes waren sehr große Veränderungen vorgegangen. Wenn in frühern Tagen ein König der Teutschen in Italien erschien um das lombardische Reich zu übernehmen, so trat ein Stillstand aller öffentlichen Gewalten ein. Auf die erste Nachricht eilten Fürsten und Herren, Beamte und Vassallen herbei, um dem König ihre Ehrerbietung zu beweisen, von ihm die Bestätigung ihrer Würden und Ehren zu erbitten. Alles zum Dienste des Königs Erforderliche wurde geliefert; sämmtliche Vassallen mußten sich bei Strafe als Feinde des Reiches behandelt zu werden unter die Fahnen des Königes stellen. Jetzt war alle Herrlichkeit die aus dem Lehnwesen hervorging vor dem Geist und der Macht der Städte gleichsam verschwunden. Herzoge, Markgrafen, Grafen waren genöthigt worden sich irgend einem städtischen Gemeinwesen an zu

schliessen, glücklich wenn sie von den Städten als Capitani, als Valvassoren aufgenommen waren. Selbst die geistlichen Fürsten, Bischöfe und Aebte, wenn sie auch in kirchlichen Dingen die Häupter der Gemeinde geblieben, mußten sich in weltlichen Angelegenheiten nach den Gesetzen richten die von den Gemeinden gegeben wurden. Daher erschien im Lager des Königes nur ein einziger weltlicher Fürst, der Markgraf Wilhelm von Montferrat, der sich noch der Herrschaft der Städte zu entziehen vermocht hatte. Consuln und Stadtälteste aber erschienen als Vertreter der Städte in großer Zahl. Diese Männer, in Sitten und Wesen von den Vasallen sehr verschieden, waren dem König und den teutschen Fürsten widerwärtig: ihnen gegenüber schien auch ein Thron, der auf dem Lehnwesen begründet war, kaum bestehen zu können. Gegen die Städte, von welchen sie gesendet waren, brachten der Markgraf Wilhelm und die anwesenden Bischöfe mancherlei Beschwerden vor; die Städte selbst klagten einander an, besonders die schwächern die stärkern. Vor Allem zeigte sich eine große Erbitterung gegen Mailand als die mächtigste, die stolzeste unter den Städten Lombardien's.

Lodi hatte dem Könige durch den Markgrafen Wilhelm bedeutungsvoll einen Schlüssel vom feinsten Gold übersandt; Mailand hatte ein goldenes Becken mit Geld angefüllt dargebracht. Friedrich empfing Lodi's Gabe mit Wohlwollen, Mailand's Geschenk mit feindlicher Seele: denn auch die Städte Como, Cremona, Pavia boten Alles auf um die Leidenschaft des Königes gegen Mailand zu verstärken. Der König behandelte daher die Consuln von Mailand mit Schroffheit, mit Härte; die Consuln wurden ängstlich, sie sprachen mit großer Vorsicht und benahmen sich mit Unbehülflichkeit. Was Wirkung ihrer Verlegenheit war erschien dem König und den Herren in seinem Heere, vor Allen Mailand's italischen Feinden als Trotz, als heimtückisches Wesen. Daher behielt Friedrich die Consuln in Haft.

Zwischen Mailand und Pavia fand ein Krieg Statt, der mit wechselndem Glücke geführt wurde. Nach den Berichten mailändischer Schriftsteller befahl der König diesen Krieg sogleich ab zu brechen und ihm die gegenseitigen Gefangenen

aus zu liefern. Mailand gehorchte ebenso schnell als Pavia. Friedrich aber setzte die Gefangenen von Pavia sogleich in Freiheit, die Gefangenen von Mailand ließ er bei dem Auszug aus dem Lager in der Roncalischen Flur an die Schweife der Pferde binden und schmachvoll fortschleppen. Auf dem Zuge des Königes stellten sich Bäcker und andere gewerbtreibende Menschen aus Mailand ein um dem Heer ihre Waaren dar zu bieten: der König ließ diese Waaren hinwegnehmen, die Menschen ausplündern und nackt und blos in die Stadt zurückschicken. Königlich gesinnte Schriftsteller versichern dagegen: der König habe eine Fahrt nach dem obern Theile Italien's beabsichtigt; daher habe er die Consuln von Mailand bei sich behalten um sich die besten Wege durch das mailändische Gebiet zeigen zu lassen; die Consuln aber hätten das Heer drei Tage lang durch verwüstete Gegenden geführt, in welchen auch das Nothwendigste gefehlt habe. Jeder dieser Berichte mag strenger Wahrheit ermangeln; der mailändische jedoch könnte wohl richtig sein, der andere ist unverkennbar falsch: zwischen Piacenza und Mailand könnte das Heer unmöglich drei Tage lang irre geführt worden sein, wenn auch nicht Männer im kaiserlichen Heere gewesen wären, denen alle Wege in diesen Gegenden vollkommen bekannt waren. Wie aber auch der Gang der Dinge gewesen sein mag: Friedrich führte sein Heer gegen Mailand und kam ohne Widerstand vor die Burg Rosate in der Nähe der Stadt.

Diese Burg war von 500 berittenen Männern besetzt. Der König erließ an die Mailänder den Befehl ihre Krieger aus Rosate zurück zu ziehen. Noch an demselben Tage zogen die Reiter ab. Die Einwohner von Rosate aber verliessen Alles was sie das Ihrige genannt hatten und folgten unter Heulen und Wehklagen den Reitern nach Mailand. Am andern Morgen nahm das teutsche Heer die Burg in Besitz. Alsobald schwärmten teutsche Krieger bis an die Thore von Mailand und nahmen alle Mailänder auf welche sie stiessen gefangen. Die Stadt gerieth in die größte Bestürzung. Man traf in der Stille Vorkehrungen um nöthiges Falles Leben und Habe zu vertheidigen, machte aber auch

Versuche den Zorn des Königes zu mindern oder ab zu lenken. Vergeblich. Bald jedoch erkannte der König, daß er außer Stande sei mit seinen bereiten Hülfsmitteln die Stadt zu erobern. Er verschob daher den Angriff um zuvor die Feinde Mailand's zu ermuthigen, die Freunde zu schrecken, zu züchtigen, den städtischen Geist mit sich selbst zu entzweien. Er ließ Rosate ausplündern und bei seinem Abzug in Flammen setzen. Er nahm seinen Weg nach Novara, und zerstörte auf demselben Castelle, Befestigungen, Brücken, Alles was durch Feuer zerstört werden konnte. Die Mailänder schickten eine neue Gesandtschaft an den König in die Burg Blandrat. Friedrich erließ an die Gesandten den Befehl, sogleich zurück zu kehren: zwischen ihm und den Mailändern könne keine Gemeinschaft sein, wenn sich die Stadt nicht unverzüglich und unbedingt unterwürfe. Hierauf setzte er drei schöne Burgen in Flammen und feierte alsdann mit großer Herrlichkeit das Weihnachtsfest zu Novara.

Im Anfange des folgenden Jahres, 1155, setzte er seine Fahrt über Vercelli und Turin gegen Chieri und Asti fort. Diese beiden Städte hatten einer einseitigen Entscheidung Friedrich's auf Beschwerden des Markgrafen von Montferrat und des Bischofes von Asti keinen Gehorsam geleistet, und waren von dem Könige für Feinde des Reichs erklärt worden. Als daher das königliche Heer sich nahte, verliessen die Einwohner beider Städte ihre Wohnungen und flüchteten in's Gebirge. Friedrich besetzte die Städte, verweilte in jeder einige Tage, ließ bei seinem Abzuge die Befestigungswerke niederreissen, die Häuser in Flammen setzen, und übergab den Schutt dem Markgrafen von Montferrat.

Die Stadt Tortona war mit Mailand im Bunde: sie hatte mit den Mailändern gegen Pavia gekämpft und den Pavesen großen Schaden zugefügt. Friedrich schickte den Befehl nach Tortona: die Stadt solle sich unbedingt unterwerfen und seinen weitern Ausspruch erwarten. Die Bürger von Tortona beschlossen das Aeußerste zu wagen; also wiesen sie diese so wie die neue Aufforderung zurück, der Verbindung mit Mailand zu entsagen, mit Pavia ein Bündniß ein zu gehen. Da sprach der König die Reichsacht über die

Stadt aus und zog so schnell, daß kaum einige Vassallen die zu Mailand hielten, daß aus Mailand selbst nur 100 Reiter und 200 Bogenschützen die Stadt Tortona zu erreichen vermochten. Der Bruder des Königes Konrad, der Herzog Bertold von Zähringen, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach kamen zuerst vor Tortona an; der König wurde mit dem übrigen Heere durch das schnelle Anwachsen des Tanaro drei Tage aufgehalten. Dieser Umstand machte den Einwohnern von Tortona möglich sich selbst mit ihrer fahrenden Habe in die Burg zu flüchten, die auf hohen und steilen Felsen erbauet war. Friedrich nahm die untere Stadt ohne Widerstand in Besitz; die Burg aber stand trotzig und unzugänglich vor ihm. Er entschloß sich zur Belagerung.

Gezeug und Geräth wurden herbeigeschafft, die nöthigen Maschinen erbauet, bald große Felsblöcke gegen die Thürme und Mauern, in das Innere der Burg hineingeschleudert, Minen gegraben und gehauen, verwegene Thaten mannichfaltig vollbracht. Jeder Feind der dem König in die Hände fiel ward an einen Galgen aufgeknüpft, den er vor der Stadt errichtet hatte. Die Tortonesen wandten wider die Steinwürfe Steinwürfe, wider die Minen Minen an, und nicht ohne Glück. Auch der Galgen schreckte sie nicht von Ausfällen ab; sie kämpften nur um so heldenmüthiger. Aber sie litten unaussprechlich durch den Mangel an Wasser. Anfangs holten sie ihren Bedarf aus einem kleinen Bache, der die untere Stadt durchfloß; Heinrich der Löwe legte ihn trocken. Noch blieb ein einziger Brunnen an der Seite der Festung: Friedrich trug den Kriegern von Pavia auf ihnen den Zugang zu diesem Brunnen zu verwehren. Täglich entstand ein blutiger Kampf um diesen Brunnen. Die Tortonesen blieben gewöhnlich Sieger und Wasser war der Preis. Der Markgraf von Montferrat wurde den Pavesen zu Hülfe geschickt: die Tortonesen erkämpften sich fortwährend den Zugang zu dem Brunnen. Da ließ Friedrich menschliche Leichen und faules Aas in den Brunnen werfen. Die Tortonesen kämpften mit gleichem Eifer um das Wasser und achteten den Ekel vor solchem Gräuel nicht.

So verliefen etwa fünf Wochen in Kampf und Leiden. Da traten die Tage des Todes und der Auferstehung des Heilands ein. Der König bewilligte den Belagerten einen Waffenstillstand vom grünen Donnerstage bis zum Ostertag. Am Vorabend des Festes der Auferstehung zogen die Geistlichen aus Tortona nach dem königlichen Lager; sie schilderten einigen Bischöfen, die Friedrich ihnen entgegen sandte, wohlmeinend, aber unverständiger Weise den unermeßlichen Jammer der Stadt und flehten um Mitleid und Erbarmen. Aus ihren grellen Schilderung ging hervor, daß die Tortonesen in kurzer Zeit genöthigt sein würden die Stadt zu übergeben. Also gab der König den Befehl, daß die Geistlichen ohne Verzug in die Burg zurückkehren sollten. Nunmehr ließ der König brennende Fackeln von Pech und Schwefel in den Brunnen werfen: dadurch wurde das Wasser so bitter, so widerwärtig, daß kein Mensch seinen Durst mit demselben zu stillen vermochte. Dennoch unterwarf sich die Stadt erst nach drei Wochen und nur bedingungsweise. Nach einer Ueberlieferung verstattete der König den Einwohnern von Tortona, mit aller fahrenden Habe frei ab zu ziehen; nach einer andern versprach er die Stadt nicht zu zerstören: deßwegen habe auch ein Theil der Einwohner in der Kirche den Einzug des Königs erwartet. Gewiß ist: die Tortonesen überliessen nach einem denkwürdigen Kampfe von zwei vollen Monaten dem Könige Friedrich I ihre Burg; sie gingen aus derselben wandelnden Leichen gleich heraus, zerstreueten sich hierhin und dorthin, wo sie ein Obdach zu finden hofften. Friedrich nahm die Festung in Besitz, ließ plündern was noch zu plündern war, überlieferte Alles was brennen wollte den Flammen. Die Trümmer übergab er den Pavesen, um die Zerstörung zu vollenden. Hierauf führte er das Heer nach Pavia und empfing die jubelnde Begrüßung des Volkes dieser Stadt. Am Sonntage Jubilate, den Siebenzehnten April's 1155, erschien er unter neuem Jubel mit der Krone auf dem Haupt in der Kirche des heiligen Michael. Nach drei Tagen zog er weiter, um in der ewigen Stadt die Kaiserkrone zu empfangen.

4.

Friedrich's I Kaiserkrönung. Verbrennung des Ketzers Arnold von Brescia.

Piacenza verschloß dem Könige die Thore; Mailand schickte eine starke Macht den Einwohnern zu Hülfe. Friedrich wich aus, zog an Piacenza schnell vorüber, befand sich am Pfingstfeste bei Bologna und eilte unverweilt weiter. Diese rasche Fahrt des Königes machte den Papst bedenklich.

Auf dem apostolischen Stuhle saß seit dem Dritten December's 1153 Hadrian IV. Dieser ausgezeichnete Mann war in England in der Burg St. Alban's geboren. Er hatte in seiner Kindheit und Jugend mit allen Bedrängnissen zu kämpfen gehabt, die einen jungen Menschen von niederer Geburt, in tiefer Armuth, treffen mögen. Noth und Zufall hatten ihn nach Frankreich getrieben. Hier hatte er das Mönchsgewand angethan. Durch unermüdlichen Fleiß hatte er eine tüchtige Gelehrsamkeit erworben, ein reines Leben hatte ihm allgemeine Achtung gewonnen, seine Sitten, von einem schönen Körper unterstützt hatten ihn beliebt gemacht; wegen seiner Beredtsamkeit, Klugheit und Gewandtheit war er überall willkommen gewesen. Daher war er auf der Leiter kirchlicher Würden immer höher gestiegen. Denn das war ein großes segensreiches Verdienst der Kirche, daß sie, während in den weltlichen Verhältnissen das Vergängliche mehr und mehr vor dem Ewigen, Fleisch und Blut vor Geist und Tugend den Vorzug erhielten, während die Herkunft eines Menschen mehr galt als was er war, was er that, daß sie diesem Zustande gegenüber die Rechte des Geistes, der Tugend, der Bildung wahrte, und selbst den Aermsten, Niedrigsten, Verachtetsten die Pforten zu ihren höchsten Würden, vor welchen selbst Kaiser und Könige sich beugten, offen hielt. Der Papst Eugen III hatte den Mönch Nikolaus zum Bischofe von Albano ernannt. Auch in dieser hohen Würde war derselbe sich gleich geblieben, unermüdlich in seinen Studien, leutselig und mild gegen Andere, stets der Armen, der Gefährten seiner Jugend eingedenk. Als päpstlicher Legat war er nach Norwegen gesandt, und hatte in diesem fernen

Lande mit Eifer und Aufopferung nicht ohne Erfolg für die Verbreitung, die Befeſtigung des Chriſtenthumes gewirkt. Nach dem Tode des Papſtes Anaſtaſius' IV war er mit ſeltener Einſtimmigkeit zum apoſtoliſchen Biſchof erwählt worden.

Unter den Päpſten Eugen III und Anaſtaſius IV war der Ketzer Arnold von Brescia entweder immer in Rom geblieben oder ſtets nach Rom zurückgekommen, um neuen Brennſtoff in das Feuer zu werfen das er angezündet hatte. Dadurch hatte der Senat in Rom faſt alle Gewalt wieder erhalten, Anaſtaſius IV ſein Anſehen verloren: nur das Haus der Frangipanen und der Präfect Peter hielten feſt an den alten päpſtlichen Grundſätzen. Hadrian IV wollte dieſem Zuſtande der Dinge ein Ende machen. Seine Hoffnung auf den König Friedrich I richtend, nahm er keinen Anſtand mit dem Könige Wilhelm von Sicilien gänzlich zu brechen, wider die Römer entſchieden zu verfahren, den Ketzer Arnold mit dem Fluche der Kirche zu belegen. Rom gerieth in eine wilde Verwirrung: ein Cardinal Gerard wurde von Arnold's Anhängern nicht lange vor Oſtern 1155 überfallen, mißhandelt, verwundet. Da ſprach der Papſt über die ganze Stadt ein feierliches Interdict aus. Am Sonntage Palmarum hörte aller öffentlicher Gottesdienſt auf; an den folgenden Tagen zeigte Nichts, daß Rom eine heilige, daß Rom eine chriſtliche Stadt war. Je näher aber die Tage der Leiden und der Auferſtehung des Heilandes kamen, deſto größer wurde die Angſt der Römer, deſto heiſſer die Sehnſucht nach der Spendung des Heiligen. Schon am vierten Tage war der Senat genöthigt ſich zum Papſte zu begeben um die Aufhebung des Interdictes zu erflehen. Der Papſt verſprach die Aufhebung, verlangte aber zuvörderſt die Verweiſung Arnold's und ſeiner eifrigſten Anhänger aus Rom und dem römiſchen Gebiet. Arnold und ſeine Anhänger wurden verwieſen. Da zog der Papſt von der ganzen Geiſtlichkeit umgeben am grünen Donnerstage durch die Stadt nach dem Lateran und verwaltete ſelbſt in den Feſttagen die heiligen Bräuche der Kirche.

Aber Vertrauen zu den Römern hatte er nicht gewonnen. Sobald ihm bekannt geworden, daß der König ſich auf

dem Wege nach Rom befand, verließ er von dem Präfecten der Stadt, von Männern aus dem Hause der Frangipanen, von den ersten Geistlichen begleitet, die Stadt um dem König entgegen zu reisen. In Viterbo erfuhr er, daß der König seinen Marsch mit großer Eile fortsetzte. Darüber betreten zog er sich in das feste Schloß Castellana zurück, sandte aber drei Cardinäle an Friedrich I, um über die Absicht desselben Gewißheit zu erhalten. Der König besorgt, daß der Papst wegen der Ertheilung der Kaiserkrone Schwierigkeiten machen möchte, hatte schon den Erzbischof Arnold von Cöln und den Erzbischof Anselm von Ravenna früher an den Papst abgeordnet. Beide Gesandtschaften wußten Nichts von einander. Beide legten ihre Aufträge vor, jene dem Könige, diese dem Papst. Aber weder der König noch der Papst wollte sich erklären bis sie Nachricht von ihren Gesandten erhalten hätten. Beide Gesandtschaften gingen daher zurück. Unterwegs begegneten sie sich, verständigten sich leicht und begaben sich vereinigt zu dem Könige, der sich im Lager bei Viterbo befand. Daselbst trafen sie einen Cardinal Octavian, der zu dem Geschlechte der Tusculanischen Grafen gehörte. Er war als Anhänger des Ketzers Arnold vom Papste abgesetzt und hatte sich zum Könige begeben, um sich für Arnold und für die Sache der Römer zu verwenden. Die Ankunft der päpstlichen Abgeordneten im Verein mit den königlichen und ein besonderer Vorgang vereitelten die Bemühungen des Cardinals.

Arnold nämlich war durch den Cardinal Gerard gefangen genommen, war demselben aber von Tuscischen Grafen entrissen und in Sicherheit gebracht worden. Der König, dem Arnold's hochfliegender Geist und republikanische Gesinnung zuwider waren, hatte einen der Tuscischen Grafen gefangen nehmen lassen und demselben nur die Freiheit gegen die Auslieferung des Ketzers Arnold bewilligt. Jetzt überlieferte er den Unglücklichen in die Hände der drei Cardinäle, und diese Cardinäle säumten nicht ihn nach Rom zu senden. Friedrich hatte ohne Zweifel gehofft, sich den Papst durch Arnold's Auslieferung geneigt zu machen; aber er hatte sich nur, wenn nicht unmöglich, doch schwer gemacht nunmehr

noch irgend eine Forderung des Papstes ab zu weisen. In der That ließ er bald einen vornehmen Vasallen in seinem Namen und auf seine Seele vor den päpstlichen Gesandten folgenden Eid schwören: „er wolle dem Papst und den Cardinälen nicht an Leib und Leben schaden, sondern ihnen alle gebürenden Rechte bewahren und bewahren lassen; er wolle sie nicht gefangen nehmen, nicht ihre Ehre kränken, nicht ihre Güter an sich reissen, auch nicht zugeben, daß das Eine, oder das Andere von irgend Jemand geschehe." Die anwesenden Fürsten mußten diesen Eid bekräftigen; die Cardinäle eilten mit demselben zum Papste zurück.

Hierauf begab sich Hadrian IV unbedenklich in das königliche Lager bei Sutri. Die teutschen Fürsten, Geistliche und Laien, eilten dem heiligen Vater entgegen, und führten ihn feierlich nach dem Zelte des Königes. Friedrich aber vergaß, als der Papst vom Pferde stieg, „das Geschäft des Reitknechtes" zu besorgen. Kaum bemerkten die Cardinäle diese Versäumniß, so entflohen sie nach Castellana, unbekümmert um das Schicksal des heiligen Vaters. Der Papst war erschrocken und traurig. Der König warf sich vor ihm nieder, küßte ihm die Füße, wollte ihm den Friedenskuß geben. Der Papst aber wies ihn mit den Worten zurück: „Du hast mir die schuldige Ehre nicht bewiesen; bevor du nicht für diesen Fehler Genugthuung geleistet hast, gebe ich dir den Friedenskuß nicht." Friedrich rief aus: „Zu einem solchen Geschäfte habe ich mich nicht verpflichtet." Mit diesen Worten verließ er den Papst. Die Fürsten aber traten vermittelnd ein. Der ganze folgende Tag wurde mit Verhandlungen über die Frage zugebracht, ob der Papst das Recht habe zu verlangen, daß Kaiser und Könige ihm, wenn er zu Pferde steigen oder absitzen wollte, den Steigbügel hielten. Aeltere Fürsten bezeugten, daß der Kaiser Lothar dem Papste Innocenz II wirklich den Steigbügel gehalten habe; Andere meinten, dieser Dienst möge wohl eine alte Gewohnheit sein; endlich erklärte sich der König bereit aus Ehrfurcht für den heiligen Apostel zu thun was der Kaiser Lothar gethan habe, und der Papst verstand sich zu einem zweiten Ritt. Der König verlegte sein Lager vorwärts auf die Wiese bei Nepi;

der Papst folgte dem Zug. Als er nahe kam, ritt Friedrich ihm entgegen, sprang vom Pferde, faßte den Steigbügel des heiligen Vaters mit fester Hand, jedoch entweder ungeschickt oder schalkhaft, den linken an Statt des rechten. Da gab Hadrian, obwohl etwas verdrießlich, dem Könige den Friedenskuß."

Bald erschienen Abgeordnete des Senats und des Volkes von Rom, gewerbfleissige und wissenschaftlich gebildete Männer. Der Sprecher dieser Gesandtschaft hielt an den König im Namen der ewigen Stadt eine Rede als spräche sie selbst die alte Roma, die Herrin des Erdkreises: hochtönende Worte, wunderliche Ausdrücke, eitele Wortspiele. Endlich schloß die alte Herrscherin mit folgenden Worten: „Und nun, mein Fürst, vernimm noch einige Worte über meine und über deine Rechte. Du warst ein Gast: ich habe dich zum Bürger gemacht; du kamst als Fremdling: ich habe dich zum Fürsten gesetzt. Was mein war, das habe ich dir gegeben. Dagegen aber mußt du mir zuvörderst für meine guten Gewohnheiten und alten Gesetze Sicherheit gewähren, damit sie nicht von der Wuth der Barbaren verletzt werden; du mußt meinen Beamten eine Summe von 5000 Pfund Silbers darbringen, und jede Ungerechtigkeit von der Republik selbst mit Vergiessung deines Blutes fern halten. Dieses Alles mußt du durch Urkunden, Eid und Handschlag feierlich geloben."

Der König antwortete, halb im Scherz und halb im Zorn, mit einer Rede, die sehr weitschweifig und reich ist an Uebertreibungen, schielenden Ausdrücken, und spielenden Worten. Er suchte die Römer mit einigen großen Namen aus der Geschichte zu belehren, daß Rom nicht mehr das alte Rom sei. „Willst du aber, sagte er, des alten Rom's Ruhm erkennen, den Ernst der senatorischen Würde, die Anordnung der Feldlager, die Tapferkeit der Ritter, so blick auf uns; wir haben dieses Alles nebst dem Kaiserthum; bei uns sind deine Consuln, dein Senat, deine Vertheidiger. Auf deinen Ruf wäre ich gekommen? Ja; aber dein Ruf war ein Flehen, wie der Unglückliche zu dem Glücklichen, der Feige zu dem Tapfern, der Schwache zu dem Starken fleht. Ich bin

der Herr von Rom. Versuche dem Hercules die Keule zu entwinden. Du verlangst dein Recht: der Fürst schreibt dem Volke Gesetze vor, nicht das Volk dem Fürsten. Du verlangst einen dreifachen Eid: Ungerechtes darfst du nicht verlangen; was gerecht ist werde ich thun ohne Eid; du verlangst Geld: schäme dich, daß du von deinem Fürsten forderst was der Schenkwirth vom Trödler fordert; der Fürst der Römer soll nicht zahlen, sondern spenden, und ich bin gewohnt königlich und freigebig nach meinem Gefallen zu handeln. Wer ungerechter Weise begehrt was nicht gerecht ist, dem wird gerechter Weise Alles versagt."

Die Abgeordneten der Stadt verliessen das königliche Lager. Der Papst rieth dem König in der nächsten Nacht den Theil von Rom auf der rechten Seite des Tibers in der Stille zu besetzen, um die Peterskirche zu sichern: denn die Römer würden sich nunmehr einem feierlichen Einzuge widersetzen. Jener Theil der Stadt war in dem Besitze päpstlicher Reiterei. Der Papst gab derselben den Befehl die königliche Mannschaft durch ein Nebenthor in der Stille ein zu lassen. Etwa Tausend junge Männer im königlichen Heer erhielten den Auftrag das nächtliche Werk zu unternehmen. Jener Cardinal Octavian, dessen früher gedacht worden ist, führte diese Schaar an das kleine Thor und brachte sie glücklich hindurch.

In derselben Nacht ist auch das Schicksal Arnold's von Brescia vollendet worden. Die Geschichtsschreiber verschweigen was irgend verschwiegen werden konnte. Aus allen Angaben aber und aus dem Zusammenhange der Dinge scheint sich zu ergeben, daß der Papst und die Geistlichen, den Zorn des Königs und der teutschen Fürsten über den Trotz der Römer benutzend, den Ketzer Arnold als den Schürer und Pfleger des bösen Geistes unter den Römern dargestellt und die bestimmte oder stillschweigende Einwilligung zur Hinrichtung des unglücklichen Mannes erhalten haben. Der Präfect der Stadt, dem Arnold übergeben war, ließ denselben während der Nacht auf eine Anhöhe an der nördlichen Seite von Rom bringen. Ein Scheiterhaufen ward errichtet, Arnold hinaufgesetzt, und am frühesten Morgen des folgenden Tages

loderten die Flammen empor, die Arnold's Leben und großen Entwürfen ein Ende machten. Als der Holzstoß niedergebrannt war, wurde die Asche eiligst in den Tiber geworfen, damit nicht das Volk in seiner Begeisterung den Ueberbleibseln des verbrannten Leibes seine Verehrung weihen könnte.

An demselben frühen Morgen, den Achtzehnten Junius', zog auch das teutsche Heer gerades Weges nach der Kirche des heiligen Petrus. Ueber den Stufen empfing der Papst den König und führte ihn hinein. Nachdem er hierauf die Messe gefeiert hatte, setzte er dem König unter dem Zujauchzen von Geistlichen und Laien die Kaiserkrone auf das Haupt. Alsdann begab sich der Papst in seinen Palast auf dem Vatican; Friedrich setzte sich im kaiserlichen Schmuck zu Pferd und ritt wieder aus dem Thore hinaus. Alle Uebrigen, Fürsten und Herren wie gemeine Lehnleute, folgten ihm ihre Rosse den Knechten überlassend zu Fuß, entweder aus Ehrerbietung für kaiserliche Majestät, oder weil sie ihre Pferde nicht sogleich erreichen konnten. Das Heer bezog ein Lager an den Mauern der Stadt. Man traf Vorbereitungen um durch Speis' und Trank die Feier des Tages zu vollenden.

Plötzlich aber erscholl der Ruf: die Römer dringen in großen Massen über den Tiber vor; bald: sie haben schon die Peterskirche erreicht, und schlagen Alle nieder, die sich noch in derselben befinden. Als sich nämlich in Rom die Kunde von Arnold's Feuertod und von Friedrich's heimlicher Krönung verbreitete, wurde jede Seele mit Schmerz und Ingrimm erfüllt. Alle Römer griffen zu den Waffen: ein Theil eilte in wilder Verwirrung auf das Capitol, ein anderer nach dem Orte, wo Arnold verbrannt war, die Meisten nach der Peterskirche, gegen das kaiserliche Lager. Die Ersten verloren ihre Zeit, die Andern fanden nur die Brandstelle, die Meisten stürmten ungestüm gegen die Peterskirche vor. Das teutsche Heer eilte zu den Waffen und zum Gefecht: Heinrich der Löwe mit seinen Sachsen Allen voran. Ein furchtbarer Kampf den ganzen Tag. Der Ausgang war lange ungewiß. Endlich blieb der Sieg auf der Seite des Kaisers, ein trauriger Sieg. Fast 1000 Römer waren nie-

dergehauen oder im Tiber umgekommen. Die Menge der Verwundeten wird als unzählig angegeben. Auch waren 200 gefangen genommen. Die Teutschen dagegen hatten, wie Otto von Freisingen versichert, nur einen einzigen Todten, nur einen einzigen Verwundeten; aber der ehrwürdige Bischof kann selbst seine zweifelnde Verwunderung über diese Angabe nicht zurückhalten.

5.

Des Kaisers rascher und gefährlicher Rückzug.

Am folgenden Tage verließ der Kaiser sein Lager, ging am Tiber hinauf, endlich durch diesen Fluß gegen Tivoli, entweder aus Mangel an Lebensmitteln, oder um einem neuen Kampf aus zu weichen. Der heilige Vater folgte dem teutschen Heere. Bald aber entstanden Zwistigkeiten zwischen dem Kaiser und dem Papst. Aus der Stadt Tivoli, die der römischen Kirche gehörte, erschienen Abgeordnete vor dem Kaiser, überbrachten ihm in ihrer Angst vor dem furchtbaren Manne die Schlüssel ihrer Stadt, sagten sich los vom Papst, unterwarfen sich dem Kaiser als ihrem rechtmäßigen Herrn. Friedrich nahm die Abgeordneten gnädig auf, empfing die Schlüssel und ließ sich den Eid der Treue schwören. Da trat der Papst hervor, aufgebracht über diese Beleidigung, die dem heiligen Petrus von dem Schirmvogt der römischen Kirche zugefügt worden: er verlangte die unbedingte Zurückgabe der Stadt Tivoli an den apostolischen Stuhl. Die teutschen Fürsten riethen dem Kaiser, unter solchen Umständen alle Händel mit dem Papste zu vermeiden; Friedrich schrieb daher an die Einwohner von Tivoli: „er entbinde sie von ihrem Eide der Treue und überlasse sie aus Ehrerbietung für den Fürsten der Apostel dem Papste Hadrian.“ Aber dieser Vorgang wirkte niederdrückend auf das teutsche Heer. Die Hitze des Sommers war gleichfalls unerträglich; Sümpfe und Gewässer, Genüsse und Entbehrungen erzeugten Krankheiten; auch wagte Niemand mehr an ruhmwürdige Thaten zu denken. Von allen Seiten forderte man die Rückkehr in's Va-

terland. Friedrich gab dem Drängen nach. Er überließ dem Papste die römischen Gefangenen, ihn selbst seiner eigenen Klugheit und Macht, brach auf und nahm ausweichend seinen Weg nach Spoleto.

Allen Burgen und Städten auf diesem Wege legte er eine Lieferung oder einen Zins auf als Beitrag zu den Bedürfnissen des Heers. Ueberall erhielt er was er verlangte, nicht von Spoleto. Von dieser Stadt forderte er 800 Pfund Silbers; die Spoletaner sandten nur einen Theil dieser Summe in falschem Geld; überdieß setzten sie einen kaiserlichen Abgeordneten, den Grafen Guido, der durch ihre Stadt ging, gefangen. Um diesen dreifachen Frevel zu rächen zog der Kaiser gegen die Stadt. Die Spoletaner sandten Schleuderer und Bogenschützen entgegen. Friedrich machte mit seiner gepanzerten Reiterei einen stürmischen Angriff. Vor diesem Stoße flogen die Schützen aus einander und eilten nach der Stadt zurück. Die teutschen Krieger drangen zugleich in die Stadt ein. Alsobald wurde Feuer angelegt. Der aufgehende Brand vernichtete alle Ordnung, unterdrückte jeden Gedanken an Widerstand. Die Einwohner flüchteten auf einen nahen Berg. Friedrich gab die Stadt der Plünderung Preis. Am nächsten Morgen bezog er ein Lager in der Nähe der brennenden Stadt. Er verweilte zwei Tage um zu verhüten, wie man meinte, daß den Spoletanern zu Gute käme was etwa vom Feuer verschont bliebe. Hierauf zog er am Ende des Monates Julius weiter auf dem Wege nach Ancona.

Ancona war noch in den Händen der Griechen. Der Kaiser schlug sein Lager an der Gränze auf; die Griechen versorgten dasselbe mit Lebensmitteln. Ein griechischer Fürst Palãologus erschien im Lager um den Kaiser zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung gegen den König Wilhelm von Sicilien zu bewegen. Friedrich lehnte den Antrag ab: er schickte eine Gesandtschaft nach Constantinopel um freundschaftliche Verhältnisse mit dem kaiserlichen Hofe zu unterhalten, und wiederholte den Befehl an sein Heer zur Rückkehr nach Teutschland. Ein Theil der Krieger ging zu Schiffe nach Venedig, ein anderer wandte sich zur Linken um durch

Burgund in die Heimath zu gelangen; Friedrich selbst wählte den kürzesten Weg zu Lande, und die Meisten schlossen sich ihm an. Gegen den Anfang des Monates September ging er über den Po nach Verona. Die meisten Städte hatten ihm die Thore verschlossen. Auch Verona versagte ihm den Einzug in die Stadt. Da der Kaiser sie nicht zu bezwingen vermochte, so entschloß er sich eine Schiffbrücke, welche die Veroneser oberhalb der Stadt erbauet hatten, zu benutzen um über die Etsch zu kommen. Die Brücke war aber so schwach, daß Otto von Freisingen sie eine Mausfalle nennt. Auch lagen weiter hinauf große Flöße, mit welchen die Veroneser die Brücke beim Uebergange des teutschen Heeres zu zertrümmern gedachten. Dennoch gingen die Teutschen herüber, und da ihre Zahl gering war, so wurden sie durch ihre Eile gerettet, ehe die Brücke zertrümmert werden konnte.

Der Weg im Thale der Etsch war sehr schmal, hier und dort nur ein Fußsteig. Auf der einen Seite strömte der Fluß am steilen Ufer, auf der andern erhoben sich schroffe Felsen über den Pfad hinweghängend. Ein Ritter Alberich aus Verona hatte mit einem Haufen verwegener Gesellen auf einem dieser Felsen ein Raublager angelegt, von welchem aus er die Vorüberziehenden aufhalten, nach Belieben ausplündern konnte. Ein Theil der teutschen Krieger zog ungehindert an diesem Felsen vorüber; am andern Morgen aber wurden die Folgenden mit Steinblöcken und Geschoß empfangen. Im kaiserlichen Heere befanden sich noch zwei Ritter aus Verona; Friedrich schickte dieselben gegen den Felsen, um von Alberich einen ungehinderten Marsch aus zu wirken; Alberich trieb sie mit Steinwürfen zurück. Friedrich ließ ihm zurufen: der Kaiser selbst wolle vorüberziehen. Alberich antwortete: der Kaiser selbst müsse ein Lösegeld geben, jeder Ritter entweder den Panzer oder das Pferd ausliefern. Friedrich fand die Erfüllung dieser Forderung eines Räubers unwürdig; aber er war von allen Seiten eingeschlossen: über den Fluß, über den Felsen war nicht zu entkommen, und in seinem Rücken hatten die Veroneser einen Engpaß stark besetzt.

In dieſer Verlegenheit ließ der Kaiſer abpacken, Zelte aufſchlagen und ſich alsdann von den beiden Veroneſiſchen Rittern die ganze Umgebung der Raubburg genau beſchreiben. Es ergab ſich, daß das Raublager allerdings von einer Felſenſpitze an der andern Seite zugänglich ſein würde, daß aber dieſe Felſenſpitze ſchroff und ſteil emporſteigend nie von einem menſchlichen Fuße betreten worden. Da erbot ſich Otto von Wittelsbach, Fahnenträger des Reiches, Pfalzgraf in Bayern, dieſen Felſen zu erklimmen. Zweihundert Jünglinge erklärten ſich bereit das Abenteuer mit ihm zu beſtehen. Otto wickelte die Reichsfahne zuſammen, trat ſeinen Marſch an, gelangte mit ſeinen Begleitern auf einem weiten Umwege bis zu dem Fuße des Felſens. Die größte Schwierigkeit aber war noch zu überwinden. Die kühnen Jünglinge jedoch verzagten nicht; der Eine ſtieg über den Rücken und die Schultern eines Andern empor, ſuchte feſten Fuß zu gewinnen und zog alsdann ſeinen Gehülfen empor. Auch kletterte Mancher an Stangen hinauf, die nach und nach befeſtigt wurden. Endlich langten Alle oder die Meiſten auf dem Gipfel des Felſens an, und erblickten das Räubernest nunmehr zugänglich zu ihren Füßen. Sogleich entfaltete Otto von Wittelsbach die Fahne und eilte mit den Seinigen unter Geſang und Geſchrei dem Neſte zu. Als man im kaiſerlichen Lager die Fahne erblickte und den Ruf Otto's vernahm, ward ein allgemeines Siegsgeſchrei erhoben. Die Räuber, gleichfalls die Fahne erblickend, von dem Geſchrei über ihnen und unter ihnen überraſcht, verloren alle Beſinnung; wie wahnſinnig warfen ſie ſich in die Flucht, da doch keine Flucht möglich war. Nur ein Einziger fand in einer Bergſpalte eine Zuflucht, die Uebrigen ſtürzten von dem Felſen herab und erreichten nur als Leichen mit zerbrochenen Gliedern den Boden oder fielen durch das Schwert ihrer Feinde. Alberich ſelbſt gerieth mit zwölf Gefährten, die ſämmtlich zum Adel gehörten, ſämmtlich ritterliches Standes waren, in die Gefangenſchaft Otto's von Wittelsbach.

Der Sieger führte die Gefangenen vor den Kaiſer. Friedrich befahl, daß man ſie ſämmtlich aufknüpfen ſollte. Die Uebrigen hörten dieſes Urtheil ſchweigend an; Einer

jedoch trat hervor und bat den Kaiser, daß er ihm, einem höchst unglücklichen Mann, geneigtes Gehör gewähren möchte. „Ich bin, sagte er, ein armer Gallier, aber ein freier Mann, ritterliches Standes; ich habe mich den Räubern nur angeschlossen um meiner Armuth ab zu helfen. Sie versprachen mir ein Vermögen zu verschaffen; ich Elender folgte leichtgläubig und bin nun in solches Unglück gerathen. Nimmer aber habe ich gedacht, daß man dem eigenen Fürsten, dem Beherrscher Rom's und der Welt, einen Hinterhalt zu legen beabsichtigen könnte.“ Der Kaiser, ein Freund des Ritterthumes, wußte wohl, daß Räuberei eine alte Gerechtigkeit der Vassallen war. Er schenkte dem Franzosen das Leben, befahl aber, daß er die übrigen Gefangenen, seinen Hauptmann und seine Gefährten aufknüpfen sollte. Die räuberischen Ritter starben allzumal von ritterlicher Hand.

Nach diesen Vorgängen setzte der Kaiser seinen Zug über Trident und Botzen fort. Im Monat August, in welchem er vor einem Jahre das Vaterland verlassen hatte, langte er wieder im Vaterland an.

6.

Des Kaisers Friedrich Verfahren in Teutschland zur Herstellung der Ruhe und Ordnung.

Der Streit zwischen den Häusern der Welfen und der Waiblinger hatte die frühern kleinlichen Fehden und Raubzüge in Teutschland in eine große Parteiung aufgelöst. Der alte Jammer war geblieben, aber er hatte ein edleres Ansehen bekommen. Denn jener Streit galt nicht um gemeine Dinge, sondern um Herrschaft und Gewalt, um Krone und Reich. Inzwischen waren die beiden Häuser bald mit sich selbst in Streit gerathen: Heinrich der Löwe und sein Oheim Welf standen im Hause der Welfen, der König Friedrich und sein Oheim Heinrich Jasomirgott im Hause der Waiblinger wider einander. Daher waren während der Fahrt des Königes nach Italien kleinliche Leidenschaften überall wieder zum Ausbruch gekommen. Friedrich fand bei seiner Rückkehr

Teutschland mit wilden Fehden, mit Mord und Brand angefüllt. Das krause Gewirr ist nicht zu übersehen; auch haben die einzelnen Vorgänge weder Gestalt noch Farbe: sie gewähren keine Belehrung und erregen keine Theilnahme.

Der Kaiser sah nicht ohne Zorn in diesen Zustand hinein. Die Vorgänge in Italien hatten ihn überrascht, beschämt, erbittert; er war mit dem Gedanken einer neuen Fahrt zu Züchtigung und Rache, zur Herstellung seines Ansehens durch Furcht und Schrecken zurück gekommen. Nun aber schien unmöglich in dem verwirrten Teutschland die nöthige Macht zu einem solchen Unternehmen auf zu bringen. Friedrich hatte große Hoffnungen auf den Zauber gesetzt den die Kaiserkrone auf die Teutschen ausüben würde: bald aber zeigte sich, daß auch diese Hoffnung eitel war. Seit einem Jahrhunderte hatte die Krone diesen Zauber mehr und mehr verloren: Heinrich IV hatte sie nicht von dem rechtmäßigen Oberhaupte der Kirche erhalten; Heinrich V hatte sie dem Papste gewaltsam abgedrungen; auf Lothar's Haupte war sie ohne Bedeutung gewesen; Konrad III hatte sie gar nicht empfangen. Der Mann, der die Krone trug, mußte ihr erst die alten geheimnißvollen Eigenschaften wieder erwerben. Daher hielt Friedrich für nothwendig, zuvörderst das kaiserliche Ansehen unter den Teutschen her zu stellen, ehe er einen neuen Zug nach Italien wagte; nicht minder, Heinrich den Löwen, der sich in Italien durch That und Treue bewährt hatte, auf seiner Seite fest zu halten, und ihn zu diesem Zweck in den Besitz seines väterlichen Erbes ein zu setzen.

Der Kaiser hatte eine Unterredung mit seinem Oheim bei Regensburg. Heinrich Jasomirgott war nicht zur Abtretung des Herzogthumes Bayern zu bewegen. Der Kaiser suchte die Unterhandlung durch wohlwollende Vermittler fort zu setzen. Unter den Vermittlern befand sich des Herzoges von Bayern Bruder, Bischof Otto von Freisingen. Der Herzog Heinrich aber verwarf alle Vorschläge und entfernte sich aus der Nähe des Kaisers. Aufgebracht über diese Widerspänstigkeit begab sich der Kaiser von dem Herzoge Heinrich dem Löwen begleitet im Monat October nach Regensburg, wohin er viele Fürsten berufen hatte. In der Ver-

sammlung erklärte er den Fürsten und Herren aus Bayern, daß der Herzog Heinrich, der Sohn des Herzoges Heinrich, nunmehr Herzog von Bayern sei, und daß sie allzumal dem neuen Herzoge den Eid der Treue als seine Mannen nach Lehnsbrauch öffentlich ab zu legen hätten. Die Fürsten und Herren leisteten den Eid; die Bürger der Stadt Regensburg aber mußten nicht nur schwören, sondern auch durch Geisseln Bürgschaft für die Erfüllung ihres Eides gewähren.

Heinrich Jasomirgott hatte sich in die bayerische Mark Oestreich zurückgezogen. In dieser Stellung flößte er bei dem Zustande Teutschland's mancherlei Besorgnisse ein: ein Zufall konnte den brennbaren Stoff in Flammen setzen, Heinrich's Anspruch auf Bayern den Brand nähren und vergrößern. Zwar war Welf Heinrich's des Löwen Oheim, der sich auch das Herzogthum Bayern zugeschrieben hatte, während sich das teutsche Heer in Italien befand, für Bayern entschädigt worden; aber diese Entschädigung bestand mehr in Hoffnung als in Genuß: ihm waren die Markgrafschaft Toscana, das Herzogthum Spoleto, selbst die Insel Sardinien verliehen worden. Ob er aber je zu dem Besitze dieser Länder gelangen würde, hing von dem Gelingen der Entwürfe des Kaisers auf Italien ab. Um so mehr mußte der Kaiser, da er Heinrich den Löwen gewonnen hatte, sein Ansehen gegen andere Fürsten in Teutschland geltend zu machen, Ruhe und Ordnung zu befestigen suchen. Er begann dieses Werk mit unerwartetem Erfolg.

Ein neuer Bischof, Hartwig von Regensburg, hatte den Lehnleuten des Bisthums ihre Lehen bestätigt, ehe er selbst mit den Regalien beliehen worden. Der Kaiser zog ihn zur Verantwortung. Hartwig entschuldigte sich mit seiner Unwissenheit; er mußte aber eine Buße von hundert Pfund Silbers erlegen; Alle, die von dem unbelehnten Bischofe Belehnungen angenommen hatten, mußten gleichfalls eine Buße zahlen. Zum Weihnachtsfeste machten viele Fürsten dem Kaiser zu Worms den Hof. Vor diese Versammlung waren der Erzbischof Arnold von Mainz und der Pfalzgraf Hermann bei Rhein, die während der Abwesenheit des Kaisers eine Fehde gegen einander geführt hatten, zur Verant-

wortung geladen. Die beiden Fürsten wurden von dem Fürstengericht schuldig befunden: der Erzbischof wurde wegen seines hohen Alters mit einer Strafe verschont, der Pfalzgraf Hermann und seine Mitschuldigen, zehn Grafen, wurden zur Strafe des Hundetragens verurtheilt, zu einer Strafe, die selbst in frühern Tagen selten, seit den Zeiten der sächsischen Kaiser kaum jemals in Anwendung gebracht war. Nachdem die adelichen Herren diese schimpfliche Strafe erduldet, sprach der Erzbischof Arnold sie von dem Bann los, mit welchem er sie früher belegt hatte. Der Kaiser aber ließ die Vollziehung der Strafe im ganzen Reiche bekannt machen: es wird versichert, diese Bekanntmachung habe einen so großen Schrecken erregt, daß selbst die wildesten Raufer sich scheu zurückgezogen hätten. Friedrich erkannte das Wohlthätige dieses Eindrucks. Um denselben zu verstärken durchzog er das Land weithin, brach manche Burg, zerstörte Befestigungen und Schlupfwinkel, und ließ die Bewohner dieser Raubnester die in seine Hand fielen schnell hinrichten. Indem der Bischof Otto von Freisingen dieses Verfahrens gedenkt, giebt er durch seine Klage, daß Bayern einer solchen Wohlthat nicht theilhaftig geworden sei, ein schweres Zeugniß über den Zustand der Dinge.

Vor seiner Fahrt nach Italien hatte Friedrich Gesandte nach Constantinopel geschickt, welche um des Kaisers Manuel Tochter Maria werben sollten. Diese Brautwerbung hatte aber keinen Erfolg gehabt, weil man am Hofe zu Constantinopel den Argwohn faßte, daß Friedrich dieselbe nur zur Förderung seiner Absichten auf Italien betreiben lasse. Friedrich hatte daher seinen Wunsch aufgegeben. Als dennoch griechische Gesandte nach Teutschland kamen um die Unterhandlung fort zu setzen, bewilligte Friedrich ihnen keinen Zutritt und gab ihnen erst Gehör, nachdem er eine andere Vermählung eingegangen war.

Der Graf Rainald von Chalons hatte einst, als er sich der Besitzungen des ermordeten Grafen Wilhelm von Hochburgund, seines Vetters, bemächtigt hatte, die Belehnung des Königes Lothar II mit diesem Land abgewiesen. Lothar hatte daher dem Herzoge Konrad von Zähringen, des Grafen

Wilhelm Oheim, die Belehnung mit Burgund ertheilt. Seit dieser Zeit war zwischen dem Zähringer und dem Grafen Rainald ein Krieg, länger als zwanzig Jahre, über das Land geführt worden. Keiner hatte den Andern zu bezwingen vermocht. Konrad behauptete die Länder diesseits, Rainald die Länder jenseits des Jura. Rainald aber würde längst unterlegen sein, wenn nicht der Zähringer, in den Streit der Hohenstaufen und der Welfen hineingezogen, als Gegner der Hohenstaufen aufgetreten wäre und einen zweifachen Kampf zu bestehen gehabt hätte. Friedrich von Hohenstaufen hatte seinen ersten kriegerischen Ruhm bei der Eroberung von Zürich und bei der Zerstörung der Stammburg des Hauses Zähringen gewonnen. Konrad von Zähringen jedoch hatte durch Vermittelung des heiligen Bernhard des Königes Konrad III Verzeihung und Belehnung erhalten. Hierauf war der Graf Rainald im Jahre 1148 gestorben; vier Jahre später war auch Konrad von Zähringen vom Leben geschieden. Rainald hatte nur eine einzige Tochter Beatrix als Erbin aller seiner Besitzungen und Ansprüche hinterlassen; dem Sohne des Herzoges Konrad von Zähringen Bertold war vom Könige Friedrich vor seinem Zuge nach Italien die Belehnung mit Burgund und der Provence versprochen worden, die wirkliche Beleihung aber hatte noch nicht Statt gefunden. Da vermählte sich der Kaiser selbst zu Würzburg mit Rainald's Tochter Beatrix und brachte durch diese Vermählung Burgund und Provence an sein Haus. Der Herzog Bertold von Zähringen aber mußte sich mit den drei Städten Sitten, Lausanne und Genf nebst der Schirmvogtei über die drei Bisthümer, deren Sitz in diesen Städten war, begnügen.

Das Pfingstfest, 1155, kurz vor seiner Vermählung brachte der Kaiser bei dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach zu, der den Plan zu einer Ausgleichung der Herzoge von Sachsen und Bayern entworfen hatte. Bald nachher hatte Friedrich eine Unterredung mit seinem Oheim in der Nähe von Regensburg, durch welche er den Herzog Heinrich für die Ausgleichung gewann. Hierauf wurde mit Heinrich dem Löwen unterhandelt, und wiederum mit Heinrich Jasomirgott. Der Sommer verlief. Endlich wurde folgender Vertrag von allen

Theilen genehmigt, Heinrich Jaſomirgott ſoll das Herzogthum Bayern nebſt der Mark Oeſtreich dem Kaiſer übergeben; der Kaiſer ſoll den Herzog von Sachſen mit dem Herzogthum Bayern belehnen, die Mark Oeſtreich aber ſoll von Bayern gänzlich getrennt, zu einem Herzogthum erhoben und dem Herzoge Heinrich Jaſomirgott nach Lehnsbrauch ertheilt, dieſe Belehnung auch auf die Gemahlin des Herzogs ausgedehnt werden, damit das neue Herzogthum erblich bleibe im Hauſe des Herzoges Heinrich, ſowohl in der weiblichen als in der männlichen Linie ſeiner Nachkommen.

Unter den beſtehenden Verhältniſſen war vielleicht Nichts Beſſeres zu erreichen als dieſes Abkommen, aber ohne bedeutende Folgen konnte daſſelbe nicht bleiben. Es hat Etwas Neues in das Leben gebracht. Bisher hatte das teutſche Reich dieſſeits des Rhein's aus vier großen Nationen, jede unter einem Herzoge, beſtanden. Von dieſen Herzogen ſollten alle Gewalten abhängen, ſie ſelbſt nur unter dem Könige ſein. Durch ein von Bayern unabhängiges Oeſtreich unter einem Herzog entſtand nach den Anſichten dieſer Zeit eine fünfte teutſche Nation. Die Vereinigung Thüringen's mit Sachſen, die Vereinigung Bayern's mit Thüringen und Sachſen konnte als ein Schritt zur Vereinigung aller Teutſchen, zur Bildung einer einzigen teutſchen Nation betrachtet werden: die Trennung Oeſtreich's von Bayern ſchien zu einer größern Zerſtückelung des Reiches führen zu können, führen zu müſſen. Da der Markgraf von Oeſtreich Herzog geworden war: gebürte dem Markgrafen von Brandenburg und von Meiſſen nicht auch die herzogliche Würde? mußten nicht die Grafen eine Staffel höher auf der Leiter der geſellſchaftlichen Ordnung geſtellt zu werden verlangen? Karl der Große hatte die großen Herzoge entfernt, weil er ſicher war ihre Gewalt in ſeine Hand zu bringen; dieſe Hoffnung aber durfte jetzt kein König mehr nähren. In den Verhältniſſen, die ſich ſeit viertehalb hundert Jahren gebildet hatten, würde ſelbſt Karl der Große mannigfach gehemmt, gelähmt worden ſein. Die Erblichkeit der Krone war dahin, die Reichsämter, damals willkührlich vom König ertheilt, waren erblich geworden; die Kirche, damals dem König untergeordnet, ſtand

nunmehr der weltlichen Gewalt kühn nnd herrschend gegenüber; vom Heerbann, in welchem Karl eine unerschöpfliche Macht besessen hatte, war nicht mehr die Rede, und die fränkische Schar war verschwunden; der König sah sich genöthigt mit den Fürsten und Herren des Reiches zu unterhandeln um bittweise Hülfe für seinen Dienst zu erhalten; die Liebe zu Thaten für das gemeine Wesen war größtes Theils erstickt, der Durst nach Ruhm hatte sich in den verwilderten Fehden verloren; endlich trat der königlichen Gewalt aus den Städten ein mächtiger Geist entgegen, der wachsende Ansprüche machte. Karl der Große durfte von der Zerstückelung der Herzogthümer eine starke Vergrößerung seiner Macht erwarten ohne einen Nachtheil für das Volk befürchten zu müssen; jetzt konnte eine solche Zerstückelung dem Volke nur Schaden bringen ohne einen Gewinn für den König und das Reich zu gewähren.

Aber Friedrich soll nicht nur das Herzogthum Oestreich von Bayern getrennt, sondern auch dem neuen Herzogthum unerhörte Vorrechte bewilligt haben. Der Herzog von Oestreich sollte, so heißt es, dem Reiche nicht mehr unterthan sein, und nur in einem Kriege mit Ungarn einige Mannschaft auf eigene Kosten in's Feld führen, das Reich dagegen verpflichtet bleiben ihm Hülfe zu leisten gegen alle seine Feinde; der Herzog sollte fortan die Lehen nur innerhalb der Gränzen Oestreich's empfangen, er sollte berechtigt, aber nicht verpflichtet sein den Reichstagen bei zu wohnen; alle weltliche Gerichtsbarkeit sollte von ihm abhängen; wegen seiner Handlungen sollte er weder dem Reiche noch irgend einem Andern Rechenschaft schuldig sein; was er in seinem Land anordnete, das sollte weder vom Kaiser noch von einer andern Gewalt verändert werden dürfen. So die Angabe. Wenn dieses Alles von Friedrich I in Kraft seiner kaiserlichen Macht, mit Zustimmung der Fürsten, als ein Recht für alle Zeiten wirklich bewilligt und anerkannt worden ist: so darf behauptet werden, daß die Landeshoheit der Reichsfürsten schon jetzt im Wesentlichen entschieden, die künftige Auflösung des Reiches vorbereitet worden sei.

Um die Mitte des Monates September hielt der Kaiser einen Hoftag zu Regensburg. Der neue Herzog Heinrich von Oestreich zog heran und schlug zwei Meilen von der Stadt ein Lager auf. Der Kaiser begab sich mit den versammelten Fürsten in dieses Lager. Der Vertrag zwischen dem Kaiser und den beiden Herzogen ward öffentlich bekannt gemacht. Heinrich Jasomirgott gab dem Kaiser die sieben Fahnen zurück, mit welchen ihm das Herzogthum Bayern und die Mark Oestreich ertheilt worden waren; der Kaiser überreichte fünf Fahnen dem Herzog Heinrich von Sachsen zur Belehnung mit Bayern, die beiden andern übergab er dem Herzoge Heinrich Jasomirgott zur Belehnung mit der Mark Oestreich und mit drei Grafschaften die zu derselben gerechnet wurden. Die Mark und die drei Grafschaften erhob er zu einem Herzogthume.

Die Freude war groß in ganz Teutschland über die endliche Aussöhnung der beiden Häuser Welf und Waibling. Um so größer waren die Erfolge von Friedrich's Bemühungen überall in Teutschland die Ruhe, die Ordnung her zu stellen. Ein Schriftsteller aus dieser Zeit gebraucht um den Zustand in Teutschland zu bezeichnen, dieselben Worte, die einst Florus gebraucht hatte: „In Germanien war ein solcher Friede, daß die Menschen verändert, das Land ein anderes, selbst der Himmel milder und freundlicher zu sein schien." Unglücklicher Weise aber war Friedrich's Absicht nicht, alle seine Kräfte dem Vaterlande zu weihen um das Werk der Ordnung und Einigung zu vollenden, zu befestigen: er dachte für und für an Italien; was er für Teutschland that ging entweder aus dem Drange der gewaltigen Kräfte seines Geistes oder aus dem Wunsche hervor, eine neue Fahrt nach Italien auf das Tüchtigste vor zu bereiten.

7.

Heinrich's des Löwen Wesen, Weise und Verfahren.

In der Lombardei war schon vor Friedrich's Abzug aus diesem Lande nach Rom zwischen Mailand und Pavia um die

Trümmer von Tortona ein Kampf entstanden, in welchen andere Städte hineingezogen wurden. Die Mailänder wollten Tortona wieder aufbauen um den unglücklichen Flüchtlingen, ihren Bundesgenossen, wieder zu Obdach und Herd zu verhelfen; die Pavesen suchten dieses Werk zu hintertreiben. Anfangs schwankte die Wage herüber und hinüber; bald brachte Mailand den Sieg auf seine Seite. Da stand diese Stadt so gewaltig da, daß Alle, die sich früher aus Eifersucht, Neid oder Schwäche zu dem Kaiser gewandt hatten, den Haß des Kaisers von Neuem gegen Mailand auf zu reizen, zu nähren, zu mehren suchten.

Im untern Italien setzten die Fürsten, die sich dem Kaiser angeschlossen hatten, den Kampf gegen den König Wilhelm fort. Der Papst Hadrian IV ertheilte ihnen die Belehnung mit ihren Würden und Ländern. Auch die Griechen erneuerten den Krieg und brachten durch List und Geld den größten Theil von Apulien in ihre Gewalt. Der König Wilhelm sah diesen Dingen lange ruhig zu; plötzlich aber erschien er mit einer großen Flotte und landete mit einem tüchtigen Heere. Sogleich wandte er sich an den Papst, gelobte ein gehorsamer Sohn der Kirche zu sein, bat um Aufhebung des Bannes, den der heilige Vater über ihn ausgesprochen hatte. Da Hadrian diese Anträge zurückwies, so drang Wilhelm stürmisch vor. Die Städte unterwarfen sich, die Griechen wichen zurück, die Fürsten verloren Halt und Vertrauen: die Gefangenen wurden mit dem Tode bestraft oder der Augen beraubt, oder der Verschmachtung in Gefängnissen geweiht. Der Papst sah sich bald in der Burg von Benevento belagert. In dieser Gefahr bot er dem Könige Wilhelm Frieden und Freundschaft an. Wilhelm empfing mit Demuth die Anträge des Papstes. Er bewilligte den Baronen die sich bei demselben befanden einen freien Abzug, versprach alle Kirchengüter zu schonen, ließ sich auch die Belehnung mit den Ländern, die er besaß oder noch zu erobern hoffte, vom Papste gefallen, übernahm einen jährlichen Zins nach alter Weise, gelobte endlich dem apostolischen Stuhle Hülfe zu leisten gegen alle seine Feinde.

Wilhelm's rasche Erfolge scheinen den Kaiser Friedrich in der Hoffnung bestärkt zu haben, daß auch ihm gelingen werde, sein kaiserliches Ansehen in der Lombardei schnell her zu stellen. Einzelne feindliche Städte hatten ihm schon Beweise von ihrer Verzagtheit gegeben. Von den Veroneſen war eine Gesandtschaft angelangt, bei welcher sich der Bischof der Stadt befand. Verona bezeugte ihre Treue und Ergebenheit und bat dringend, daß der Kaiser doch keinen Argwohn, keinen Groll gegen die Einwohner hegen möge. Der Redner überging die Verschlieſſung der Thore, die Ausfalle, die Flöſſe zur Zertrümmerung derselben; desto weitläuftiger sprach er von Alberich und seinen Raubgesellen: die Stadt Verona habe die größte Freude gehabt über die gerechte Bestrafung dieser Verbrecher. Der Kaiser nahm die Unterwerfung der Veroneſen gnädig an, empfing das reiche Geldgeschenk das Verona ihm darbrachte, ließ sich aber auch das eidliche Versprechen geben, daß Verona ihm gegen Mailand jegliche Hülfe leisten wolle.

Schon zu Würzburg hatte er von vielen Fürsten die zur Feier seiner Vermählung versammelt gewesen die eidliche Versicherung erhalten, daß sie ihn auf einer Fahrt nach dem untern Italien zur Vertreibung der Griechen begleiten wollten. Jetzt kündigte er in einem Rundschreiben an: die Umstände hätten sich verändert; eine Kriegsfahrt gegen Apulien sei nicht mehr nöthig: „weil aber, setzte er hinzu, die Stadt Mailand sich gegen das römische Reich erhoben hat und ganz Italien ihrer Herrschaft zu unterwerfen strebt, so habe ich die Absicht dem frechen Gesindel kräftig zu begegnen und die ganze Macht des Reiches zu Mailand's Vernichtung auf zu rufen.“ Die Fahrt ward auf das Pfingstfest, 1158, festgesetzt; der Kaiser bat und befahl, daß die Fürsten zu dieser Zeit bei Ulm versammelt sein möchten und sollten. Er schloß mit dem Versprechen, daß kein Fürst gehalten sein sollte über die Apenninen zu gehen.

Friedrich scheint die Fahrt so weit hinausgeschoben zu haben, weil er des Herzoges Heinrich des Löwen Theilnahme gewinnen wollte und sie nicht früher zu gewinnen fürchtete. Der junge Herzog war nicht nur wegen seiner Macht der erste

Fürſt in Teutſchland, ſondern er hatte auch durch ſein Glück und ſeine Thaten die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt. Von der Natur war er mit den ſchönſten Gaben ausgeſtattet; die Schickſale ſeines Lebens aber hatten widerſprechende Eigenſchaften in ihm entwickelt. Als Kind ſeines Vaters, als Knabe ſeiner Mutter beraubt und um ſein väterliches Erbe betrogen, hatte er Mißtrauen und Argwohn, ja eine gewiſſe Verachtung der beſtehenden Verhältniſſe gefaßt. Friedrich I war, kaum zum Reiche gelangt, um ſeine Freundſchaft bemüht geweſen: ob aus Gerechtigkeit oder aus Berechnung ſchien ihm ungewiß. Jedes Falles kam Heinrich zu dem Bewußtſein ſeiner Wichtigkeit. Auf der Fahrt nach Italien gewann er durch ſeine Kühnheit und Heldenmüthigkeit, durch ſeine Raſchheit zur That, ſeine Beharrlichkeit in der Ausführung die ſchönſte Feier. Er wurde ſtolz auf ſeine Tüchtigkeit und Tugend; er fing an zu glauben, daß Teutſchland's Loos in ſeiner Hand liege. Friedrich's Verfahren in Italien ſcheint auch einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des jungen Fürſten gemacht zu haben. Dieſe ſchnöde Kälte gegen Menſchen, die in den Städten von ihrer eigenen Thätigkeit lebten, nicht in Schlöſſern und Burgen den Ertrag fremder Arbeit verzehrten, machte ihn widerſpänſtig, trotzig gegen Alles was groß und vornehm war. In ſeinem Stolze, ſeinem Trotze zeigte er ſich auch nicht ſelten hart bei dem Leiden anderer Menſchen, taub gegen ihre Klagen. Als er endlich zum Beſitz des Herzogthumes Bayern gelangt war, mag er, der als Jüngling ſo Vieles erreicht hatte, in dem Glauben beſtärkt worden ſein, daß er Alles zu erreichen vermöge. Für dieſen Glauben zeugt ſeine neue Wirkſamkeit in Teutſchland.

Der Erzbiſchof Hartwig von Bremen hatte dem Könige verſprochen Theil an der Fahrt nach Italien zu nehmen, war aber daheim geblieben, und hatte die Zeit zur Befeſtigung ſeiner Städte und Burgen, Verden, Stade, Harburg, Freiburg, benutzt. Dadurch hatte er Friedrich's Zorn erregt und Heinrich's alten Groll wieder erweckt. Nicht lange nach dem Abzuge des Königs aus Teutſchland war der Biſchof Vicelin von Aldenburg geſtorben. Um Unordnungen zu verhüten, hatte

sich Heinrich's Gemahlin, die Herzogin Clementia, erlaubt, ihren Capellan Gerold zu dem Bisthum Aldenburg zu empfehlen. Gerold, ein Schwabe, Lehrer an der Schule und Canonicus in Braunschweig, wurde für den gelehrtesten Mann in Sachsen gehalten: also war er wirklich gewählt worden. Hartwig aber hatte die Wahl verworfen, dem Gewählten die Weihe versagt. Hierauf war Gerold nach Italien zu dem Herzoge Heinrich geeilt und demselben von Tortona nach Rom gefolgt. Am Morgen nach dem blutigen Kampf in Rom hatte der Papst auf Heinrich's Bitte den Bischof Gerold geweiht, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß diese Weihung den Rechten des Erzbischofes von Bremen keinen Eintrag thun sollte.

Nach der Rückkehr aus Italien schickte der Kaiser einen Abgeordneten nach Sachsen um den Erzbischof von Bremen und den Bischof von Halberstadt für ihr Ausbleiben von der Heerfahrt zu bestrafen. Heinrich der Löwe aber zog mit kriegerischer Mannschaft nach Bremen. Bei seiner Ankunft vor Bremen fand ein großer Markt Statt, zu welchem viele Friesen aus dem Gau Rustringen gekommen waren. Diese Friesen wie andere Fremde suchten sich rasch zu entfernen. Heinrich, der von Rustringischen Friesen beleidigt zu sein behauptete, ließ sie überfallen und ausplündern. Hierauf unternahm er eine Fahrt gegen das Land der Friesen. Das starke und freigesinnte Volk der Friesen erhob sich und trieb den Herzog mit seinen verwegenen Scharen zurück. Dagegen unterstützte Heinrich den kaiserlichen Abgeordneten, der die Höfe des Erzbischofes Hartwig für fiscalisches Gut erklärte, griff aber auch selbst zu, und bemächtigte sich mancher Güter und Besitzungen, die dem Erzbischofe gehörten. Dadurch führte er eine offene grimmige Feindschaft zwischen sich und der Bremischen Kirche herbei, und reizte die Geistlichkeit in ganz Sachsen wider sich auf. Dennoch trug er kein Bedenken auch weltlichen Fürsten, vor Allen dem Grafen Adolf von Holstein seine überlegene Macht in kränkender Weise fühlbar zu machen.

Zwischen ihm und Adolf hatten schon vor dem Zuge nach Italien unfreundliche Verhältnisse Statt gefunden. Adolf's

Stadt Lübeck blühte so schön auf, daß keine Stadt im nördlichen Teutschland, Bremen ausgenommen, mit ihr zu vergleichen war. Dagegen sank Heinrich's Stadt Bardewik, die schon seit einer Reihe von Menschenaltern wegen ihres großen Verkehres berühmt war. Das verdroß den Herzog. Aber auch die Einwohner von Lüneburg klagten, daß ihr Salzwerk zu Grunde gehe, weil Adolf zu Oldesloh ein Salzwerk angelegt habe. Der Herzog stellte dem Grafen die Forderung, daß er ihm die Hälfte von Lübeck und Oldesloh abtreten möchte. Adolf lehnte ab. Da untersagte der Herzog allen Handel zwischen Sachsen und durch Sachsen mit Lübeck und ließ die Salzquelle zu Oldesloh gewaltsam verderben. Dieses Alles war vor der Fahrt nach Italien geschehen. Während Heinrich's Abwesenheit hatte der Graf Adolf sich der Gemahlin desselben in jeder Weise freundlich bewiesen und war ihr mit treuem Rath zur Hand gewesen. Dennoch fuhr der Herzog nach seiner Rückkehr in seinem unfreundlichen Verfahren gegen den Grafen fort. Adolf hatte der Kirche von Aldenburg einst dreihundert Mansen Landes versprochen, aber dieses Land noch nicht gegeben. Der neue Bischof Gerold beschwerte sich bei dem Herzoge. Sogleich befahl Heinrich dem Grafen der Kirche die dreihundert Mansen an zu weisen. Adolf gehorchte. Der Bischof ließ das angewiesene Land nachmessen und maß nur einhundert Mansen heraus: er hatte Sümpfe, Haiden und Waldungen von der Messung ausgeschlossen. Also neue Klage, neuer Befehl: das Land müsse ohne Moor und Wald sein. Diesem Befehle zu gehorchen weigerte sich der Graf Adolf.

Inzwischen hatte der Herzog fortwährend seinen Blick auf Lübeck gerichtet. Ein großes Unglück kam seinen Wünschen zu Hülfe: Lübeck ging in Flammen auf. Alsobald schickten die verzweifelnden Einwohner eine Gesandtschaft an den Herzog: „Seit er den Markt in Lübeck zerstört hätte, sei der Wohlstand der Stadt tief gesunken; jetzt sei dieselbe nur noch ein Schutt; sie wagten nicht ihre Häuser an einem Orte wieder auf zu bauen, dessen Markt vernichtet sei; der Herzog möge ihnen eine Stelle zur Anlegung einer anderen Stadt anweisen.“ Hierauf schlug der Herzog dem

Grafen Adolf vor, daß er ihm den Hafen und die Insel von Lübeck ganz überlassen möchte. Adolf genehmigte auch diesen Vorschlag nicht. Da ließ der Herzog eine neue Stadt, welcher er den Namen Löwenstadt gab, an den Ufern der Wackenitz anlegen. Aber die Anlage fand wegen des Geländes Schwierigkeiten, und nur kleine Schiffe vermochten bis zu der Löwenstadt herauf zu kommen. Nun wandte sich der Herzog noch ein Mal an den Grafen Adolf, und verlangte die Abtretung der Trümmer von Lübeck in so feindlichen Ausdrücken, daß Adolf für nöthig hielt dem Herzoge nach zu geben.

Lübeck wurde wieder aufgebauet und befestigt; der Herzog Heinrich begünstigte und förderte die neue Stadt auf jegliche Weise: er bewies einen solchen Eifer, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, er habe sich vor der Welt dem Städtezerstörer Friedrich gegenüber als Gründer und Pfleger zu bewähren gesucht. Er ließ alle Völker des Nordens zu Kauf und Verkauf nach Lübeck einladen; er versprach Allen freien Zugang, Sicherheit, ungehinderten Verkehr; er bewilligte der Stadt selbst Münz- und Zollrechte, wies ihr ein Gebiet eigenthümlich an, gab ihr solche ehrenwerthe Stadtrechte, daß sie die Grundlage einer freien bürgerlichen Entwickelung werden zu können schienen, wie sie denn auch im Fortgange der Zeit nah und fern ersehnt und nachgeahmt worden sind. Durch dieses Verfahren erwarb sich Heinrich ein bleibendes Verdienst; der Graf Adolf jedoch vergaß Lübeck um so weniger je herrlicher die Stadt zu gedeihen schien.

Heinrich der Löwe sah seine Kammer durch den Aufwand den Lübeck nothwendig machte erschöpft. Um dem Mangel ab zu helfen, erpreßte er von den unglücklichen Slaven unter seiner Herrschaft was irgend erpreßt werden konnte. Ein besonderer Vorgang, den ein Augenzeuge, der Geschichtsschreiber Helmold, erzählt, mag den Beweis liefern. Der Bischof Gerold wollte am Feste der Reinigung Maria's sein Amt antreten. Er fand Aldenburg so gänzlich zerstört, daß er sich genöthigt sah den Gottesdienst an einem Altar von Schnee zu verrichten. Die Geistlichen konnten nur bei dem Fürsten Pribizlav und bei einem andern Herrn, Tusmar, ein

Unterkommen finden. Bei dem Letzten sahen sie auch Fesseln und Marterwerkzeuge, für gefangene Christen aus Dänemark bestimmt; sie fanden Priester, die in langer Gefangenschaft schmachteten. Der gastfreundliche Herr war aber nicht zur Freilassung dieser Unglücklichen zu bewegen. Am folgenden Sonntage begab sich eine große Menge Volkes zu dem Markt in Lübeck. Der Bischof Gerold ermahnte diese Menschen, daß sie doch ihre Götzen verlassen, den einigen Gott im Himmel verehren, die Gnade der Taufe empfangen, der Seeräuberei entsagen möchten. Da erhob sich der Fürst Pribitzlav: „Deine Worte, ehrwürdiger Priester, sind Worte Gottes zu unserm Heile. Wir aber können sie nicht befolgen. Unsere Fürsten quälen uns durch Abgaben und Dienste mit solcher Härte, daß wir den Tod lieber wählen möchten als das Leben. In diesem Jahre haben die Bewohner dieses kleinen Winkels schon Tausend Mark an den Herzog Heinrich, hundert an den Grafen Adolf gezahlt, und doch werden wir täglich bis auf das Blut getreten. Wie könnten wir uns also dieser neuen Religion ergeben, die Taufe empfangen, Kirchen bauen, da wir täglich zu Flucht bereit stehen? Wir wissen nur nicht, wohin wir fliehen sollen. Gehen wir über die Trave: dasselbe Drangsal; wenden wir uns zur Peene: dieselbe Noth. Uns bleibt nur übrig zur See zu gehen, über den Abgründen zu leben. Unsere Schuld ist es nicht, daß wir den Dänen und andern Krämern auf dem Meer abnehmen müssen was mir nöthig haben: es ist die Schuld der Fürsten die uns bedrängen.“ Der Bischof Gerold erklärte das Verfahren der Fürsten aus ihrem Glauben, daß ihr Verfahren gegen Götzendiener kein Verbrechen sei. Daher ermahnte er die Slaven von Neuem, daß sie sich bekehren möchten. „Leben nicht, sagte er, die Sachsen, leben nicht die übrigen christlichen Völker in Ruhe, zufrieden mit ihren Leistungen?“ Pribitzlav erwiderte: „Wenn der Herr Herzog will, wenn du selbst willst, daß wir die christliche Religion annehmen sollen, so gebe man uns die Rechte der Sachsen für Besitz und Ertrag.“ Der Bischof verstummte vor diesen Worten, mit welchen der unglückliche Fürst Pribitzlav gänzlich aus der Geschichte verschwindet.

Bald nachher hielt der Herzog Heinrich einen Landtag zu Ertheneburg, zu welchen die Häupter der slavischen Völkerschaften berufen waren. Der Bischof Gerold erstattete Bericht über Alles was er in den slavischen Ländern gesehen, gehört, beobachtet hatte. Hierauf sagte Heinrich selbst zu den Slaven: Bekennt doch den Gott im Himmel, den Schöpfer und Erhalter aller Dinge; dieser Gott wird euch helfen in aller euerer Noth. Sogleich antwortete Niklot, der Fürst der Obotriten: „der Gott im Himmel möge dein Gott bleiben; sei du unser Gott, und uns wird geholfen sein. Ehre du ihn, alsdann wollen wir dich verehren.“ Der Herzog tadelte den Fürsten wegen seiner Gotteslästerung, brach alle weitere Verhandlung ab, erließ aber Nichts von den Steuern. „Denn seine Seele war nur auf die Vergrößerung seines Einkommens gerichtet.“

Endlich mischte sich der Herzog Heinrich auch in die Angelegenheiten der Dänen ein. Ihm war das Herzogthum Bayern zugestanden; aber Bayern konnte ihm zur Vergrößerung, zur Befestigung seiner Macht im Norden wenig nützen; ja Bayern war, wegen der Nähe der waiblingischen Macht kaum zu erhalten. Daher arbeitete er darauf hin, im Norden, etwa vom thüringer Wald oder vom Harzgebirg an, eine selbständige Macht zu gründen, mit welcher er jedem Feinde zu widerstehen vermöchte. Die sämmtlichen slavischen Länder bis zur Oder und dem Meer sollten unterworfen werden; nicht minder die dänischen Lande, die ihm zu Land und Meer einen unermeßlichen Zuwachs von Macht und Herrschaft gewähren konnten. Des Kaisers leidenschaftliches Streben Italien zu beherrschen schien seinen Absichten günstig; der Zustand Dänemark's aber hätte wohl auch einen geringern Fürsten in Versuchung setzen können.

Der König Suen nämlich hatte zu Merseburg von Friedrich I die Belehnung angenommen, und sich zum Vasallen des teutschen Reichs erklärt. Das sahen die Dänen als eine Feigheit des Königs an, als eine Schmach für das Volk. Suen vermählte sich auch mit einer teutschen Fürstin, mit Adelheid, der Tochter des großen Markgrafen von Meissen, Konrad von Wettin; zugleich führte er eine Einrichtung an

seinem Hof ein, wie sie um diese Zeit in Teutschland an den Fürstenhöfen gewöhnlich war. Das betrachteten die Dänen wie das Verderbniß ihrer Sitten, wie die Zerstörung der Tugend ihrer Väter. Die Seelen wandten sich von Suen ab, und blickten auf Knut, seinen Feind, als ihren Retter. Selbst der junge durch viele Tugenden ausgezeichnete Herzog Waldemar von Schleswig trat auf Knut's Seite; er verlobte sich zum Pfande seiner Treue mit Knut's schöner Schwester Sophia. Bald kam es zu den Waffen. Suen sah sich genöthigt sein Heil in der Flucht nach Teutschland zu suchen. Er begab sich zu dem Grafen Adolf von Holstein, weiter zu seinem Schwiegervater, dem Markgrafen Konrad. Nach zwei oder drei Jahren wandte er sich an Heinrich den Löwen. Heinrich hielt für wahrscheinlich, daß Suen noch einen großen Anhang in Dänemark habe oder leicht wieder gewinnen würde. Also entschloß er sich denselben nach Dänemark zurück zu führen.

Im Anfange des Jahres 1157 zog er mit Suen in die dänischen Länder hinein. Die Dänen wichen zurück; Schleswig und Ripen fielen in seine Gewalt: aber kein Däne erklärte sich für die Sache des Königes Suen. Da erkannte Heinrich, daß seine Zeit noch nicht gekommen sei. Also wies er den König an Niklot, den Fürsten der Obotriten, und gab den slavischen Bewohnern der Küstenländer den Befehl denselben mit ihren Schiffen zu unterstützen. Suen bemächtigte sich der Inseln Laland und Fühnen nebst einigen kleineren Eilanden. Knut und Waldemar vermochten ihn mit ihrem Heere nicht zu erreichen. Daher boten sie ihm eine Theilung der dänischen Länder an. Dieses Anerbieten ward angenommen. Das Fest der Eintracht sollte zu Roeskild gefeiert werden. Bei dem festlichen Mal aber ließ Suen die beiden andern Fürsten überfallen: Knut ward ermordet, Waldemar entging verwundet unter dem Schutze der Nacht dem Verderben. Hierauf ein Krieg zwischen Suen und Waldemar. In einer Schlacht bei Wiborg fand Suen seinen Untergang; Waldemar der Sieger, „der Urheber und der Sohn des Friedens," wurde von allen Dänen als einiger König anerkannt. Dieses Ereigniß hatte der

Herzog Heinrich nicht in seine Berechnung zu ziehen vermocht.

Während dieser Vorgänge war er bemüht seine Besitzungen in Sachsen zu ordnen, zu erweitern. Der Kaiser ließ ihm freie Hand; er ging selbst einen Tausch der Güter, die Heinrich durch seine Vermählung in Schwaben erworben hatte, gegen Güter ein, die ihm in Sachsen gehörten. Nur an der Stadt Goslar, die Heinrich sehr gern besitzen wollte, hielt er fest: die Bergwerke des Harzes und die Erinnerung an die Zeiten Heinrich's IV gaben dieser Stadt eine zu große Wichtigkeit.

Inzwischen ward auch Bayern nicht versäumt. Heinrich sorgte für die Erhaltung der Ordnung und des Friedens und förderte jegliche gute Bestrebung. Mit dem Oheime des Kaisers aber, Otto von Freisingen, stieß er hart zusammen. Dieser Bischof hatte von Konrad III, seinem Bruder, die ausschließliche Markt- und Münzgerechtigkeit im ganzen Bisthum Freisingen erhalten. Seitdem strebte er nach größerem Erwerb. Bei Vöringen hatte er eine Brücke über die Isar erbauet, über welche alles Fuhrwerk, das nach Franken, Schwaben, an den Rhein Waaren bringen sollte, gegen einen starken Zoll seinen Weg nehmen mußte. Auch das Salz aus Reichenhall ward über diese Brücke fortgeschafft, und an derselben hatte Otto eine Salzniederlage errichtet. Der Herzog Heinrich Jasomirgott hatte gegen diese Einrichtungen Nichts eingewendet. Heinrich der Löwe aber war über dieselben sehr verdrießlich. Ohne mit dem Bischof eine Unterhandlung ein zu gehen nahm er Vöringen in Besitz, bemächtigte sich der Salzvorräthe und zerstörte die Brücke. Dagegen ließ er bei einem kleinen, rauhgelegenen Orte, München genannt, eine neue Brücke bauen, errichtete in München einen Markt und eine Münze, bauete neue Häuser und legte auf solche Weise im Jahre 1157 den Grund zu der großen und glänzenden Königsstadt, die in unsern Tagen durch mannichfaltige Auszeichnung, vor Allen durch Werke der Wissenschaft und der Kunst, das Erstaunen und die Bewunderung der Welt erregt. Der Bischof Otto war sehr aufgebracht, aber außer Stande Heinrich's Gewaltthätigkeit zu bestrafen.

Seine Klagen bei dem Kaiſer ſeinem Neffen hatten keinen Erfolg, weil Friedrich nur an Italien dachte und an die Nothwendigkeit, den Herzog Heinrich für ſeine Fahrt nach dieſem Lande zu gewinnen. Durch ſeine Vermittelung jedoch wurde der Herzog bewogen, dem Biſchofe den dritten Theil des reinen Gewinnes von Zoll und Münze zu verſprechen.

Unter dieſen Beſtrebungen und Erfolgen war dem Herzoge Heinrich der Gedanke an einen neuen Zug nach Italien ſehr zuwider: in Teutſchland arbeitete er für ſich ſelbſt, in Italien fiel der Ertrag ſeiner Thaten dem Kaiſer zu. Aber er konnte des Kaiſers noch nicht entbehren, durfte ihm ſeinen Dienſt noch nicht verſagen.

8.

Heerfahrt nach Polen.
Zwiſt zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte.

Der Markgraf Konrad von Meiſſen war alt und fühlte die Nähe des Todes. Aus der Zeit ſeiner Jugend lagen ſchwere beängſtigende Sünden auf ſeiner Bruſt. Er entſchloß ſich in das von ihm ſelbſt gegründete Kloſter auf dem Petersberge bei Halle zu gehen. Mit Zuſtimmung des Kaiſers vertheilte er ſeine Ehren und Würden unter ſeine fünf Söhne: Otto der älteſte erhielt die Markgrafſchaft Meiſſen, Thiedrich wurde Graf der öſtlichen Mark, der untern Lauſitz, die drei jüngern, Heinrich, Dedo und Friedrich wurden mit den Grafſchaften Wettin, Rochlitz und Brene abgefunden. Hierauf ließ ſich der alte Markgraf als Laienbruder durch ſeinen Neffen, den Erzbiſchof Wichmann von Magdeburg einkleiden; aber ſchon nach drei Monaten, am Fünften Februar's 1157, ſchied er vom Leben.

Durch die Theilung der Länder, die Konrad verwaltet hatte, war die Gränze des Reiches gegen die Polen ſchwach geworden. Der Kaiſer Friedrich hielt daher für nöthig, vor ſeinem Zuge nach Italien eine kriegeriſche Fahrt gegen die Polen zu unternehmen. Der Herzog Boleslav II von Polen, von welchem früher die Rede geweſen iſt, war ſchon vor

neunzehn Jahren gestorben. Die herzogliche Würde und den größten Theil des Landes hatte sein ältester Sohn Wladislav, die beiden andern Söhne Boleslav und Casimir hatten einzelne Landtheile erhalten. Der Erste hatte sich mit Agnes, der Tochter Leopold's von Oestreich, einer Enkelin Heinrich's IV, einer Stiefschwester von Friedrich's I Vater, vermählt. Dennoch war Wladislav von seinen Brüdern bekämpft und gezwungen worden bei seinem Schwager Konrad III eine Zuflucht zu suchen. Konrad war durch die Verhältnisse des Reichs und durch seine Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande verhindert worden, dem vertriebenen Fürsten Hülfe zu leisten. Seitdem hatte Boleslav III in Polen die Herrschaft geführt unbekümmert um die Hoheit des teutschen Reiches; Wladislav war in Teutschland geblieben. Jetzt, nach Konrad's von Meissen Tode, leitete der Kaiser eine Unterhandlung mit Boleslav ein, um dem vertriebenen Wladislav zu einer Abkunft mit demselben zu verhelfen. Boleslav wies jede Unterhandlung zurück. Da unternahm der Kaiser Friedrich im Monat August 1157 eine Heerfahrt gegen die Polen. Er kam ohne Hinderniß an die Oder und setzte über diesen Strom. Die Polen steckten die Burg Glogau und andere Festungswerke in Brand und zogen sich zurück. Friedrich drang in das Bisthum Posen vor. Endlich erschien Boleslav im Lager des Kaisers, auf den Knieen um Verzeihung und Gnade flehend. Er leistete den Eid der Treue, übernahm große Geldsummen zu zahlen, gelobte den Kaiser auf seiner Fahrt nach Italien zu begleiten, und versprach zum Weihnachtsfest an den Hof des Kaisers zu kommen und sich seinem Bruder Wladislav zu Recht zu stellen. Für die Erfüllung dieser Bedingungen stellte er seinen Bruder Casimir und andere vornehme Männer als Geisseln.

Nach seiner Rückkehr hielt der Kaiser einen öffentlichen Tag in Würzburg. Daselbst kam die Nachricht zu ihm, daß Boleslav aller seiner Versprechungen uneingedenk auf eine Weise walte und herrsche, als wenn der Kaiser nicht in Polen gewesen wäre. Friedrich war aufgebracht, tröstete sich jedoch mit den Huldigungen, die ihm nicht nur von teutschen Fürsten, sondern auch von Gesandten fremder Könige, aus

Conſtantinopel und aus England, aus Italien und aus Dänemark, dargebracht wurden. Uebrigens erklärte er auf dieſem Tage zu Würzburg ſeinen Neffen den jungen Friedrich, des Königes Konrad III Sohn, für wehrhaft, ertheilte ihm die Belehnung mit dem Herzogthume Schwaben und übertrug ihm die Verwaltung des Landes.

Von Würzburg begab ſich der Kaiſer nach den Burgundiſchen Ländern, die er durch ſeine zweite Vermählung erworben hatte. Noch im Monat October verſammelten ſich um ihn zu Beſançon die meiſten Herren und Vaſſallen aus dieſen Ländern um ihm den Hof zu machen. Daſelbſt aber erſchien auch eine Geſandtſchaft des Papſtes Hadrian IV mit Aufträgen von eigener Art. Zwiſchen dem Papſt und dem Kaiſer nämlich waren die Verhältniſſe feindlich geworden. Dem Papſte war es verdrießlich geweſen, daß der Kaiſer, nachdem er das ſüdliche Italien in eine ungeheuere Aufregung gebracht, ihn und Rom ihrem Schickſal überlaſſen hatte: deßwegen hatte er ſich mit dem Könige von Sicilien ausgeſöhnt. Dem Kaiſer war dieſe Ausſöhnung verdrießlich. Der Papſt wie der Kaiſer hatten nur aus Nothwendigkeit gethan was geſchehen war, Beide aber rechneten ſich gegenſeitig ihre Handlungen zur Verſchuldung an. Inzwiſchen kam zur Kenntniß des Papſtes, daß das Anſehen des Kaiſers in Teutſchland groß würde, daß er Alles mit Furcht erfüllte, daß er gegen die geiſtlichen Fürſten ebenſo ſchonungslos verführe als gegen die weltlichen, daß er über geiſtliche Stellen mit einer Willkühr verfügte als habe der Papſt zu der Beſetzung derſelben gar nicht mit zu wirken. Zu gleicher Zeit liefen aus der Lombardei die bitterſten Klagen über des Kaiſers Grauſamkeit in dieſem Land ein. Auch ward ihm die größte Angſt vor einem neuen Zuge des Kaiſers über die Alpen ausgeſprochen. Daher ſah er mit wachſendem Verdruß die Vermehrung der Hausmacht des Kaiſers durch die burgundiſchen Länder, die ihm zugleich neue Zugänge zu Italien eröffneten. Er hielt für nothwendig dem Kaiſer kirchliche Feſſeln an zu legen um ihm des apoſtoliſchen Beiſtandes bedürftig zu machen. Er begann ſeinen Unmuth zuerſt wegen der zweiten Vermählung des Kaiſers zu äußern, tadelte ſeine

Scheidung von der ersten Gemahlin, zürnte über die Verbindung mit der andern. Aber er wagte nicht in dieser Sache weiter zu gehen, weil die Auflösung der ersten Ehe durch die Legaten und mit Zustimmung des Papstes Eugen III Statt gefunden hatte. Ein neues Ereigniß aber schien eine bessere Veranlassung zum Auftritte gegen den Kaiser zu geben.

Der Erzbischof Eslin von Lund in Schweden war auf der Rückkehr aus Rom in Burgund überfallen, ausgeplündert, gefangen gesetzt worden. Ueber diesen Frevel hatte selbst der Papst bei dem Kaiser Beschwerde geführt, der Kaiser aber hatte nur geantwortet, daß ihm die Sache völlig unbekannt sei. Der Papst sandte daher zwei der ersten Männer der römischen Kirche, die Cardinäle Roland und Bernard, an den Kaiser nach Besançon. Friedrich empfing diese Legaten freundlich und feierlich; ihre Anrede aber machte einen ungünstigen Eindruck. „Euch grüßen, sagte der Cardinal Roland, unsere heiligen Väter und die Gesammtheit der Cardinäle der römischen Kirche, jener wie ein Vater, diese wie Brüder." Zugleich übergab er ein Schreiben, in welchem der Papst seine Verwunderung darüber bitter aussprach, daß die Frevelthat an dem Erzbischofe von Lund in teutschen Landen verübt worden sei, daß der Kaiser sich ganz ruhig verhalten habe, da es doch seine Pflicht gewesen die Schandthat auf das Strengste zu untersuchen. „Du solltest dich erinnern, ruhmwürdiger Sohn, wie gnädig und freudig die römische Kirche, deine Mutter, dich aufgenommen, mit welcher Herzlichkeit sie dich behandelt, welche Fülle von Würde und Ehre sie dir ertheilt, wie gern sie deine Erhabenheit durch die Uebertragung der kaiserlichen Krone verherrlicht hat, und doch würden wir uns freuen, wenn du noch größere Beneficia aus unserer Hand hättest empfangen können."

Diese letzten Worte setzten die Versammlung in Bewegung. Die Kaiserkrone war von dem Papst ein Beneficium genannt. Dieses Wort schien selbst in seiner allgemeinen Bedeutung: Wohlthat, sehr anstößig; denn die teutschen Könige betrachteten die Krönung gern als eine Pflicht des Papstes. Aber das Wort bezeichnete auch im Besondern ein

Lehen. Es war daher ungewiß, ob nicht der Papst das Kaiserthum als ein Lehen des apostolischen Stuhles, den Kaiser als einen Vassallen des römischen Papstes habe bezeichnen wollen. Die Meisten waren der Meinung, daß dieses die Absicht des Papstes sei. Einige erinnerten sich in Rom die Behauptung gehört zu haben: die teutschen Könige hätten das Kaiserthum und das italische Reich nur durch eine Schenkung der römischen Bischöfe erhalten; Andere hatten in Rom ein Gemälde gesehen, welches die Krönung Lothar's vorstellend folgende Inschrift in Versen hätte: „Der König beschwört vor dem Thore die Ehren der Stadt, wird alsdann ein Mann des Papstes und empfängt die Krone als Geschenk des Papstes." Die Arglist in dem Ausdrucke Beneficium schien daher außer Zweifel; die päpstlichen Gesandten wurden zur Rede gestellt und barsch angefahren. Da stieß der Cardinal Roland in großer Heftigkeit die Frage heraus: „von wem hat denn der König das Kaiserthum, wenn nicht vom Papst?" Auf diese Frage riß der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das Schwert aus der Scheide; der Kaiser jedoch hielt ihm den Arm und besänftigte den Sturm. Er ließ die Legaten unter sicherer Bedeckung in ihre Wohnung bringen, ließ aber auch ihre Sachen durchsuchen. Man fand viele Abschriften von dem Briefe des Papstes an den Kaiser, man fand auch unbeschriebene Blätter, die mit dem päpstlichen Siegel versehen waren. Hierauf gab der Kaiser den Legaten den bestimmten Befehl, sogleich auf dem kürzesten Wege nach Rom zurück zu kehren.

Dieses rasche Verfahren machte einen tiefen Eindruck. Die Vassallen in Burgund hatten sich dem teutschen Könige stets widerspänstig bewiesen; jetzt erschienen sie sämmtlich Geistliche und Weltliche vor dem Kaiser, leisteten den Eid der Treue und empfingen in Demuth ihre Lehen: die Wenigen, die nicht nach Besançon zu kommen vermochten, gelobten schriftlich Treue und Unterwürfigkeit. Der Kaiser jedoch war nicht ohne Besorgniß. Er erließ ein Rundschreiben an alle Fürsten Teutschland's, in welchem er jegliche Schuld von sich abwarf; er setzte auch eine Erklärung hinzu, die zwar etwas wunderlich, aber merkwürdig ist: „Das Reich und das

Kaiserthum haben wir durch die Wahl der Fürsten allein von Gott; Gott hat in dem Leiden seines Sohnes die Welt zweien Schwertern unterworfen, und der Apostel Petrus hat die Lehre gegeben: fürchtet Gott, ehret den König. Wer daher sagt, daß wir die kaiserliche Krone als ein Beneficium vom Papst empfangen haben, der widerstrebt Gottes Ordnung, läugnet die Lehre des Apostels und ist ein Lügner." Das Schreiben schließt mit folgenden Worten: „Wir haben die Ehre und die Freiheit der Kirchen, die durch das Joch der Knechtschaft niedergedrückt war, aus der Hand der Aegyptier los zu reissen gestrebt, und haben die Absicht alle ihre Rechte und Würden unverletzt zu erhalten. Deßwegen werdet ihr unsern Schmerz theilen; ihr werdet nicht dulden, daß die Ehre des Kaiserthumes durch eine so unerhörte Neuerung, durch eine so anmaßende Hoffahrt vermindert werde. Wir selbst würden lieber in den Tod gehen als eine solche Schmach ertragen."

Aber der Streit zu Besançon war nur über ein zweideutiges Wort entstanden das eine mildere Deutung zuließ. Der Cardinal Roland hatte seine Frage aus Aerger und Trotz, nicht mit Absicht und Berechnung ausgesprochen: der Papst konnte in keinem Falle verantwortlich gemacht werden für ein solches Wort seines Legaten. In Friedrich's Schreiben dagegen war der Papst selbst angegriffen und schwer beschuldigt. Und wenn auch der Papst wirklich die Absicht gehabt hätte zu behaupten, daß er die Kaiserkrone als ein Lehen ertheile, so konnte selbst diese Behauptung als keine so schlagende Unwahrheit bezeichnet werden, daß Geistliche und Laien sie nothwendig verwerfen mußten. Seit Leo III Karl dem Großen die Kaiserkrone aufgedrungen, hatten alle spätern Kaiser die Krönung keineswegs als eine Verpflichtung, sondern als eine freiwillige Handlung des Papstes angesehen. Auch die mächtigsten Könige waren mit den Päpsten in Unterhandlung getreten, und hatten die Krone erst nach einer Uebereinkunft gleichsam vertragsmäßig empfangen. Manche, wenn nicht Alle, hatten dem Papste nach ihrer Krönung ihre Erkenntlichkeit durch reiche Geschenke bewiesen. Friedrich selbst hatte Gesandte an den Papst geschickt, vom Papst em-

pfangen; er hatte unterhandelt, nachgegeben, abgeschlossen; er hatte die Dienste eines päpstlichen Stallknechtes verrichtet. Also war zu fürchten, daß Vielen die Ausdrücke: „der Papst widerstrebe Gottes Ordnung, läugne die Lehre des Apostels, sei ein Lügner" als zu hart, als unwahr auffallen würden. Andere Ausdrücke in dem kaiserlichen Schreiben waren dunkel, zweideutig. Wer waren denn Diejenigen, welche die Freiheit der Kirchen unterdrückt haben sollten? Wer waren die Aegyptier, aus deren Hand der Kaiser die Kirchen befreiet haben wollte? Konnte er nicht mit der Knechtschaft die Abhängigkeit der teutschen Kirche vom römischen Stuhle gemeint, nicht die römische Geistlichkeit mit dem Namen Aegyptier bezeichnet haben? Und doch waren die Kirchen in Teutschland, was sie geworden, nur in der Einheit der Kirche geworden. Durch die Zerstörung dieser Einheit mochten sie von der Dienstbarkeit des römischen Stuhles frei werden: wer aber schützte sie vor der Dienstbarkeit des Thrones?

Solche Gedanken vielleicht trieben den Kaiser rasch nach Teutschland zurück. Ehe er aber Burgund verließ, ordnete er die Bewachung aller Wege nach Italien und aus Italien an; den Wächtern ertheilte er den Befehl: Niemand aus Teutschland nach Rom, Niemand aus Rom nach Teutschland reisen zu lassen, der sich nicht wegen seiner Zwecke aus zu weisen vermöchte. In Teutschland selbst fuhr er fort kräftig zu wirken, für die Fahrt nach Italien Vorbereitungen zu treffen. Zum Weihnachtsfeste begab er sich nach Magdeburg. Dahin hatte er den Herzog Boleslav von Polen beschieden; Boleslav aber erschien nicht, und Friedrich sah sich genöthigt die Verachtung seines Befehles zu dulden. Dagegen hielt er am Dreizehnten Januar's 1158 einen großen Hoftag in Regensburg. Auf demselben schmückte er den treuen Herzog Wladislav von Böhmen mit einer königlichen Krone, und verstattete ihm den Gebrauch aller Zeichen der königlichen Würde. Die Böhmen waren wenig erfreuet über die neue Würde ihres Herzoges, weil er sie nicht von seinem Volk erhalten, sondern von einem fremden Fürsten angenommen hätte. Wladislav jedoch ließ sich in seinem Eifer für den

Kaiser nicht stören, und Friedrich hatte Ursache mit ihm zufrieden zu sein.

Inzwischen hatten die päpstlichen Legaten dem Papste Bericht von den Vorgängen in Besançon erstattet. Hadrian war über diesen Bericht um so mehr betreten, da derselbe in der römischen Geistlichkeit eine Spaltung bewirkte: ein Theil derselben bewies dem Papste den alten Eifer für das Ansehen seines Stuhls, ein anderer zeigte sich lau oder kalt und warf die Schuld des unglücklichen Zwistes auf die Legaten Roland und Bernard. Um weitere Spaltungen zu verhüten erließ Hadrian IV ein Schreiben an die teutschen Bischöfe, in welchem er den Vorgang zu Besançon einfach erzählte. Sein geliebter Sohn der römische Kaiser, sagt er, habe den Ausdruck: wir haben dir das ausgezeichnete Beneficium der Krone ertheilt, aufgegriffen, habe die päpstlichen Legaten unanständig behandelt, allen Verkehr zwischen Teutschland und Rom untersagt. Dieses Verfahren beunruhige ihn; sein Trost aber sei, daß der Kaiser nicht auf den Rath der Bischöfe und Fürsten, sondern nach seinem eigenen Sinne gehandelt habe. „Darum, setzt er hinzu, darum, lieben Brüder, rufe ich eure Liebe auf, daß ihr euch wie eine Mauer vor das Haus des Herrn stellt und unsern Sohn, den Kaiser, so schnell als möglich zum rechten Wege zurück zu führen sucht. Er muß aus der Wahrheit der evangelischen Verheissung durch eure Ermahnung erfahren, daß die hochheilige römische Kirche von Gott selbst auf einem Felsen gegründet worden ist, und daß sie unter Gottes Schutze bestehen wird in Ewigkeit."

Durch dieses Schreiben wurde der Kaiser bewogen sich wieder an den Rhein zu begeben, um sich mit den Erzbischöfen von Mainz und von Cöln zu verständigen. Er erreichte seinen Zweck. Im Namen der teutschen Bischöfe ward ein Antwortschreiben an den Papst gesendet, das ganz in seinem Sinn abgefaßt war: die Kirche Gottes sei auf einem Felsen gegründet, sie aber, schwache und verzagte Männer, zitterten wenn ein Sturm sich erhebe; des Papstes Worte hätten das ganze Reich in Bewegung gebracht; auch sie könnten die unglückselige Zweideutigkeit derselben nicht billigen. „Das Schreiben aber, fahren sie fort, das ihr uns gesendet habt,

ist von uns mit gebührender Ehrerbietung empfangen worden. Wir haben den Kaiser, unsern Herrn, ermahnt, und eine Antwort erhalten, wie sie einem katholischen Fürsten geziemt. Sie lautet wie folgt. „Unser Reich muß nach den geheiligten Gesetzen der Kaiser und nach der guten Gewohnheit unserer Vorgänger und Väter regiert werden. In das Gebiet der Kirche können und wollen wir nicht eingreifen. Wir gewähren gern unserm Vater die schuldige Ehrerbietung; die freie Krone unsers Reichs aber leiten wir lediglich von dem göttlichen Beneficio her: die erste Wahlstimme erkennen wir dem Erzbischofe von Mainz zu, die übrigen Stimmen den übrigen Fürsten, die königliche Salbung dem Erzbischofe von Cöln, die kaiserliche dem Papste. Was darüber hinausgeht, ist vom Uebel. Die Cardinäle haben wir nur deßwegen aus dem Lande gewiesen, weil sie Geschriebenes oder noch zu Schreibendes zur Schmach, zum Aergerniß unseres Reiches bei sich hatten. Den Pilgern und denjenigen, die aus Bedürfniß mit einem Zeugnisse ihrer Bischöfe versehen zum römischen Stuhle ziehen wollen, haben wir den Eingang und Ausgang Italien's nicht versagt; aber wir haben die Absicht den Mißbräuchen entgegen zu treten, durch welche die Kirchen unseres Reiches bedrückt worden, durch welche die Klosterzucht zu Grunde gegangen. Gott hat die Kirche durch das Kaiserthum über den Erdkreis erhoben; jetzt zertrümmert die Kirche ohne Gott das Kaiserthum. Sie hat angefangen mit einem Gemälde, sie ist fortgegangen zur Schrift, die als Entscheidung gelten soll. Das wollen wir nicht dulden. Lieber wollen wir die Krone zu Boden werfen, als einwilligen, daß die Krone mit uns zu Boden geworfen werde. Die Bilder müssen ausgetilgt, die Schriften zurückgenommen werden, damit nicht beständige Feindschaft zwischen dem Reich und dem Priesterthum bestehe." Uebrigens beschwören wir eure Heiligkeit Schonung mit unserer Schwachheit zu haben, durch sanfte Schreiben die hohe Gesinnung des Kaisers zu begütigen, damit die Kirche sich einer ruhigen Andacht erfreuen, das Reich sich seiner erhabenen Stellung rühmen könne."

9.

Der Kaiser in Italien. Mailand's Unterwerfung.

In der Lombardei ging der Kampf zwischen Mailand und Pavia mit ihren gegenseitigen Bundesgenossen ununterbrochen fort. Die Mailänder brachen die feindlichen Städte zusammen; sie befestigten die befreundeten wie das wiedererstandene Tortona mit Eifer und Kunst; sie legten überall Burgen an, und arbeiteten mit der größten Anstrengung an der Befestigung ihrer Stadt. Nach und nach behandelten sie ihre Feinde auf eine furchtbare Weise: Como und Lodi wurden grausam bedrückt, die Lodenser selbst, im Jahre 1158, aus ihrer Stadt hinweg in's Elend getrieben, die Stadt gänzlich zerstört.

Der Kaiser hatte die Versammlung des Heers auf das Pfingstfest dieses Jahres gesetzt. Aber das Pfingstfest fiel erst auf den Achten Junius'. Bei den Zuständen in Italien hielt Friedrich für nöthig sich der Engwege des Gebirges zum Voraus zu versichern. Zu Anführern und Leitern dieser Unternehmung ernannte er den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und den Canzler Rainald, zwei Männer in der Blüthe der Jahre, von bewährter Treue, guten Sitten, nach Ansehen und Ruhm begierig, nicht uneigennützig, aber freigebig: Otto, immer zu raschem Entschluß, zu kühner, zu verwegener That geneigt, Rainald, bemüht, die Würde seines geistlichen Standes zu erhalten oder wieder zu gewinnen. Ihr Werk gelang über alle Erwartung. Sie bemächtigten sich der Burg Rivola, die den Engpaß der Veroneser beherrschte, den Eingang in Italien sicherte. Hierauf wurden sie in mehreren Städten prachtvoll empfangen. In Verona leisteten der Bischof und die Bürger der Stadt den feierlichen Eid, dem Kaiser treu zu sein, seine Rechte zu erhalten, seinen Befehlen zu gehorchen. Zu Cremona erschienen die Erzbischöfe von Ravenna und von Mailand; es erschienen fünfzehn Bischöfe, Grafen und Markgrafen, Consuln und vornehme Bürger aus den Städten ringsher. „Nur wenigen Königen war so viele Ehre erwiesen als diesen Abgeordneten des Kaisers Friedrich's I." Aber zu Cremona brachten die Abgeordneten auch

in Erfahrung, daß die Griechen in Ancona Truppen würben, und bedeutende Männer in den Seestädten Italien's auf alle Weise zu gewinnen suchten. Darum zogen sie ihre Mannschaft vermehrend über Ravenna gegen Ancona. Auf dem Wege stiessen sie auf vornehme italische Männer, die aus Ancona kamen; sie stellten dieselben zur Rede. Es kam zu harten Worten. Da zog der Pfalzgraf Otto den Degen, faßte mit der andern Hand einen vornehmen Mann aus Ravenna, und erklärte denselben für seinen Gefangenen. Diese rasche Handlung brachte Alle zum Schweigen. Otto jedoch entließ den Verhafteten und seine Genossen bald, aber mit der scharfen Warnung sich ferner nicht in Verhältnisse mit den Griechen ein zu lassen. Vor Ancona schlug Otto ein Lager auf. Er ließ die Führer der Griechen einladen. Bei ihrem Erscheinen fuhr er wie Rainald sie hart an: die griechische Argliſt sei wohlbekannt; mit erheuchelter Ergebenheit hätten sie Böses gesonnen. Ihre Verrätherei gegen das römische Reich sei erwiesen; daher bleibe nur übrig, sie mit dem Tode zu bestrafen. Die armen Griechen betheuerten ihre Unschuld auf die demüthigste Weise, brachten auch prächtige Geschenke dar. Also wurden sie in Freiheit gesetzt; und Otto und Rainald kehrten von dem abenteuerlichen Zuge zurück.

Zu derselbigen Zeit kamen zwei Legaten des Papstes, die Cardinäle Heinrich und Hyacinth, auf dem Wege nach Teutschland zu Rainald und Otto nach Modena, erklärten, daß sie Boten des Friedens seien, und erhielten die erbetene Erlaubniß ihre Reise fort zu setzen. In Begleitung des Bischofes von Trident zogen sie des Etschthal herauf; zwei Grafen in diesen Gegenden aber nahmen die drei Priester gefangen. Den Bischof von Trident liessen sie entkommen, die Legaten erhielten ihre Freiheit, da ein Bruder des Cardinales Hyacinth sich an ihre Statt in die Gefangenschaft begab. Als sie in Teutschland ein trafen, stand der Kaiser schon im Lager bei Augsburg bereit die Fahrt über die Alpen an zu treten. Ihre Anrede lautete freundlich und friedlich: „das Haupt der heiligen Kirche, euerer Hoheit frommer Vater in Christo, grüßt euch, den theuersten und ersten Sohn

des heiligen Petrus; auch grüßen euch unsere Brüder, euere Geistlichen, alle Cardinäle, den Herrn und Kaiser der Stadt und der Welt." Ein Schreiben des Papstes, das sie überreichten, war mit Ruhe, Feinheit und Ergebung abgefaßt: „er habe gehofft durch sein Verfahren das Gemüth des Kaisers mit immer größerer Verehrung für den heiligen Stuhl zu entzünden; um so mehr habe ihn die Behandlung überrascht, welche zwei Cardinäle, die er in friedlicher Absicht gesendet, vom Kaiser erduldet hätten. Die Veranlassung habe das arme Wörtchen „Beneficium" gegeben. Dieses Wort heisse eine gute That, eine Wohlthat. Zwar werde es von Einigen für ein Lehen gebraucht; in der Sprache der Kirche aber heiße es wie in der heiligen Schrift nur eine gute That. Auch der Ausdruck: wir haben dir die Kaiserkrone ertheilt, sei nur verdreht worden; der Ausdruck habe Nichts Anderes heissen sollen als: wir haben dir die Kaiserkrone aufgesetzt. Also würde der Kaiser wohl einsehen, daß er sich übereilt habe. Hätte er sich durch Boten oder Schreiben an ihn, den Papst, gewendet, so würde er für die Ehre seines theuersten Sohnes in Christo gewiß jegliche Sorge getragen haben. Jetzt sende er, durch den Herzog Heinrich von Sachsen und Bayern bewogen, zwei Cardinäle zu ihm; der Kaiser möge dieselben wohl aufnehmen und Vertrauen zu ihren Worten haben; er möge unter Vermittelung des Herzoges Heinrich geneigt sein jeden Samen der Zwietracht zwischen ihm und seiner Mutter, der heiligen Kirche, zu vernichten." Der Kaiser zeigte sich befriedigt. Er gab den Cardinälen den Friedenskuß und entließ sie mit reichen Geschenken.

Das Heer ging in verschiedenen Säulen über die Alpen. Die Herzoge von Oestreich und von Kärnthen führten eine Abtheilung durch das Friaul; der Herzog von Zähringen, dem sich die Lothringer angeschlossen hatten, nahm seinen Weg durch Burgund; viele Franken, Rheinländer und Schwaben zogen über Cleven, am Comersee hinweg. Bei dem Kaiser selbst befanden sich der König von Böhmen, der Herzog Friedrich von Schwaben, der Pfalzgraf Konrad bei Rhein, des Kaisers Stiefbruder, die Erzbischöfe von Cöln, Main;

und Trier, die Bischöfe von Eichstädt, Prag, Verden, Würzburg, endlich eine große Zahl von Aebten, Markgrafen und Grafen. Heinrich der Löwe war nicht bei dem Heere wegen seiner Verhältnisse zu den Dänen und den slavischen Völkern; er hatte aber versprochen nach zu folgen, sobald er Sachsen verlassen könnte. Des Kaisers Oheim, Otto von Freisingen, fehlte, weil er alt und krank war; aus denselben Gründen auch der Herzog Welf Heinrich's des Löwen Oheim. Viele Andere hatten die Erlaubniß erhalten daheim zu bleiben: aus Widerspänstigkeit war Niemand abwesend. Der Erzbischof Hartwig von Bremen endlich war gar nicht eingeladen, weil der Kaiser und Heinrich der Löwe ihm die zu einer solchen Fahrt nothwendigen Mittel genommen hatten. Niemals war die Theilnahme an einer Fahrt nach Italien so allgemein gewesen.

In den ersten Tagen des Monates Julius zogen die Heere in Italien ein, der König von Böhmen allen vorauf. Vor Brescia, Mailand's Bundesgenossin, kam es zu feindlichen Auftritten. Die Böhmen erlaubten sich Gewaltthätigkeiten in den Dörfern des Bisthumes. Die Bürger von Brescia drangen aus der Stadt und trieben die Frevler in die Flucht. Der König von Böhmen eilte mit dem Kern seines Heeres herbei und zwang die Bürger zum Rückzug. Hierauf übernahm der Kaiser selbst die Züchtigung der Unglücklichen. Vierzehn Tage lang brach er die Burgen, plünderte die Dörfer, zerstörte Alles mit Feuer und Schwert bis an die Thore der Stadt. Die Bürger von Brescia verloren den Muth; sie unterwarfen sich dem Kaiser, leisteten was er verlangte, stellten sechszig Geisseln für ihre Treue.

Inzwischen langten Zuzüge aus Italien im kaiserlichen Lager an. Markgrafen, Grafen, Lehnleute kamen zu Roß mit Harnisch und Helm angethan; Schleuderer, Bogen- und Wurfschützen zogen zu Fuß aus den Städten Lombardien's und Tuscien's heran. Sogleich Reibungen, Zänkereien, Streitigkeiten. Der Kaiser erließ eine Reihe von Vorschriften zur Erhaltung des Friedens im Heer und setzte Strafen auf die Uebertretung, die bis zu Verstümmelung und Tod gingen. Die Verordnungen setzen in der Weise der alten Volksgesetze

immer bestimmte Strafen für bestimmte Fälle; der Ankläger soll die Richtigkeit seiner Anklage durch zwei Zeugen beweisen. In Ermangelung der Zeugen soll er das Recht haben, den Reinigungseid des Angeklagten zu verwerfen und die Reinigung durch einen Zweikampf zu verlangen. In der Verordnung kommen nur zwei Menschenklassen vor, der Vassall und der Dienende oder der Knecht, deren Bestrafung bei gleicher Verschuldung sehr verschieden angesetzt ist. Für einen Raub soll der Vassall nur Ersatz leisten, der Dienende aber soll, gepeitscht und geschoren, ein Brandmal auf der Backe erhalten. Diese Dienenden oder Knechte im Heer aber scheinen die Krieger aus den Städten gewesen zu sein: denn Friedrich selbst sagt von den Burgen in den Städten, sie seien Festungen nicht der Vassallen, sondern der Dienenden. Daher ist begreiflich, wie die neuen Gesetze nur einen sehr ungünstigen Eindruck auf die Bewohner der Städte in Italien machen konnten, begreiflich aber auch, warum der Kaiser die Erzbischöfe und Bischöfe mit einem Handschlage geloben ließ, daß sie Diejenigen, welche diese Gesetze freventlich mißachten würden, mit den Strafen der Kirche belegen wollten.

Aber im ganzen Heere, besonders unter den Italiänern verbreitete sich eine gewisse Unzufriedenheit. Man fürchtete, der Kaiser wolle das Heer gegen den Papst und den König Wilhelm von Sicilien führen. Der Kaiser, dem dieser Unmuth nicht entging, hielt an die bedeutendsten Männer eine Rede, welche die Italiäner gewinnen sollte, besonders Diejenigen, die Haß gegen Mailand hegten. „Dem Könige der Könige, sagte er, kann ich nicht genug danken. Da er mich als seinen Stellvertreter an das Ruder eueres Reiches gestellt, hat er mich auch mit dem größten Vertrauen zu euerer Tüchtigkeit und Klugheit beschenkt; ich bin nur der Verwalter des römischen Kaiserthums. Ihr seid die Kraft desselben. Nicht aus Lust führe ich Krieg, nicht aus Herrschsucht, sondern um die Wildheit der Empörung zu unterdrücken. Die Mailänder haben euch von euerem väterlichen Herde vertrieben. Ihr werdet also den Krieg aus Eifer für den Frieden zu führen haben. Wollten wir solche Schmach nicht an Mai-

land rächen, so würden wir das Schwert umsonst tragen. Ihr seid nur Diener der Gerechtigkeit. Wir wollen keine Beleidigungen zufügen, sondern abwenden. Die göttliche Barmherzigkeit wird mit uns sein." Mit Waffengeklirr und Jubelgeschrei wurden diese Worte beantwortet.

Hätte Friedrich sogleich den Befehl zum Angriff auf Mailand gegeben, so würde das Heer mit Eifer und Freude gehorcht haben. Aber im Heere gab es weise italische Männer, welche mit dem römischen Rechte wohl bekannt der Meinung waren, die Mailänder müßten vorgeladen, gehört und wenn sie sich nicht zu rechtfertigen vermöchten, gesetzlich verurtheilt werden. Friedrich I scheint schon gewußt zu haben, daß die Grundsätze des römischen Rechtes, wenn sie anerkannt würden, seinen Bestrebungen sehr förderlich werden könnten. Deßwegen brachte er sie hier zuerst, dem Anscheine nach zum Besten seiner Feinde, in Anwendung. Die Mailänder wurden vorgeladen. Sie schickten gelehrte Männer, welche die Sache ihres gemeinen Wesens vor dem Kaiser und den Fürsten mit Gewandtheit und Beredtsamkeit vertheidigten. Dennoch wurde die Stadt für eine Feindin des Kaisers und des Reichs erklärt. Alsobald der Aufbruch. Die einzige Brücke über die Adda war von den Mailändern verschanzt und mit Kriegern zu Roß und zu Fuß besetzt. Der Kaiser war genöthigt Halt zu machen. Das Heer breitete sich längs des Ufers aus. Am Weitesten gingen die Böhmen den Fluß hinab. Endlich glaubten sie eine Furt entdeckt zu haben. Sie stürzten sich, Roß und Mann, in den Fluß. Der Fluß riß viele der Verwegenen hinweg; zweihundert Mann fanden ihren Tod; die Uebrigen erreichten das andere Ufer. Da flohen die mailändischen Krieger, welche die Brücke vertheidigen sollten, nach der Stadt. Der Kaiser führte das Heer über die Brücke; er selbst, der König von Böhmen, andere Fürsten und ein großer Theil des Heeres gelangten wohlbehalten auf das andere Ufer. Plötzlich aber, als die Brücke mit Menschen, Pferden, Lastthieren angefüllt war, brach ein Theil derselben zusammen, und viele Menschen und Thiere stürzten in die Wellen. Diejenigen aber, die vor dem Einbruch der Brücke auf das andere Ufer gekommen waren,

vereinigten sich mit den Böhmen. Der Kaiser bemächtigte sich der Burg Trezzo, legte eine teutsche Besatzung hinein, und erhielt dadurch einen festen Halt für seine Unternehmungen gegen Mailand.

Die Mailänder geriethen in Bestürzung. Nicht nur ihre flüchtigen Krieger verbreiteten Schrecken in der Stadt, sondern noch mehr die Menschen von jedem Alter und jedem Geschlechte, die aus den Dörfern ringsher mit Heulen und Wehklagen in die Stadt eindrangen um Obdach und Schutz zu finden. In dieser Noth schickten die Häupter der Stadt von Neuem Abgeordnete an den Kaiser. Friedrich hatte sich nach den Trümmern von Lodi begeben. Auf dem Schutte dieser Stadt wurden die Abgeordneten der Mailänder ohne das Kaisers Antlitz gesehen zu haben, mit den Worten zurückgewiesen: man werde ihnen mit ihrem eigenen Maße messen. Hierauf erlaubte der Kaiser den Lodensern, an einer Stelle, die von ihnen selbst ausgewählt eine starke Befestigung leicht möglich machte, ein neues Lodi zu erbauen. Alsdann führte er sein Heer gegen Mailand: am Sechsten August's stand er im Angesichte der Stadt.

Einige teutsche Männer waren geneigt, sogleich ein kühnes Wagniß gegen die Stadt zu unternehmen. Ein Graf Ekbert von Buden vereinigte etwa Tausend Mann zu Roß und zu Fuß, und stürzte sich mit denselben gegen ein Thor der Stadt. Vor dem Thore stand ein zahlreicher Haufe von Mailändern. Es entspann sich ein furchtbarer Kampf, zuerst mit der Lanze, bald mit dem Schwerte, Mann gegen Mann; Viele, auch vornehme teutsche Männer fanden ihren Tod, Viele geriethen in Gefangenschaft. Der Graf Ekbert von Buden verlor sich in dem Getümmel. Der Kaiser, außer sich vor Schmerz und Zorn, hielt für nöthig, nunmehr seine ganze Macht zu entwickeln, damit die Mailänder sich wegen des kleinen Sieges nicht überhöben.

Am folgenden Tage führte er das ganze Heer unter Trompetenschall und Hörnerklang um die Stadt herum. Die Mailänder schaueten von der Mauer mit tiefem Schweigen auf diese Bewegung herab. Denn das kaiserliche Heer bestand aus mehr als 100,000 streitbarer Männer, unter denselben

15,000 zu Roß mit Harnisch und Helm. Die Menge der Knechte, der Arbeitsleute, der Handwerker war unermeßlich. Die Stadt Mailand aber hatte einen Umfang der auf drittehalb teutsche Meilen angegeben wird. Um die Stadt her lief ein breiter und tiefer Graben, hinter demselben eine starke Mauer, Wälle und andere Werke der Vertheidigung. Die Thore waren alle wohl verwahrt.

Der Kaiser erkannte, daß eine Bekämpfung der Stadt kaum zu ihrer Unterwerfung führen würde. Die große Menschenmasse aber, die sich in Mailand befand, ließ ihn hoffen, daß bald, wenn er die Stadt absperrte, Mangel und Hunger eintreten, Krankheiten und Seuchen nicht ausbleiben, Unmuth und Zwietracht nicht fehlen würden. Er ließ daher sein Heer sieben wohl befestigte Lager beziehen, die so angelegt waren, daß alle Thore der Stadt bewacht und bedroht werden konnten. Kaum aber war dieses geschehen, so fingen die Mailänder an Ausfälle zu machen, hier, dort, überall, ununterbrochen. Das kaiserliche Heer mußte stets zu den Waffen bereit sein, ward ermüdet durch die Wachen, Arbeiten, Strapazen, und erlitt einen großen Verlust. Ein Vorgang wird besonders hervorgehoben. Der Pfalzgraf Konrad bei Rhein und der Herzog Friedrich von Schwaben hatten eine Stellung, die am Weitesten von den nächsten Lagern entfernt war. Die Mailänder brachen zur Nachtzeit in dieses Lager ein. Es erfolgte ein wilder verworrener Kampf; der Sieg der Mailänder schien entschieden. Da traf der König von Böhmen ein, der zufällig den Lärm gehört hatte; vor seiner Macht wichen die Mailänder nicht ohne großen Verlust. Für ihre Verwegenheit aber wollte der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach sie durch eine noch größere Verwegenheit züchtigen. Mit seinen beiden Brüdern Friedrich und Otto dem Jüngern, mit einer Anzahl auserwählter Genossen und mit Knechten, die Feuer und entzündliche Dinge trugen, stürzte er sich gegen eine hölzerne Brücke, die über den Graben nach einem hölzernen zum Schutze der Brücke errichteten Werke führte. Die Wachposten der Mailänder aber brachten schnell die Stadt in Bewegung. Dem Pfalzgrafen blieb nur übrig Feuer in die Befestigung und

auf die Brücke zu werfen und sich zurück zu ziehen in sein Lager.

Solche und ähnliche Kämpfe kosteten Arbeit und Blut, führten aber zu keiner Entscheidung. Selbst die Grausamkeit, mit welcher das mailändische Gebiet verwüstet ward, änderte Nichts. Dem Kaiser blieb nur seine Hoffnung auf den Hunger und auf die Zwietracht in der Stadt übrig. In dieser Hoffnung ward er nicht betrogen. Die Geistlichkeit in Mailand, ihrer glänzenden Vergangenheit eingedenk, war unzufrieden. Die Vasallen, gezwungene Bürger der Stadt, hatten keine bürgerliche Gesinnung, hielten an ihren alten Sitten, thaten die verlangten Kriegsdienste nur zu Roß, bildeten eine städtische Ritterschaft: den übrigen Einwohnern war ihr Dienst willkommen, ihre Gesinnung verdächtig. Die Menschenmenge, die vom Land in die Stadt geflüchtet war, verstärkte die Leidenschaften, vermehrte die Bedürfnisse. Mangel und Krankheiten gaben Veranlassung zum Ausbruche. Die Aermern sahen mit Ingrimm, daß die Reichen noch im Ueberfluß lebten, während sie darben mußten, daß die Reichen gesund einhergingen, während sie von bösen Seuchen befallen oder bedroht wurden. Ehe ein Monat verging entstand das Geschrei, man müsse seine Zuflucht zur Gnade des Kaisers nehmen.

Unter den Lehnleuten, deren Herz bei dem Kaiser und seinen ritterlichen Genossen war, zeichnete sich der Graf Guido von Blanderat vor Allen aus. In Mailand geboren, mit den Verhältnissen und den Sitten der Stadt wohl bekannt, hatte dieser Graf durch seine Anmuth und durch seine freundlichen Reden großes Ansehen im Volke gewonnen. Jetzt sprach er zu einer Versammlung der Mailänder in arglistiger Weise, bethörte schwache Geister, verwirrte die edelsten Gefühle, verhüllte die Häßlichkeit des Schlechten und stellte die Tugend als den Weg zu großem Unglücke dar. Der Sinn seiner Rede war: die Mailänder seien gegen sich selbst, gegen das Reich, gegen Gott verpflichtet, sich nicht durch ihren Widerstand zu Grunde zu richten, sondern sich so schnell als möglich an die Gnade des Kaisers zu wenden, von dessen hoher Gesinnung jetzt noch Alles zu hoffen sei. Er schloß

seine Rede mit folgenden Worten: „Niemand darf glauben, daß ich aus Feigheit diesen Rath ertheile; Jeder darf überzeugt sein, daß derselbe nur aus der Erwägung der Gefahr für meine Vaterstadt hervorgeht. Mit Freuden würde ich sterben für mein Volk, für meine Stadt, mit Freuden mein Blut vergiessen für euer Heil." Die Meisten stimmten bei. Das nannte man einen Sieg der Weisen über die Thoren. Also wandten sich die Consuln der Stadt an den König von Böhmen, an den Herzog von Oestreich, an andere Fürsten, zuletzt an den Kaiser. Friedrich hoffte, daß Mailand's Unterwürfigkeit die Unterwürfigkeit der ganzen Lombardei zur Folge haben würde. Also ließ er sich in eine Unterhandlung ein, und am Siebenten September's ward ein Vertrag abgeschlossen, der im Wesentlichen Folgendes enthielt:

Die Städte Como und Lodi sollen ungehindert wieder aufgebauet werden und unabhängig von Mailand sein, jedoch mit Vorbehalt der Rechte des Erzbischofs in kirchlichen Dingen; alle Mailänder vom vierzehnten bis zum siebenzigsten Jahre sollen dem Kaiser den Eid der Treue schwören; die Stadt soll die kaiserliche Pfalz wieder aufbauen, und neun Tausend Mark in Silber oder Gold innerhalb eines halben Jahrs in drei Fristen erlegen; für die Erfüllung dieser Verpflichtungen soll sie drei Hundert Geisseln stellen, Capitani, Wallvassoren und Männer aus dem Volke, von welchen fünfzig nach Teutschland abgeführt werden können; die Consuln sollen fortan vom Volk erwählt, aber vom Kaiser bestätigt und verpflichtet werden; alle Gefangenen sollen ausgeliefert werden; alle Regalien, wie das Recht zu münzen, Zölle, Weg- und Geleitsgeld zu erheben, soll die Commun Mailand gänzlich aufgeben; endlich sollen die Cremenser, Mailand's Bundesgenossen, in die Gnade des Kaisers aufgenommen werden, wenn sie hundert Mark zahlen und alle Gefangenen in Freiheit setzen.

Am folgenden Tage zogen die Mailänder aus um dem Kaiser den Eid zu schwören: zuerst die Geistlichen, barfuß, Kreuze und Rauchfässer in den Händen; hierauf die Consuln und andere Beamte der Stadt, die Lehnleute und alle Freien, mit dem Kriegsmantel angethan, das bloße Schwert über

den Nacken tragend; alsdann die übrige kriegerische Mannschaft; endlich Alle unfreies Standes in verworrener Weise. Der Zug ging durch das kaiserliche Heer, das in zwei Reihen aufgestellt war. Der Kaiser saß auf einem prächtigen Throne, von den Fürsten des Reichs umgeben. Alle Mailänder warfen sich auf die Kniee und leisteten den Eid der Treue. Der Kaiser zeigte sich freundlich, mild, gnädig. Er umarmte manchen vornehmen Mailändischen Mann, und sprach Worte des Trostes, der Ermunterung, aber auch der Warnung.

10.

Friedrich's I Anordnungen in Italien.

Nach Mailand's Unterwerfung entließ Friedrich I einen bedeutenden Theil seines Heeres: den König von Böhmen, den Herzog von Zähringen, Markgrafen und Grafen nach dem Vaterlande; das übrige Heer führte er in die Gegend von Verona. Zugleich schrieb er einen öffentlichen Tag aus, der am Feste des heiligen Martin in der Roncalischen Ebene gehalten werden sollte. Der Reichstag kam zusammen, zahlreich und prachtvoll wie keiner in frühern Tagen. Während desselben stand Friedrich auf der Höhe seines Glückes. Die Zuversicht, daß Italien sich ihm zu Füßen werfen müsse, wie Mailand ihm zu Füßen gelegen hatte, gab ihm eine Hoheit und eine Würde, auf welche Niemand ohne Scheu, ohne Bewunderung hinschauete. Die Teutschen erblickten mit Stolz seine Hoheit, standen glanzvoll in seinem Glanze. Die Italiäner vermochten ihre Gedanken nicht zu ordnen, ihrer Gefühle nicht Meister zu werden. An beiden Ufern des Po ward ein weites Lager mit einem Wall umgeben, an der einen Seite für die Teutschen, an der andern für die Italiäner. Das ganze Lager erhielt das Ansehen einer wohlgebaueten Stadt: in der Mitte erhob sich die kaiserliche Pfalz, einem Tempel gleich, zur Rechten und zur Linken die Wohnungen der Fürsten; Künstler, Handwerker, Kaufleute siedelten sich außerhalb der Wälle an und bildeten die Vorstädte. Eine Brücke über den Fluß verband die beiden Ufer.

Wie dieses Lager, so waren die Verhandlungen und die Beschlüsse des Reichstages nur Schein und Täuschung. Die Häuser der Stadt bestanden aus Leinewand oder Brettern. Die kaiserliche Pfalz war ein Zelt, die Brücke in zwei Tagen erbauet ein leichtes Werk: ein Wirbelwind, ein Sturm konnte Alles zusammenwerfen und hinwegreissen. Ebenso zeigte sich der Reichstag.

Nicht nur Fürsten und Herren, auch die Consuln und Richter aller Städte der Lombardei waren gegenwärtig. Nachdem Friedrich sich mit den Bischöfen und einigen vertraueten weltlichen Fürsten berathen, gab er der Versammlung auf zu überlegen, wie die Dinge in Italien zu ordnen sein möchten um den Kirchen den Frieden zu sichern, um die Ehre, die Herrlichkeit des Reiches zu fördern. Drei Tage lang beriethen sich die Versammelten. Am vierten erschien der Kaiser, und ein Dolmetsch hielt in seinem Namen eine Rede an die Versammlung: der Kaiser selbst war der lateinischen Sprache nicht mächtig. Schöne Worte, gemäßigte Grundsätze, Alles mit der Zuversicht des Siegers, der das stolze Bewußtsein in sich trägt, daß die Entscheidung in seiner Hand liegt. Der Kaiser, hieß es, wolle gesetzlich, nicht willkührlich herrschen; aber er wolle nicht dulden, daß irgend Jemand den Ruhm, die Macht, die Hoheit des Reiches mindere. Das bürgerliche Recht sei wohl geordnet, es entspreche den Sitten und sei stark genug; das öffentliche Recht hingegen bedürfe der Deutlichkeit durch kaiserliche Nachhülfe und durch die Weisheit der Versammlung. „Da aber, so schloß die Rede, unser Recht und das euerige in Schrift gebracht werden soll, so ist dafür zu sorgen, daß es nothwendig, gerecht, nützlich dem Ort und der Zeit angemessen und ausführbar sei. Daher müssen wir mit Vorsicht zu Werke gehen. Denn wenn Gesetze ein Mal aufgestellt sind, so darf nicht mehr über sie, es muß nach ihnen geurtheilt werden."

Der Reichstag bezeugte dem Kaiser seine Dankbarkeit, seine Bewunderung. Die ganze Versammlung erhob sich; Einer sprach nach dem Andern, und Jeder suchte den Vorgänger in seinen Lobpreisungen zu übertreffen. Der Tag

verlief mit Wortmachereien. Endlich faßte der Erzbischof von Mailand die einstimmige Meinung der Versammlung in eine Rede, voll von Schwall und Schwulst, zusammen, deren wahrer Sinn in folgenden Worten ausgesprochen ist. „Das Volk überläßt dir die Gesetzgebung. Dein Wille ist das Recht, wie geschrieben steht: was dem Fürsten gefällt, hat Gesetzeskraft. Also ist Gesetz, was der Kaiser bestimmt, zu Gericht entscheidet, durch eine Verordnung befiehlt."

Der Kaiser nahm diese Antwort mit Vergnügen auf. Er scheint nicht geahnt zu haben, daß, wer Alles anbietet, Nichts zu geben gedenkt. Er hatte aus Bologna vier gelehrte Männer zu sich gerufen, die als Kenner und Lehrer des römischen Rechtes berühmt waren: Bulgar, Martin, Jacob und Hugo. Mit diesen Männern hatte er sich schon verständigt, ihre Grundsätze, nämlich die Grundsätze des römischen Rechtes, vortrefflich gefunden. Von denselben und von andern rechtskundigen Männern umgeben, setzte er sich nunmehr zu Gericht, vernahm Klagen und Beschwerden, vermittelte oder entschied viele Streitigkeiten. Sachen, die er nicht selbst an zu hören, zu untersuchen vermochte, ließ er durch unparteiische Rechtsgelehrte ausgleichen oder entscheiden. Mit diesem Verfahren waren die meisten streitenden Parteien zufrieden.

Aber das Wichtigste war dem Kaiser die Begründung des öffentlichen Rechtes, wegen welcher er die Männer aus Bologna eigentlich zu sich berufen hatte. Viele Beamte in den Städten waren schon Schüler dieser Männer; also war zu vermuthen, daß ihr Ausspruch überall vertheidigt, überall befolgt werden würde. Sie aber lebten ganz im römischen Recht und hatten sich die Grundsätze desselben angeeignet. Ihre Vorstellungen von dem Umfange der kaiserlichen Gewalt gingen weit über Friedrich's Vorstellungen hinaus: sie waren kaiserlicher gesinnt als der Kaiser. Einst fragte Friedrich die beiden Gelehrten Bulgar und Martin: „ob er wirklich dem Rechte nach als Kaiser Herr der Welt sei?" Bulgar antwortete schnell und kurz: „Eigenthümer nicht;" Martin ebenso kurz und schnell: „Ja, der Welt." Diese Rechts-

gelehrten ſahen das neue Kaiſerthum als die Fortſetzung des alten Kaiſerthums an, das ſich einſt aus der römiſchen Republik heraus entwickelt und dieſe Republik verſchlungen hatte. Sie hatten ihren Ruhm lediglich durch ihre eifrige Beſchäftigung mit den Pandekten gewonnen, jener berühmten Sammlung römiſcher Rechte, die man dem Kaiſer Juſtinian zu verdanken glaubt. Je ſchwieriger das Verſtändniß von Einrichtungen und Verhältniſſen war, die nicht mehr beſtanden, je tiefer die Weisheit zu ſein ſchien, aus welcher die Grundſätze des römiſchen Rechtes hervorgegangen, deſto befangener ward ihr Urtheil, deſto einſeitiger ihre Anſicht, deſto argloſer ihr Glaube an Alles was der alte verworrene Schatz darbot. Daher bemerkten ſie nicht, daß das Recht in der Geſtalt, in welcher es ihnen vorlag, aus einer Zeit herſtammte, da alle Menſchen Sklaven waren, die Uebrigen Sklaven des Kaiſers, der Kaiſer der Sklave eines Jeden, der ihm durch Verſtand oder Liſt zu beherrſchen wußte; ſie bemerkten nicht, daß das Leben ſeit achthundert Jahren eine ganz neue Geſtaltung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe erzeugt hatte.

Der Kaiſer ſelbſt hatte keinen Begriff von einer Herrſchaft wie die Herrſchaft der alten römiſchen Kaiſer geweſen war. Seine Gedanken waren befangen durch das Lehnweſen; ſein Wunſch war kein anderer als innerhalb der Gränzen des Lehnweſens allmächtig zu ſein. Obwohl über Martin's Antwort erfreuet trug er doch den vier Rechtsgelehrten nur auf zu unterſuchen was zu den Regalien gehöre, die dem Kaiſer allgemein zugeſtanden wurden. Die vier Männer geſellten ſich 28 Richter aus den Städten Italien's zu, um die Frage zu löſen. Sie gaben aber nach der Unterſuchung die Antwort, daß zu den Regalien alle weltlichen Dinge gehörten: Herzogthümer, Markgrafſchaften, Conſulate, Münzen, Zölle, Steuern, Lieferungen, Kopfgelder, Hafen, Brücken, Mühlen, Fiſchereien. Dieſe Dinge, erklärten ſie, ſeien nur durch das Zugreifen von Einzelnen und Gemeinden, auch wohl durch Verſäumniß der Könige für den Thron verloren gegangen. Hierauf erklärte ſich zuerſt der Erzbiſchof von Mailand bereit, dem Kaiſer zurück zu geben was des Kaiſers ſei; alsdann

folgten die übrigen Bischöfe, endlich Einzelne und Gemeinden. Der Kaiser war überrascht, aber erfreuet. In seiner Freude versprach er einem Jeden die Regalien zu lassen, die ihm urkundlich von einem seiner Vorfahren verliehen worden, wohl wissend, daß die urkundliche Nachweisung nicht Vielen gelingen würde. Eine angestellte Berechnung ergab, daß sich die öffentlichen Einkünfte durch die Entscheidung der Rechtsgelehrten um 30,000 Pfund Silbers vermehren müßten. Unglücklicher Weise hatte der Kaiser noch Nichts von diesem Reichthume. Was man ihm darbot waren nur Worte.

Dem Kaiser ward aber auch durch die Gelehrten das Recht zugestanden in allen Städten die Obrigkeiten willkührlich an zu stellen. Auf diese Entscheidung mußten die Abgeordneten der Städte schwören, daß die Städte die ernannten Obrigkeiten getreu und ohne Gefährde aufnehmen wollten: sie versprachen zur Bekräftigung Geisseln zu stellen. Nunmehr trug Friedrich kein Bedenken gleichsam zur Verabschiedung der Versammlung noch zwei scharfe Verordnungen zu erlassen, die erste die Lehen, die andere den Landfrieden betreffend. Die erste enthielt zwei Vorschriften von großer Wichtigkeit. Das Verkaufen und Verpfänden eines Lehen wurde gänzlich untersagt, jeder frühere Verkauf, jede Verpfändung für ungültig und nichtig erklärt. Diese Vorschrift bedrohte die Städte mit schwerem Verluste: Gemeinden und Einzelne hatten seit dem Anfange der Kreuzzüge viele Lehen durch Kauf und Darleihung an sich gebracht, ja die Gebiete der Städte waren nur auf Kosten der Lehnleute entstanden. Ferner wurde festgesetzt, daß zwar verstattet sein sollte die kleineren Lehen unter der Bedingung zu theilen, daß jeder Besitzer eines Theiles von dem Lehnherrn die Belehnung gewinne und den Eid der Treue schwöre, daß dagegen die Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften untheilbar sein und bleiben sollten. Durch diese Bestimmung war die Vernichtung der städtischen Freiheit ausgesprochen. In der zweiten Verordnung wurden alle Fehden und Kämpfe, alle Verbindungen der Städte mit einander oder mit Einzelnen bei schweren Strafen verboten. Alle Streitigkeiten sollten nur durch die Gerichte entschieden werden. Den Gerichten

aber wurde bei ſchwerer Strafe aufgegeben gegen Jedermann Gerechtigkeit zu üben.

Noch während des Reichstages hatte der Kaiſer Nachforſchungen anſtellen laſſen über das Erbe der Markgräfin Mathilde, mit welchem ſein Oheim der Herzog Welf belehnt war. Ferner hatte er Lieferungen bis nach Calabrien hinab ausgeſchrieben und ſelbſt die Güter der römiſchen Kirche nicht geſchont. Endlich hatte er im Geheimen unterſuchen laſſen, welche Güter der römiſchen Kirche wirkliches Eigenthum des apoſtoliſchen Stuhles ſeien, und auf welche dem Reiche Rechte zuſtänden. Nach Entlaſſung des Reichstages ſetzte er ſeine Beſtrebungen fort. Die Stadt Monza die man als den Sitz des Königreichs Italien betrachtete, weil in derſelben die eiſerne Krone des lombardiſchen Reichs aufbewahrt wurde, ward durch eine richterliche Entſcheidung den Mailändern abgeſprochen: Friedrich nahm ſie mit ihrem Gebiet unbedenklich in Beſitz. Piacenza machte einen Einfall in das Gebiet von Cremona. Friedrich unterwarf dieſe Sache einem richterlichen Spruche: Piacenza mußte eine bedeutende Summe als Strafe zahlen und ihre ſchönen Befeſtigungswerke zerſtören. Auf ſolche Weiſe brachte der Kaiſer ſeine Verordnungen mehrfach in Anwendung. Und da ihm Alles gelang, ſo beharrte er bei dieſem Verfahren.

Inzwiſchen gerieth er mit Hadrian IV in Händel. Die Verzagtheit, mit welcher die Geiſtlichen ſich dem Kaiſer fügten und die Güter der Kirche Preis gaben, erregten des Papſtes Erſtaunen und Beſorgniß. Die Forderung von Lieferungen, ſelbſt von den Gütern der römiſchen Kirche, die Nachforſchungen über das Erbe der Markgräfin Mathilde, die Auskundſchaftungen über das Eigenthum des apoſtoliſchen Stuhles vermehrten dieſe Beſorgniſſe. Er fürchtete, daß der Kaiſer den Grundſatz des Ketzers Arnolf von Breſcia, obwohl er denſelben dem Flammentod überlaſſen hatte, angenommen haben möchte, den Grundſatz, daß die Geiſtlichen keine weltlichen Beſitzungen haben ſollten. Nun geſchah, daß der Erzbiſchof Anſelm von Ravenna mit Tod abging. Sogleich bewirkte der Kaiſer, daß ein Jüngling Guido, Sohn jenes Grafen Guido von Blanderat, der ihm in Mailand ſo

wichtige Dienste geleistet hatte, Subdiaconus der römischen Kirche zum Erzbischofe von Ravenna erwählt wurde. Nach der Wahl ließ der Kaiser den Papst ersuchen, daß er den Subdiaconus Guido entlassen und demselben die Weihe als Erzbischof von Ravenna ertheilen möchte. Der Papst schlug dieses Verlangen ab. Friedrich sandte den Bischof von Vercelli mit einem Schreiben an den Papst nach Rom, das ernst, trocken, drohend abgefaßt war. Er habe, sagt der Kaiser, zur Ehre des Papstes und der römischen Kirche, den Sohn des Grafen Guido von Blanderat zum erzbischöflichen Stuhle zu erheben beschlossen, weil derselbe nicht bloß durch Wissenschaft und Sitte, sondern auch durch seine Geburt ausgezeichnet sei. Die Wahl desselben sei übrigens ordnungsmäßig gewesen. „Daher mag euerer Erwägung die Entscheidung überlassen bleiben, was bei dieser Sache euerer und unserer Majestät und Ehre angemessen ist.“ Der Papst antwortete: „er habe den jungen Guido auf des Kaisers und seines Vaters Verwendung in seine Gesellschaft, in sein Vertrauen aufgenommen; wegen seiner Gesinnung und seiner Fortschritte in der Wissenschaft habe er ihn zum Subdiaconus ernannt, ihm die Leitung einer eigenen Kirche anvertrauet; die römische Kirche könne von demselben Großes erwarten, er selbst in der römischen Kirche hoch emporsteigen; daher könne er ihn nicht von sich lassen, wie es denn überhaupt nicht recht schicklich sei, daß ein Geistlicher der römischen Kirche zu einer andern Kirche übergehe.“

Der Kaiser wurde sehr aufgebracht; die Fassung des Schreibens steigerte seinen Zorn über den Inhalt. Der Papst hatte sich selbst zuerst genannt, alsdann ihn, den Kaiser; er hatte von sich in der Mehrzahl gesprochen: wir, unser; von dem Kaiser in der einfachen Zahl: du, deiner. Das schien dem Kaiser anmaßlich, ungebührlich, beleidigend. Er gab sogleich den Befehl, daß fortan in Schriften an den Papst der Kaiserliche Name voraufgestellt, daß der Papst mit du angeredet werden solle. Auch machte er demselben seine Uebermacht vielfältig fühlbar. Der Papst hörte nicht auf zu klagen. Da diese Klagen nicht beachtet wurden, so erließ er wegen der Regalien, die der Kaiser in Anspruch

nahm, ein ſcharfes Schreiben an denſelben, und überſandte dieſes Schreiben durch einen gemeinen Boten. Der Kaiſer, immer mehr gereizt, ſandte von Neuem den Biſchof Hermann von Verden nach Rom, um vor Allem die Beſtätigung Guido's als Erzbiſchofes von Ravenna zu verlangen. Der Papſt blieb bei ſeiner Weigerung. Die Erbitterung Friedrich's ward immer größer; er drohete ſtärker. Der Papſt arbeitete in prieſterlicher Weiſe entgegen. Wie feindſelig die Stellung des Kaiſers und des Papſtes zu einander wurde, welche Beſorgniſſe dieſelbe erregte, geht am Deutlichſten aus einem Briefe hervor, den der Biſchof Eberhard von Bamberg an den Cardinal Heinrich als Antwort auf eine Zuſchrift, durch welche Eberhard vom Kaiſer hinweg auf die Seite des Papſtes gezogen werden ſollte, geſchrieben hat. „Wo iſt die Weisheit, wo die Klugheit im Reich und im Prieſterthume? Sagt nicht zu uns: kommt, ſondern kommt ihr ſelbſt, die ihr die Schlüſſel der Wiſſenſchaft habt, kommt und belehrt euere Söhne mit Milde und Sanftmuth. Möge Gott denen verzeihen, die Oel in's Feuer gieſſen, Zwietracht ſäen zwiſchen dem Vater und dem Sohne, dem Reich und der Kirche. Ihr kennt den Kaiſer. Er liebt die ihn lieben; ſeine Feinde zu lieben hat er noch nicht gelernt.“ Aber der Biſchof Eberhard ſandte auch einen Brief an den heiligen Vater ſelbſt, der, wie er ſich ausdrückt, in Verzweiflung geſchrieben war. Denn Eberhard ſah, ein zweiter Jeremias, „den heiſſen ſiedenden Topf von Mitternacht her,“ und vernahm die Stimme des Herrn, daß „von Mitternacht das Unglück über Alle die im Lande wohnen ausbrechen werde.“ Daher ſchrieb er: „Zwiſchen euch und unſerem Herrn dem Kaiſer ſind bis jetzt nur feindliche Worte gefallen. Aber aus der Reibung der Worte mag eine Flamme hervorſpringen, die ſich weithin über das Prieſterthum und über das Reich verbreitet. Jener, euer Sohn, iſt unſer Herr. Ihr aber ſeid wie Chriſtus, Meiſter und Herr: Niemand wagt zu fragen, warum thut, warum ſagt ihr dieſes? Wir erbitten nur was zum Frieden dient. Auch würde es Nichts nützen die einzelnen Wörter zu wägen: wenn das Feuer lodert, darf man nicht über die Entſtehung deſſelben

ſtreiten, ſondern man muß es zu dämpfen ſuchen." Aber die Gefahr, die Eberhard fürchtete, ging dieſes Mal vorüber. Zwei neue Ereigniſſe traten ein, die dem Kaiſer eine Fahrt nach Rom unmöglich machten.

Im Monate Januar 1159 ſandte der Kaiſer Fürſten in die Städte der Lombardei um Conſuln und andere Obrigkeiten ein zu ſetzen. In verſchiedenen Städten ging dieſes Geſchäft glücklich von Statten. Nach Mailand aber wurden der zum Erzbiſchofe von Cöln ernannte Canzler Rainald, Otto von Wittelsbach und ein Graf Gozwin geſendet. Dieſen Fürſten wollten die Mailänder die Einſetzung der Conſuln nicht verſtatten. Nach ihrem Vertrage mit dem Kaiſer, ſagten ſie, ſtehe ihnen das Recht der Wahl, dem Kaiſer das Recht der Beſtätigung zu. Die kaiſerlichen Abgeordneten erwiderten, daß dieſe Beſtimmungen durch die Beſchlüſſe des Roncaliſchen Reichstags aufgehoben ſeien. Die Mailänder behaupteten, der beſondere Vertrag habe durch die allgemeinen Geſetze nicht aufgehoben werden können. Der Streit wurde heftig und in der Stadt bekannt. Eine große Menge von Menſchen ſtrömte herzu, ſtürmten gegen das Haus, in welchem ſich die Abgeordneten befanden, warfen Steine und andere Dinge in daſſelbe hinein. Das Getümmel wurde ſo groß, daß die Abgeordneten ihr Leben nur durch die Flucht ſichern zu können glaubten. Sie eilten zurück und erſtatteten dem Kaiſer einen leidenſchaftlichen Bericht.

Die Stadt Crema, durch Natur und Kunſt ſtark befeſtigt, hatte vormals zu der Grafſchaft und dem Kirchenſprengel von Cremona gehört. Sie hatte ſich losgeriſſen und war mit Mailand in Bundesgenoſſenſchaft getreten. Die Cremonenſer hatten, um ſich wieder in den Beſitz von Crema zu ſetzen, den Kaiſer durch eine ſtarke Summe Geldes zu bewegen geſucht, daß er die Zerſtörung der Feſtungswerke von Crema befehlen möchte. Friedrich nahm das Geld und ſandte Abgeordnete nach Crema mit dieſem Befehl. Die Bürger von Crema erhoben ſich im höchſten Zorne wider die Abgeordneten, ſo daß dieſe genöthigt waren ſich zu verſtecken bis ſie eine Gelegenheit zur Flucht fanden. Auch ſie verkündigten in großer Leidenſchaft ihr Mißgeſchick dem Kaiſer.

Friedrich ſchien bei dieſen Nachrichten vollkommen ruhig zu bleiben; aber das Mißliche ſeiner Lage verkannte er nicht. Er ſah ſich außer Stande die beiden Städte ſogleich zu züchtigen; die Rückkehr nach Teutſchland, ohne ſie gezüchtigt zu haben, war gefährlich: der Bannfluch würde ihm gefolgt, und ganz Italien verloren gegangen ſein, auch war es bedenklich in Italien zu bleiben, da er nach ſeinen erſten Erfolgen einen großen Theil ſeines Heers entlaſſen und der andere Theil mannichfachen Verluſt erlitten hatte. Dennoch beſchloß er zu bleiben, und unter dem Schein von Mäßigung die Rache zu verſchieben bis er eine tüchtige Verſtärkung ſeiner Macht aus Teutſchland erhalten hätte. Er ſandte Eilboten an ſeine Gemahlin, daß ſie mit ſo vieler Mannſchaft als möglich nach Italien kommen möchte; an Heinrich den Löwen mit der dringenden Bitte ſeine Fahrt nicht länger zu verzögern; an Biſchöfe und weltliche Herren mit der Erinnerung an ihre beſchworene Treue, und mit der Aufforderung ſich mit ihrer Macht zu ihm zu ſtellen um das Reich zu erhalten, um jeglichen Angriff ab zu wehren.

Vierundzwanzigstes Buch.

1.

Verurtheilung Mailand's durch Rechtsgelehrte in Bologna.

In Teutschland war Nichts von Bedeutung vorgegangen. Friedrich's früheres Verfahren wirkte nach; die Berichte und Gerüchte von seinem Glück in Italien hielten die Leidenschaften nieder. Selbst von Heinrich's des Löwen Leben und Handeln enthalten die Ueberlieferungen kaum Etwas Verständliches. Mit dem Könige Waldemar von Dänemark war Heinrich in freundschaftliche Verhältnisse getreten; die Obotriten gehorchten seinen Befehlen. Die Fahrt nach Italien vergaß er nicht. Auf die letzte Mahnung des Kaisers beschloß er sein Wort zu lösen. Er suchte seine Freundschaft mit Waldemar bei einer persönlichen Zusammenkunft zu befestigen, beschied den Fürsten Niklot und andere Häupter der slavischen Völker vor sich und verpflichtete sie in Waldemar's Gegenwart, während seiner Abwesenheit wie mit den Sachsen so mit den Dänen den Frieden streng zu beobachten. Hierauf brach er um Pfingsten auf; ihn umgaben Tausend geharnischte Lehnleute, ihn begleiteten viele Fürsten und Herren aus Sachsen und Bayern mit ihrem kriegerischen Gefolg. Unter diesen Fürsten befanden sich der Graf Adolf von Holstein und der Bischof von Augsburg; der Herzog Welf dagegen folgte erst einige Wochen später: des Kaisers Gemahlin schloß sich Heinrich dem Löwen an.

Der Kaiser harrte mit Sehnsucht, mit Ungeduld der Ankunft des neuen Heers entgegen. Inzwischen bemühte er

ſich die Italiäner gegen Mailand zu gewinnen. Auf einem Hoftage ſprach er zu den verſammelten Herren und Vaſſallen über die feindlichen Verhältniſſe, in welche ſich die Mailänder zum Reiche geſtellt hätten; er beſchuldigte ſie der Argliſt, des rohen Uebermuths; er nannte Mailand eine gottloſe Stadt, die Einwohner einen nichtswürdigen Haufen, ihre Handlungen Hochverrath, Verbrechen beleidigter Majeſtät. „Die Mailänder ſind euere wie meine Feinde; wir ſind das Haupt des römiſchen Reichs, ihr ſeid die Glieder; mit Gottes Hülfe wollen wir für die wiederholte Ueberhebung der Mailänder eine wiederholte würdige Rache nehmen.“ Die ganze Verſammlung erklärte ihre Bereitwilligkeit. Endlich nahm der Biſchof von Piacenza das Wort, ſprach im Sinne der kaiſerlichen Rede nicht ohne Schmeichelei, ſchloß aber mit folgenden Worten: „Die Mailänder hatten vergeſſen, daß die Könige lange Arme haben. Du biſt gekommen, haſt geſehen, haſt geſiegt. Du wirſt die Beſiegten abermals beſiegen. Du ſollteſt jedoch nicht unerwogen laſſen mit welcher Rache du ſie züchtigen willſt. Gewiß wirſt du die kaiſerliche Milde bewahren, die Kränkung nicht verfolgen wie die Mailänder verdienen, ſondern wie Dir geziemt. Du wirſt am Meiſten deine eigene Würde beachten, damit die Welt erkenne, daß du nicht der Leidenſchaft, ſondern der Gerechtigkeit dieneſt. Ich halte dafür daß gegen die Mailänder nur angewendet werden darf, was die Geſetze vorſchreiben: daß ein guter Kaiſer eher mit den Geſetzen als mit den Waffen gegen ſeine Feinde ſtreiten ſoll.“

Die ganze Verſammlung ſtimmte bei. Alſo wurde den Mailändern angezeigt, daß ſie an einem beſtimmten Tage vor dem kaiſerlichen Gericht erſcheinen ſollten. Die Mailänder ſandten einige Abgeordnete an den Kaiſer. Dieſen Männern wurden harte Vorwürfe gemacht; es wurde behauptet, daß alle Mailänder den Eid der Treue gebrochen hätten. Die Abgeordneten ſollen geantwortet haben: „die Mailänder hätten zwar den Eid geleiſtet, aber nicht verſprochen denſelben zu halten.“ Wahrſcheinlich haben ſie geſagt: „wir haben allerdings den Eid geſchworen, aber wir haben nicht verſprochen, denſelben auch alsdann noch zu halten, wenn der

Kaiser die Bedingungen des Vertrages nicht erfüllt;" um so wahrscheinlicher, da die Abgeordneten auch beschuldigt werden, daß sie sich noch anderer frecher Ausdrücke gegen den Kaiser erlaubt hätten. Ein Spruch erfolgte nicht: den Mailändern ward ein neuer Tag bestimmt, an welchem sie wieder erscheinen sollten.

Nach dem Osterfeste 1159 begab sich der Kaiser nach Bologna um die Rechtsgelehrten zu Rathe zu ziehen. Die Rechtsgelehrten erklärten sich abermals günstig für seine Ansichten. Friedrich ließ daher die Mailänder nach Bologna laden, um die Entscheidung ihrer Sache zu empfangen. Die Mailänder erschienen nicht. Da erfolgte in Gegenwart des Kaisers von einer Versammlung der Rechtsgelehrten der richterliche Spruch: weil die Mailänder Rebellen, Abtrünnige vom Reiche, Feinde des Reiches sind, so ist ihre Habe der Plünderung, ihre Person der Knechtschaft verfallen.

Um dieselbe Zeit erschien eine bedeutende kriegerische Mannschaft aus Mailand vor der Burg Trezzo, in welcher der Kaiser einen großen Theil des Geldes niedergelegt hatte, das von den lombardischen Städten gezahlt war. Drei Tage lang wurden heftige Angriffe auf die Burg gemacht. Die Besatzung bestand aus Teutschen und aus Lombarden: Jene thaten was sie vermochten, Diese nahmen nur einen lauen Antheil an der Vertheidigung. Endlich drangen die Mailänder in die Burg ein; in demselben Augenblicke gelang der lombardischen Besatzung sich durch die Flucht zu retten. Die Sieger verfuhren schonungslos: wer nicht durch das Schwert fiel, war als Gefangener nach Mailand geführt; die ausgeplünderte Burg wurde den Flammen überliefert.

Der Kaiser eilte von Bologna nach Trezzo, kehrte aber, da die Burg schon in Trümmern lag, nach Bologna zurück. Daselbst traf eine Gesandtschaft des Papstes Hadrian IV ein, welche neue Forderungen überbrachte: der Kaiser solle fortan keine Abgeordneten nach Rom senden, weil alle Gewalten, alle Regalien dem heiligen Petrus gehörten; den apostolischen Gütern sollen keine Lieferungen angesonnen werden, ausgenommen zur Zeit der Kaiserkrönung; die Bischöfe in Italien, obgleich zum Eide der Treue verpflichtet, sollen nicht

für Dienstmannen gelten, auch nicht verpflichtet sein kaiserliche Senden in ihre Pfalzen auf zu nehmen. Der Kaiser erklärte, über alle diese Dinge müsse gerichtlich entschieden werden. Die Cardinäle erwiderten, der Papst könne sich keinem Richterspruch unterwerfen. Hierauf bemerkte der Kaiser, daß er nicht ohne Beirath der Fürsten sich entscheiden könne, daß er aber vorläufig folgende Erklärung gebe: „die Bischöfe Italien's sollen keine Dienstmannen sein, wenn sie keine Regalien verlangen, nicht verpflichtet, kaiserliche Senden in ihre Pfalzen auf zu nehmen, wenn sie nachweisen, daß ihre Pfalzen auf ihrem eigenen Boden stehen; was aber den Umstand betrifft, daß der Kaiser keine Abgeordneten nach Rom senden solle, so ist die Sache so wichtig, daß sie einer reiflichern Ueberlegung bedarf. „Da ich, setzte er hinzu, nach göttlicher Fügung römischer Kaiser bin, so würde ich einen ganz leeren Namen tragen, wenn die Gewalt über die Stadt Rom meiner Hand entwunden würde."

Ein besonderer Umstand stimmte die päpstlichen Legaten friedlich. In Bologna traf eine Gesandtschaft an den Kaiser vom Senat und vom Volke der Stadt Rom ein. Die Legaten baten den Kaiser, sich mit derselben nicht ein zu lassen, sondern zuvor eine Verständigung mit dem Papste zu versuchen. Der Kaiser gewährte die Bitte. Es ward ausgemacht, daß sechs Cardinäle vom Papste, sechs Bischöfe vom Kaiser ernannt werden sollten um die Zwietracht zwischen der Kirche und dem Reich aus zu gleichen. Hierauf bezog der Kaiser von Neuem in der Roncalischen Ebene ein Lager, versammelte eine bedeutende Kriegsmacht aus der Lombardei und brach gegen das Ende des Monates Mai auf um die Gegend von Mailand ringsher zu verwüsten.

Die Mailänder versuchten umsonst sich zu rächen. Sie werden beschuldigt, daß sie die Stadt Neu-Lodi durch gedungene Brandstifter in Flammen zu setzen versucht haben: gewisser als die Wahrheit dieser Beschuldigung ist die Aufknüpfung zweier Menschen, die dieses Versuches verdächtig erachtet wurden. Sie geriethen in den Verdacht, daß sie dem Kaiser meuchelmörderisch nach dem Leben ständen. Der Kaiser befand sich in einem Lager an der Adda, sein Zelt

hart an dem hohen Ufer des Fluſſes; in dieſem Lager erſchien ein ſtarker Mann, der ſich wie ein Wahnſinniger benahm. Da er nur Thorheiten beging, die Lachen erregten, ſo trieben die Krieger ihren Scherz mit ihm. Er begab ſich ungehindert von Zelt zu Zelt, ſelbſt in das Zelt des Kaiſers. Eines Morgens ging der Kaiſer allein aus um an heiliger Stelle zu beten. Da ergriff ihn der Wahnſinnige. Der Kaiſer rief um Hülfe und rang mit dem Menſchen. Beide verwickelten ſich in die Stricke der Zelte und fielen zu Boden. Inzwiſchen eilten Diener des Kaiſers herbei, bemächtigten ſich des unglücklichen Mannes und warfen ihn in die Adda. Sogleich entſtand die Vermuthung, die in Teutſchland allgemein als wahr angenommen worden iſt, daß jener Menſch von den Mailändern zur Ermordung des Kaiſers gedungen geweſen ſei. Ein Geſchichtſchreiber aber, Nadewich, ſetzt hinzu: „der Mann ſei wirklich wahnſinnig geweſen und habe unſchuldig das Leben verloren.“

Bald nachher erhielt der Kaiſer ein anonymes Schreiben: „Ein alter Mann, ein Spanier oder ein Saracene, in der Kunſt der Vergiftung ſehr bewandert, ſei mit etwa zwanzig Gefährten nach Italien gekommen um den Kaiſer zu ermorden; er biete kleine koſtbare Dinge zum Verkauf, Perlen, Ringe, Zäume, Sporen, mit ſo einem giftigen Firniß überzogen, daß Niemand der dieſe Dinge mit der bloßen Hand berühre dem Tod entgehen werde.“ Bald erſchien ein alter Mann mit ſolchen Dingen im Lager: er wurde ſogleich verhaftet. Man legte ihm die Frage vor, was ihn zu ſolcher Unthat vermocht habe; man verſprach ihm Strafloſigkeit, wenn er ehrlich bekenne; man drohte ihm mit Marter und Tod, wenn er die Unwahrheit ſage. Der Alte wies jede Beſchuldigung zurück; er wurde gepeitſcht und gemartert und bekannte Nichts. Dagegen lud er den Kaiſer vor Gottes Gericht wegen aller Leiden die er über ihn gebracht hatte und noch bringen würde. Der Kaiſer ließ ihn an's Kreuz hängen und dankte Gott inbrünſtiglich für ſeine Rettung. Die teutſchen Krieger zweifelten nicht an der Schuld des unglücklichen Greiſes und klagten die Mailänder als die Urheber der Unthat an. Und doch hatte der Verfaſſer des

Briefes die Mailänder nicht genannt, und dem Alten war keine Aussage wider die Mailänder abgemartert worden.

2.

Belagerung und Zerstörung der Stadt Crema.

Inzwischen kam das neue Heer aus Teutschland in Italien an. Die Freude aller Teutschen war groß, am Größten die Freude des Kaisers. Sein Heer zeigte sich wieder eben so stark als da er im vorigen Jahre vor Mailand's Mauern stand. Friedrich entließ daher die Mannschaften aus Lombardien, weil er ihnen mißtrauete und ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubte. Er selbst zog mit einem Theile des Heers aus um die Zerstörung des Landes zu vollenden: Lodi, Pavia und andere Feinde Mailand's halfen zu diesem Werke. Die Verwüstung war so allgemein, daß das Wort des Propheten Joel auf dieselbe angewendet worden ist: „Was die Raupen lassen, das fressen die Heuschrecken; was die Heuschrecken lassen, das fressen die Käfer; was die Käfer lassen, das frißt das Geschmeiß." Der andere Theil des Heers unternahm die Belagerung der Stadt Crema, die schon von den Cremonensern begonnen war. Man hoffte die kleine Stadt schnell zu erobern: Tortona aber hatte ein großes Beispiel gegeben und Crema gab ein größeres. Die Belagerung begann in der ersten Hälfte des Monates Julius 1159.

Crema lag in einer Ebene, gegen Mittag durch einen Sumpf, gegen Morgen durch den Fluß Serio, gegen Mitternacht und Abend durch Werke menschlicher Kunst wohl geschützt. Das Wichtigste war, daß in diesen Befestigungen Männer wohnten, welche von dem Gefühle der Freiheit durchdrungen den Tod verachteten; auch hatten Mailand und Brescia einige Hülfe gesendet. Die Angriffe der Belagerer wurden mit Ausfällen der Belagerten erwidert; wiederholt gelang denselben die Thürme, die Sturmdächer, die Wurfgeräthe und Mauerbrecher ihrer Feinde zu zerstören. Je härter der Kampf wurde, desto grausamer wurde der Krieg.

Einst drangen die Belagerten zur Nachtzeit in den Theil des Lagers ein, in welchem sich der Kaiser befand und legten Feuer an. Sie wurden in die Flucht getrieben; vier Männer geriethen in Gefangenschaft. Dem Einen wurde der Kopf abgeschnitten, dem Andern beide Beine abgehauen, dem Dritten beide Arme, der Vierte wurde getödtet. So ließ man die Unglücklichen auf freiem Felde liegen. Ein anderes Mal, als der Kaiser sich nicht im Lager befand, machten 600 Reiter einen Angriff auf die Hausmacht des Kaisers. Der Kampf dauerte bis zum Abend ohne Entscheidung. Am andern Tage schnitten die Teutschen den gefallenen Feinden die Köpfe ab und spielten mit denselben wie mit Bällen. Um dieses Gräuel zu vergelten hieben die Belagerten gefallene Teutsche aus einander und hingen die blutigen Glieder über ihre Mauer. Friedrich gerieth bei seiner Rückkehr in den höchsten Zorn: er ließ sogleich alle Gefangenen aus Crema, die in seiner Hand waren im Angesichte der Stadt aufknüpfen. Zur Ausgleichung führten die Cremenser einige teutsche Gefangene auf die Mauer und hingen sie an's Kreuz. Da befahl der Kaiser, vierzig Männer, die ihm früher als Geisseln überliefert worden, auf zu hängen. In demselben Augenblick wurden sechs Männer adeliges Stands aus Mailand als Gefangene eingebracht: einer derselben war ein Neffe des Erzbischofes von Mailand, ein reicher hochgeachteter Mann. Diese sechs Gefangenen ließ der Kaiser aufknüpfen, die Geisseln von Crema dagegen bis auf eine andere Gelegenheit verschonen. Diese Gelegenheit blieb nicht lange aus.

Friedrich ließ einen gewaltigen Mauerbrecher bauen um das wichtigste Bollwerk der Cremenser zu zertrümmern; zu gleicher Zeit errichteten die Cremonenser einen beweglichen burgähnlichen Thurm; auch wurde durch den Graben um die Stadt ein Damm angelegt auf welchem der Mauerbrecher vorwärts geschoben werden sollte. Nach Vollendung dieser Arbeiten wurde der Mauerbrecher bis auf Stoßweite vorgeschoben, der Thurm wurde zur Deckung bis an den Rand des Grabens gebracht. Die Cremenser aber schleuderten Steine von so ungeheuerer Größe, daß man die Zusammenbrechung des Thurmes befürchtete. Da ließ der Kaiser alle Geisseln

der Cremenſer und Mailänder an den Thurm vorn und zur Seite feſtbinden: er hoffte die Belagerten würden ſich ſcheuen ihre Väter Kinder und Verwandte zu zerſchmettern. Die Belagerten aber ſetzten ihr Werk fort; der Kaiſer ſah ſich genöthigt den beſchädigten Thurm zu entfernen. Von den Geiſſeln waren neun getödtet, Einem die Schenkel, einem Andern ein Arm zerſchmettert. Durch den Anblick eines ſolchen Unglücks zur Wuth getrieben führten die Cremenſer gefangene Teutſche, Cremonenſer und Lodenſer auf die Mauer und haueten im Angeſicht der Belagerer eben ſo viele nieder, als von den Ihrigen zu Grunde gerichtet waren.

Endlich, als von beiden Seiten das Maß wahnſinniger Grauſamkeit fruchtlos gefüllt war, kehrte man zu den Waffen zurück, und ſuchte hier Sieg, dort Rettung in ehrenwerthen Thaten. Was menſchliche Kunſt aus zu ſinnen, menſchliche Kraft zu vollbringen vermochte, ward angewendet. So verliefen ſechs Monate.

Ein geſchickter Baumeiſter Marcheſe hatte in Crema alle Maſchinen angelegt oder eingerichtet. Dieſen Mann wußte der Kaiſer auf ſeine Seite zu ziehen. Unter der Leitung deſſelben wurden neue Verſuche gegen die Feſtung gemacht; aber auch ſie hatten keinen Erfolg. Die teutſchen Krieger deren Zahl durch das Schwert, durch Krankheit und Kälte täglich abnahm, wurden der Sache ſo müde, daß ſie irgend ein Abkommen verlangten, wenn nur die Ehre unverletzt bliebe. Und auch das Unglück der Cremenſer war unermeßlich: jedes Haus war mit Trauer und Jammer angefüllt, und das Gefühl abnehmender Kräfte war allgemein. Alſo hegten auch ſie den Wunſch, den Leiden ein Ende zu machen. Sie trugen auf eine Unterhandlung an. Friedrich zeigte ſich bereit; er ernannte ſogar auf die Bitte der Cremenſer den Patriarchen Peregrin von Aquileia und den Herzog Heinrich den Löwen zu ſeinen Bevollmächtigten. Die Cremenſer erwählten die erſten Männer der Stadt. Der Patriarch ermahnte eindringlich zur Nachgiebigkeit und Unterwerfung. Er ſchilderte das unermeßliche Unglück das über alle Cremenſer, Männer, Weiber und Kinder kommen würde, wenn es, was doch möglich ſei, dem Kaiſer endlich gelänge, die Stadt im Sturm zu

erobern. Die Abgeordneten der Stadt erklärten: „Wir haben die Waffen nicht gegen den Kaiser ergriffen, sondern gegen die Cremonenser. Wir hatten einst beschlossen, nur Gott und dem Kaiser zu dienen, nicht den Cremonensern, nicht einer andern Stadt, einem andern Fürsten. Zu diesem Zwecke haben wir mit Mailand einen Bund geschlossen, und denselben treu gehalten. Wir haben noch Ueberfluß an Waffen, keinen Mangel an Lebensmitteln; dennoch hat uns Gott der Hoffnung des Sieges beraubt. Also wünschen wir den Krieg zu endigen. Das jedoch müssen wir verlangen, daß der Kaiser, nicht Cremona, die Bedingungen festsetze." Man ward über folgendes Abkommen einig: „Die Einwohner von Crema verlassen die Stadt und begeben sich frei wohin sie wollen; von ihrer Habe dürfen sie mit sich nehmen was sie auf ihren Schultern fort bringen. Die Krieger aus Mailand und Brescia, die sich in der Stadt befinden, erhalten nach Auslieferung ihrer Waffen freien Abzug."

Hierauf verliessen die Cremenser am 27. Januar's 1160 ihre Stadt und gingen ins Elend. Der Kaiser gab die Stadt der Plünderung Preis, und ließ sie in Flammen setzen Alsdann zog er abermals wie ein Triumphator in Pavia ein.

3.

Zwiespaltige Papstwahl. Alexander III und Victor IV. Des Kaisers Entscheidung für Victor.

Die Unterhandlung zwischen den sechs Cardinälen und den sechs Bischöfen, die zu Bologna verabredet war, hat entweder nicht Statt gefunden, oder keinen Erfolg gehabt. Nach Heinrich's des Löwen Ankunft in Italien schickten der Senat und das Volk von Rom neue Gesandte an den Kaiser. Friedrich empfing dieselben sehr freundlich, verkehrte einige Tage mit ihnen, und sandte sie begleitet von seinen Abgeordneten, dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und dem Propst Haribert von Aachen, nach Rom zurück: der Graf Guido von Blanderat sollte den teutschen Gesandten mit seiner Kenntniß der Landessprache und mit seinen italiä-

nischen Künsten zu Hülfe kommen. Aber auch diese Gesandten erreichten Nichts. Der Papst verließ Rom, und begab sich nach Anagni. Daselbst starb er unerwartet an einer Halsentzündung am Ersten September's 1159 mit dem Ruhm eines guten, frommen und gerechten Mannes.

Hadrian's Tod war ein wichtiges Ereigniß. Kaum jemals hatte die Kirche in so großer Gefahr gestanden als in diesem Augenblicke. Sie hatte ihre alten Stützen in Teutschland und in Italien verloren. Alle weltlichen Fürsten und Herren hielten zum Kaiser; auch viele Geistliche waren für den Kaiser gewonnen, die übrigen eingeschüchtert und verzagt. Selbst unter den Cardinälen herrschte keine Einigkeit. Seit dem Auftritte des Ketzers Arnold von Brescia, seit der Entstehung des Streites zwischen dem Kaiser und den Städten in Italien hatten wie die Geistlichen überhaupt, so auch die Cardinäle verschiedene Ansichten gefaßt; der Vertrag, der von Hadrian IV mit dem Könige Wilhelm von Sicilien nothgedrungen abgeschlossen war, hatte einen Zwiespalt erzeugt; die Anhänger des Kaisers hatten diesen Zwiespalt auf jegliche Weise zu vergrößern gesucht und, wie es schien, unheilbar gemacht. Eine Vereinigung der Cardinäle bei der Wahl des neuen Papstes war daher nicht möglich, obgleich der Tod des Papstes so plötzlich eingetreten war, daß der Kaiser, durch den furchtbaren Kampf vor Crema festgehalten, keine weitere Einwirkung auf die Wahl versuchen konnte.

Die Cardinäle in Rom und in der Nachbarschaft eilten nach Anagni; sie begleiteten die päpstliche Leiche nach Rom um sie in der Peterskirche, 3. September's, zu bestatten. Aber noch vor dieser Bestattung schlugen die Cardinäle von der kaiserlichen Partei eine schriftliche Uebereinkunft vor, daß sie die Wahl eines neuen Papstes in herkömmlicher Weise vornehmen wollten: wenn sie einstimmig wären, so sollte in derselben Weise weiter verfahren werden, wenn nicht, so sollte Niemand ohne gemeinsame Zustimmung vorschreiten. Die Cardinäle von der apostolischen Partei sahen in diesem Vorschlage nur die Forderung, daß sie sich nicht zu einer eigenen Wahl absondern sollten. Deßwegen nahmen sie die Uebereinkunft an: sie wurde von allen anwesenden Cardinälen 23 an

der Zahl unterschrieben. Die Verhandlung über die Wahl dauerte bei verschlossenen Thüren in Gegenwart des römischen Senats und anderer Männer aus der Stadt bis zum dritten Tag. Endlich entschied die Mehrheit der Stimmen, 14 gegen 9 für den Cardinal Roland aus Siena, einen Mann, der sich durch eine tiefe kirchliche Gesinnung, durch priesterlichen Eifer, Gelehrsamkeit, mannichfaltige Kenntnisse der Welt und weltlicher Geschäfte, viele schöne Tugenden endlich auszeichnete, der aber auch zu Besançon den Zorn des Kaisers und der teutschen Fürsten auf die heftigste Weise wider sich erregt hatte. Die Minderzahl der Cardinäle hatte für einen Römer, den Cardinal Octavian, gestimmt, der schon bei Friedrich's erstem Aufenthalt in Italien das Vertrauen desselben erworben, und seitdem zu bewahren verstanden hatte. Octavian war gleichfalls ein tüchtiger Mann, der an Gelehrsamkeit, Weltkenntniß, Gewandtheit und feinen Sitten dem Cardinal Roland nicht nachstand, aber den päpstlichen Geist, die apostolische Strenge desselben nicht hatte.

Roland lehnte die Wahl ab. Die Cardinäle jedoch, die ihn gewählt hatten, achteten seine Weigerung nicht: sie legten ihm das päpstliche Gewand auf die Schultern und begrüßten ihn als den Papst Alexander III. Da trat Octavian auf und widersprach der Einkleidung und der Begrüßung Roland's: Niemand dürfe zu der Annahme der päpstlichen Würde gezwungen werden; auch sei durch die Uebereinkunft die alle anwesenden Cardinäle unterschrieben hätten ausgemacht worden, daß wenn die Wahl nicht einstimmig wäre, Niemand ohne gemeinsame Zustimmung vorschreiten sollte. Zwei andere Cardinäle stimmten diesen Gründen bei; sie erklärten zugleich, daß sie nur den Cardinal Octavian als Papst anerkennen würden. Es kam zu einem heftigen Streit. Endlich riß Octavian seinem Gegner das päpstliche Gewand vom Leibe. Einer der anwesenden Senatoren nahm ihm den Mantel wieder ab; Octavian aber ließ sich von seinem Capellan einen andern Mantel geben und warf denselben mit solcher Heftigkeit um, daß das Oberste nach unten, das Hinterste nach vorn kam. Sogleich ward er von seinem Anhängern als der Papst Victor IV anerkannt und begrüßt.

In demselben Augenblick öffneten sich die Thüren der Kirche, und bewaffnete Haufen drangen mit bloßen Schwertern ein. Sogleich entflohen, damit sie nicht gezwungen würden „den Götzen an zu beten", Alexander und die Seinigen in den befestigten Theil der Kirche. Victor wurde unter den Waffen der Eingedrungenen mit dem Zeichen der päpstlichen Würde geschmückt, auf den Stuhl des Apostels gehoben, von seinen Anhängern, von allem Volk als Papst gefeiert, und unter dem Jubel der Menge in den päpstlichen Palast geführt. Alexander und die Cardinäle, die ihn gewählt hatten, wurden in ihrem Versteck bewacht, und acht oder neun Tage lang gefangen gehalten.

In wenigen Tagen war der Taumel des Volkes von Rom verflogen. Als einige Besinnung zurückgekehrt war, fand man das Eindringen einer bewaffneten Macht in die Kirche abscheulich, alle Vorgänge bei der Wahl unanständig, unerträglich. Man erinnerte sich der hohen Tugenden des Cardinals Roland, die Theilnahme an dem Schicksale desselben wurde desto lebendiger, je weniger man zu erfahren vermochte was aus ihm geworden war. Das große Haus der Frangipane kam in Bewegung, rührte, wühlte, schürte. Da hielten die Anhänger des Papstes Victor für nöthig, den Papst Alexander und seine Cardinäle in eine mehr gesicherte Haft zu bringen. Nach dieser neuen Gewaltthat wurde die Aufregung so groß, daß Senatoren und Männer vom Adel für das Beste hielten die Gefangenen in Freiheit zu setzen, ihnen jedoch den Aufenthalt in der Stadt, zu untersagen. Zwölf Tage nach dem Streit in der Kirche ward Alexander mit seinen Cardinälen durch die Stadt geführt unter dem Geleit der Glocken und unter andern Beweisen der Theilnahme des Volks. Am folgenden Sonntage ward er zu Nimfe geweiht, und begab sich alsdann nach Anagni.

Inzwischen hatte aber auch Victor Rom heimlich verlassend seinen Aufenthalt in Segni genommen. Alexander verlangte bei Strafe des Bannes seine Unterwerfung binnen acht Tagen, und sprach, da die Unterwerfung nicht erfolgte, den Bannfluch wirklich aus. Victor antwortete mit einem Fluche gegen Alexander. Hierauf ein wildes Getreibe von

Gewaltthätigkeit und Argliſt. Auch fehlte es nicht an Abtrünnigen und Ueberläufern von dieſer Seite auf jene. Zwei Cardinäle, die für Alexander geſtimmt hatten, erklärten ſich für Victor; ſechs, die auf Victor's Seite geweſen, ergriffen Alexander's Partei.

„Die zweiköpfige Kirche" öffnete dem Kaiſer ein weites Feld, welches ihm, wenn er die Saat der Zwietracht beſonnen pflegte, eine reiche Erndte für ſeine Entwürfe verſprach. Friedrich aber hatte ſich in ſo unglückſelige Verhältniſſe verwickelt, daß er verderblichen Leidenſchaften nicht mehr entgehen konnte. Er ſchrieb während ſeines Kampfes wider Crema an alle Biſchöfe, daß ſie ſich ja nicht für Alexander III erklären möchten; dem Könige von Frankreich und England machte er den Vorſchlag, daß Keiner von ihnen einen Papſt anerkennen ſollte, der nicht auch von den beiden andern anerkannt würde. Aber dieſe Ermahnungen und Anträge machten einen ganz andern Eindruck, als er gehofft hatte. So weit ſein Arm reichte, fügten ſich die Geiſtlichen mit Angſt und Zittern ſeinen Wünſchen, über dieſen Kreis hinaus wurden alle Geiſtliche durch ſeine Zumuthung erbittert. Die Könige von Frankreich und England waren nicht geneigt ihm zur Unterwerfung des apoſtoliſchen Stuhles, zur Gründung einer willkührlichen Herrſchaft in Italien behülflich zu ſein; eben ſo wenig die Könige von Ungarn und Dänemark, die er gleichfalls zu einer ſolchen Vereinigung einlud. Aber der Papſt Alexander arbeitete ihm auch überall entgegen; er ſchickte nicht bloß Legaten in die vier genannten Länder, ſondern auch nach Spanien und Sicilien, nach Conſtantinopel und Jeruſalem, um Fürſten und Völkern, Geiſtlichen und Laien den wahren Zuſammenhang der Dinge zu enthüllen. Alle denkenden Menſchen neigten ſich mehr und mehr auf ſeine Seite.

Friedrich berief die Biſchöfe aus Teutſchland und Italien, die bei dem Heere vor Crema waren, zu einer Verſammlung. Dieſe Verſammlung war der Meinung, daß der Kaiſer beide Päpſte vor ein Gericht laden und den Streit nach dem Rathe der Rechtgläubigen entſcheiden müſſe. Hierauf lud der Kaiſer alle Biſchöfe der chriſtlichen Reiche des Abendlandes „zu

einem feierlichen Hoftag und einer allgemeinen Versammlung" auf den 13. Januar's 1160 nach Pavia ein. Zugleich schickte er die Bischöfe Hermann von Verden und Daniel von Prag mit einem Schreiben an die beiden Päpste: „dem römischen Kaiser liegt ob, die Gesetze des römischen Reichs aufrecht zu erhalten und allen Kirchen im Reiche Schutz zu gewähren; im Besondern ist ihm die Beschirmung der römischen Kirche von der göttlichen Vorsehung übergeben. Daher betrübt uns Euere Zwietracht auf das Höchste. Um dieselbe zu heben, haben wir einen allgemeinen Hoftag und eine allgemeine Zusammenkunft zu Pavia angeordnet, damit die große Angelegenheit der Kirche lediglich nach der Entscheidung kirchlicher Personen beigelegt werden möge. Also befehlen wir Euch im Namen des allmächtigen Gottes und der ganzen katholischen Kirche, daß ihr zu dem Hoftag oder zu der Versammlung kommen sollt um das Urtheil derselben zu hören und zu empfangen. Wir suchen Nichts anderes als die Ehre Gottes und die Einheit seiner Kirche. Gott ist unser Zeuge."

Von diesem Schreiben aber wurden im Widerspruche mit demselben zwei Abschriften ausgefertigt, die eine „an Victor den römischen Bischof und die Cardinäle, die denselben gewählt haben" gerichtet, die andere „an den Canzler Roland und an die Cardinäle, die denselben zum römischen Bischof gewählt haben." Von diesem Umstand erhielt Alexander Nachricht. Da verpflichteten sich die Geistlichen, die um ihn waren, nicht zu wanken, nöthiges Falles für die Erhaltung der Freiheit der Kirche das Leben zu lassen.

Die Bischöfe von Verden und Prag hatten den Befehl sich zuerst zu Alexander zu verfügen. Alexander, von seinen Geistlichen umgeben, empfing sie feierlich. Die Abgeordneten richteten in mißachtender Sprache ihren Auftrag aus und überreichten das kaiserliche Schreiben. Alexander unterwarf dieses Schreiben einer scharfen Prüfung. Es erregte immer größere Bedenklichkeiten: ein Hoftag war angeordnet, keine Kirchenversammlung; der Kaiser hatte seinen Befehl ausgestellt im Namen des allmächtigen Gottes und der ganzen katholischen Kirche, die sich doch auch über große Länder hinwegbreitete, in welchen er Nichts zu sagen hatte; der Befehl war erlassen

aus einem Lager; unter den Waffen eines Heeres sollte der Hoftag Statt finden. Daher erließ Alexander III an die Bischöfe von Verden und Prag ein Schreiben, das im Wesentlichen Folgendes enthielt: „Wir sind bereit den Kaiser, den Schirmvogt der römischen Kirche, vor allen Fürsten der Welt zu ehren, ihm in allen Dingen, bei welchen die Ehre des Königes der Könige keinen Schaden leiden kann, zu Willen zu sein; aber wundern müssen wir uns, daß der Kaiser uns oder vielmehr dem heiligen Petrus und der römischen Kirche die gebürende Ehre versagt. In seinem Schreiben kommt vor, daß er die Geistlichen aus fünf Reichen zusammenberufen habe. So haben seine Vorfahren nicht gehandelt. Das geht über die Gränze seiner Würde hinaus; er kann ohne Mitwissen des römischen Bischofes kein Concilium berufen. Er ist nicht ein Mensch, der Gewalt über uns hätte, oder uns Befehle ertheilen könnte. Unser Herr Jesus Christus hat dem Apostel Petrus und durch ihn der römischen Kirche das Vorrecht ertheilt, daß allgemeine Angelegenheiten der Kirchen durch ihr Ansehen entschieden werden, sie selbst aber keines Andern Urtheil unterliegen soll. Also dürfen wir nicht dulden, daß gegen dieses Vorrecht von Dem, der Schirmvogt der römischen Kirche ist, an sie, an die Mutter geschrieben werde wie an eine Magd. Auch verstattet die kanonische Ueberlieferung, es verstattet das ehrwürdige Ansehen der Väter nicht, daß wir an seinen Hof gehen oder die Entscheidung seines Hoftags annehmen. Die Kirche mit Christi theuerem Blut erlöst darf nicht in Knechtschaft gestürzt werden, sie, für deren Freiheit unsere Väter ihr Blut vergossen haben, für deren Freiheit wir selbst die äußerste Gefahr zu bestehen verpflichtet sind." Alsobald begaben sich die beiden Bischöfe nach Segni zu Victor IV; der Pfalzgraf Otto begleitete sie oder folgte ihnen. Sie überreichten in Ehrerbietung das kaiserliche Schreiben, warfen sich vor Victor nieder und küßten ihm die Füße. Victor erklärte, daß er in Pavia erscheinen würde.

Die christliche Welt kam in Bewegung. Viele edele Menschen wandten sich ab; in Manchen stiegen ketzerische Gedanken auf; Alle erwarteten mit Aengstlichkeit den Tag

von Pavia. Der Kaiser jedoch hatte bei der Festsetzung dieses Tags auf eine schnelle Unterwerfung der Stadt Crema gerechnet: der furchtbare Widerstand dieser Stadt machte eine Verschiebung der Versammlung nothwendig. Erst als Crema in Asche lag, konnte dieselbe am 4. Februar's eröffnet werden.

Geistliche geringeres Ranges hatten sich in Menge eingefunden, Bischöfe in kleiner Zahl: nur aus Teutschland und aus Lombardien waren einige eingetroffen. Die Könige von Frankreich, von England und von Ungarn hatten Abgeordnete gesandt, um die Zuschriften des Kaisers zu beantworten, vielleicht auch um die Verhandlungen der Versammlung zu beobachten, keineswegs um Theil an diesen Verhandlungen zu nehmen. Auf Ermahnung des Kaisers wurde „die Sache der katholischen Kirche" durch Fasten und Beten Gott empfohlen, die Fürsprache der Heiligen um den göttlichen Beistand angerufen. Hierauf suchte Friedrich durch eine Anrede an die Bischöfe den Hoftag in eine Kirchenversammlung um zu wandeln. „Ich weiß wohl, sagte er, daß mir bei großen Gefahren der Kirche die Macht zusteht Concilien zu berufen: Constantin, Theodosius und Justinian haben in alten Zeiten, in neuern der Kaiser Karl und Otto Concilien versammelt; aber ich überlasse die Entscheidung dieser wichtigen Angelegenheit euerer Klugheit und euerer Macht. Gott hat euch zu Priestern gesetzt und euch die Macht gegeben, auch über Uns zu richten; Uns kommt nicht zu in Dingen, die Gottes sind, über euch zu richten. Darum kann ich euch nur ermahnen so zu verfahren, als ob ihr das Gericht Gottes über euch allein erwartetet." Nach diesen Worten verließ er die Versammlung.

Fünf Tage lang verhandelten die Geistlichen über die Frage, ob man sich überhaupt mit der Angelegenheit der beiden Cardinäle, die sich Päpste nannten, beschäftigen solle und dürfe. Viele waren gegen diese Verhandlung, weil die Versammlung zu klein sei; Viele hielten für Unrecht über den abwesenden Cardinal Roland zu richten: sie verlangten eine Aufschiebung der Sache, die Zusammenberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung. Aber die fünf Tage blieben

von Seiten des Kaiſers und ſeines Papſtes Victor nicht unbenutzt. Durch mancherlei Künſte wurde der Eine gewonnen, der Andere eingeſchüchtert, der Dritte ermüdet. Ueberdieß fürchteten die teutſchen Biſchöfe ſich vor einer neuen koſtſpieligen Reiſe zu einem Concilium nach Italien. Alſo wurde beſchloſſen, daß die Sache entſchieden werden ſollte. Am ſechsten Tage wurden die Berichte der Cardinäle, die Octavian gewählt hatten, über den Hergang der Dinge bei der Wahl vorgeleſen; andere Geiſtliche aus Rom von derſelben Partei wurden als Zeugen vernommen. Hierauf die Entſcheidung: „Roland iſt ein Widerſpänſtiger, ein Verſchwörer, ein Abtrünniger, ein Menſch, der Uneinigkeit, Streit und Meineid predigt; ſeine Wahl iſt ungültig und nichtig; Victor's Wahl geſetzlich und ſtandhaft; er iſt als Papſt, als der allgemeine Biſchof an zu erkennen.“ Dieſer Spruch erfolgte durch die Mehrheit der Stimmen. Alle willigten auch nicht ein ohne einen Vorbehalt; ſelbſt die Eifrigſten zeigten, daß ſie ſich des Gedankens, nicht Alles ſei wie es ſein ſollte, kaum zu erwehren vermochten: ſie bemerkten, daß ſie kein anderes Mittel ſähen zur Herſtellung der Eintracht zwiſchen dem Reich und der Kirche.

Der Kaiſer gab ſich den Schein eines Siegers, trat mit alter Zuverſicht auf, genehmigte öffentlich Victor's Wahl, ließ ſie von allen Fürſten die um ihn waren genehmigen, und alsdann an die verſammelte Menſchenmenge zu dreien Malen die Frage richten: ob ſie den erwählten Victor als Papſt wollte oder nicht wollte? Die Menge erklärte was ſie erklären ſollte. Am folgenden Tage, Freitags den Zwölften Februar's, wurde Victor aus der Kirche des heiligen Salvator außerhalb der Stadt in die Stadt zur Hauptkirche geführt. Vor dieſer Kirche erwartete ihn der Kaiſer, hielt ihm als er vom Pferde ſtieg den Steigbügel, führte ihn zum Altare, warf ſich vor ihm auf die Kniee und küßte ihm die Füße. Alle Anweſenden folgten dem Beiſpiele des Kaiſers. Am nächſten Tage hielten die Biſchöfe unter dem Vorſitz ihres Papſtes eine Verſammlung. In derſelben ſprachen ſie über den Cardinal Roland und ſeine wichtigſten Anhänger den Bann aus, und übergaben ſie dem Satan zum Verderben

des Leibes, damit am Tage des Herrn die Seele gerettet würde. Endlich wurden Legaten an die Könige aller chriſtlichen Länder, ſo wie an den griechiſchen Kaiſer mit dem Auftrage geſendet, die Anerkennung des Papſtes Victor IV überall zu betreiben und zu beſchleunigen.

4.

Rückkehr Heinrich's des Löwen und anderer Fürſten nach Teutſchland. Bannfluch und Widerſpänſtigkeit gegen den Kaiſer.

Der Kaiſer war ſeit zwanzig, Heinrich der Löwe ſeit acht Monaten aus dem Vaterland entfernt geweſen. Auch in dieſer letzten Zeit hatte ſich in Teutſchland Nichts von einiger Bedeutung ereignet. Aller Augen waren auf Italien gerichtet. Selbſt die Verfaſſer der Jahrbücher beachten nur was der Kaiſer thut, was um den Kaiſer vorgeht; des Volkes, des Reiches wird kaum gedacht. Er aber der Kaiſer Friedrich war, wie er ſich auch getäuſcht haben mag, weder durch die Schulweisheit der Rechtsgelehrten noch durch die Gewalt ſeiner Waffen im Geringſten weiter gekommen. Er hatte die Stadt Crema für ihre Widerſpänſtigkeit grauſam gezüchtigt; aber der ungeheuere Kampf hatte ihm nur einen unfruchtbaren Triumph eingetragen. Der Geiſt, der ihm in Crema entgegen getreten, war unter den Trümmern der Stadt nicht begraben worden. Alle edelen Gefühle in der menſchlichen Bruſt waren auf der Seite der Bürger von Crema: jeder gute Menſch wünſchte lieber in Crema mit beſiegt zu ſein als die Stadt mit erobert zu haben. Auch hatte der Kaiſer den Mann, welchem von ihm der Stuhl des Apoſtels beſtimmt war, die Begrüßung als Papſt von vielen Menſchen, von Fürſten und Geringen verſchafft: vielleicht aber hatte nicht ein Einziger die Begrüßung mit frohem Herzen ausgeſprochen. Ueber dem Vorgange zu Pavia lag ein Dunſtkreis von Heuchelei und Lüge. Selbſt die beiden Männer, welche den Kaiſer wegen ſeiner frühern Thaten auf das Höchſte gefeiert haben, der Geſchichtsſchreiber Radewich und

der Dichter Gunther, haben vor dem Tage von Pavia den Griffel aus der Hand gelegt und Abschied vom Kaiser und von ihren Lesern genommen. Friedrich jedoch stand unerschütterlich da und schauete, wie es schien, ruhig in die Zukunft hinein.

Nach der Auflösung der Versammlung von Pavia verstattete er den meisten teutschen Fürsten die Rückkehr in das Vaterland. Er selbst blieb in Italien. Seine Hausmacht behielt er bei sich. Auch blieben einige Fürsten um ihn: der Herzog Friedrich von Schwaben, der Pfalzgraf Konrad bei Rhein, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach: der Herzog Welf hatte seine Krieger von Crema hinweg nach Tuscien geführt um die Besitzungen der Markgräfin Mathilde, mit welchen er belehnt war, in Besitz zu nehmen. Jetzt verließ auch er Italien und übertrug seinem Sohne Welf die Anführung.

Der Kaiser sah den Abzug der teutschen Fürsten nicht ohne Verdruß; nach Gesetz und Herkommen aber hatte weder er das Recht von den Fürsten, noch hatten die Fürsten das Recht von ihren Leuten einen längern Dienst zu verlangen, und Niemand war geneigt in Italien zu bleiben. Die schwächern Fürsten, besonders die geistlichen, würden wohl nicht gewagt haben den Kaiser zu verlassen, wenn nicht Heinrich der Löwe den Ausschlag gegeben hätte. Dieser Herzog hatte die Fahrt über die Alpen nur unternommen um seine Zeit zu erwarten; in Italien hatte er sich mit einer gewissen Zweideutigkeit benommen: während er tapfer mit dem Kaiser kämpfte, wußte er das Vertrauen Derer, gegen welche der Kampf gerichtet war, zu erwerben und zu bewahren. Zu der Beschleunigung seines Abmarschs aus Italien hatte er einen schicklichen Vorwand.

Nach seiner Entfernung aus Teutschland hatten die slavischen Völker die Seeräuberei gegen die Dänen mit der größten Verwegenheit wieder begonnen. Der König der Dänen drohte Rache an den Sachsen zu nehmen. Gerold, der Bischof von Aldenburg, versprach dem Könige Genugthuung, sobald der Herzog und die Fürsten des Landes zurückgekommen wären. Waldemar drängte die Sachsen; die Sachsen

flehten zum Herzoge; der Herzog stellte dem Kaiser die Gefahr seines Volkes, die Gefahr für die Gränzen des Reiches vor: der Kaiser gewährte dem Herzoge was er ab zu schlagen nicht berechtigt war. Also erhielt Heinrich der Löwe die Erlaubniß zum Abzug und mit ihm die übrigen Fürsten. Vor dem Abzuge jedoch versammelte Friedrich diese Fürsten um sich, dankte Allen und Einzelnen für ihre Treue, stellte die Trennung als durch die Lage des Landes geboten dar, forderte aber auch die Abziehenden auf, im nächsten Jahre mit verstärkter und erfrischter Mannschaft wieder zu ihm zu stoßen. Zugleich vertheilte er von dem Raub Italien's goldene und silberne Gefäße, prächtige Kleider und Waffen unter sie; auch wurden Manche mit Lehngütern in Italien beschenkt. Bald aber traten Ereignisse ein, die dem Kaiser seine Schwäche an Macht schwer fühlbar machten.

Noch im Monate Februar 1160 sprach ein Legat des Papstes Alexander in der Hauptkirche von Mailand zuerst den Bann aus über Octavian, den Papst Victor, so wie über den Kaiser Friedrich, alsdann über mehrere Männer, die sich besonders als Anhänger und Förderer des Kaisers und Octavian's bewährt hatten. Friedrich antwortete auf diesen Fluch mit einem Befehl für das ganze Reich: alle Prälaten in Italien sollten sich zu dem Papste Victor begeben um demselben ihre Ehrerbietung zu bezeugen oder das Land für immer verlassen. Alle hingegen, Weltliche wie Geistliche, die sich zu dem Papst Alexander begeben würden, sollten mit dem Verluste des Ihrigen und mit dem Tode bestraft werden. Da versammelte der Papst Alexander am grünen Donnerstage die Cardinäle und Bischöfe, die zu ihm hielten, in Anagni, belegte selbst den Kaiser Friedrich als den Verfolger der Kirche Gottes öffentlich mit dem Bann, sprach Alle, die ihm den Eid der Treue geleistet von diesem Eide los, wiederholte endlich den Fluch den er schon früher gegen Octavian und seine Mitschuldigen ausgesprochen hatte. Nach diesen Vorgängen kam ganz Italien in Bewegung; man konnte sich nicht denken, daß es dem Kaiser Ernst sei mit seinem grausamen Befehle; Manche versuchten zu dem Papst Alexander zu gelangen: diese „Alexandriner" wurden wirklich mit der angedrohten

Strafe belegt. Die Versuche den Papst Alexander zu begrüßen hörten daher auf; aber viele Geistliche in Italien waren nicht zu bewegen „den kaiserlichen Götzen Victor an zu beten"; sie verliessen das Land um im Elend ihr Gewissen zu retten: manche Gemeinden standen ganz verwais't oder erhielten Geistliche, die sie als falsche Priester betrachteten.

Inzwischen verband sich der Papst Alexander fest und öffentlich mit den widerspänstigen Städten in der Lombardei. Diese Verbindung, an sich von großer Bedeutung, mochte leicht gefährlich werden durch das Benehmen der übrigen christlichen Fürsten. Das Reich der Franken hatte seine Macht unter den Völkern Europa's durch die Annahme der katholischen Religion gewonnen; das Lehnthum war durch die Theilnahme der Kirche zu seiner Herrlichkeit gekommen; vom Papste war das Kaiserthum ausgegangen und wurde vom Papst ertheilt; Thron und Altar hatten sich gegenseitig gehoben und stark gemacht: die Losreissung der Kirche vom Throne, vom Lehnthum, und die Verbindung der Kirche mit dem freien Bürgerthum in den Städten schien eine Umkehrung aller gesellschaftlichen Verhältnisse bewirken zu müssen. Friedrich selbst hatte vor Tortona, vor Mailand, vor Crema den Geist bürgerlicher Freihet gesehen: wie hätte er nicht die Stärke desselben fürchten sollen, wenn Papst und Kirche ihm mit ihrem Reichthum, ihrer Macht, ihren Künsten zu Hülfe kamen?

Die Fürsten aus dem welfischen Hause nahmen auch schon eine zweideutige Stellung gegen den Kaiser. Der Herzog Welf hatte zwar in Tuscien die Ordnung der Dinge in der Weise des Lehnwesens her zu stellen gesucht: er hatte sieben Barone mit Grafschaften belehnt; er hatte anderen Vassallen wieder zu ihren Ehren geholfen; er hatte von einzelnen Städten zurück verlangt was sie an Lehngütern und Lehnrechten an sich gerissen. Aber er hatte überall in einer freundlichen und versöhnlichen Weise gehandelt und die Gemüther der Menschen nirgends erbittert. Nach seinem Abzug aus Italien fuhr sein Sohn, der junge Welf, fort auf gleiche Weise wohlwollend und verständig zu handeln und zu

walten, gegen jede Gewaltthat Schutz und Schirm zu gewähren: kaiserliche Krieger, die auch nach Tuscien kamen um zu brandschatzen und zu rauben, wurden von ihm mit den Waffen zurückgetrieben. Welf gewann die Menschen in den Städten und in den untersten Klassen, aber er beleidigte den Kaiser auf das Tiefste, so daß man vielleicht nicht mit Unrecht in diesen Vorgängen den Ursprung der Parteien der Welfen und der Gibellinen gesucht hat, deren Name viele Menschenalter herdurch für die Leidenschaften in Italien Losung und Farbe geworden sind.

In Teutschland gingen gleichfalls bedenkliche Dinge vor. Zwei Auftritte zeigen deutlich die Stimmung der Gemüther. Der Erzbischof Eberhard von Salzburg, ein durch sein Alter ehrwürdiger Mann, fromm, gelehrt, rein in seinem Leben, zu jeglicher Aufopferung bereit, stand in hohem Ansehen: man sagte von ihm, sein Leben sei wie sein Wort, sein Wort wie sein Leben, er handele wie er lehre und lehre wie er handele. Dieser Fürst der Kirche hatte sich aufgemacht um dem Hoftag in Pavia bei zu wohnen. Eine schwere Krankheit hatte ihn genöthigt von Vicenza nach Salzburg zurück zu kehren. Nach der Entscheidung der Versammlung in Pavia schrieb der Kaiser an Eberhard, er möge doch ohne Verzug dieser Entscheidung beitreten. Eberhard aber, über den Gang der Verhandlungen in Pavia unterrichtet, trug Bedenken sich zu erklären, und der Bischof Hartmann von Brixen folgte seinem Beispiel. Als Heinrich der Löwe aus Italien zurück kam, traten die beiden Bischöfe mit diesem Herzog in Verkehr. Sie übertrugen ihm die Schirmvogtei über ihre Kirchen; Heinrich nahm die Belehnung mit diesen Vogteien an. Also kann zwischen ihm und den beiden Bischöfen keine Zwietracht über die Frage, wer von den beiden Päpsten das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche sei, Statt gefunden haben, wie denn auch der alte Herzog Welf mit dem Erzbischof Eberhard vollkommen übereinstimmte. Inzwischen wurden Eberhard und Hartmann gedrängt, daß sie sich aussprechen sollten: da erklärten sie Beide stark und entschieden Alexander III für den rechtmäßigen Nachfolger des Papstes. Von diesem Augenblick an war Friedrich I gegen Heinrich den Löwen, gegen

das ganze welfische Haus von Mißtrauen und Argwohn durchdrungen.

Der Erzbischof Arnold von Mainz war durch Ränke, böse Künste und die Gunst des Kaisers Friedrich zu seinem Stuhle gelangt. Seitdem hatte im ganzen Erzbisthum vielfache Zwietracht geherrscht: es war zu Waffen und Blut gekommen. Arnold soll seine erzbischöfliche Gewalt auf das Aergste mißbraucht, die Einwohner der Stadt auf alle Weise gequält haben. Er hatte der Fahrt nach Italien beigewohnt, war aber nach dem Tage von Pavia zurückgekehrt. Bei seiner Ankunft scheint er die Stadt verschlossen gefunden zu haben; wenigstens wird versichert, er habe eine starke kriegerische Mannschaft aus Thüringen herbeigerufen um die Stadt zu züchtigen. Er selbst begab sich in das wohlbefestigte Jakobus-Kloster in der Nähe von Mainz. Plötzlich strömte aus dieser Stadt eine wilde Menschenmenge gegen das Kloster, schleppte eine Masse brennbarer Dinge zusammen und setzte dieselben vor allen Ausgängen in Flammen. Arnold nahm seine Zuflucht zu Bitten und Versprechungen: man antwortete mit Spott und Hohn. Das Feuer ergriff die Klostergebäude. In dieser Noth verkleidete sich Arnold als Mönch und versuchte mit den übrigen Mönchen zu entkommen; er ward aber erkannt und auf eine schauderhafte Weise ermordet und verstümmelt.

Der Kaiser Friedrich empfing die Nachricht von diesem Vorgange mit Schmerz und Zorn. In dem Erzbischof Arnold hatte er einen mächtigen Fürsten verloren, der in dem Streite wider Alexander III und wider das verhaßte Mailand treu zu ihm gehalten haben würde; auch mußte es ihm sehr bedenklich sein, daß sich in den Städten Teutschland's derselbe Geist der Widerspänstigkeit zu zeigen fortfuhr, der sich in den italiänischen Städten schon so furchtbar gemacht hatte. Aber er war nicht im Stande sogleich Rache an Mainz zu nehmen, überhaupt nicht im Stande Vorkehrungen gegen die Aufregung in Teutschland zu treffen. Seine Unruhe, sein Zorn wurde noch dadurch vermehrt, daß er gleichzeitig aus den übrigen Ländern der christlichen Welt mehr und mehr unerfreuliche Nachrichten erhielt. Ueberall

wurde der Papst Victor IV bestimmt und entschieden verworfen, Alexander III als der wahre apostolische Bischof anerkannt. Er stand fast allein mit seinem Papst: er durfte auch Denen nicht mehr trauen, von welchen Victor zu Pavia als Papst begrüßt worden war.

5.

Mailand's Belagerung, Unterwerfung, Zerstörung.

Bald nach dem Abzuge der teutschen Fürsten aus Italien wagten die Mailänder, des Kaisers Schwäche benutzend, einen kriegerischen Zug gegen Neu-Lodi, mit welchem sie einen neuen Bürgerkrieg in Lombardien eröffneten. In diesem Kriege sind frevelhafte und grausame Dinge verübt, aber auch große und bewunderungswürdige Thaten vollbracht worden; Glück und Unglück haben schnell gewechselt; zu einer Entscheidung jedoch haben die Ereignisse nicht geführt. Auf der einen Seite standen Mailand, Brescia und Piacenza, auf der andern Pavia, Cremona, Novara, Lodi, Como, Vercelli: die Markgrafen von Montferrat und von Malespina, so wie der Graf von Blanderat und andere Fürsten und Herren hielten zu Mailand's Feinden. Der Kaiser stand außerhalb des Kampfes und suchte nur die Leidenschaften auf zu stacheln. Zwar hat er auch zuweilen Theil an dem Kampfe genommen, aber seine Macht war zu gering, als daß er Etwas Anderes als die Fortsetzung und Belebung des Kampfes hätte bewirken können.

Inzwischen trieb er in jeglicher Weise, daß ihm aus Teutschland neue Hülfe gesendet werden möchte. Heinrich der Löwe aber war in einem Kriege gegen die slavischen Völker begriffen, in welchem er Großes gewann, Größeres erwartete. Der Kaiser konnte nicht hoffen, daß Heinrich einen neuen Zug nach Italien machen würde. Schon im Sommer 1160 schickte er den Pfalzgrafen Konrad bei Rhein und den Herzog Friedrich in Schwaben nach Teutschland, um alle Fürsten zu einer Fahrt über die Alpen zu bewegen. Den Abgeordneten gelang Vieles. Im Frühlinge des Jah-

res 1161 kamen der Herzog Friedrich und der Pfalzgraf Konrad nach Italien zurück, und viele teutſche Biſchöfe, Markgrafen, Grafen und Herren trafen gleichzeitig mit kriegeriſchen Gefolgen ein. Die Größe der ganzen Heeres wird nicht angegeben; jedoch wird verſichert, der Herzog Friedrich habe mehr als 600 wohlbewaffnete Lehnleute, der Erzbiſchof Rainald von Cöln über 500, der Landgraf Ludwig von Thüringen 500, und der Sohn des Königes von Böhmen 300 Reiter nach Italien geführt. Ohne Zweifel waren dieſe Haufen die bedeutendſten in dem Heere.

Der Kaiſer zögerte nicht die friſchen Kräfte zu verſuchen. Gegen das Ende des Monates Mai zog er in das mailändiſche Gebiet bis nahe an die Thore der Stadt um das Land von Neuem zu verwüſten, und alle Zufuhr ab zu ſchneiden. Am letzten des Monates brachen Mailänder aus der Stadt, und richteten ihren Angriff gegen die Paveſen und andere Lombarden im kaiſerlichen Heer. Es kam zu einem harten Streit ohne Entſcheidung. Fortan machten die Mailänder alle Tage Ausfälle, aber der Sieg blieb niemals auf ihrer Seite. Die teutſchen Krieger im kaiſerlichen Heer nahmen keinen Antheil an den Kämpfen: Friedrich ſchonte ſie, ſo lange ſeine lombardiſchen Anhänger den Angriffen der Mailänder zu begegnen im Stande waren.

Die Mailänder ſahen mit großer Beſorgniß in die Zukunft. Sie hatten keine bedeutenden Vorräthe ein zu bringen vermocht. Sie ſtellten daher alle vorhandenen Lebensmittel unter die Aufſicht eines erwählten Ausſchuſſes, nach deſſen Entſcheidung alle Eßwaaren und alle Getränke nur zur Nothdurft und zu beſtimmten Preiſen verkauft, auch von den Reicheren Darleihungen an die Aermeren gemacht werden ſollten. Dieſe Einrichtung aber brachte kein Heil; ſie erregten vielmehr bei Verſorgten und Bedürftigen, bei Verkäufern und Käufern, bei Reichen und Armen mannichfaltige Unzufriedenheit.

Unter ſolchen Umſtänden, die nicht verborgen blieben, glaubte der Kaiſer, die Mailänder würden ſich ſelbſt überlaſſen bis zur gänzlichen Auflöſung ihres gemeinen Weſens hinabſinken. Deßwegen zog er ſein Heer aus dem Anblicke der

Stadt zurück, damit die Einwohner nicht durch die drohende Gefahr zur Herstellung der Einigkeit geschreckt werden möchten. Aber seine lombardischen Krieger bedurften auch einiger Erholung, und die neu angekommenen teutschen mußten sich an das Land, die Luft, die Sonne des fremden Himmels gewöhnen. Ueberdieß hielt er für nöthig Etwas für seinen Papst Victor zu thun. Er entließ daher die Lombarden nach ihrer Heimath, brachte die Teutschen in eine geeignete Stellung und begab sich selbst nach Lodi. Der Papst Victor hatte schon früher ein Concilium nach Pavia, alsdann nach Cremona ausgeschrieben: es war aber unmöglich gewesen, dasselbe in diesen Städten zu versammeln. Jetzt ward es auf Friedrich's Verlangen nach Lodi verlegt, und am Neunzehnten Junius' unter Victor's Vorsitz eröffnet. Der Kaiser wohnte mit allen weltlichen Fürsten seines Heeres der Versammlung bei. Die Zahl der Geistlichen soll groß gewesen sein. Alle Versammelten erkannten Victor IV als den rechtmäßigen apostolischen Bischof an. Auch sollen Schreiben der Könige von Dänemark und von Norwegen, von Ungarn und von Böhmen, sechs ungenannter Erzbischöfe, zwanzig ungenannter Bischöfe, vieler Aebte und Pröpste vorgelegt worden sein, in welchen Victor als Papst anerkannt, und Alles zum Voraus genehmigt worden, was dieser Papst mit dem Concilium zu Lodi anordnen und beschließen würde. Die Versammlung trug kein Bedenken, Bannflüche über die Feinde des Kaisers und des Papstes Victor, sowie über diejenigen, die den Erzbischof Arnold von Mainz ermordet hatten, aus zu sprechen.

Am Siebenten Auguſt's, 1161, zog der Kaiser mit den Teutschen und den Böhmen von Neuem gegen Mailand. Sogleich schickten die Mailänder Abgeordnete an den Landgrafen Ludwig, an den Herzog von Böhmen und an des Kaisers Bruder Konrad, um eine Unterredung zwischen diesen Fürsten und den Consuln der Stadt zu vermitteln. Ihr Vorschlag ward angenommen; beide Theile versprachen sich Sicherheit. Also begaben sich die Consuln von Mailand nach dem feindlichen Lager. Hier wurden sie sogleich von den Lehnleuten des Erzbischofes Rainald von Cöln gefangen hin-

weg geführt. Die mailändiſchen Krieger, welche die Conſuln begleitet hatten, ſtürzten ſich auf die erzbiſchöflichen; es entſpann ſich ein harter Kampf, der ſich, da beide Theile Hülfe erhielten, fortzog und verwickelte. Die drei Fürſten, die ihr Wort gegeben hatten, geriethen, als ſie die Gefangennehmung der Conſuln erfuhren, in den heftigſten Zorn; ſie beſchloſſen Rache zu nehmen an dem Erzbiſchof Rainald. Dieſer nahm ſeine Zuflucht zum Kaiſer: Friedrich ſchützte ſeinen Canzler, verſagte den Befehl, die gefangenen Conſuln in Freiheit zu ſetzen, eilte mit ſeinen und des Herzoges Friedrich von Schwaben Lehnleuten in den Kampf. Der Landgraf Ludwig aber und der Herzog von Böhmen weigerten ſich ihm zu folgen. In dem Kampfe wurde das Pferd des Kaiſers getödtet, er ſelbſt verwundet. Die Mailänder ſahen ſich, nachdem Viele niedergehauen, Viele zu Roß und zu Fuß in Gefangenſchaft gerathen waren, zum Rückzuge genöthigt. Ein Theil derſelben warf ſich in die Kirche des heiligen Laurentius außerhalb der Stadt und vertheidigte ſich ſo mannhaft, daß der Kaiſer für nöthig hielt bei dem Einbruche der Nacht in ſein Lager zurück zu kehren.

Der Krieg ging fort. Die Mailänder führten ihn mit der höchſten Erbitterung. Der Kaiſer machte den Verſuch die Mailänder durch Schrecken in die Mauern hinein zu bannen. Er gab den Befehl, daß allen Mailändern, die außerhalb der Mauern ergriffen würden, die Hände abgehauen werden ſollten. Zugleich ließ er rings um die Stadt Befeſtigungen anlegen; er ſelbſt nahm ſeine Stellung bei Lodi. Aber ſeine Kräfte wurden mit jedem Tage geringer. Von den Teutſchen, die erſt im Frühling angekommen waren, kehrte ein bedeutender Theil über die Alpen zurück, namentlich der Landgraf Ludwig von Thüringen und der Herzog von Böhmen. Vielleicht zogen dieſe Fürſten ab, ohne die Erlaubniß vom Kaiſer erhalten zu haben; wenn ihnen aber auch dieſe Erlaubniß ertheilt worden iſt, ſo hat doch nur der Groll, den ſie über den Auftritt vor Mailand in ſich trugen, den Kaiſer zur Ertheilung deſſelben bewogen. Dagegen entließ Friedrich die Lehnleute des Erzbiſchofes von Cöln, Theils weil er fürchtete, der Unwille gegen dieſe Krieger möge Ver-

anlassung zu Uneinigkeiten geben, Theils weil der Erzbischof besorgte, seine Besitzungen in Teutschland möchten von dem Landgrafen Ludwig angegriffen werden.

Sechs Monate dauerte der Kampf. Die Mailänder erlitten die bitterste Noth. Friedrich ließ Allen, die ihnen Lebensmittel zu bringen wagten, sobald sie in seine Gewalt geriethen, die rechte Hand abhauen: 25 Männer aus Piacenza sollen dieses Unglück an Einem Tag erduldet haben. Vor solchem Scheusale schauderten die Freunde Mailand's zurück; vor solchem Scheusale trugen auch die Mailänder Bedenken ans der Stadt heraus zu gehen: Friedrich ließ fünf gefangenen Mailändern die Augen ausreissen, einem sechsten die Nase abschneiden, und jene durch diesen nach Mailand zurückführen.

Kleinmüthige Menschen in der Stadt fingen an von Unterwerfung zu sprechen; starke Geister drangen auf Ausdauer. Bald lief das Gerücht um, die Vornehmen seien im Begriff zu entfliehen und das arme Volk seinem Schicksale zu überlassen. Daher Mißtrauen und Hader, Gezänk und Kampf in den Gassen, während die Häuser mit Hunger, Angstruf und Wehegeschrei angefüllt waren. Die Consuln, die Weisen der Stadt wurden mit dem Tode bedroht. Bei solchen Zuständen beschlossen die Mailänder Abgeordnete an den Kaiser nach Lodi zu senden. Diesen Abgeordneten wurden folgende Erklärungen abgeängstigt: „die Mailänder wollen ihre Mauern an den sechs Theilen der Stadt niederreissen, die Gräben ausfüllen, drei hundert Geisseln stellen, jeden Podesta, den der Kaiser ihnen setzen wird, anerkennen, alle Regalien aufgeben, Geld zahlen, eine kaiserliche Pfalz bauen, niemals ein Bündniß mit andern Städten eingehen, 3000 Menschen nach Vorschrift des Kaisers aus der Stadt weisen, den Kaiser selbst mit seinem Heer aufnehmen." Der Erzbischof Rainold von Cöln verwarf und bekämpfte diese Anerbietungen: „der Sieg müsse vollständig sein; später möge der Kaiser Milde und Erbarmung beweisen." Die Abgeordneten von Cremona, Pavia, Novara, Como, Lodi und andern Städten traten wie die Abgeordneten lombardischer Fürsten auf die Seite des Priesters von Cöln. Der Kaiser selbst gab den

Mailändern die trockene Antwort: sie hätten keine Vorschläge zu machen, sondern sich unbedingt zu unterwerfen.

In ihrer Bestürzung schickten die Mailänder eine neue Gesandtschaft von sechszehn adelichen Männern nach Lodi. Dieselben erschienen am Ersten des Monates März, 1162, vor dem Kaiser und sprachen die Unterwerfung der Stadt aus: sie schwuren einen feierlichen Eid, daß alle Bürger von Mailand den Befehlen des Kaisers zu gehorchen bereit seien. Vier Tage später kamen auf Friedrich's Verlangen gegen 300 Reiter aus Mailand nach Lodi, unter ihnen 36 Fahnenträger; sie überreichten die Fahnen, warfen sich vor dem Kaiser auf die Kniee, übergaben ihm die Schlüssel der Stadt und küßten ihm die Füße. Der Kaiser behielt sie im Gewahrsam. Hierauf befahl er, daß zuvörderst Alle, die seit drei Jahren Consuln gewesen waren, so wie ein Theil der mailändischen Krieger zu Fuße mit ihren Fahnen und der Standarte der Stadt vor ihm erscheinen sollten. Ein Tausend Krieger zog heran, in ihrer Mitte die Standarte der Stadt, das Heiligthum der Freiheit: ein hoher Baum auf einem starken Wagen errichtet, oben ein großes Kreuz, auf dessen Vorderseite der heilige Ambrosius in segnender Stellung. Der Baum wurde vor dem Kaiser nieder gelassen; auch wurden ihm 96 Fahnen zu Füßen gelegt. Die 1000 Krieger, sämmtlich aus dem geringern Volk, erhielten die Erlaubniß zur Rückkehr in die Stadt; dagegen mußte dem Kaiser eine Schar von 140 Reitern gesendet werden. Hierauf schickte Friedrich 6 teutsche und 6 lombardische Getreue nach Mailand um von allen Einwohnern den Eid unbedingter Unterwerfung zu empfangen. Zugleich wurde der Anfang mit der Abbrechung der Thore, der Niederreissung der Mauern, der Ausfüllung der Gräben gemacht.

Friedrich begab sich nach Pavia. Daselbst gab er am 19. März den Consuln von Mailand den Befehl, daß die Stadt innerhalb acht Tagen von allen Bewohnern gänzlich zu räumen sei. Auch dieser Befehl ward auf das Vollständigste ausgeführt. Der Erzbischof Aubert war demselben zuvorgekommen: er hatte, von einigen Geistlichen begleitet, die Stadt verlassen und sich nach Genua zu dem Papst Alexander

begeben; alle andern Mailänder verliessen ihre Wohnungen, den Palast wie die Hütte, und zogen aus den Thoren der Stadt, mit sich tragend was sie von ihrer Habe fort zu bringen vermochten. Die Vornehmen und Reichen nahmen ihren Weg nach Lodi, Pavia, Bergamo, Como und andern Städten. Die große Menschenmasse blieb in der nächsten Umgebung der Stadt, weil Keiner wußte wohin er seine Schritte lenken sollte, wohl auch weil Alle überzeugt waren, daß der Kaiser bei dem Anblick ihres unermeßlichen Jammers ihnen die Rückkehr in ihre Wohnungen verstatten werde. Sie theilten sich in große Haufen, deren jeder eine Kirche außerhalb der Mauern zu ihrem Anhalt machte.

Der Kaiser erschien an dem bestimmten Tage mit seinem Heere vor der Stadt, von kriegerischen Mannschaften aus lombardischen Städten begleitet. Er zog ein, unbekümmert um die Menschenmenge, die des Wortes der Gnade harrte. Sogleich begann die Plünderung. Der Reichthum der Kirchen wurde so wenig verschont, als die Pracht der Paläste oder die Armuth der Hütten: nur die Leichname der heiligen drei Könige sollen durch den Erzbischof Rainald gerettet und zur Erbauung der Gläubigen nach Cöln geschafft worden sein. Nach der Plünderung wurde Feuer angelegt. Was die Flamme zu verzehren vermochte ging in Flammen auf; wo das Feuer versagte da wurde gebrochen und zerhauen. Die Lombarden arbeiteten mit solchem Wetteifer, daß in Einer Woche das Werk der Zerstörung vollendet war. Einige Kirchen jedoch blieben äußerlich unverletzt. Zur Abbrechung der Stadtmauer war fast der ganze Sommer nöthig; aber nicht eher wurde geruht, als bis Mailand gänzlich vertilgt war, als bis die übrig gebliebenen Kirchen einsam über dem geebneten Boden standen wie Leichensteine über einem ungeheueren Grabe.

Am Palmsonntage, den Ersten April's, ließ der Kaiser einen Gottesdienst in der Kirche des heiligen Ambrosius unter den Trümmern von Mailand halten. Er wohnte demselben bei, mit der Siegespalme geschmückt. Alsdann zog er nach Pavia, und feierte hier seinen Triumph über Mailand wie früher über Tortona. Zum Osterfeste versammelten

ſich viele Geiſtliche und weltliche Fürſten aus Lombardien in Pavia, um ihm ihre Glückwünſche dar zu bringen. Dieſe Fürſten und andere vornehme Herren wurden nach dem Gottesdienſt zu einem Male vereinigt, zu welchem auch die Conſuln der Städte, die gegen Mailand gekämpft hatten, eingeladen waren. Seit drei Jahren hatte Friedrich ſich nicht mit der Krone gezeigt: er hatte ein Gelübde gethan, die Krone nicht wieder zu tragen, bis Mailand überwunden worden; an dieſem Tag erſchienen Friedrich und ſeine Gemahlin wieder mit Kronen geſchmückt. Fortan hat er die Jahre nach dieſer Zerſtörung berechnet.

Uebrigens ließ der Kaiſer, wahrſcheinlich ſogleich nach dem Oſterfeſte, den unglücklichen Mailändern durch den Biſchof Heinrich von Lüttich vier Stellen in den verwüſteten Fluren anweiſen, wo ſie ſich anbauen dürften und anbauen ſollten.

6.

Heinrich's des Löwen Eroberung und Waltung in Sachſen und Bayern.

Während der gewaltige Waiblinger Friedrich I in Italien kämpfte, wirkte, wüthete, beſtand der große Welf Herzog von Sachſen und Bayern, Heinrich der Löwe, nicht weniger furchtbare Kämpfe gegen ſlaviſche Völker, die für das teutſche Volk unermeßliche Vortheile verſprachen. Nach ſeiner Zurückkunft aus Italien, 1160, hatte er eine Zuſammenkunft mit dem Könige Waldemar von Dänemark zu Ertheneburg an der Elbe. Waldemar verlangte die Züchtigung der Slaven, welche gegen die Dänen die ärgſten Räubereien verübt hätten: er verſprach dem Herzoge mit einem däniſchen Heer und einer Flotte Hülfe zu leiſten. Heinrich beſchloß den Krieg. Er ſchrieb einen Landtag nach Bernvörde aus, zu welchem er alle dienſtpflichtigen Leute aus den Gränzprovinzen, Markmannen genannt, Slaven wie Teutſche berief. Die Slaven erſchienen nicht, weil ſie fürchteten ihrer tüchtigſten Männer durch Hinterliſt oder Gewalt beraubt zu werden. Heinrich erklärte daher die Slaven für ſeine und des Reiches Feinde.

Niklot, der Fürst der Obotriten, sandte seine Söhne Pribislav und Wertislav mit einer kleinen Flotte ab, um die Stadt Lübeck, Heinrich's Augapfel, zu überfallen. Den beiden jungen Männern gelang zur Nachtzeit in der Nähe von Lübeck ihre Landung unbemerkt zu bewerkstelligen. Auf der Brücke vor der Stadt über die Wakenitz aber scheiterte durch einen Zufall das Wagniß. Ein Geistlicher, Athelo, in der Nähe der Brücke wohnend, nahm eine Bewegung wahr die er nicht erklären konnte. Schnell auf die Brücke stürzend zog er auf der Seite der Stadt das Sperrfach in die Höhe. Die Slaven waren schon auf der Brücke, vermochten aber nunmehr nicht in die Stadt ein zu dringen. Sie eilten auf ihre Schiffe zurück und kehrten thatlos heim. Das war ein großes Unglück für die Slaven. Der Herzog Heinrich, aufgeschreckt durch den mißlungenen Versuch, warf sogleich eine Besatzung in Lübeck, beschleunigte seine Rüstung, ging mit einem starken Heer über die Elbe. Niklot gab auf was er nicht zu behaupten vermochte: er zerstörte seine Burgen, sammelte seine ganze Macht bei der Festung Wurle an der Warnow. Der Herzog, wohlbekannt mit der Heftigkeit der Slaven im Beginn eines Krieges, blieb bei Meklenburg stehen. Die Slaven fingen an Streifzüge zu machen nicht ohne Erfolge. Einen solchen Zug unternahmen auch Niklot's Söhne. Ein Haufe Sachsen, der ausgeschickt war um Futter zu suchen, ward abgeschnitten; eine stärkere sächsische Mannschaft aber eilte herbei, befreiete die Abgeschnittenen, trieb die Slaven in die Flucht und machte Viele zu Gefangenen. Der Herzog Heinrich ließ diese Unglücklichen aufknüpfen. Als Niklot's Söhne flüchtig in das Lager zurückkamen, rief der alte Fürst zürnend aus: „ich glaubte Männer erzogen zu haben, ihr aber seid feiger als die Weiber." Hierauf verließ er selbst mit einer auserwählten Mannschaft das Lager, und stellte sich in einen Hinterhalt nicht fern von dem Lager der Sachsen.

Bald zog ein Haufe von Troßknechten aus dem sächsischen Lager; in demselben befanden sich sechszig Lehnleute, unter dem gemeinen Kleide mit Panzern angethan. Niklot stürzte mit seiner Schar, er selbst Allen voran, mitten in

den Haufen hinein. Sein erster Stoß traf einen sächsischen Vasallen: die Lanze sprang zurück. Da wandte Niklot sein Pferd; er ward aber von den Feinden ergriffen, vom Pferde gerissen, getödtet. Die Seinigen, vom Schmerz und Schrecken betäubt, nahmen die Flucht. Der Herzog Heinrich ließ den Kopf des alten Helden auf einen Pfahl stecken; aber Niemand unter den Sachsen versagte dem Gefallenen seine Bewunderung, seine Klage. Er war der letzte Fürst, der für die Freiheit, für die Religion der wendischen Völker zwischen der Elbe, der Oder und dem Meere mit Ehre und Ruhm gekämpft hat. Nach seinem Falle hatte Niemand den Muth an Widerstand, an Rache zu denken. Und zwei oder drei andere Vorgänge machten die Rückkehr der Besinnung unmöglich.

Die Markgrafen Albrecht der Bär und Thiedrich Konrad's von Meissen Sohn waren in die slavischen Länder in ihrer Nachbarschaft eingedrungen und entzogen den Obotriten alle Hoffnung auf die Hülfe ihrer Volksgenossen. Der König Waldemar erschien mit einer Flotte, lief in die Warnow ein, und setzte die Stadt Rostock in Flammen. Bei den Dänen befand sich Priszlav, Niklot's dritter Sohn, wegen seiner Liebe zum Christenthum zu den Dänen geflüchtet, mit einer Schwester des Königes Waldemar vermählt. In diesem jungen Fürsten hatte der neue Glaube alle Liebe zu den Seinigen, alle Treue für sein altes Vaterland erstickt. Er stritt wider sein Volk und seine Brüder mit der Erbitterung der Schwärmerei, und gab seinen Glaubensgenossen arglistige Entwürfe an die Hand, um die Slaven desto schneller in die Knechtschaft zu bringen. Seine Erscheinung machte einen tiefen niederschlagenden Eindruck auf seine beiden Brüder und auf das ganze Volk der Obotriten. Die beiden Fürsten löst'ten das Lager bei Wurle auf, nur an die eigene Rettung denkend. Nachdem sie ihre Familien auf ihren Schiffen in Sicherheit gebracht, zogen sie sich mit einer kleinen Begleitung in die Wälder. Das ganze Land der Obotriten, „das Königreich Slavanien," fiel wehrlos in die Hand des Herzoges Heinrich.

Aber der Herzog glaubte des Besitzes nicht sicher zu sein,

ſo lange Niklot's Söhne in Freiheit lebten. Er lockte ſie zu ſich und ſchloß mit ihnen ein Abkommen, in welchem er den beiden Fürſten nach Lehnsbrauch die Burg Wurle mit dem Land überließ, das ringsher zu derſelben gehört hatte. Das übrige Land der Obotriten dagegen vertheilte er unter ſeine Krieger, dieſen neuen Lehnleuten die alten Eigenthümer als Leibeigene überlaſſend. Die Burg Schwerin wurde hergeſtellt, in dieſelbe eine Beſatzung gelegt, der Befehlshaber mit der Oberaufſicht über das ganze eroberte Land betrauet. Auch andere Burgen erhielten Beſatzungen und eigene Befehlshaber. Zugleich beſetzte der Herzog die drei biſchöflichen Sitze in dem Lande, wies jedem drei hundert Manſen an, und legte den Slaven Steuern und Abgaben an die biſchöflichen Stühle auf. Dagegen mußten die Biſchöfe ihm, dem Herzoge, den Eid der Treue ſchwören, ſich für ſeine Dienſtmannen erklären. Uebrigens wurde der biſchöfliche Sitz von Meklenburg nach Schwerin, der von Aldenburg nach Lübeck verlegt: der Prieſter Athelo, der Lübeck gerettet hatte, wurde zum erſten Propſt der Kirche ernannt. Bei allen dieſen Einrichtungen und Veränderungen verfuhr Heinrich wie ein ſelbſtändiger Fürſt, um Kaiſer und Reich unbekümmert.

Waldemar ging nach ſeinem Reiche zurück, nicht ohne eine reiche Beute. Der Markgraf von Brandenburg blieb in den ſlaviſchen Ländern und beſchäftigte ſich gleichfalls mit Anordnungen und Gründungen. Albrecht aber war ein Anderer geworden: der Ehrgeiz ſeiner frühern Jahre hatte ſich verloren. Eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, durch welche er die Theilnahme an den letzten Zügen nach Italien vermieden, hatte ſeine Seele noch milder geſtimmt. Nun war ein großer Theil des ſlaviſchen Landes an beiden Seiten der Havel in ſeine Gewalt gerathen, ein erödetes und entvölkertes Land. Er berief daher, wie Gunzelin des Herzoges Heinrich Befehlshaber in Schwerin, nach dem Beiſpiele des Grafen Adolf von Holſtein, eine große Anzahl von Menſchen aus Holland, Seeland und den benachbarten Provinzen zur Anſiedelung in ſeine Eroberungen: die Biſchöfe von Brandenburg und Havelberg förderten dieſen Verſuch. Auf ſeine Einladung trafen nach und nach ſo viele Menſchen ein, daß

ſie auf der öſtlichen Seite der Elbe nicht ausgeſtattet werden konnten: Vielen mußten Sitze an der weſtlichen Seite des Fluſſes von der Stadt Salzwedel an der Elbe aufwärts angewieſen werden. Die neuen Anſiedelungen gediehen nach und nach ſo vortrefflich, daß dieſe Niederländer ſich immer weiter an den Ufern der Elbe verbreiteten. Durch ſie aber wurde der Grund gelegt zu der gänzlichen Vertilgung des ſlaviſchen Lebens und ſlaviſcher Weiſe, die Herſtellung eines reinen teutſchen Lebens vorbereitet.

Inzwiſchen war Heinrich der Löwe über die Elbe zurückgegangen. Eberhard, ein Legat des Papſtes Victor IV in Sachſen, ſollte den Biſchof Ulrich von Halberſtadt, der die Sache Alexander's III ergriffen hatte, entfernen, einen andern Mann zum Bisthum Halberſtadt erheben. Der Legat nahm des Herzoges Hülfe in Anſpruch und Heinrich bot die Hand. Ulrich wurde mit dem Banne belegt und abgeſetzt, der Propſt Gero unter Heinrich's Waffen auf den biſchöflichen Stuhl erhoben. Ulrich, ein Freund des Markgrafen Albrecht, hatte mit dieſem Fürſten die Wallfahrt nach dem heiligen Lande gemacht; Albrecht hatte nach dem Herzogthume Sachſen geſtrebt. Das konnte Heinrich um ſo weniger vergeſſen, da Albrecht durch ſeine Eroberungen ein mächtiger Fürſt geworden war. Auch mochte der Herzog für nothwendig halten, den Kaiſer wegen ſeiner Geſinnung in Zweifel zu laſſen. Die Wege des Kaiſers und des Herzoges liefen aus einander; ſie mußten nach und nach in offene Feindſchaft gerathen, aber Beide hatten Urſache dieſe Feindſchaft ſo lange als möglich zu vermeiden. Uebrigens wäre wohl möglich, daß Heinrich bei ſeinem Verfahren wider den Biſchof Ulrich nur die Erhaltung der Ruhe in Sachſen erſtrebt habe. Die Geiſtlichen in dieſem Lande hatten ſich ſämmtlich für den Papſt Victor IV erklärt, wie es ſcheint, aus Haß gegen den Herzog Heinrich, der die Anſprüche der Geiſtlichkeit oft beſtritten, nie geachtet hatte. Ulrich's Erklärung für den Papſt Alexander III mochte daher Folgen haben, vor welchen der Herzog mit Recht beſorgt war.

In Heinrich's anderem Herzogthum, in Bayern war die Bildung viel weiter fortgeſchritten als in Sachſen. Deß-

wegen ward auch in Bayern weit mehr über den Streit zwiſchen den beiden Päpſten verhandelt. Dadurch war eine Parteiung entſtanden. Der Erzbiſchof Eberhard von Salzburg ward als Haupt der Anhänger des Papſtes Alexander betrachtet, und dieſe Partei gewann täglich an Stärke. Die Biſchöfe von Augsburg und von Regensburg waren die Häupter der Anhänger des Papſtes Victor. Gegen den Biſchof von Augsburg hatte ſchon der Herzog Welf die Waffen gerichtet; gegen den Biſchof Hartwig von Regensburg unternahm der Herzog Heinrich ſelbſt eine feindſelige Fahrt. In ſpäterer Zeit wird verſichert, Hartwig habe ein ſehr unprieſterliches Leben geführt; aber wahrſcheinlich iſt nicht, daß Heinrich ohne Auftrag und Ruf als Rächer der Kirchenzucht die Waffen gegen einen Biſchof ergriffen habe. Vielleicht wollte er, auf den Unwillen rechnend, den Hartwig's Leben erregt haben mag, auch in Bayern einen Verſuch zur Demüthigung der Geiſtlichen machen, die ihm in Sachſen gelungen zu ſein ſchien. Aber er hatte ſich verrechnet. Kaum war er plündernd und verwüſtend in das Bisthum Regensburg eingedrungen, ſo eilte der Erzbiſchof Eberhard von Salzburg herbei um dem Gräuel Einhalt zu thun. Und den Bemühungen dieſes ehrwürdigen Mannes gelang es den Frieden her zu ſtellen: durch welche Mittel, unter welchen Bedingungen berichten die Ueberlieferungen nicht. Von dieſer Zeit an aber wirkte und waltete Heinrich mit Kraft und Beſonnenheit in Bayern, berieth auf öffentlichen Tagen mit den Fürſten und Vaſſallen das allgemeine Wohl, that Alles was möglich den Frieden im Lande zu befeſtigen.

7.

Unterwerfung der italiäniſchen Städte. Flucht des Papſtes Alexander nach Frankreich. Zuſammenkunft des Kaiſers mit dem Könige der Franzoſen.

Die Erwartung des Kaiſers, daß die Städte Lombardien's in Mailand überwunden worden ſeien, ſchien in Er-

füllung zu gehen. Schon am 22. April's 1162 boten die Consuln von Brescia ihm die Unterwerfung der Stadt an. Friedrich genehmigte dieses Anerbieten unter folgenden Bedingungen: die Brescianer sollen alle Befestigungswerke der Stadt zerstören, den Podesta den er ihnen setzen wird annehmen, das Geld das sie von Mailand empfangen haben und überdieß sechs Tausend alt mailändisches Geldes an ihn auszahlen, alle Burgen und Festungen im Bisthume Brescia überliefern, endlich den Eid leisten, daß sie allen seinen Befehlen Gehorsam beweisen und ihm auf seinen kriegerischen Fahrten mit ihrer Macht begleiten wollten. Piacenza zögerte. Erst sechs Wochen später erschienen die Consuln dieser Stadt zu Pavia um die Gnade des Kaisers an zu flehen. Sie mußten im Wesentlichen dieselben Bedingungen eingehen. Hierauf ernannte der Kaiser nicht nur für die vier Burgen der vertriebenen Mailänder, für Brescia und für Piacenza einen Podesta, sondern auch für die übrigen Städte in Lombardien; und überall wurde der Podesta unweigerlich aufgenommen. Für die Städte jedoch die mit ihm gegen Mailand gekämpft hatten, wie Cremona, Pavia, Lodi, ernannte er Consuln aus ihrer Mitte; aber eine Stimme bewilligte er den Städten nicht. Nur Bologna zeigte sich widerspänstig. Der Kaiser hatte bisher den Namen Bologna gern genannt, weil in dieser Stadt das Studium des römischen Rechtes betrieben und gepflegt ward; in der letzten Zeit aber hatte Bologna den kaiserlichen Zorn auf sich gezogen: wahrscheinlich hatte sich die Stadt nicht eifrig bei der Zerstörung von Crema und Mailand, nicht verschwenderisch mit Glückwünschen und Huldigungen nach dem Siege bewiesen. Friedrich unternahm einen Zug gegen Bologna und schlug sein Lager an beiden Ufern des Rheno im Angesichte der Stadt auf. Da erschraken die Bürger von Bologna. Sie fürchteten das Schicksal, das „die Blume Italien's" von der Erde hinweggemäht hatte. In ihrer Angst wandten sie sich an den Kaiser. Friedrich legte ihnen dieselben Bedingungen auf, zu welchen Brescia und Piacenza sich verstanden hatten. Und nun unterwarfen sich alle Städte seinem Willen.

Friedrich glaubte einiger unbeschränkter Herr in Italien

zu sein. Nur die Spaltung in der Kirche machte ihm Sorge. Der Bannstrahl, den Alexander III auf sein Haupt geschleudert hatte, war an ihm selbst wirkungslos abgeglitten; aber in den Seelen Derer, die mit ihm getroffen waren, hatte dieser Strahl gezündet. In seinen Gegnern lebte noch die Hoffnung. Diejenigen, die sich weder für den einen noch für den andern Papst erklärt hatten, bildeten religiose Secten und kamen zu allerlei Ketzereien, welche dem Gehorsam gegen den Thron ebenso nachtheilig zu sein schienen als dem Gehorsam gegen den Altar. Diese Gährung der Geister konnte nur, wie Friedrich glaubte, durch die Unterdrückung Alexander's III unterdrückt werden.

Dieser Papst hatte, im Jahre 1160, seinen Sitz in Rom genommen, vermochte sich aber in dieser Stadt nicht zu halten. Er entschloß sich nach Frankreich zu gehen. Von dem Könige Wilhelm von Sicilien wurden vier Schiffe zu seiner Verfügung gestellt. Hierauf setzte er den Bischof Julius von Präneste als seinen Stellvertreter ein, und ging mit seinen Cardinälen und andern Geistlichen zu Terracina an Bord. Durch Sturm an die Küste Sicilien's geworfen konnte das kleine Geschwader erst in der letzten Woche des Jahres 1161 absegeln, erreichte aber glücklich den Hafen von Genua. In dieser Zeit wurde Mailand vom Kaiser auf das Härteste bedrängt. Dennoch fand der Papst in Genua eine sehr ehrenvolle Aufnahme; nach Mailand's Falle jedoch verließ er am 11. April's die bestürzte Stadt, landete an der französischen Küste und begab sich nach Montpellier. Die Prälaten aus ganz Frankreich eilten herbei um ihn als den obersten Bischof der katholischen Kirche zu begrüßen. Das Volk gerieth in eine wahre Begeisterung und drängte sich heran, den heiligen Vater zu sehen, seinen Segen zu empfangen, den Saum seines Kleides zu berühren.

Der Kaiser hatte sich viele Mühe gegeben, die Könige von Frankreich und England für Victor IV zu gewinnen. Die beiden Könige selbst waren auch nicht abgeneigt gewesen: sie hatten nicht minder als die teutschen Könige wie gegen den Trotz der weltlichen, so gegen die Anmaßungen der geistlichen Vassallen zu ringen und zu kämpfen; daher konnte

ihnen ein Papst, wie Victor, ein Geschöpf der weltlichen Macht nicht zuwider sein, am Wenigsten dem Papst Alexander III gegenüber, dessen priesterliche Strenge bekannt genug war. Auch hatte Friedrich's Gewalt unter den Fürsten und Herren in Teutschland ihnen eben so wohl gefallen als sein Kampf gegen die Städte in Italien: auch ihnen war der bürgerliche Geist bedenklich, der sich überall in den Städten rührte und geltend zu machen suchte. Aber beide Könige wagten nicht sich für Victor zu entscheiden, weil die Völker für Alexander III begeistert waren, die Geistlichen immer lauter die Ueberzeugung aussprachen, daß Alexander im Recht und auch der würdigste Mann sei, der auf dem Stuhle des Apostels sitzen könnte. Endlich jedoch veranstalteten die beiden Könige eine große Kirchenversammlung zu Toulouse, zu welcher gegen ein Hundert Prälaten aus Frankreich und England gekommen sein sollen. Sie selbst wohnten der Versammlung bei; vom Kaiser hatten sich Abgeordnete eingefunden. Vor der Versammlung vertheidigten drei Cardinäle Alexander's, zwei Victor's Sache. Die Versammlung erwog die Gründe beider Theile, entschied aber für Alexander und sprach den Bannfluch über den falschen Papst Victor aus.

Unter den Fürsten die sich für den Papst Victor erklärt hatten, waren der Bischof Manasse von Orleans und der Graf Heinrich von Troyes die bedeutendsten. Der Erste, ein gewandter Rath des Königes Ludwig, strebte nach höhern Dingen; der Andere, Ludwig's Schwager und Eidam, bewunderte des Kaisers Geist, Thaten und Kraft, und fürchtete, daß sein Land, die Champagne zunächst in Gefahr gerathen würde, wenn es zum Kriege mit Friedrich käme. Und bald änderte sich in Frankreich die Stimmung, nicht des Volkes, sondern der großen Herren gegen Alexander III. Dieser Papst war, wie ein Flüchtling von allen Mitteln entblößt, nach Frankreich gekommen: man fürchtete, der erhabene Gast möchte bald ein lästiger Gast werden. Der König Ludwig, auf diesen Umstand aufmerksam gemacht, gerieth selbst in Besorgniß. Er schickte zwei Abgeordnete nach Montpellier, die den Papst wie es scheint zu der Einsicht bringen sollten, daß er in Frankreich keine großen Forderungen machen dürfte.

Gewiß ist, daß Alexander diese Abgeordneten auf eine sehr unfreundliche Weise zurückwies: je hülfsbedürftiger er war, desto weniger glaubte er seiner apostolischen Würde Etwas vergeben zu dürfen.

Der König Ludwig, über die Behandlung seiner Abgeordneten verdrießlich, sprach harte Aeußerungen aus. Diese Stimmung des Königes benutzte der Bischof Manasse: er erhielt die Erlaubniß, einen Brief an den Grafen Heinrich von Troyes zu schreiben, durch welchen derselbe bevollmächtigt wurde, sich nach Italien zu begeben und mit dem Kaiser eine Uebereinkunft wegen der Herstellung der Einheit in der Kirche ab zu schliessen. Friedrich, hoch erfreuet über die Erscheinung des Grafen, schloß mit demselben folgende Uebereinkunft: „Am 29. August's sollen der Kaiser und der König Ludwig begleitet von den ersten Männern ihrer Reiche, begleitet auch Friedrich von dem Papste Victor, Ludwig von dem Papst Alexander an der Saone, der Gränze ihrer Reiche, zusammen kommen; hier sollen die beiden Päpste ihre Rechte vertheidigen; nach dieser Vertheidigung sollen einige der rechtschaffensten Männer, geistliche und weltliche, den Streit entscheiden; fällt diese Entscheidung gegen Octavian aus, so soll der Kaiser den Cardinal Roland sogleich als den Papst Alexander III, fällt sie gegen Roland aus, so soll der König den Cardinal Octavian als den Papst Victor IV anerkennen." Hierauf bewies der Graf Heinrich selbst dem Papste Victor die Ehrerbietung, die der apostolische Bischof zu fordern pflegte.

Der Kaiser lud ungesäumt die Fürsten seines Reiches zu der Zusammenkunft ein, aber in einer von dem Vertrag abweichenden Weise. In dem Schreiben an die Geistlichen heißt es: „Zwischen uns und dem Könige der Franzosen ist unter dem Beistande des heiligen Geistes ausgemacht worden, daß wir mit den Erzbischöfen, Bischöfen, Fürsten und Baronen beider Länder am Tage der Enthauptung Johannis des Täufers, an der Saone im Bisthume Besançon, ein allgemeines Concilium halten wollen; auf demselben wird der König der Franzosen mit der ganzen gallicanischen Kirche unsern ehrwürdigen Vater den Papst Victor als den aposto-

lischen und allgemeinen Bischof der Kirche Gottes anerkennen." Die Geistlichen wurden aufgefordert mit ihren Lehnleuten wohlgerüstet zu erscheinen. In dem Schreiben an die Weltlichen: „der Kaiser hat mit dem Könige Ludwig ein Concilium zu halten beschlossen, auf welchem, wie er hofft, die Einheit der Kirche hergestellt, der Papst Victor die Gewalt des apostolischen Stuhls erhalten wird." Auch sandte Friedrich Botschaften und Einladungsschreiben an die Könige von England, Dänemark, Ungarn und Böhmen.

Zu dem bestimmten Tage zogen aus Teutschland die Eingeladenen nach Burgund. Von den eingeladenen Königen kamen die Könige von Dänemark und Böhmen herbei; der König von Ungarn blieb aus; der König Heinrich II von England lehnte die Einladung ab.

Inzwischen hatte Alexander III eine Zusammenkunft mit dem Könige der Franzosen. Ludwig bat den Papst, ihn zu der Unterredung mit dem Kaiser zu begleiten; er versprach ihm jegliche Sicherheit. Alexander behauptete, als rechtmäßig gewählter Papst könne er sich nicht dem Urtheil einer allgemeinen Kirchenversammlung unterwerfen, viel weniger dem Urtheil einer Versammlung wie an den Ufern der Saone Statt finden solle; auch sei des Kaisers Absicht lediglich ihn, den rechtmäßigen Papst, von dem Stuhle des Apostels hinab zu werfen. In Ludwig's Seele entstanden Zweifel. Diese Zweifel wurden durch die Nachricht vermehrt, daß der Kaiser mit großer Macht heranziehe, daß aber auch der König von England kriegerische Vorbereitungen treffe um den Papst Alexander zu schützen; sie wurden verstärkt durch einen Brief seines Bruders, des Erzbischofes Heinrich von Reims, der ihm Friedrich's Schreiben an die teutschen Bischöfe mittheilte und eine priesterliche und brüderliche Ermahnung hin zu fügte: „der König möge mit Vorsicht zu Werke gehen, auf daß er nicht durch die Söhne der Finsterniß Schaden an Leib und Seele nehme." Dennoch machte sich Ludwig auf den Weg nach St. Jean-de-Losne. Zu Dijon kam ihm der Graf Heinrich von Troyes entgegen. Von demselben erfuhr er erst die einzelnen Bestimmungen des Vertrages mit dem Kaiser. Er wurde höchst aufgebracht.

Der Graf aber erklärte: „Ich habe einen Eid geſchworen, daß du dieſe Beſtimmungen genehmigen würdeſt, oder daß ich auf die Seite des Kaiſers treten und Alles von ihm zu Lehen nehmen wolle, was ich von dem königlichen Fiscus beſitze.“ „Wie haſt du, fragte der König, dir anmaßen können, ſolche Dinge ohne mein Vorwiſſen mit dem Kaiſer zu verabreden?“ Heinrich berief ſich auf die Vollmacht, die der König ihm durch den Biſchof Manaſſe gegeben hätte: er legte dem Könige den Brief des Biſchofes vor. Ludwig war außer ſich. Er trug Bedenken mit dem Kaiſer zuſammen zu treffen; er trug aber auch Bedenken um zu kehren und die ganze Verhandlung auf zu geben. Alſo beſchloß er durch Ausflüchte und Winkelzüge Zeit zu gewinnen, bis ſich eine ſchickliche Gelegenheit zur Rückkehr darböte.

Der Kaiſer kam vor dem beſtimmten Tage nach Dole, einer großen Pfalz an der Gränze des Reiches. Die erſte Zuſammenkunft mit dem Könige Ludwig ſollte auf einer Brücke über die Saone Statt finden. Der König ſchickte Abgeordnete nach Dole, um den Kaiſer zu begrüßen. Dieſe Männer fanden den Papſt Victor nicht bei dem Kaiſer. Hierauf ließ Ludwig dem Kaiſer erklären, daß die Unterredung nicht Statt finden könne, weil ja der kaiſerliche Papſt abweſend ſei. Friedrich ließ den Papſt Victor ſchnell herbeiholen, und erſchien an dem beſtimmten Tag in der Begleitung deſſelben mitten auf der Brücke. Da er den König nicht fand, ſo kehrte er nach Dole zurück. Bald erſchien auch Ludwig auf der Brücke, und da er den Kaiſer nicht fand, ſo begab er ſich ohne Aufenthalt nach Dijon. Der Graf Heinrich von Troyes bewog zwar durch Bitten und Drohungen den König nach Losne zurück zu kehren, wo er nach Heinrich's Verſicherung den Kaiſer finden würde; Ludwig aber fand nur eine kaiſerliche Geſandtſchaft, deren Redner der Erzbiſchof Rainald von Cöln war. Dieſer eröffnete dem Könige: „der römiſche Kaiſer Friedrich, Schirmvogt der römiſchen Kirche, glaubt, daß das Urtheil über die Wahlſache des römiſchen Biſchofes nur den Prälaten im römiſchen Reiche zuſtehe, und hält für gerecht und billig, daß Ihr euch mit euern Biſchöfen zu ihm zu begeben habt um die Meinung

jener Prälaten zu vernehmen." Ludwig erwiderte: „Ich wundere mich, daß ein kluger Mann so wunderliche Dinge aus zu sprechen übernommen hat. Unser Herr Jesus Christus hat dem heiligen Petrus seine Schafe zu weiden aufgetragen. Gehören etwa die Könige der Franzosen, gehören die Prälaten der Kirchen in Frankreich nicht zu diesen Schafen?" Hierauf zu dem Grafen Heinrich von Troyes: „War nicht ausgemacht, daß der Kaiser sich hier einfinden sollte? Haben die Bestimmungen des Vertrages nicht anders gelautet? Bin ich folglich nicht des Vertrages ledig?" Der Graf läugnete die beiden ersten Thatsachen nicht; auf die dritte Frage gab der Graf mit allen anwesenden Bischöfen die Erklärung, daß der König sein Wort erfüllt habe und des Vertrages ledig sei. Da stieg Ludwig zu Pferd und eilte von dannen.

Nunmehr stand der Kaiser mit seinem Papste den übrigen christlichen Reichen feindlich gegenüber. Auch auf den Gehorsam der Menschen in seinem Reiche konnte er nicht rechnen; selbst in seinem Lager zu Dole zeigten sich Unzufriedenheit und Unmuth. In diesem Jahre herrschte überall Mangel und Noth; für die nöthigen Lebensmittel war nicht hinreichend gesorgt; Manches fehlte; was zu erhalten war mußte sehr theuer bezahlt werden. Dadurch gerieth der König Waldemar von Dänemark im kaiserlichen Lager in die größte Verlegenheit. Er war sehr aufgebracht. Dennoch verlangte der Kaiser, daß er Dänemark als ein Lehen des teutschen Reichs anerkennen, ihm den Eid der Treue schwören sollte. Waldemar aber hatte Freunde im Lager, und Heinrich der Löwe gehörte zu denselben; im Falle der Noth war auch seine Flucht nach Frankreich leicht. Also verwarf er das Verlangen des Kaisers. Endlich wurde folgendes Abkommen getroffen: der Kaiser sollte dem Könige die Abtretung des slavischen Landes, Slavanien's versprechen, Waldemar dagegen dem Kaiser den Eid leisten. Slavanien aber war in Heinrich's des Löwen Besitz; Waldemar wußte, daß der Herzog das Land dem Kaiser nicht überlassen, der Kaiser ihm dasselbe zu gewähren nicht im Stande sein würde. Er konnte daher in dem Abkommen nur ein Mittel sehen, durch welches

dem Kaiser eine anständige Aufgebung seiner Forderung verschafft werden sollte. Also wurde dasselbe von beiden Seiten erfüllt.

Nach der Abreise des Königes Ludwig versammelte der Kaiser die Bischöfe und die weltlichen Fürsten, die bei ihm waren. In der Versammlung suchte zuerst der Papst Victor die Gerechtigkeit seiner Sache zu beweisen, die Bischöfe durch erweiterte Rechte zu gewinnen. Hierauf sprach der Kaiser mit Geringschätzung von den „Provinzialkönigen" Ludwig und Heinrich, die sich anmaßten den Bischof von Rom ernennen zu wollen. Endlich vertheidigte der Erzbischof Rainald die Grundsätze, die er zu Losne aufgestellt hatte, in drei Sprachen, der lateinischen, französischen, teutschen, um sich Allen verständlich zu machen. „Wenn, sagte er, in den Städten dieser Provinzialkönige ein Streit über eine Bischofswahl entstände, so würden die Könige eine Einmischung des Kaisers gewiß als eine Beleidigung ansehen; und doch verlangen sie entscheidende Stimmen über die Bischofswahl in Rom, der kaiserlichen Stadt." Nämlich, weil es nicht gelungen war, den Papst Victor als apostolischen Bischof, als Oberhaupt der katholischen Kirche anerkannt zu sehen, so sollte die allgemeine Kirche aufgelöst, und nicht etwa in Nationalkirchen, sondern in Reichskirchen, ja in Kirchen Derer aufgelöst werden, welchen es gelang die Gewalt des Schwerts über dieselben aus zu üben. Dennoch wagte Niemand zu widersprechen. Der Papst Victor ließ, sich selbst und den apostolischen Stuhl Preis gebend, brennende Kerzen hereinbringen, um von Neuem einen feierlichen Fluch über Alexander III und seine Anhänger aus zu sprechen. In dieser Handlung aber ward er gestört. Der König Waldemar von Dänemark erhob sich auf einen Wink seines treuen Begleiters des Bischofs Absalon, und verließ rasch die Versammlung; der Bischof Absalon folgte ihm auf dem Fuß. Die ganze Versammlung war erschüttert; kaum sah ein Einziger mit ruhigem Herzen in den Zustand der Dinge hinein. Der Kaiser selbst aber hob sein Lager schnell auf und kehrte nach Teutschland zurück.

8.

Zerstörung der Stadt Mainz durch Friedrich I. Unterwerfung der Obotriten durch Heinrich den Löwen.

Friedrich I hatte Teutschland seit fünfthalb Jahren nicht gesehen. Die Gemüther hatten sich von ihm abgewendet; wie er kein Herz zu den Teutschen hatte, so hatten die Teutschen kein Herz mehr zu ihm. Auch schien er nur nach Teutschland gekommen zu sein, um eine neue Macht zu Italien's Unterdrückung zusammen zu bringen. Viele von Denen, die mit ihm in Italien gewesen waren, kehrten nicht in das Vaterland zurück; die Heimkehrenden fanden nicht Alles wieder, wie sie es verlassen hatten. Solche Fürsten und Herren, die an den Fahrten keinen Theil genommen, standen dem Kaiser und seinen Gefährten mehr mit Furcht als mit Hoffnung gegenüber. Die Städte hatten kein Vertrauen: Friedrich hatte sich um sie nicht bekümmert, hatte sie der Willkühr Derer überlassen, die ihre wie seine Feinde waren. Der Angstruf von Crema; der Nothschrei von Mailand war auch in den teutschen Städten gehört worden. Es war ihnen nicht unbekannt geblieben, mit welcher Mißachtung Friedrich von den Bürgern der Städte in Italien gesprochen, mit welcher kalten Grausamkeit er solche Feinde behandelt hatte. Wie hätten sie von ihm Schonung, wie Förderung erwarten dürfen? „Städtegründer sind immer und überall gefeiert worden, Städtezerstörer haben nur das Grauen edeler Seelen erregt.“ Endlich griff die Verwirrung der kirchlichen Verhältnisse tief in die Brust aller Menschen ein. Viele weltliche Herren möchten wohl gern in Friedrich's Absichten eingegangen sein, aber gewonnen hatten sie noch Nichts. Die Zukunft war ungewiß; vielleicht gab es nicht einen Einzigen, der niemals geschwankt hätte. Unter den Geistlichen wurde wohl auch Mancher von weltlicher Gesinnung gefunden, dem das Verfahren des Kaisers gefiel; Andere, unter den Gräueln in Italien von der Bahn ihres heiligen Berufes hinweggerissen, hielten nur zu dem Papste Victor, weil sie sich vor Alexander's Rache fürchteten. Die ganze untere Geistlichkeit scheint für Alexander III empfunden zu haben.

Der Kaiser selbst, durch Italien's Licht, Luft und mannichfaltige Schönheit verwöhnt, scheint sich über den Anblick des Vaterlandes nicht gefreuet zu haben. Auch war ihm verdrießlich, daß sein Einzug in das Vaterland gar keine Theilnahme erregte. Ueber Teutschland lag ein düsteres Schweigen. In Italien hatte er unter den Waffen teutscher Krieger nach Willkühr geherrscht; in Teutschland fehlten ihm Mittel und Macht zu einer solchen Herrschaft. Ueberdieß durfte er kaum hoffen diese Mittel, diese Macht zu gewinnen. Fünf Jahre waren ihm nothwendig gewesen um mit einem starken teutschen Heer einen Theil des zerrissenen Italien's zu einer ungewissen Unterwerfung zu bringen: eine viel schwerere Aufgabe war, Teutschland durch Teutschland selbst zu besiegen. Was er in den ersten Jahren seines Reiches gewonnen hatte war in Italien verloren worden. Er mußte von Neuem anfangen; und Heinrich der Löwe stand ihm mit dem Schein eines Freundes und treuen Vasallen seine eigenen Entwürfe verfolgend bedenklich gegenüber. Wenn daher Friedrich in Teutschland blieb um hier eine königliche Macht nach seinen Begriffen zu bilden, so verwickelte er sich nothwendig in schwere Streitigkeiten, unter welchen Italien für ihn verloren gehen mußte; wenn er aber nach Italien zurückkehrte um die Herrschaft zu befestigen, die er hier gewonnen zu haben glaubte, so schien der Thron des teutschen Reiches aus einander fallen zu müssen.

Unmittelbar nach seiner Ankunft am Rhein hielt Friedrich, im Monate November 1162, einen Hoftag zu Constanz. Auf diesem Tage wurde die Scheidung Heinrich's des Löwen von seiner edelen Gemahlin Clementia ausgesprochen. Der Kaiser beförderte diese Scheidung. Heinrich war 15 Jahre mit Clementia vermählt gewesen; was ihn zu dem Wunsche der Trennung bewogen hat ist unbekannt. Dagegen ist begreiflich, daß der Kaiser die Scheidung des Herzoges nicht ungern sah: er durfte hoffen, daß sie die Häuser Zähringen und Welf für immer trennen würde. Aber auf dem Hoftage zu Constanz war schon die Rede von einer neuen Fahrt nach Italien. Der Kaiser versuchte die versammelten Fürsten für dieselbe zu gewinnen: nur ein Einziger jedoch zeigte sich be-

reit, der Erzbischof Rainald von Cöln, der durch seine Klugheit und gesellige Liebenswürdigkeit die Gunst des Kaisers erworben hatte, und diese Gunst nicht unbenutzt lassen wollte. Rainald eilte nur nach Cöln um die kostbarste Beute, die er in Mailand an sich gebracht hatte, die Leichname der heiligen drei Könige, auf eine würdige Weise bei zu setzen; alsdann kehrte er nach Italien zurück um als Stellvertreter des Kaisers die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu übernehmen.

Das Osterfest, 1163, feierte der Kaiser zu Worms. Daselbst machten ihm viele Fürsten den Hof; auch hatte er eine bedeutende kriegerische Mannschaft versammelt. Mit derselben machte er einen Zug gegen die Stadt Mainz, um dieselbe für den Aufstand vor drei Jahren gegen den Erzbischof Arnold zu züchtigen. Nach Arnold's Ermordung nämlich hatten die Einwohner von Mainz einen Bruder des Herzoges Berthold von Zähringen, Rudolf, zu ihrem Erzbischof gewählt, und die Geistlichen der Kirche von Mainz hatten zu dieser Wahl ihre Zustimmung gegeben. Vier Wochen später aber hatte in Erfurt eine Versammlung von Fürsten Statt gefunden, um die Aufbringung des neuen Heeres zu berathen, das der Kaiser zur Verstärkung seiner Macht in Italien begehrt hatte. Auf diesem Tage war von den anwesenden Bischöfen der Bannfluch über die frevelnde Stadt Mainz ausgesprochen. Diesen Bannfluch benutzend, hatten der Pfalzgraf Konrad bei Rhein und der Landgraf Ludwig von Thüringen zu Frankfurt den Propst Christian von Merseburg als Erzbischof von Mainz aufgestellt. Der Erzbischof Rudolf aber hatte schon mit der Zustimmung der Einwohner von Mainz alle Kleinodien der Kirchen an sich genommen und war mit denselben nach Italien geeilt um den Kaiser und den Papst Victor zu gewinnen. Der Kaiser kam in den Verdacht, daß er das Geld, das Rudolf ihm dargeboten, wirklich angenommen; ehe aber Etwas zu Rudolf's Gunsten entschieden werden konnte, lief die Nachricht ein, daß der Propst Christian von dem Pfalzgrafen Konrad und dem Landgrafen Ludwig zum Erzbischof von Mainz ernannt worden. Diese Nachricht verdarb Rudolf's Sache. Friedrich verwarf

beide Erzbischöfe, Rudolf und Christian, und Victor IV sprach seine Verwerfung in kirchlicher Weise aus. Dagegen ward ein Bruder des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, Konrad, zum Erzbischofe von Mainz erklärt.

Diese Vorgänge blieben nicht ohne Folgen. Der Pfalzgraf Konrad zürnte im Geheimen auf seinen Bruder; in dem Landgrafen Ludwig sammelte sich der Groll der ihm bald aus Italien hinwegtrieb; das Haus Zähringen war aufgebracht über Rudolf's Verstoßung. In einem Brief an den König Ludwig von Frankreich nennt der Herzog Berthold den Kaiser einen Zerstörer der Kirchen und der Gesetze, und verspricht dem Könige, daß, wenn der Kaiser ihn angreifen sollte, er ihm mit allen seinen Freunden und Vasallen zu Hülfe eilen würde. Auch empfiehlt er seinen Bruder Rudolf dem König, und bittet ihn sich desselben bei dem Papst Alexander an zu nehmen: Rudolf sei gesetzmäßig erwählt, der Kaiser habe ihn nur aus Haß gegen die Zähringer verworfen.

Inzwischen befand sich die Kirche von Mainz in Verwirrung, die Einwohner der Stadt in Unruhe und Angst. Friedrich's Fahrt gegen Mainz war daher kein schwieriges Werk. Der Schrecken ging vor ihm her. Bei seiner Annäherung ergriffen die Einwohner die Flucht: nur wenige Menschen aus dem geringsten Volke blieben zurück, auch einige andere, welchen es schon gelungen war, „die Gnade des Kaisers zu verdienen." Der Kaiser zog ohne Hinderniß in Mainz ein, und hielt sogleich einen Hoftag in der menschenleeren Stadt. Ein einziger Mann, Namens Brunger, welcher der Theilnahme an der Ermordung des Erzbischofs Arnold beschuldigt wurde, war ergriffen worden: derselbe erlitt die Todesstrafe. Ueber alle entflohenen Theilnehmer wurde die Reichsacht auf ewige Zeiten ausgesprochen. Gottfrid, der Abt des Klosters zu St. Jacob, war mit seinen Mönchen in den Verdacht gerathen, daß er nicht ohne Schuld an Arnold's Ermordung sei. Dem Abte gelang allen Verdacht von sich ab zu wälzen. Dennoch ward er seiner Würde entsetzt und in's Elend gewiesen. Die Mönche geriethen in solche Angst, daß sie aus den Fenstern sprangen und entflohen.

Hierauf wurde die Stadt aller Rechte und Freiheiten verlustig, alle Einwohner wurden für infam erklärt. Weiter wurden alle Befestigungen der Stadt von Grund aus zerstört. Endlich wurde Konrad von Wittelsbach auf den erzbischöflichen Stuhl gesetzt. Das war das erste Werk, das Friedrich I nach seiner Zurückkunft aus Italien unternahm und ausführte.

Die Stadt Mainz hatte seit 1200 Jahren einen großen Namen bewahrt. Von den Römern zu einer Zwingburg für das teutsche Volk bestimmt, hatte sie im Ablaufe der Zeit das Ungeheuerste gesehen das sich im Leben der Völker ereignen kann. Durch alle Stürme hatte sie sich herdurch gewunden. Bald hatte sie dem Christenthum einen festen Altar erbauet; der eifrigste unter den Aposteln des Evangelium in Teutschland, der heilige Bonifacius, hatte sie ausgewählt um den ersten erzbischöflichen Stuhl zu gründen. In den Bewohnern von Mainz hatte sich nach und nach ein tüchtiger bürgerlicher Geist entwickelt, der nur des gesetzlichen Schutzes, der Freiheit bedurfte um Großes und Schönes zu erreichen. Und diese Stadt wurde nun verworfen und verödet, ihrer Schutzwehren beraubt, selbst in den künftigen Geschlechtern geschändet, als wäre sie verflucht für ewige Zeiten, nicht von einem fremden Eroberer, nein, von dem Könige des teutschen Reiches; nicht nach einem blutigen Sturm, nein, nach einem ruhigen Einzuge durch den Spruch eines glänzenden Hoftags. Uebrigens erlebte Friedrich I keine Freude an dem Mann, den er zum erzbischöflichen Stuhl erhoben hatte. Konrad von Wittelsbach, vielleicht durch sein Verfahren in der tiefsten Seele erschüttert, wandte sich bald von ihm ab, und stellte sich ihm, ein treuer Anhänger des Papstes Alexander, als erbitterter Feind gegenüber.

Heinrich der Löwe hatte der Fahrt nach Mainz nicht beigewohnt; er war von Constanz nach Bayern gezogen, aus Bayern nach Sachsen. Die Holsaten, die sich in Wagrien niedergelassen hatten, waren in ihren alten Sitzen von der Entrichtung des Zehnten an die Kirche frei gewesen. Sie hatten damals zu der Kirche von Hamburg gehört; in Wagrien gehörten sie zu dem neuen Bisthum Lübeck. Der Bi-

schof Gerold von Lübeck forderte von ihnen den Zehnten; die Holsaten weigerten sich. Gerold hat den Holsaten selbst bezeugt, daß sie sich durch viele christliche Tugenden, durch Frömmigkeit, Gastfreiheit, Mildthätigkeit und Keuschheit auszeichneten; aber er war der Meinung, daß dieses Alles von keinem Werthe sei, wenn sie nicht auch zur Ehre Gottes und zum Besten der Armen den Zehnten entrichteten. Die Holsaten erwiderten: sie würden sich nie unter das Sklavenjoch beugen, welches die Priester auf die christliche Welt gelegt hätten; es sei bekannt genug, daß der Zehnte nicht den Armen zu Gute komme, sondern größtes Theiles für die Ueppigkeit großer Herren verwendet würde. Gerold brachte die Sache an den Herzog Heinrich. Der Herzog befahl den Holsaten, den Zehnten zu bezahlen. Die Holsaten aber erklärten dem Herzoge: lieber wollten sie ihre Häuser in Brand stecken und das Land verlassen. Da erschien Heinrich der Löwe im Anfange des Jahres 1163 mit einem Heer in Wagrien, trat aber nur als Vermittler auf zwischen dem Bischof und den Holsaten, und brachte glücklich eine Ausgleichung zu Stande. Der Bischof that Verzicht auf den Zehnten; die Holsaten versprachen von jedem Mansus ihres Besitzes sechs Himten Weizen und acht Himten Hafer an die Kirche ab zu geben. Damit aber im Fortgange der Zeit unter veränderten Verhältnissen nicht etwa der Zehnte von Neuem neben dieser Abgabe verlangt werden möchte, verlangten die Holsaten, daß die Uebereinkunft durch Brief und Siegel bekräftigt werden sollte. Die Notarien, welche die Urkunde aus zu fertigen hatten, verlangten eine Mark Goldes für die Ausfertigung; die Holsaten fanden diese Forderung so unerträglich, daß sie die ganze Sache verwarfen und davon gingen.

Heinrich der Löwe war schon abgezogen und hatte sein Heer in das Land der Obotriten geführt. Er wollte den Söhnen Niklot's die Festung Wurle, die er ihnen früher überlassen hatte, nunmehr entreissen. Eine Anzeige des Grafen Gunzelin von Schwerin, daß die beiden Fürsten Pribislav und Wertislav geheime Umtriebe im ganzen Lande versuchten, gab dem Herzoge den Vorwand zu diesem Einfall

mitten im Winter. Die beiden Fürsten hatten keinerlei Vorkehrungen getroffen. Dennoch hatte Heinrich's Unternehmung keinen raschen Erfolg. Er hatte seinen Vassallen im Lande der Obotriten, vor Allen dem Grafen Gunzelin den Befehl gegeben, die Burg Wurle zu umstellen, damit die beiden Fürsten nicht entkommen könnten. Pribislav aber befand sich nicht in der Festung: er sammelte eine Anzahl Reiter um sich und hielt sich mit denselben in den Wäldern des Landes; Wertislav hingegen wurde mit vielen vornehmen Slaven und einer großen Masse geringeres Volks eingeschlossen. Der Herzog selbst zog gegen Wurle. Er ließ Belagerungswerkzeuge, Mauerbrecher und Thürme, erbauen. Da solche Maschinen noch nicht im Lande der Slaven gesehen waren, so machten sie auf die Slaven einen so tiefen Eindruck, daß sie sich nicht auf den Mauern ihrer Stadt zu zeigen wagten. Heinrich vollendete ungehindert sein Gezeug. Pribislav aber, mit seinen Reitern aus den Wäldern hervorbrechend fügte den Belagerern großen Schaden zu. Um diesen Angriffen ein Ende zu machen, entschloß sich der Graf Adolf mit einer auserlesenen Schar junger Männer den flüchtigen Feind in den Wäldern auf zu suchen und zu vernichten. Er zog einen ganzen Tag umher und traf keinen Feind. Als aber eine Anzahl Holsaten gleichsam in seinem Schutze das Lager verließ um Futter zu holen, da wurde sie von Pribislav überfallen; hundert Mann wurden niedergehauen, die Uebrigen zu einer schmählichen Flucht genöthigt. Das Schicksal der Festung Wurle jedoch wurde nicht abgewendet. Wertislav wurde verwundet, seine Genossen ermatteten. Der Fürst begab sich daher zu dem Grafen Adolf, der seines Vaters Bundesgenoß gewesen war. Adolf wußte ihm keinen Trost zu geben. Da versprach Wertislav seine Unterwerfung, wenn ihm und den Seinigen die Schonung ihres Leibes und Lebens zugesichert würde. Der Herzog Heinrich gewährte dieses Verlangen, jedoch nur unter der Bedingung, daß auch Pribislav sich unterwerfen sollte. Diese Bedingung konnte Wertislav nicht eingehen. Was hierauf ausgemacht worden, ist ungewiß: aber Wertislav und alle vornehme Slaven zogen unter Adolf's Geleit aus der Festung in Heinrich's Lager.

Der Herzog ſchonte das gemeine Volk, und erhob einen alten Mann Ludemar zum Vorgeſetzten des Landes. Dem unglücklichen Fürſten Vertislav wurden eiſerne Handfeſſeln angelegt und Heinrich nahm ihn mit ſich nach Braunſchweig; die übrigen Gefangenen wurden auf der linken Seite der Elbe vertheilt und fortwährend in Haft gehalten.

Als Pribislav das Schickſal ſeines Bruders erfuhr, ſchickte er Abgeordnete an den Herzog und verſprach fortan ſich jeder Feindſeligkeit zu enthalten. Heinrich forderte Geiſſeln. Pribislav antwortete: „Wozu bedarfſt du Geiſſeln von deinem Knechte? Mein Bruder, alle Edleren Slavien's ſind in deiner Haft. Betrachte ſie als Geiſſeln und thue mit ihnen wie dir gefällt, wenn ich die Treue breche.“ Die weitere Entwickelung dieſer Dinge iſt unbekannt. Helmold, der Geſchichtsſchreiber, ſetzt nur hinzu, daß ein Jahr lang in Slavien der Friede nicht geſtört worden ſei.

9.

Mißhandlung der Italiäner.
Friedrich I zum dritten Mal in Italien.

Der Kaiſer hatte die Mailänder unter die Aufſicht des Biſchofes Heinrich von Lüttich geſtellt. Dieſer war dem Kaiſer nach Burgund gefolgt und hatte die Verwaltung ſeines Amts einem Mann übergeben, der Peter von Cunin genannt wird. Peter war thätig und gewandt, aber hart bis zur Grauſamkeit. Er betrachtete die Mailänder wie ausgeſtoßene Knechte, brachte über ſie in ihren vier Flecken jegliche Mißhandlung und zog alle Bewohner des vormaligen Gebietes der Stadt Mailand hinein. Den Erſten preßte er ab was ſie noch irgend gerettet hatten, den Uebrigen was ſie beſaßen oder erwarben: von dem Ertrag ihrer Felder, Gärten und Wieſen ward ihnen nur ein Drittheil gelaſſen; überdieß wurden Alle zu den härteſten Arbeiten an den Zwingburgen, an Thürmen, an kaiſerlichen Pfalzen gezwungen, die aus Vorſicht oder Uebermuth angelegt wurden. Die Mailänder mußten die Steine herbeiſchaffen zu dieſen Bau-

ten, auf Wagen oder auf ihren Schultern, und diese Steine waren dieselben, aus welchen einst die öffentlichen Gebäude, die Befestigungen, die Kirchen der Stadt Mailand erbauet gewesen waren. Andere Beamte des Kaisers verfuhren in derselben Weise wie Peter von Cunin. Die Zurückkunft des Erzbischofes Rainald von Cöln brachte keine Milderung. Ihm lag nur die Sache des Papstes Victor am Herzen. Er durcheilte das Land, stellte Nachforschungen über die Gesinnung der Bischöfe an, setzte die Anhänger des Papstes Alexander ab und erhob Männer, die genöthigt waren zu dem Papste Victor zu halten. Nur die Städte, die eifrig zu der Zerstörung von Crema und Mailand mitgewirkt hatten, wie Pavia, Lodi, Cremona, wurden von dem allgemeinen Jammer nicht getroffen; aber gekränkt wurden auch sie. Durch ihre Thaten für den Kaiser glaubten sie Anspruch auf Ehre und Lohn gewonnen zu haben; die Teutschen aber betrachteten ihre Verdienste als schuldige Leistungen, die der Kaiser von seinen Knechten zu fordern gehabt hätte.

Die kaiserlichen Beamten befanden sich allerdings in sehr schwierigen Verhältnissen. Ihnen war aufgegeben, die Ruhe, die Ordnung zu erhalten. Aber ihnen stand keine bewaffnete Macht von einiger Bedeutung zu Gebote. Sie mußten jeglicher Aeußerung irgend eines Unmuthes hart entgegen treten, und vielleicht war nicht möglich die Zuckungen der mißhandelten menschlichen Natur von den Anzeichen eines beabsichtigten Widerstandes zu unterscheiden. Ein beständiges Spähen durch heimliche Schergen war nothwendig. Diese Späherei erforderte vieles Geld. Die Beamten waren genöthigt das Geld von den Italiänern zu erpressen. Der Vorwurf des gemeinsten Geizes, der niedrigsten Habsucht dieser Beamten mag daher sehr übertrieben sein, Vieles denselben zur Entschuldigung gereichen. Dennoch lag es in der Natur menschlicher Dinge, daß jeder Italiäner wider den Kaiser aufgebracht ward, in dessen Namen, auf dessen Befehl die Beamten zu handeln behaupteten. Jene furchtbaren Zerstörungen, die der Kaiser selbst angeordnet, durch sein großes Heer ausgeführt hatte, waren den betäubten Menschen wie ein Erdbeben, wie eine Sturmfluth erschienen; diese kleinli-

chen und grausamen Maßregeln der kaiserlichen Beamten, diese fein berechneten Quälereien und Plackereien brachten die Menschen zur Besinnung zurück, und machten ihnen den ganzen elenden Zustand anschaulich, in welchen sie durch übermüthige Fremdlinge gebracht waren. Alle Gedanken richteten sich auf Rettung und Rache. Selbst die Städte, die dem Kaiser eifrig gedient, die Beute mit den Teutschen getheilt hatten, blieben nicht gleichgültig. Die Leidenschaft hatte sie mit dem Fremdlinge vereinigt, der Trotz, die Härte der kaiserlichen Vögte zeigte deutlich genug was auch ihnen bevorstand.

Zu diesem unermeßlichen Unglücke der Lombarden kamen noch die Wirrnisse in den kirchlichen Verhältnissen und hielten selbst die Tröstungen der Religion von den Unglücklichen fern. Als der Kaiser von der Saone nach Teutschland ging, begab sich der Papst Victor, beschämt, verzweifelnd, nach Italien. Er nahm seinen Sitz in Cremona, wenig beachtet, in der äußersten Verlegenheit. Alexander III dagegen gewann in Frankreich mit jedem Tage mehr Ansehen und Würde. Der König Ludwig schien zu bereuen, daß er je geschwankt hatte: er suchte wieder gut zu machen was gefehlt sein mochte. Der König Heinrich II rühmte sich mit Stolz immer fest zu Alexander gehalten zu haben. Um so weniger wollte er sich in Ehrfurcht und Feier durch den König Ludwig übertreffen lassen. Zwischen den beiden Königen entstand ein großer Wetteifer den heiligen Vater zu verherrlichen. Die Geistlichen konnten nicht zurückbleiben. Am 19. Mai's 1163 eröffnete Alexander eine Kirchenversammlung zu Tours, zu welcher sich 17 Cardinäle, 124 Bischöfe, 414 Aebte und eine große Menge anderer Geistlichen und Laien versammelt hatten. Als das französische Volk sah, mit welchem Eifer die beiden Könige den Zaum des päpstlichen Pferdes hielten, mit welcher Demuth sie die Füße des Papstes küßten, mit welcher Unterwürfigkeit die Erzbischöfe und Bischöfe, hochgeborene Männer, fürstliche Herren auf das Wort des Papstes horchten, da ward es tief erschüttert und konnte nicht umhin, in dem wunderbaren Mann den Statthalter Christi, den ächten Nachfolger des Apostels zu ver-

ehren. Alle dieſe Dinge aber blieben in Italien nicht unbekannt und wirkten mächtig ein auf die Seelen der Menſchen. Viele Geiſtliche benutzten dieſelben für die Sache Alexander's III. Die Stadt Genua, ſicher durch ihre Lage, voll Vertrauens auf ihren Reichthum, trug kein Bedenken öffentlich für Alexander auf zu treten. Die Stadt Venedig, die ſchöne Tochter des Meeres, wirkte gern gegen den Kaiſer Friedrich, deſſen ausſchweifende Entwürfe auch für ihre Beſtrebungen verderblich zu ſein ſchienen. In Rom ſelbſt, in den meiſten Städten Italien's hatte Alexander treue Anhänger. Der Erzbiſchof von Cöln hatte zwar durch die Abſetzung mancher Biſchöfe viele Geiſtliche eingeſchüchtert, aber nicht einen einzigen gewonnen: er konnte ſelbſt nicht jener Männer ſicher ſein, welche er auf die Stühle der vertriebenen Biſchöfe geſetzt hatte.

Der Kaiſer ſcheint ſich über den Zuſtand der Dinge in Italien getäuſcht zu haben. Im Herbſte des Jahres 1163 ging er unbedenklich ohne ein neues Heer, nur von einem ſtarken kriegeriſchen Geleit umgeben, wieder über die Alpen; ſeine Gemahlin begleitete ihn auf dieſer Reiſe. Vielleicht hoffte er, daß die Zuverſicht, mit welcher er heranzog, einen günſtigen Eindruck auf die Italiäner machen würde; die Italiäner aber ſahen in dieſer Erſcheinung nur ein Zeichen von Schwäche; ſie glaubten, der Kaiſer habe nicht gewagt die teutſchen Fürſten zu einem neuen Zuge nach Italien auf zu rufen. Am 28. October's befand ſich Friedrich in Lodi. Alle Fürſten, alle Krieger, die noch in Italien geweſen oder mit ihm nach Italien gekommen waren, hatten ſich um ihn verſammelt: der Erzbiſchof Rainald von Cöln, der Erzbiſchof Konrad von Mainz, der Biſchof Hermann von Verden, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der jüngere Welf waren die bedeutendſten Fürſten. Auch der Papſt Victor erſchien mit ſeinen Cardinälen und andern Geiſtlichen. Den Winter hindurch verweilte der Kaiſer in Pavia; während deſſelben gab er den Paveſen den Befehl, die Stadt Tortona, die von den Mailändern und andern Freunden wieder aufgebauet und befeſtigt war, von Neuem zu zerſtören. Die Bürger von Pavia verwandelten Tortona abermals in einen Schutthaufen.

Die Tortoneſen wurden mitten im Winter in das Elend getrieben. Es wird verſichert, daß die Paveſen dem Kaiſer nach der Zerſtörung der Stadt eine große Summe Geldes dargebracht haben, einen Theil der Beute, die ſie in Tortona gemacht hatten. Im Anfange des Monates December begab ſich der Kaiſer nach Monza. Er kam an Vigiantino vorbei, einem der vier Flecken, die von den vertriebenen Mailändern erbauet waren. Es war Abend, ein ſtarker Regen fand Statt. Die unglücklichen Bewohner allzumal hatten ſich an dem Wege verſammelt, warfen ſich nieder vor dem Kaiſer, flehten um Mitleid und Erbarmen. Friedrich ritt ſchweigend vorüber, ließ ihnen aber durch den Erzbiſchof von Cöln zurufen, daß ſie am folgenden Tage Abgeordnete nach Monza ſchicken ſollten. Dieſe Abgeordneten erhielten vom Kaiſer die Loslaſſung der Geiſſeln, die noch in ſeiner Haft waren. Kaum aber hatte der Kaiſer nach üppigen Feſtlichkeiten Monza verlaſſen, ſo ſandte der Erzbiſchof Rainald den Befehl, daß aus jedem der vier mailändiſchen Burgen zwölf Abgeordnete vor ihm und dem Grafen von Blanderat, dem alten Verräther der Mailänder, erſcheinen ſollten: der Kaiſer habe ſie bevollmächtigt die Angelegenheiten der Mailänder zu ordnen. Die 48 Abgeordneten gingen in freudiger Hoffnung nach Monza; das Einzige aber, das ſie von den Bevollmächtigten des Kaiſers vernahmen, war die Forderung eines freiwilligen Geſchenkes für die Freilaſſung der Geiſſeln. Die Mailänder verſuchten ihre Noth zu ſchildern. Rainald antwortete: „Keine Weisheit, ſondern Geld;“ und durch Drohungen und Gewaltthat zwang er die Mailänder innerhalb einiger Wochen 880 Pfund an Kaiſermünze zu bezahlen.

Der Kaiſer ſelbſt ſcheint den Winter hindurch in ſtolzer Sicherheit gelebt, ſich mit hochfliegenden Entwürfen beſchäftigt zu haben. In dieſen Entwürfen ward er plötzlich durch zwei Ereigniſſe, die ſich in Italien zutrugen, und zugleich durch bedenkliche Nachrichten aus Teutſchland geſtört.

Am 22. April's 1164 ſtarb der unglückliche Papſt Victor vor Kummer und Herzeleid zu Lucca. Sogleich luden zwei Cardinäle, die allein noch um ihn waren, die italiäniſchen Biſchöfe, ſo wie die teutſchen, die ſich in Italien befanden,

zu der Beerdigung des heiligen Vaters ein. Nur wenige Biſchöfe folgten der Einladung, Rainald von Cöln jedoch und Heinrich von Lüttich waren gegenwärtig. Man wagte nicht die Leiche in die Hauptkirche zu bringen: ſie ward in einem Kloſter außerhalb der Stadt beigeſetzt. Dennoch beſchloſſen die verſammelten Biſchöfe, mehr vielleicht in Verlegenheit als aus Verblendung, ohne Verzug einen andern Papſt an Victor's Stelle zu erwählen. Ihre Wahl fiel auf den Biſchof von Lüttich. Dieſer lehnte die hohe Würde ab. Da wurde der Cardinal Guido von Crema erwählt. Und vier Tage nach Victor's Tod ertheilte der Biſchof Heinrich von Lüttich demſelben die Weihe. Der neue Papſt nannte ſich Paſchal III.

Man findet in den Ueberlieferungen aus dieſer Zeit, daß der Kaiſer krank geworden, und daß auch ſeine Gemahlin ſehr leidend geweſen ſei. Friedrich mochte wohl in der höchſten Verlegenheit ſein. Wenn er die Wahl des neuen Papſtes Paſchal III genehmigte, ſo ward ein neuer Quell mannichfaltiger Wirrniſſe geöffnet; eine Verwerfung der Wahl dagegen ſchloß die Vernichtung aller Erfolge ein die er bisher gewonnen zu haben glaubte; ſie war eine Anerkennung des Papſtes Alexander III als des rechtmäßigen Oberhauptes der Kirche, ſie war einer Unterwerfung unter die Gewalt der Kirche gleich: Friedrich mußte die Löſung des Bannfluches bei dem Manne ſuchen, den er bisher verfolgt, auf jegliche Weiſe gekränkt hatte. Heinrich IV, durch das Schickſal, durch Leidenſchaft und Frevel mißhandelt, von allen teutſchen Fürſten verlaſſen, verrathen, hatte ſich vor Gregor VII gebeugt ohne die Verachtung der Welt auf ſich zu laden: Friedrich aber, der Held dieſer Zeit, der Sieger, der Eroberer, unter deſſen Tritten Italien erzittert war, vor deſſen Stimme Teutſchland ſich gefürchtet hatte, in der ſchönſten Kraft männlicher Jahre, konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er ſich im Sack und in der Aſche vor dem Papſt Alexander beugen, demſelben die Füße küſſen, ihm um Vergebung ſeiner Sünden wider die Kirche anflehen ſollte. Dennoch zauderte er den erwählten Guido von Crema als den Papſt Paſchal III an zu erkennen. Dieſes Zögern mag zum Theil

aus seiner Aufmerksamkeit auf die Streitigkeiten hervorgegangen sein, welche in diesen Tagen zwischen der weltlichen Macht und der Kirche in England mit der höchsten Leidenschaftlichkeit betrieben wurden.

Seit Wilhelm der Eroberer mit wilder Gewalt die Rechte des Thrones gegen die Geistlichen und gegen die Güter der Kirche in England festgestellt hatte, war ein Jahrhundert verlaufen; die sogenannten königlichen Gewohnheiten waren in dieser Zeit im Wesentlichen dieselben geblieben. Selbst Heinrich's II Canzler und Freund Thomas Becket hatte diese Gewohnheiten aufrecht zu erhalten gestrebt. Zur Belohnung für solche Verdienste hatte Heinrich diesen Mann zu dem erzbischöflichen Stuhle von Canterbury erhoben. Nach der Synode des vorigen Jahrs in Tours aber hatte Thomas die Geistlichen der weltlichen Gerichtsbarkeit, die Kirchengüter der Willkühr des Thrones zu entziehen gestrebt. Ueber dieses Verfahren seines Canzlers gerieth Heinrich II in die wildeste Leidenschaft. Er sah in Thomas nur noch einen heuchlerischen frechen Pfaffen; dieselbe Ansicht gewann er auch von dem Papst Alexander, den er bisher maßlos gefeiert hatte: denn er sah deutlich, daß Thomas sich auf den Papst verließ. Um dem Getreibe ein schnelles Ende zu machen berief er, im Anfange 1164, eine Synode nach Clarenton, und zwang die versammelten Väter zur Anerkennung und Unterschrift von sechszehn Capiteln, durch welche die englische Kirche in der That von der allgemeinen Kirche losgerissen wurde. Thomas selbst unterschrieb. Kaum aber war die Synode entlassen, so ergriff er die Flucht und suchte Schutz bei dem Papst Alexander III. Der Papst entband den Erzbischof seiner erzwungenen Verpflichtung, und verdammte zehn von den sechszehn Capiteln. Es geschah wenige Wochen vor dem Tode Victor's IV. Also war ein heftiger Kampf zwischen dem Papst Alexander und dem Könige Heinrich II unvermeidlich. Den Gang dieses Kampfes wollte der Kaiser Friedrich, wie es scheint, abwarten, weil er denselben jedes Falles zu seinem Vortheile benutzen zu können hoffte. Wenn Heinrich in's Gedränge kam, so schien er seine Bundesgenossenschaft suchen zu müssen; wenn der Papst in Noth gerieth, so schien

er sich nur an ihn wenden zu können. Aber ein unerwartetes Ereigniß bewies dem Kaiser bald, daß er seinem Weg nicht mehr selbst zu wählen vermochte, und an diesem Ereigniß scheint der Papst Alexander nicht ohne Antheil gewesen zu sein.

In denselben Tagen, in welchen Paschal III gewählt wurde, schlossen die Städte Verona, Vicenza, Treviso und einige kleinere mit der Stadt Venedig ein Bündniß zur Abwehr der Bedrückungen, welchen die Lombarden ausgesetzt waren. Die Städte machten sich gegeneinander verbindlich, daß sie, mit Vorbehalt des alten kaiserlichen Rechtes, dem Kaiser Friedrich Nichts gewähren wollten, als was seinen Vorfahren, Karl dem Großen und andern rechtgläubigen Kaisern, von ihren Vätern geleistet worden; Venedig versprach jedem Bundesgenossen nöthiges Falles mit allen Mitteln und aller Macht bereit zu sein. Die lombardischen Städte fingen sogleich an, Befestigungen an zu legen oder her zu stellen.

Dem Kaiser fehlte es an Macht die Meuterer zu züchtigen. Von den teutschen Fürsten, die im vorigen Herbste bei ihm gewesen, waren einige, namentlich der Erzbischof Konrad von Mainz, nach Teutschland zurückgekehrt; seinen Getreuen unter den Lombarden war nicht zu trauen: die Städte Pavia und Cremona sollen ihm erklärt haben, daß sie genöthigt sein würden von ihm ab zu fallen, wenn er ihnen nicht gestatte frei wie in frühern Tagen zu leben. Friedrich that wenigstens einen Schritt, der von seiner Verlegenheit zeugt. Er sandte Abgeordnete nach Verona, und zwar lombardische Männer aus Pavia, Cremona, Novara, Lodi und Como: dieselben sollten Verona und die verbündeten Städte beruhigen nnd ihnen im Namen des Kaisers vollkommene Gerechtigkeit versprechen, wenn sie sich über kaiserliche Beamte zu beklagen hätten. Die Verbündeten schickten auf diesen Vorschlag selbst Abgeordnete nach Lodi um vom Kaiser selbst zu hören was sie fortan von ihm zu erwarten hätten. Friedrich empfing diese Gesandten; aber zwischen einem Fürsten, der nur willkührliche Herrschaft wollte, und Bürgern, die nach gesetzlicher Freiheit strebten, war eine Verständigung nicht möglich. Der Kaiser versprach Gerech-

tigkeit, jedoch unter der Bedingung, daß man sich zuvor unterwerfen müsse. Die Städte versprachen Gehorsam, jedoch unter der Bedingung, daß ihnen zuvor eine sichere Gewähr für die Zukunft gegeben würde. Nachdem dieser Versuch gescheitert war, führte der Kaiser, Junius 1164, die teutschen und lombardischen Krieger, die um ihn waren, in der Stille rasch gegen Verona. Als er aber in die Nähe dieser Stadt kam, erblickte er ein wohlgerüstetes Heer zu Roß und zu Fuß, das seinen Angriff erwartete: sein Plan war verrathen. Er trat den Rückzug nach Pavia an, von dem Hohngeschrei der Verbündeten verfolgt, von dem Spotte seiner lombardischen Freunde begleitet.

Ohne ein neues Heer aus Teutschland vermochte Friedrich Nichts weiter zu unternehmen. Aber die Nachrichten aus Teutschland störten seine Hoffnungen. Denn in diesem Jahre kamen über Teutschland so große Unglücksfälle, so mannichfaltige Wirrnisse, daß an eine Heerfahrt nach Italien nirgends gedacht werden konnte.

10.

Heinrich's des Löwen neue Fahrt gegen die Obotriten. Unruhen und Kämpfe im südlichen Teutschland.

Heinrich der Löwe hatte sich ununterbrochen mit den öffentlichen Angelegenheiten seiner beiden Herzogthümer beschäftigt, dadurch aber die Gesinnung der großen Herren nicht gewonnen. Den Geistlichen sah er scharf auf die Hände, die Weltlichen kränkte er durch sein Streben nach größerer Macht. Daher überall Neid, Groll, Erbitterung. Selbst in den untern Menschenklassen, für deren Wohlfahrt er handelte, gab es Manche, die ängstlich wurden, weil selbst bei seinen edelsten Zwecken nie die Willkühr in dem Gebrauche der Mittel fehlte. Ueberdieß lag eine gewisse Zweideutigkeit auf seiner Stellung zur Kirche und zum Kaiser, die Niemand zu vollem Vertrauen gelangen ließ. Er jedoch merkte Nichts oder that als merkte er Nichts von dieser Stimmung, und

ging, wie Friedrich in Italien, seinen Weg mit trotzigem Nacken.

Am 16. Februar's 1164 trieb ein furchtbarer Sturm die Fluthen des teutschen Meers über Deiche und Dämme weither in das Land. Ganze Eilande wurden verschlungen, ganze Dörfer hinweggerissen, Tausende von Menschen und Thiere fanden ihren Tod. Die Flüsse wurden erweitert und verändert, die Gestade unterwühlt: der alte Flevus wurde zur Zuyder-See.

An demselben Tage brach im Lande der Obotriten ein neuer unglückseliger Krieg aus. Wertislav Niklot's ältester Sohn war, wie erzählt ist, von Heinrich dem Löwen in Ketten nach Braunschweig geführt worden; sein Bruder Pribislav hatte seine Freiheit gerettet. Er war unstät und flüchtig umhergezogen, bis er endlich Schutz bei den Fürsten der Pommern, Kasemar und Bugeslav, gefunden. Im Schutze derselben hatte er eine Schar tüchtiger Männer gesammelt, die bereit waren ihr Schicksal an das seinige zu knüpfen. Mit dieser Schar zog er rasch heran und erschien an dem genannten Tage, während der Befehlshaber dieser Burg, Heinrich von Scaten, abwesend war, vor den Thoren von Mecklenburg. Er schickte sogleich eine Botschaft an die Burgmannen: „Dieses Land ist unser Vaterland; ich lasse euch die Wahl zwischen Leben und Tod. Oeffnet uns die Thore, so sollt ihr freien Abzug haben mit Allem was euch gehört. Wagt ihr die Burg zu vertheidigen, so sollt ihr sämmtlich sterben durch die Schärfe des Schwertes." Die Burgmannen, angesiedelte Flamländer, antworteten mit Pfeilschüssen. Da erfolgte ein stürmischer Angriff: die Burg ward erobert. Alle Männer, etwa 70 an der Zahl, wurden niedergehauen, Weiber und Kinder in die Knechtschaft geführt, die Burg in Flammen gesetzt. Pribislav eilte gegen die Burg Ilow. Der Graf Gunzelin aber, mit einiger Hülfe angelangt, wies ihn zurück. Pribislav forderte die slavischen Einwohner von Ilow, die „Ueberbleibsel des slavischen Stammes" zur Empörung auf gegen die Fremdlinge, die das Erbe ihrer Väter verzehrten. Gunzelin vereitelte auch den Erfolg dieses Aufrufes. Pribislav sah sich genöthigt ab zu ziehen.

Die Besatzungen von Malchow und Kussin dagegen nahmen sein Anerbieten eines freien Abzugs an und übergaben ihm diese Burgen.

Heinrich der Löwe erhob sich rasch. Er verständigte sich mit dem Könige Waldemar, der sein Unternehmen gegen die Slaven von der Seeseite her zu unterstützen versprach, zog aus und vereinigte sich mit dem Grafen Adolf von Holstein bei Malchow. Der Herzog führte seinen Gefangenen, den Fürsten Wertislav, mit sich. Vor Malchow ließ er denselben im Angesichte der Burg an einen Galgen aufknüpfen. Wahr ist, Pribislav hatte den Herzog auf seinen gefangenen Bruder, als auf den Bürgen für seine treue Beobachtung des Friedens hingewiesen; aber dieses Wort, in einem Augenblick höchster Noth gesprochen, rechtfertigt des Herzoges Verfahren nicht. Heinrich handelte wie Friedrich der Kaiser mit kalter Verachtung, als sei er dem Wechsel menschlicher Dinge nicht ausgesetzt, als gäbe es für ihn keine Zukunft, keine Geschichte. Eins jedoch muß ihm zu Gute gerechnet werden wie bei diesem Gräuel so überhaupt bei seinem Verfahren gegen die Slaven. Wertislav war ein Heide, die Slaven waren Heiden fast allzumal; und nach den Lehren der christlichen Priester dieser Zeit waren Treue, Schonung, Menschlichkeit keine Pflichten, die der Christ gegen Heiden zu bewähren hatte.

Pribislav zog sich gegen die Gränze der Pommern zurück. Viele Männer seines Volkes versammelten sich um ihn; auch die Fürsten der Pommern stellten sich unter die Waffen. Der Herzog Heinrich sandte den Grafen Adolf voraus, damit er bei Verchen ein Lager befestigen und sich in demselben dem Feinde gegenüber halten möchte; er versprach in wenigen Tagen ein zu treffen. Mit Adolf waren die Grafen Gunzelin von Schwerin, Rainold von Dithmarschen, Christian von Oldenburg. Die Tage verliefen, der Herzog traf nicht ein. Dennoch machten die Slaven keine Bewegung. Da sprachen die Grafen und Herren: „wir sind sicher; die Kraft der Slaven ist erstorben.“ Die gemeinen Krieger wurden nachlässig, die Fürsten versäumten Zucht und Ordnung. An einem frühen Morgen zog die slavische Macht in der Stille

gegen das Lager. Einige Knechte, die Lebensmittel herbei zu schaffen befehligt waren, bemerkten den Anmarsch. Auf ihr Geschrei rafften sich die schlafenden Krieger auf und taumelten zu den Waffen. Es erfolgte ein schauderhafter Kampf. In demselben fielen die Grafen Adolf und Rainold, es fielen viele tapfere Männer, die sich zuerst unter die Waffen gestellt hatten. Die Uebrigen blieben wie überwunden stehen und sahen den Ereignissen zu. Die Slaven bemächtigten sich des Lagers der Sachsen und eine reiche Beute an Pferden, Waffen und andern Dingen fiel in ihre Hand. Sie stürzten sich, weil Niemand zu kurz kommen wollte, auf diese Beute. Darüber verloren sie die Zeit, Zucht und Ordnung hörten auf. Bei dieser Lage der Dinge erblickte man plötzlich die Feldzeichen der Herzoges Heinrich, bald ihn selbst. Sogleich kehrten Besinnung und Muth in die Sachsen zurück: die Flüchtigen sammelten sich, die Unthätigen kamen zur That. Die erschrockenen Slaven verliessen das Lager, geriethen in unaufhaltsame Flucht; und verloren viele wackere Männer, die sich noch vor wenigen Augenblicken des Sieges und der Beute erfreuet hatten. Als der Herzog im Lager eintraf, war schon Alles entschieden. Die Slaven aber räumten ihre Festung Demmin, steckten sie in Brand und zogen sich in das Innere von Pommern hinein.

Der Herzog Heinrich legte eine Besatzung unter die Trümmer von Demmin und setzte seine Fahrt fort, die Peene hinab, um sich mit dem Könige Waldemar zu vereinigen, der sich der Insel Rügen bemächtigt und an der Küste festgesetzt hatte. Die beiden Fürsten zogen vereinigt weiter in das Land der Pommern. Bei ihrer Annäherung setzten die Einwohner ihre Städte und Dörfer in Flammen, und suchten ihr Heil in der Flucht. Auf ein Mal aber gab der Herzog Heinrich das siegreiche Werk auf und kehrte über die Elbe zurück. Zu diesem Rückzuge scheinen ihn folgende Gründe bewogen zu haben. Zuvörderst hatte er seinen nächsten Zweck erreicht: das früher eroberte Land war gerettet. Die wenigen Ueberreste vom slavischen Stamme waren entflohen. Weitere Eroberungen in Verbindung mit dem Könige Waldemar zu machen mußte ihm bedenklich vorkommen: ein Streit

über die Eroberungen war voraus zu sehen. Zweitens mögen schon Zwiste zwischen ihm und Waldemar eingetreten sein. Waldemar hatte Eroberungen für sich gemacht. Er hatte die Rugier zur Anerkennung seiner Hoheit, zur Theilnahme an seinem Kriege gebracht. Er betrachtete sich als den Bundesgenossen des Herzoges, der für seine Fahrt seinen Lohn in Pommern erhalten müßte, wie Heinrich den seinigen im Lande der Obotriten erhalten hatte. Der Herzog aber konnte nicht dulden, daß den Dänen die Küsten zufielen; und doch zeigten sich die Pommern den Dänen geneigt, während sie seinen Namen nur mit Angst und Zagen nannten. Endlich gingen um diese Zeit im südlichen Teutschland Dinge vor, welche die Aufmerksamkeit des Herzogs um so stärker in Anspruch nehmen mußten, da der Kaiser sich nicht in Teutschland befand.

Der Bruder des Kaisers, Pfalzgraf Konrad bei Rhein, hatte sich mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen und den Herzog Friedrich von Schwaben verbunden, um das Erzbisthum Cöln zu durchziehen und aus zu plündern. Die nächste Veranlassung zu dieser Verbindung ist bekannt: sie lag wohl in dem Gefühl der Zügellosigkeit, welches der leerstehende Thron überall erweckt hatte; der Grund aber möchte der alte Groll gewesen sein, den die drei Fürsten gegen den Erzbischof Rainald wegen seines Benehmens vor Mailand gefaßt hatten. Der Erzbischof jedoch hatte für solche Fälle Vorsicht getroffen. Er hatte auf einem Berg eine Festung erbauen lassen, die den Namen Reineck erhalten hat, um feindliche Versuche von Cöln ab zu halten. Auch hatte er dafür gesorgt, daß nöthiges Falles schnell ein Heer zu Roß und zu Fuß in's Feld ziehen könnte. Diese Vorkehrungen gewahrend kehrten die drei Fürsten ohne Schwertstreich heim; das Cölnische Heer blieb zwölf Tage im Feld, und lös'te sich alsdann auf, hoch erfreuet über den unblutigen Sieg.

Der Pfalzgraf Hugo von Tübingen hatte im Jahre 1163 einige straßenräuberische Ritter ergriffen und deren Burg Moringen zerstört; von den Gefangenen hatte er einige in Freiheit gesetzt, andere am Galgen aufknüpfen lassen. Unter den letzten waren Dienstmannen des Herzoges Welf, der den

Pfalzgrafen Hugo selbst als seinen Vassallen betrachtete. Der Herzog forderte Genugthuung; Hugo verweigerte dieselbe und trotzte allen Drohungen: er hatte an dem Herzoge Friedrich von Schwaben, der seines Vaters eingedenk noch einen bittern Haß gegen den Welf bewahrte, eine starke Stütze. Der Herzog kam auf den Gedanken, daß Hugo von dem Herzoge Friedrich aufgereizt sei, daß mithin der Streit eigentlich zwischen ihm und Friedrich, ja zwischen den Welfen und den Waiblingern Statt fände. Also rief er seinen Sohn Welf aus Italien zurück, damit dieser die Fehde auskämpfen möchte; er selbst begab sich nach Italien um von dem Kaiser Genugthuung zu verlangen, auch wohl um seine Besitzungen in Italien zu schützen. Der junge Welf forderte bei seiner Ankunft sogleich scharf und bestimmt Genugthuung von dem Pfalzgrafen Hugo. Dieser wies seine Forderung schnöde zurück. Hierauf rief Welf alle Verwandte und Freunde seines Hauses zur Hülfe auf. Unter denen, die mit ihren Kriegsmannen heran zogen, befanden sich die Bischöfe von Augsburg, Speier und Worms, der Herzog Berthold von Zähringen, die Markgrafen Berthold von Vohburg und Hermann von Baden, die Grafen Albert von Habsburg, Heinrich von Feringen und Konrad, der Schirmvogt der Kirche von Constanz. In dem Heere, das diese Fürsten vereinigten, waren 5200 Reiter im Harnisch und Helm. Zu dem Pfalzgrafen Hugo hingegen stellte sich der Herzog Friedrich mit allen seinen Vassallen: unter den Freunden desselben zeichneten sich besonders durch ihren Eifer und ihre Rüstung die Grafen von Zollern aus. Die waiblingische Partei rechnete besonders auf ihre starke Pfalz Tübingen; in derselben wollte sie ihre Feinde erwarten. Am Abend des 15. September's 1164 erschienen die Feinde im Angesichte der Pfalz an der andern Seite des Neckar. Am Morgen des folgenden Tages setzten einige junge Männer durch den Fluß und sprengten höhnend gegen die Feste heran, Andere ritten ihnen aus Tübingen entgegen. Es entstand ein großer Lärm, ein harter Kampf. Beide Theile erhielten Verstärkung von den Ihrigen. Der Streit ward allgemein; das Gelände aber war vortheilhaft für die Waiblinger, sie gewannen den Sieg. Neun hundert Mann von der welfischen

Partei geriethen in Gefangenschaft, die Uebrigen warfen sich in die Flucht. Welf selbst vermochte seine Burg Achalm nur mit drei Begleitern zu erreichen.

Die Spaltung in der Kirche wirkte immer tiefer in die gesellschaftlichen Verhältnisse ein. Von Tage zu Tage wandten sich mehr Menschen dem Papst Alexander zu; vornehme Geistliche erklärten sich durch Wort und Werk für denselben. Der Wittelsbacher Konrad, Erzbischof von Mainz, hatte den Kaiser nach Italien begleitet, war aber bald nach Teutschland zurückgekommen, und hatte sich im Geheimen nach Frankreich zu Alexander III begeben. Der Papst hatte sich mit ihm verständigt. Nach dem Tode Victor's IV erschien ein Legat des neuen Gegenpapstes Paschal III in Mainz; der Erzbischof aber ließ denselben mit der Drohung hinausweisen, daß dem Legaten des falschen Papstes, wenn er jemals zurück zu kommen wagte, die Augen ausgerissen werden sollten. So in Mainz. In Salzburg starb, im Junius 1164, der Erzbischof Eberhard. Von der Geistlichkeit und dem Volke wurde der Bischof Konrad von Passau, ein Bruder des Herzoges Heinrich von Oestreich und des ehrwürdigen Otto, weiland Bischofes von Freisingen, einstimmig mit der Bedingung zum Erzbisthum Salzburg erwählt, daß er wie sein Vorgänger stets zu dem Papst Alexander halten müsse. Konrad ging diese Bedingung bereitwillig ein. Hierauf begab er sich zum Kaiser nach Pavia, um die Belehnung mit den Regalien der Kirche von Salzburg zu empfangen. Friedrich nahm den neuen Erzbischof freundlich auf, verhandelte mit ihn heimlich und öffentlich; versuchte ihn selbst mit Drohungen auf die Seite Paschal's III zu bringen; Konrad aber trug kein Bedenken, den Winkel-Papst scharf zu verwerfen. Da versagte Friedrich ihm die Belehnung mit den Regalien.

Diese und ähnliche Dinge erklären hinlänglich die schnelle Rückkehr des Herzoges Heinrich aus Pommern, wo er bei längerem Aufenthalt leicht in neue und schwere Verhältnisse, verwickelt werden konnte. Er erwartete auch die Rückkehr des Kaisers aus Italien und wollte nicht fehlen. Der Kaiser jedoch kam nicht so schnell als Heinrich gedacht hatte.

Er blieb noch drei Monate nach seiner verfehlten Fahrt gegen Verona in Pavia. Eine schnelle Heimkehr nach Teutschland würde von den Italiänern wie eine Flucht angesehen worden sein; auch wollte er die Bauten seiner Burgen und Festungen so weit vollenden, daß sie vertheidigt werden, ihm in der Folge zum Anhalte dienen könnten, überdieß mag er gehofft haben, sein Bruder, sein Vetter, andere treu ergebene Fürsten würden ihm ein neues Heer zuführen. Da erhielt er die Nachricht von dem Streit zwischen seinem Vetter und den Welfen. Dieser Streit erregte neue Bedenklichkeiten. Ihm fehlte die nöthige Macht, um sich zwischen die Parteien parteilos hinein zu werfen. Die Theilnahme für eine oder die andere Partei aber schien gefährlich. Wenn er sich für die Welfen erklärte, so brachte er Zwietracht in sein eigenes Haus; wenn er auf die Seite seines Vetters trat, so war zu fürchten, daß Heinrich der Löwe sich ihm entgegenstellte. Die Niederlage der Welfen bei Tübingen aber machte ihm möglich in Teutschland als Oberhaupt des gesammten Reichs auf zu treten. Jetzt konnte er sich der Welfen annehmen, da das Recht auf ihrer Seite war. Als daher der Herzog Welf von ihm Genugthuung forderte, so entschloß er sich zur Rückkehr nach Teutschland.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.